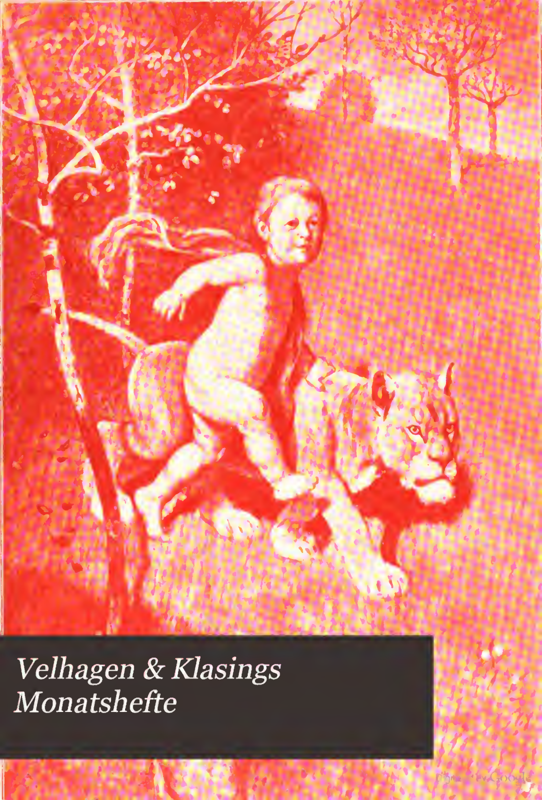

Velhagen & Klasings
Monatshefte







Kaiserin Editha.
Studie von Hugo Vogel zu einem Gemälde für das neue Ständehaus in Merseburg.

Velhagen & Klasings

# Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XII. Jahrgang 1897/98. Heft 10, Juni 1898.

## Alfred Rethels letzte Jahre.

Mitgeteilt von
M. Schmid-Aachen.

I.

Mit dem Bildnis Rethels und zwölf Abbildungen.



Als ich eine Lebensbeschreibung Alfred Rethels zu schreiben unternahm, stellten mir die Erben des Künstlers aus ihrem Besitze unter anderem ein kleines Manuskript zur Verfügung. Dasselbe war 1892 als Erinnerung an ferne, längst verklungene Zeiten von Alfred Rethels Gattin auf kleinen Oktavblättern, dreiundsechzig Schreibseiten umfassend, niedergeschrieben. Unter allerhand Papieren noch unbenutzt ruhend, kam die Handschrift jetzt zum Vorschein und lieferte mir manchen dankenswerten Beitrag. Aber wie nüchtern erscheint, was ich daraus entnommen, gegenüber dem zarten Reiz, den das Original atmete! Wie hier sprungweise die Erinnerungen anschießen, Krystallen gleich — wie die echt weibliche Erzählungskunst der Verfasserin im Plaudertone und doch getragen von einer wohlbegründeten Begeisterung die Ereignisse und Stimmungen jener Tage bei aller historischen Treue poetisch aneinanderreiht, wie dabei die Zeit, alle Wunden heilend, mit verklärendem Lichte die oft so furchtbare Wirklichkeit milderte, das konnte kein Referat, kein Auszug wiedergeben. So reifte der Plan, das Original in seiner ursprünglichen Eigenart an dieser Stelle zum Abdruck zu bringen. Nur einige Wiederholungen und Weitläufigkeiten wurden beseitigt, einiges zusammengedrängt oder aus Rücksicht auf noch lebende Angehörige unterdrückt, sonst aber unter voller Wahrung der Schreibweise des Originals, das schnell und fast ohne Korrektur niedergeschrieben ist, dasselbe druckfertig gemacht.

Wer den Duft einer frisch erblühten Blume höher schätzt als den wissenschaftlichen Wert einer Herbariumspflanze, wird diesen kurzen Abriß von Rethels letzten Lebensjahren jeder modernen Biographie des Meisters vorziehen.

Zur Erläuterung des Nachstehenden seien ein paar Bemerkungen vorausgeschickt.*)

Alfred Rethel ist 1816 in Haus Diepenbendt bei Aachen geboren, kam dreizehnjährig nach Düsseldorf auf die Kunstakademie, studierte dann die Malerei bei Veit in Frankfurt a. M., wo er von 1837—1847 lebte. 1840 gewann er in einer Konkurrenz den Auftrag für die berühmten Fresken im Rathaussaal zu Aachen, deren Ausführung nach Überwindung mancher Schwierigkeiten 1847 begann. Seit 1848 verlebte er den

*) Ausführlicheres in meiner Rethelbiographie, Künstlermonographien Nr. XXXII (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing).

Winter in Dresden, wo er die Kartons zeichnete, die dann im Sommer al fresco an den Wänden des Rathaussaales zu Aachen ausgeführt wurden.

Wie er in Dresden seine spätere Gattin kennen lernte — welches die Schicksale seines Brautstandes und seiner kurzen Ehe bis zum Ausbruch seines Nervenleidens waren — das melden die nachfolgenden Zeilen, die Erinnerungen seiner Frau.

* * *



Abb. 1. Alfred Rethel. (Nach einer Photographie, in Rom gefertigt.)

## Meine Erinnerung an Alfred Rethel.

Die schrecklichen Maitage der Dresdener Revolution 1849 waren vorüber; überall noch die traurigen Spuren des Straßenkampfes, welche man im Laufe des Sommers kaum oberflächlich hatte tilgen können; die Erinnerungen an denselben noch jedem Gemüt tief und unauslöschlich eingegraben. Wir hatten die Tage selbst in der Stadt verlebt; glücklicherweise lag unser Haus nahe dem Thor, in einer Straße, welche vom Kampfe gänzlich verschont geblieben, und sobald derselbe vorüber, zogen wir nach unserem ganz nahe der Stadt gelegenen Landhaus. Ich war siebzehn Jahr alt. Die Kunst, welche durch meinen Vater, der Porträtmaler und ein feinsinniger Kenner und Sammler war, im häuslichen Kreise eifrig gepflegt wurde, stand mir nicht fern; doch erinnere ich mich nicht vor dieser Zeit irgend welcher besonders haftender Eindrücke.

Es war ein Tag im Spätsommer. Wir empfingen meinen Vater, als er aus der Stadt heimkehrte, in dem großen sogenannten „runden Saal", dem Mittelpunkt des Hauses, welcher durch beide Etagen ging und sein Licht durch eine Glaskuppel im Dach erhielt. Mein Vater brachte ein Heft aus der Stadt mit, eben im Kunsthandel erschienen, welches ihm so gefallen hatte, daß er es sogleich kaufte; es war „der Totentanz von Alfred Rethel". Er breitete die Blätter auf dem Flügel aus, der in der Mitte des Saales stand, rief uns alle zusammen, zeigte und erklärte das Werk, und so unvergeßlich ist mir dieser Eindruck geblieben, daß ich ihn heute, nach vierzig Jahren, noch immer lebendig im Herzen trage. Ich hörte den Namen Rethel zum erstenmal, aber es kam wie eine Offenbarung über mich, als ich diese Gestalten und Vorgänge, so wahr, so groß und doch voll von wirklichem Leben erblickte; eine Ahnung, was die Kunst eigentlich bedeutet, und der Name des unbekannten Meisters prägte sich mir unauslöschlich ein. —

Im Anfange des darauffolgenden Winters 1849—1850 waren wir zu einer kleinen Gesellschaft beim Professor Ed. Bendemann eingeladen — ich glaube, es war überhaupt die erste Gesellschaft, zu welcher ich als erwachsenes Mädchen mitgenommen wurde, ich fühlte mich noch sehr ängstlich und befangen. Berthold Auerbach, jung verheiratet mit seiner zweiten Frau, war auch da und unterhielt sich gerade mit mir, als die Thür aufging und noch ein verspäteter Gast eintrat; sich umdrehend ruft Auerbach lebhaft: „Da ist ja der Rethel!" und eilt auf ihn zu. Verwirrt, erschrocken sah sehe ich — den Totentanz noch so lebendig in meinen Gedanken — plötzlich den Schöpfer desselben, heiter lächelnd, im Gesellschaftsanzug, ganz wie jeden anderen unter seine Freunde treten und alle herzlich begrüßen. Noch sehe ich ihn vor mir; kaum mittelgroß, aber den Kopf hochtragend, mit einer Fülle von leicht gelocktem dunkelblondem Haar, schönem, wohlgepflegtem

Bart, welcher den Mund ganz verdeckte — nur beim Sprechen zeigten sich etwas die Zähne — seiner leicht gebogener Nase, und die Augen, eigentlich blau, aber mit so tiefem, durchdringendem Blick, daß sie fast dunkel erschienen. Ja, wer diesen Blick gesehen, hat ihn sicher nicht leicht wieder vergessen, wie sehr zeugte er von dem großen schaffenden Geiste! So lebhaft mein Interesse war, gerade diesen Künstler ganz unerwartet kennen zu lernen, so wenig kam es mir in den Sinn, er werde von dem jungen, ihm ganz fremden Mädchen die geringste Notiz nehmen. Auerbach, der ihn von Frankfurt a. M. her kannte, hatte bei seinem Eintrit die Bemerkung gemacht: „Nun wird gewiß getanzt werden!" — in Frankfurt mag er wohl einer der beliebtesten und eifrigsten Tänzer gewesen sein. Nach dem Abendessen setzte sich wirklich eine der Hausfreundinnen ans Klavier und spielte einen Tanz. Es dauerte nicht lange, so drehten sich trotz des engen Raumes verschiedene Paare vergnügt nach einem lustigen Walzer. Ich wagte nicht aufs eigne Tanzen zu hoffen, so gern ich auch wollte — ich war zu jung und fremd, vorgestellt wurde nicht —; ich hielt mich schüchtern hinter den älteren Damen und sah zu. Da stand Rethel plötzlich vor mir und forderte mich auf; mit hoch erglühenden Wangen folgte ich ihm, und wir drehten uns bald im zierlichsten Walzerschritt. Er legte besonderen Wert darauf, wie er mir auseinandersetzte, diesen echten deutschen Tanz ganz nach der Regel zu tanzen, nicht im raschen Galopp, wie die Fremden es eingeführt; das war überhaupt eine Eigentümlichkeit an ihm, alles, auch das Einfachste, was er that und sagte, mit einem gewissen Ernst, mit einer bewußten Wichtigkeit auszudrücken. Selbst in der äußeren Erscheinung machte sich das geltend; wie er auf der Straße ging — sehr gerade mit erhobenem Haupte, — wie er grüßte, wie er zu Freunden ins Zimmer trat, bei der ersten Anrede; alles geschah, ich möchte sagen mit Feierlichkeit, ebenso wie auch in seiner Kunst sich selbst das geringfügigste Ereignis zum historischen Moment gestaltete. Dies große, ich kann nur sagen feierliche Erfassen des täglichen und gewöhnlichen



Abb. 2. Rethel. Die Poesie, umgeben von den drei Ständen. Zeichnung.

Lebens ist mir, die ich ihn ja nur in seiner letzten Lebenszeit gekannt habe, als ein Grundzug seines Wesens in der Erinnerung geblieben. Wie stolz und glücklich ich war, solchen Tänzer zu haben und zu fühlen, daß es ihm Freude machte, mit mir zu tanzen, kann ich kaum sagen; dieser erste Eindruck war unvergeßlich fürs ganze Leben. Ihm auch wohl, denn er machte sehr kurze Zeit nach dieser Gesellschaft Besuch in unserem Hause, wurde auch bald eingeladen. Dann aber erlitt der eben begonnene Umgang wieder eine Unterbrechung, weil meine Eltern gleich nach Weihnachten mit der ganzen Familie für einige Zeit nach Berlin gingen, wo zahlreiche Verwandte von uns lebten. Erst im Februar kehrten wir wieder zurück. Eine der ersten Gesellschaften, welcher ich mich dann erinnere, war ein Ball beim Gymnasialdirektor Blochmann, dessen Frau die Schwester von Julius Schnorr von Carolsfeld gewesen. Hier traf ich wieder mit Rethel zusammen, er bat mich um den Kotillon, und da der Saal sehr voll war, haben wir uns mehr unterhalten als getanzt. Doch erinnere ich mich nur, daß ich, nach Hause gekommen, lange mit glühenden Wangen schlaflos im Bette lag. Seine Unterhaltung war mir so neu, so seltsam erregend, er sprach tief eingehend über sich, über seine Kunst und die Gewalt, mit der sie, die Göttliche, ihn beherrscht! Er schilderte die Macht, die ihn zum Schaffen, zum Komponieren trieb. Mitten im Ballsaal vergaß er ganz seine Umgebung, führte mich mit leuchtenden Blicken in das Heiligtum seines Arbeitszimmers, wo er abends ganz allein bei der Lampe saß und komponierte. Da kamen die heldenhaften Recken der Geschichte, standen so lebendig vor seinem geistigen Auge, daß er sie nur hinzuzeichnen brauchte, ließen ihn nicht ruhen, ja verfolgten ihn bis in Schlaf und Traum. Ich greife hier vor; er wird mir nicht schon an diesem ersten Abend so vieles von sich erzählt haben; aber ich will ja auch nur niederschreiben, wie ich mich seiner erinnere, es ist gleich, wann er mir dies oder das gesagt, mir blieb im Gedächtnis nur eine Reihenfolge großartiger Eindrücke, wenn er von sich und „seiner Kunst" sprach, denn so nannte er sie immer, die göttliche Gefährtin seines Lebens. „Sie war eine ernste, schwere," sagte er einmal, „ich mußte gewaltig ringen um ihre Gunst, sie hat es mir nicht leicht gemacht." Als er von seinen Lehrjahren auf der Düsseldorfer Akademie erzählte, sprach er mit großer Pietät vom alten Direktor Schadow. „Malen habe ich bei ihm gelernt," sagte er, „und ich hoffe, wenn ich die Aachener Freskobilder vollendet, der Welt zu zeigen, daß ich noch ein ordentliches Ölbild machen kann." Wie er sich übrigens zur Schadowschen Schule gestellt, ist ja bekannt, und daß er nach Frankfurt a. M. gegangen, weil ihm ihre zu romantische, süßliche Richtung nicht genügte. Um so ehrenhafter war diese Anerkennung seines alten Lehrers. Aus der Frankfurter Zeit erwähnte er besonders seines Freundes Hechtel, welcher ihm bei den notwendigen Geschichtsstudien zum Leben Karls des Großen behilflich gewesen ist. Mit ihm gemeinschaftlich hat er das Leben Karls des Großen erforscht, als er sich an der Konkurrenz für die Ausmalung des Aachener Rathauses beteiligte. Von dieser Zeit gilt es wohl, wenn er erzählte, daß er oft die ganze Nacht nicht schlafen konnte, weil die Gestalten, welche er tagüber geschaffen, ihm nachts lebendig wurden und nicht von seinem Lager wichen. Bekannt ist ja, daß seine Mitkonkurrenten alle freiwillig zurücktraten und ihm fraglos den Preis zuerkannten.

Dann erzählte er von seiner Reise nach Berlin und wie er mit seinen Kompositionen (für die Aachener Fresken) zur Audienz bei Friedrich Wilhelm IV. befohlen wurde. Der König und auch die Herren seines Gefolges haben sich die Zeichnungen mit großem Interesse besehen, die Handlungen erklären lassen. Bei der Krönung Karls des Großen im St. Peter, wo der blinde Papst Leo ihm überraschenderweise die römische Krone aufsetzt, sagte Friedrich Wilhelm lächelnd: „Solche Überraschungen kennt man!" Nach dem ersten Besuche versteht sich von selbst, daß Rethel bald in unseren geselligen Kreis gezogen wurde. Derselbe war lebhaft und anregend, mancher bedeutende Mann verkehrte in meinem elterlichen Hause, ich müßte fast sagen im „großelterlichen", denn wir lebten ganz mit dem Großvater mütterlicherseits zusammen und zwar in seinem Hause. Meine Eltern waren von Berlin, wo ich geboren bin, nach Dresden übergesiedelt. In späteren Jahren, als der

Großvater sich vom Geschäfte zurückgezogen, folgte er nach. Er ließ sich zuerst an der Elbe ein Landhaus von Gottfried Semper bauen, später auch eines in der Stadt, und einer Whistpartie im eignen Hause. Während dieser saß meine Mutter unter ihren Kindern im Nebenzimmer, bis um neun Uhr ein gemeinschaftliches einfaches Abend-



Abb. 3. Rethel. Entwurf. Karls des Großen Einzug in Pavia. Tuschzeichnung. (Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

wir haben dann mit ihm zusammen gelebt. Er hatte sich gewöhnt, immer den Abend mit uns zusammen zu verleben, wenn nicht im Theater oder in Gesellschaft, dann bei essen sie wieder mit den Herren vereinigte. Manchmal wechselten Gesellschaften mit diesen Whistabenden, manchmal kam auch von selbst ein Besuch, und unter diesen



Abb. 4. Rethel. Der Sänger Blondel. Zeichnung.

etwas aus der Erinnerung zu zeichnen; einmal in ein kleines Büchelchen meiner jüngeren Schwester, welches sie als ihr Album betrachtete. Da malte er einen kleinen Knaben im vollen Lauf, das Netz in der Hand, das er eben über den dicht vor ihm flatternden Schmetterling werfen will. Der Kleine sieht in seinem Eifer nicht den niedrigen Zaun vor seinen Füßen, über welchen er im nächsten Augenblick unfehlbar hinstürzen muß, und der Beschauer zittert vor dem schlimmen Schicksal, welches das ahnungslose Kind im nächsten Augenblick ereilen wird, — echte Tragik in so einfacher Form. Wie lebhaft wußte er zu erzählen, wie gestaltete sich das kleinste Ereignis unter seinem beredten Worte zu einer That! Zum erstenmale sah ich solcher Arbeit zu. Wenige leise Punkte gab er an und dann saß das ganze bewegte Figürchen sicher und bestimmt,

von selbst Kommenden war Rethel bald der häufigste. Ich sehe sie noch vor mir diese Abende! Ein großes, hohes, längliches Zimmer; den Fenstern gegenüber an der Wand ein großes Sofa, auf dem meine Mutter saß mit ihrer Handarbeit; ein langer Tisch davor und um diesen herum ihre Kinder; von sieben war ich die älteste; jedes mit Spiel oder Arbeit beschäftigt. Ich sehe ihn eintreten, von den Herren im Nebenzimmer lebhaft begrüßt, die sich dann aber im Spiel nicht weiter stören ließen, sie wußten ja, daß er eigentlich nicht ihretwegen kam. Herzlich forderte ihn meine Mutter zum Bleiben auf, die Kinder rücken zusammen und, als könnte es nicht anders sein, schiebt er einen Stuhl mitten zwischen sie; und welche anregende Unterhaltung begann nun! Während des Erzählens griff er wohl auch zu Bleistift und Papier, trotz aller Verkürzungen, in dem gegebenen Raum.

An einem solchen Abende war es auch wo er seine Mappe mitbrachte, uns zeigte und erklärte. Das erste aber war, daß wir die Mappe selbst betrachten mußten; ziemlich groß, mit Lederrücken und buntem Papier überzogen, trug sie Spuren des starken Gebrauches. An verschiedenen Stellen waren Siegel aufgedrückt; auf diese machte Rethel besonders aufmerksam, denn sie stammten von den verschiedenen Douanen her, die er auf der Fahrt nach Italien passiert. Überall hatte er sie, als sein wertvollstes Eigentum, mitgeführt und fast mit liebevoller Empfindung strich seine Hand darüber hin. Glatt und ordentlich wurde dann der Deckel zur Seite gelegt, die grünen Leinwandklappen aufgeschlagen; ein besonderer Sinn für Ordnung war ihm

eigen, wie auch sein Anzug stets die peinlichste Sorgfalt und Sauberkeit verriet; eine besondere Angewohnheit war es, oft über das Tuch seines Rockes zu streichen, aus Furcht, es könne ein Stäubchen darauf liegen.

Die Mappe enthielt alle seine herrlichen Kompositionen. Rethel trennte sich ungern von einem ersten Entwurf; wurde eine Zeichnung käuflich von ihm gewünscht und es ging an, so zeichnete er sie lieber ein zweites Mal, um das erste Blatt in seiner Mappe zu behalten. Diese zu zeigen machte ihm besondere Freude. Mit lebendiger Schilderung und fließender Rede wußte er jede Komposition zu erklären. Welche Freude hatte ich, als Rethel, während wir die Zeichnungen besahen, mich fragte, ob ich ein Album besäße und auf meine Bejahung sich die Größe desselben geben ließ. Einige Wochen später brachte er mir ein herrliches Blatt, „die Poesie, umgeben von den drei Ständen“ (Abb. 2). Die Poesie sitzt etwas erhöht, das Haupt gekränzt, die Leier im Arm; in die Saiten greifend lauscht sie den Klängen aus der Höhe. Zu ihren Füßen rechts sitzt Luther im Talar. Die Bibel fest im Arm, schaut er gedankenvoll geradeaus. Auf ihrer anderen Seite steht die ritterliche Gestalt Ulrichs von Hutten, fest und freudig ihr entgegenschreitend, mit Lanze und Schild, aber den Sängerkranz ums Haupt und etwas hinter ihm in der geneigt sinnenden Stellung des Landmannes, die Sense über der Schulter, ein Dichter und Schilderer der Natur, Felsinger. Zu Füßen der erhabenen Göttin sprudelt der Quell der Poesie, aus der die kleinen Haubenlerchen nippen — auf sie machte mich Rethel besonders aufmerksam als Sinnbild der häuslichen Poesie.

In diesem Winter zeichnete der Künstler für Aachen den Karton „Einzug in Pavia“ (Abb. 3), außerdem beschäftigten ihn zwei Kompositionen: der Tod als Freund und der Tod als Erwürger, die er auf den Holzstock zeichnete. Auch manche andere Zeichnung hat er noch gemacht; so weiß ich, daß eine junge Dame, die wundervoll sang und ihn dadurch oft begeisterte (später an



Abb. 5. Rethel. Kampf der Künste und Wissenschaften. Zeichnung.
Aus Dr. Carus' Besitz, jetzt bei Frau Grahl in Dresden.

den Schauspieler Davison verheiratet), eine Zeichnung von ihm erhielt, darstellend den Sänger Blondel, wie er eben sein Lied beendet hat und nun lauschend am Fuß des Turmes steht, in dem der gefangene König schmachtet (Abb. 4). Dann auf Bestellung für das Album des Königs von Sachsen ein Bild aus dem Dante: Die Leiche König Manfreds mit zerbrochenem Schild liegt am Wegrain, die Seinigen, die ihn beerdigen wollten, sind vertrieben vom nachrückenden Feind, dem der Leichnam nun wehrlos preisgegeben.

Aber Manfreds Tapferkeit wird auch vom Feinde geehrt. Statt ihn zu beschimpfen, legt jeder der vorüberziehenden Krieger einen Stein ihm zur Seite und so wird ein Tumulus errichtet, ehrender dem Helden, als das herrlichste Grabdenkmal. Eine andere Bestellung für das Album eines Arztes, Dr. Carus, der zugleich Gelehrter und Kunstliebhaber war, rief eine köstliche Zeichnung voller Humor ins Leben: Kunst und Wissenschaft, zwei hehre weibliche Gestalten, reichen sich über dem Weltall zu schönster Einigkeit die Hand und schauen lächelnd auf das Getriebe der Genien zu ihren Füßen, die den im kleinen oft entbrannten Streit zwischen Kunst und Wissenschaft darstellen (Abb. 5). Da rechnet der Mathematiker an den Fingern Zahlenverhältnisse her, vor denen sich der Musiker die Ohren zuhält, der fanatische Theologe schwingt das Buch von der Entsagung der Welt dem Bildhauer entgegen, der die Schönheit derselben verherrlichen will. Der Arzt rückt gegen den Maler, der Jurist gegen den Dichter ins Feld. Kampf im Kleinen, während doch das große Ganze nur vereint bestehen kann.




Abb. 6. Rethel. Kalenderbild. Zeichnung.

Von jenem Winter kann ich weiter nur sagen, daß wir uns öfters sahen, näher kennen lernten und immer mehr zu einander hingezogen fühlten. Ein anregender Freundeskreis verkehrte im Hause meiner Eltern: die Maler Bendemann und Hübner, der Bildhauer Ernst Rietschel, die Dichter Auerbach und Gutzkow fallen mir gerade ein, aber auch noch mancher andere bedeutende Mann, so der Kupferstecher Steinla, der liebenswürdige Maler und Dichter R. Reinick, ein besonderer Freund Rethels, der alte Carus, Kapellmeister Reißiger — Rethel fehlte fast nie. Einmal erinnere ich mich noch, daß er etwas später kam — ich hatte gefürchtet, er möchte ganz ausbleiben, wir saßen schon bei Tisch — da erschien er doch und entschuldigte seine Verspätung damit, daß er den ganzen Tag in der Nähe von Meißen auf einem königlichen Gestüt zugebracht, um Studien für seinen Karton zu machen. Wie er den Tag dann schilderte: Das Vorführen des schönsten Hengstes, die Sprünge des herrlichen Tieres, das der Reitknecht kaum halten konnte, bis er es in verschiedenen Stellungen gezeichnet — wie angeregt und lebensvoll waren seine Worte. Einmal erzählte er mir auch von seiner alten Mutter! Mit welcher Ehrfurcht, mit welcher Liebe sprach er von ihr und von der älteren, unverheirateten Schwester, mit der sie lebte! Er war es, der für sie sorgte, fast ganz sie erhielt. Aber das erwähnte er nicht; nur als der dankbare, liebevolle Sohn zeigte er sich, voll froher Erwartung des baldigen Wiedersehens im Sommer — „und wenn ich dann heimkomme zu meiner Mutter,“

sagte er, „dann erhalte ich einen rechtschaffenen Kuß!“ Dazu leuchtete sein schönes, tief ernstes, so beredtes Auge — mir aber hat dieser Augenblick einen nie vergessenen Eindruck hinterlassen! —

Der Sommer trennte uns! Er mußte zur ernsten, anstrengenden Arbeit nach Aachen und erst zum Herbst durften wir ihn wieder in Dresden erwarten!

Noch einer besonderen Freude will ich erwähnen: bei einer Gesellschaft kam das übliche Vielliebchenessen in Gang — man that es von verschiedenen Seiten und auch Rethel bot mir eins an. Da er es bald darauf verlor, sagte er nur, daß ihm das Verlieren besonders lieb wäre, denn er möchte mir gern etwas bringen, und bald darauf kam er mit einem kleinen Büchelchen, um sich auszulösen. Das war ein Meisterwerk, nur so groß wie ein gewöhnliches Taschenbüchelchen, Titel und Schlußblatt über die ganze Seite gezeichnet, dazwischen je ein Blättchen für jeden Monat, nur zur oberen Hälfte mit einem Bildchen, damit, wie er mich bat, ich unter jedes einen Vers schreiben möchte, denn er wüßte ja, daß ich solche mache. (Abb. 6). — Beschreiben lassen sie sich nicht, diese reizenden Darstellungen, so neu, so anders aufgefaßt, so entzückend gezeichnet — sie zu begreifen, mußte man sie unbedingt sehen! Ich habe wohl den Versuch gemacht, dies reizende Kunstwerk der Welt zugänglich zu machen, aber ohne Resultat: es fand sich keine Hand, die imstande gewesen wäre, die Bilder im Geiste Rethels nachzuzeichnen, und ein Versuch der Holzschnittvervielfältigung, den mein Vater unternahm, mußte als unausführbar wieder verworfen werden.



Abb. 7. Rethel. Erinnerung. Zeichnung.

Nachdem Rethel im Herbst wieder nach Dresden zurückgekehrt, verlobten wir uns am 7. Februar 1851! Ein großes Ereignis in der kinderreichen Familie, als die Älteste, Achtzehnjährige plötzlich Braut war! Der Tag selbst war viel bewegt, denn es war der Hochzeitstag meiner Eltern, zu welchem wir Kinder schon seit einigen Wochen gedichtet, Requisiten und Kostüme fabriziert, um sie mit lebenden Bildern zu überraschen; die Darsteller derselben bestanden nur aus dem Geschwisterkreis, und wir waren bescheiden genug, die Bilder so früh zu stellen, daß sie vorüber waren, ehe sich die zum Abend gebetenen Freunde einfanden. Wie frohlockten wir aber, nun auch die Hilfe meines Verlobten zu haben, besonders für eine Schwierigkeit! Vor dem Vorhang stehend, sollte ich als Erinnerung die selbst gemachten Verse sprechen und dafür hatten mir Stellung und Kostüm schon viel Kopfzerbrechen gemacht: schüchtern bat ich ihn um seinen Rat, und schnell bereit, zeichnete er mir sofort im idealen Gewand eine Erinnerung, welche, das Buch der Gegenwart schließend mit abgewandtem Blick zur Seite tritt und einen Epheuzweig ans Herz drückt.

Die Zeichnung (Abb. 7) habe ich noch, und oft, wenn ich sie betrachte, zieht es mir erschauernd durch das Herz: „Das erste, was Alfred Rethel am Tage unserer Verlobung für mich erdacht hat, war ein Bild der ‚Erinnerung.‘ Das Einzige, das mir nach kaum einjähriger Ehe von allem Glück geblieben, ist ‚die Erinnerung.‘ Und wie glücklich waren wir! Dem reifen Mann, dem großen, fertigen Künstler trat das Glück der Liebe spät erst entgegen und mit einer Art demütiger Scheu empfing er es.



Abb. 9. Rethel. Zeichnung zu handschriftlichen Gedichten der Frau Rethel. (Besitzerin: Frau Grahl in Dresden.)

Sein Leben hatte ja der Kämpfe viel schon durchgemacht. Oft schüttete er mir sein Herz aus, das sich so unendlich sehnte nach häuslicher Ruhe und Behaglichkeit; da schilderte er sein Schaffen und Ringen, das unausgesetzte Komponieren.

„Und nun wird alles gut werden“ war meist der Schluß solcher ernsten Gespräche, und wir bauten in Gedanken an unserem künftigen Heim!

Einstweilen aber bekümmerten uns diese Pläne noch nicht sehr, wir genossen nur die Zeit des ersten glücklichen Brautstandes! Rethel war ja glücklicherweise in diesem Winter nicht so angestrengt beschäftigt, weil er keinen Karton zu machen hatte. Er zeichnete die beiden Kompositionen „der Tod als Freund und als Erwürger“ auf den Holzstock. Wir durften ihn einmal in seinem Arbeitszimmer besuchen, und er zeigte uns, wie er auf die leicht weiß grundierte Holzplatte die Komposition gepaust und nun mit seinen bekannten markigen Strichen jede Linie genau so zeichnen mußte, wie sie geschnitten werden sollte — nur verkehrt herum, des Druckes wegen. Er liebte dafür einen kräftigen, nicht besonders feinen Bleistift, und als er mal bei uns ganz ordinäre weiß hölzerne Stifte sah, welche meine Mutter für die Kinder auf dem Jahrmarkte gekauft, ließ er sich diese alle schenken, weil er sie besonders gut fand — ich bewahre noch zwei letzte Endchen solcher von ihm verbrauchter Bleistifte.




Abb. 8. Rethel. Zeichnung zu handschriftlichen Gedichten der Frau Rethel. (Besitzerin: Frau Grahl in Dresden.)

Einmal, als er ins Zimmer trat, lagen auf der Erde zwei Puppen von meiner Schwester, welche sie beim Spielen hingeworfen und vergessen, wieder fortzulegen. Da fiel ihm der zufällig gute Faltenwurf der Röcke auf und wie sie so

eigentümlich übereinander gefallen waren: ich mußte Papier bringen, und er zeichnete sie sofort; großartig, wie er alles erfaßte, liegen diese beiden Gestalten übereinander — wie nach schwerer Völkerschlacht die Leichen der ermordeten Weiber, auch im Tode den gefallenen Helden zugesellt — erschlagen im wilden Handgemenge! So großartig gestaltete sich das Unbedeutendste in seinem schaffenden Geist! Bei allem Fleiß, mit dem er an seinen Holzstöcken zeichnete, klagte er doch manchmal, daß ihm, dem Glücklichen, gerade jetzt oblag, sich so eingehend mit diesen Totenblättern zu beschäftigen, er hätte lieber anderes gearbeitet. Die Aachener Arbeit, die für Jahre hinaus noch so schwere Anforderungen stellte, lastete manchmal auf seinem Gemüt. Eine so sonnige Brautzeit, wie sie hätte sein können, war es doch nicht. Dazu war Rethels Geist zu ernst und tragisch schaffend angelegt, sein Blick ins Leben zu sehr umfangen von der nie rastenden, in tiefste Tiefen sich versenkenden, gewaltig ringenden Künstlerphantasie! Mitten im Glück befiel ihn doch zuweilen Sorge und Zweifel, Angst, er könne sein Ziel nicht erreichen — und lächelnd sagte er zum Schluß: ich hätte solchen alten, griesgrämigen Kerl nicht nehmen sollen!



Abb. 10. Rethel. Zeichnung zu handschriftlichen Gedichten der Frau Rethel. (Besitzerin: Frau Grahl in Dresden.)

Trauliche Stunden verlebten wir im Atelier meines Vaters, welcher sein Porträt malte, — das einzige —, das von ihm existiert.

Die Geselligkeit machte auch viele Ansprüche, alle Freunde wollten uns bei sich sehen, selbst Tanzgesellschaften fehlten nicht, aber die Freude daran war nicht mehr so groß, wie an dem Tanz, bei dem wir uns kennen lernten, und lieber blieben wir zu Haus. Noch muß ich besonders reizender Zeichnungen erwähnen, welche in diesem Frühjahr entstanden sind: meine Mutter hatte den Wunsch, von den vielen kleinen Gedichten, welche ich im Laufe der Jahre gemacht, einige für sich zu besitzen; ich war deshalb beschäftigt, zu ihrem Geburtstage am 12. April ihr diese in ein kleines Büchelchen zu schreiben. Alfred, als er eines Tages kam, fand mich bei dieser Arbeit, erkundigte sich danach und bedauerte, daß zwischen den Gedichten nirgends ein Plätzchen frei sei, er hätte gern Zeichnungen dazu gemacht. Natürlich schrieb ich von da an mit Zwischenräumen, er nahm abends das Buch mit und brachte es nach wenigen Tagen mit Zeichnungen wieder, und so sind eine Reihe kleiner Bilder entstanden, die wohl zum Reizendsten gehören, was die Kunst zu schaffen vermag. Was sie mir sind, diese Zeugen seligsten Zusammenlebens, Zusammenwirkens, im Schönsten, Innigsten, was zwei Herzen miteinander verbinden kann — mit Worten läßt es sich nicht sagen — sie sind eben ein Teil von mir (Abb. 8—10).

Das Frühjahr kam und mit ihm die Trennung. Rethel mußte zur Arbeit nach Aachen.

Um uns zu trösten, versprach mein Großvater, mit meinen Eltern und mir zu Pfingsten zum Musikfest nach Aachen zu kommen, und so war dieser Trennung ein nicht zu fernes Ziel gesetzt. Wir machten zuerst eine Rheinfahrt und trafen

uns dann in Düsseldorf, wo ich seine Familie sollte kennen lernen — vor allem die alte Mutter! Welche ehrwürdige, stattliche Erscheinung trat mir in ihr entgegen, welcher Stolz und welche Freude strahlte aus den Augen des treuen Sohnes, als er mich in den Armen der so geliebten Mutter sah. Ich war ängstlich und scheu, denn ich wußte, welchen Wert er darauf legte, daß ich gefallen sollte, und ich fürchte, ich bin ihnen wohl allen gar zu jung und unbedeutend erschienen für solchen Sohn. Doch wurde ich mit der größten Liebe und Güte aufgenommen, man wetteiferte, mir diese zu zeigen.

In Düsseldorf hielten wir uns nur wenige Tage auf und fuhren dann gemeinsam mit Alfred nach Aachen. Dort führte er mich vor seine Werke; staunend sah ich auf zu den Riesengestalten, die er schuf — ehrfürchtig scheu an ihm empor — stolze Demut schwellte mein Herz! —

So steht er vor mir, der riesige unfertige Aachener Rathaussaal (Abb. 11); drei Bilder vollendet, vor dem vierten das Gerüst. Ohne den späteren architektonischen Schmuck wirkten sie einzeln nur durch sich selbst. Groß, übergewaltig standen die Recken vor mir.

Zum vierten Bild, dem Einzug in Pavia, waren nur die Anfänge da, das Gerüst hoch aufgebaut, denn bei solchem Freskobild wird der Reihe nach von oben herunter gemalt, felderweise, und jedes Stück, wie es am Morgen vom Maurer mit nassem Kalk beworfen, muß bis zum Abend fertig sein, da die Farbe nur sicher haftet, solange die Wand naß ist. Rethel rühmte mit Freuden seinen alten Maurer Clare, der es so gut verstand, die Wand zu präparieren und die Farben zu mischen. — Freundlich schmunzelnd stand der Alte selbst daneben. Ihm war es eine Freude, die junge Braut seines Meisters zu sehen, und heute auch für ihn Feiertag. Was mögen wohl die Fremden gedacht haben von denen der Saal nie ganz leer war. Nur allzu oft hat der Künstler es störend empfunden, daß derselbe nicht ganz geschlossen war, weil man sich die gute Entree-

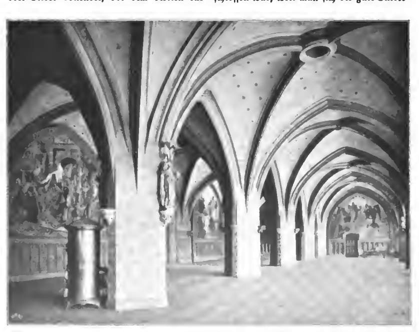


Abb. 11. Rethel. Der Kaisersaal im Rathaus zu Aachen mit den Fresken Alfred Rethels.
Photographie und Verlag von Hermann Rückwardt in Gr. Lichterfelde bei Berlin.



Abb. 12. Rethel. Die Genesung. Bleistiftzeichnung, getuscht.

einnahme nicht entgehen lassen wollte: wenn er oben auf dem Gerüst stand, schaffend und wirkend, ganz hingenommen von der Schwere der gewaltigen Arbeit — und plötzlich die Stimmen lachender, verständnisloser Besucher störend an sein Ohr drangen, — war es ihm zu verdenken, wenn er dann zuweilen zornig auffuhr, sich die Störung verbat?

Manchmal soll er das Publikum dadurch erschreckt haben, heute aber hatten die Fremden gute Ruhe, sie sahen nur, wie der Meister selbst erklärend und plaudernd vor seinem Werk stand, und ohne zu arbeiten, mit seinem Bräutchen am Arm, bald wieder den Saal verließ.

Wir genossen abends die Konzerte und lernten vormittags die liebliche Umgegend kennen; es waren genußreiche Tage! Zeitig am Vormittag erschien Rethel schon bei uns im Hotel, denn er hatte die Arbeit für diese Tage unterbrochen. Ich sehe ihn noch eintreten an dem einen Morgen, strahlend vor Freude, daß er mir eine selbstgepflückte Wasserrose bringen konnte! Denn gern machte er vor dem Kaffee einen Spaziergang und hatte absichtlich den Weg nach einem stillen Weiher genommen, weil er wußte, daß sie dort blühen und wußte, wie gern ich Blumen zur Erinnerung sammelte und preßte!

Strahlenden Auges reichte er sie mir, gleich mußte ich Watte und Papier holen und dann saßen wir nebeneinander und brauchten geraume Zeit, um jedes einzelne Blättchen in die schützende Wattenhülle zu bringen. Heute noch liegt die Blume zwischen seinen Briefen, ein wenig gebräunt, aber fast unversehrt — dauernder, trotz ihrer Vergänglichkeit, als unser Glück!

Und wieder kam er am nächsten Tage. Er hatte das Hochzeitsgeschenk für mich ausgesucht, und feierlich fast, mit leuchtendem Angesicht brachte er das feinste, zarteste, was seine große Liebe hatte ersinnen können zur Gabe für die junge Braut: den Hochzeitsschleier von den feinsten Brüsseler Spitzen — ein Blumengewebe, so reich und schön, der feine Grund ganz bedeckt mit den üppigsten Ranken, kostbar und doch so anspruchslos — ein Geschenk, wie nur die sinnigste Liebe zu wählen vermag — leise breitete er es vor mir aus und wünschte . . . . . ach genug, — der Schleier ruht noch unversehrt in meinem Schrein, und das Glück — wie lange, lange schon ist es dahin!

Die glücklichen Tage unseres Besuches in Aachen waren schnell genug vorüber gegangen. Rethel mußte wieder an seine Arbeit und wir nach Dresden zurück, um dort den Herbst und die zur Hochzeit

bestimmte Zeit zu erwarten. Diese war für den Oktober bestimmt.

Und dann kam er zur Hochzeitsfeier, die auf dem Landhause meines Großvaters gefeiert werden sollte. Ein glänzender Polterabend ging voraus, an dem alles geleistet wurde, was Kunst und Freundschaft vermag, denn die Besten unter den Künstlern waren ja Rethels Freunde und wetteiferten ihn zu feiern: es muß vollendet schön gewesen sein! Mir aber lebt es nur wie hinter einem dichten Schleier, kaum erkennbar, in der Erinnerung, denn ein finsterer Schatten, das unheimliche Gespenst der Krankheit folgte nur allzu nahe unserem leuchtenden Glück — hielt es mit eiserner Hand gepackt, da sich's eben erst uns erschließen wollte. Unsere Trauung fand am 17. Oktober in der Hof- und Sophienkirche zu Dresden statt. Wir reisten nicht, da Rethel sich nach Stille und Ruhe sehnte; wir hatten aber auch kein festes Heim; da wir zum Sommer nach Aachen mußten, und mein Mann im Winter da nicht leben mochte, so blieben wir in Dresden, wo uns die obere Etage im elterlichen Hause eingerichtet wurde, — wo wir glücklich zu leben hofften — aber — es sollte nicht sein! Länger schon mochte es mir in den Gliedern gelegen haben, denn ich erinnere mich, wie müde und angegriffen ich mich manchesmal fühlte — aber die Brautzeit bringt das öfters mit sich, niemand fiel es besonders auf — auch in den ersten Tagen nach der Hochzeit noch nicht, bis ich plötzlich zusammenbrach, von einem schweren Typhus befallen. Welche Leidenszeit begann nun für den armen Mann! Endlich war das Schlimmste überstanden, ich konnte an ihn denken, auf die Zukunft hoffen und ein so reines, seliges Gefühl wiederkehrender Gesundheit erfüllte mich, wie ich es nie wieder empfunden habe — ich war „stille dem Herrn"! Rethel aber war auch zur Ruhe, zur Schaffenskraft zurückgekehrt — er arbeitete für mich: eine der schönsten Kompositionen. „Die Genesung" ist da entstanden! Im Geiste der Antike gehalten, reliefartig, stehen die herrlichen Frauengestalten da (Abb. 12)! „Die junge genesende Frau sitzt im Lehnstuhl, leicht nach vorn gebeugt, schmiegt sie sich an die mütterlich sorgende, über sie gebeugte Cura! Hinter dem Stuhl aber, mit gefalteten Händen und dankend zum Himmel erhobenem Blick steht die Pietà! Neben der Cura, mit frohem sinnenden Blick, den Fuß gestützt auf ein großes Buch, das die Aufschrift ‚Homoeopathie' trägt, steht die ‚Medicina' und reicht der ‚Salus' die Hand, die so geführt, leuchtend zum offenen Fenster hereinschwebt, durch das der blühende Baum winkt, die Frühlingssonne ihre belebenden Strahlen sendet!"

Mit dieser wundervollen Zeichnung überraschte er mich, als ich endlich, wieder genesen, an seiner Seite saß, aufs neue mit ihm leben durfte. — Wir gingen schon dem Lenze entgegen, denn die Krankheit hatte den ganzen Winter gedauert, mich so angegriffen, daß ich wie ein kleines Kind wieder gehen lernen mußte, und lange Zeit brauchte, bis ich ungeführt den ersten Schritt wagte! Aber ich war doch wieder gesund, wir konnten von neuem schaffen, Pläne machen, an eine frohe Zukunft denken. —

Fürs erste aber konnte ich die mütterliche Pflege noch nicht entbehren, und während ich unter dieser allmählich erstarkte, benutzte mein Mann die Zeit, sich von dem schweren Winter durch eine kleine Reise zu erholen und seine Mutter in Düsseldorf zu besuchen. Dort konsultierte er auch einen Arzt, einen Dr. König in Köln, da er sich mit unserem homöopathischen nicht recht befreunden konnte, und doch von dem schweren Winter her sich angegriffen fühlte.

Er war sehr zufrieden mit dessen Ratschlägen, auch mit seinem Vorschlag, wenn möglich den nächsten Winter in Italien zuzubringen, und kehrte frisch und wohlgemut voll bester Lebenshoffnungen im Juni nach Dresden zurück.

In Aachen malen konnte er noch nicht, weil dort im Saale erst gebaut werden mußte; so lag einer Reise nach Italien nichts im Wege, die Vorbereitungen wurden gemacht und Ende August dafür bestimmt — am 31. reisten wir ab.

Dabei erinnere ich mich noch eines Momentes aus den letzten Stunden vor unserer Abreise, der zu charakteristisch für Rethel ist, um ihn nicht zu erwähnen. Es war unser letzter Abend, die Abfahrt für den nächsten Morgen um sechs Uhr bestimmt. Ich hatte von meiner Mutter einen neuen Reisekoffer bekommen, und ehe wir zum Abendessen gingen, sollte er ge-

schlossen werden. Aber keine Möglichkeit, dies zu bewerkstelligen, der Schlüssel drehte sich nicht, so viele auch daran versuchten, und endlich blieb nichts übrig, als trotz der vorgerückten Stunde zu einem Schlosser zu schicken. Unser Gartenhaus lag in der Vorstadt; der Diener erinnerte sich aber der kleinen Kneipe nebenbei; sie führte den seltsamen Namen „Zur stillen Musik“, weil der ganze Garten geschmückt war mit kleinen, steinernen Musikanten aus der Zopfzeit, und es doch, Schloß und Schlüssel soweit herzustellen, daß man zuschließen und anderen Morgens die Abreise wagen konnte; der Schlosser wurde abgelohnt und wir wollten nun zum Abendessen gehen. Da aber ließ es Rethel keine Ruhe, er holte Papier und Stift und — im Vorsaal stehend — während wir uns schon zu Tisch setzten, zeichnete er geschwind noch die ganze Situation: alles köstlich ausgedrückt, voller Humor und Leben (Abb. 13).



Abb. 13. Rethel. Der Schlosser. Skizze vor der Abreise nach Italien.

war der Versammlungsort der umwohnenden Handwerker, Kutscher, Diener x.

Dahin eilte unser Friedrich und war so glücklich, auch einen Schlosser zu finden, welcher ihm sogleich folgte. Man merkte ihm aber seine letzte Beschäftigung stark an, er brummte und murmelte fortwährend vor sich hin, war keineswegs geschickt mit Dietrich und Zange, und wir standen in großer Sorge um ihn her, meine Mutter leuchtend, mein Mann ziemlich aufgeregt, unglücklich und scheltend. Endlich gelang

Es war ein schwerer Abschied von Großvater, Eltern und Geschwistern! — wie muß es ihnen erst gewesen sein, uns so hinausziehen zu lassen für lange Zeit! Jetzt, wo ich selbst Mutter und Großmutter bin, kann ich es voll begreifen — damals schlug mein Herz zu sehr der Zukunft entgegen, der seligen Erwartung kommender Mutterfreuden und dem beglückenden Gedanken, nun ganz und ausschließlich mit und für meinen Mann zu leben — waren wir doch bisher wenig für uns allein gewesen, so daß mir

diese Reise fast wie eine verspätete Hochzeitsreise vorkam. — Als die letzten Abschiedsgrüße getauscht, die Koupeethür geschlossen war und der Zug sich in Bewegung setzte, fuhren wir dem neuen, unbekannten Leben froh und hoffnungsvoll entgegen.

Jetzt, nach gerade vierzig Jahren, steht dieser Winter wie ein fernes Bild, abgeblaßt und kaum der Wirklichkeit gehörend, aber in so lieblicher Farbe vor meiner Seele, daß mir ist, als zöge im seligen Traum nur Gutes, Glückliches in der Erinnerung vorüber. —

Wie krank mein Mann damals schon gewesen sei muß, davon habe ich Gott sei Dank keine Ahnung gehabt — erst viel später ist mir das klar geworden, und heute weiß ich, an welchem Abgrunde wir dahinwandelten, ohne doch etwas anderes zu sehen, als die lieblichen kleinen Blumen dicht zu unseren Füßen.

Gut, daß den Menschen die Zukunft verhüllt ist! So konnten wir das kurze Glück dieses eines Winters furchtlos genießen! Und auch darin waren wir glücklich, daß durch dieses Losgelöstsein von allen heimatlichen Beziehungen uns der Maßstab für das gewöhnliche Leben verloren ging. Darum merkte ich es gar nicht, wie sich allmählich im Wesen meines Mannes Eigenheiten zeigten, die mir im Kreise der Familie sicher als sonderbar und krankhaft aufgefallen wären, während ich sie so, ohne Maßstab an anderen, immer mit ihm allein, kaum bemerkte, oder doch, wenn sie mir auffielen, für die Sonderbarkeit des Künstlers nahm, von dessen anderer Art, als der der gewöhnlichen Menschen, ich mir die wunderbarsten Begriffe gemacht. Ach, er stand so groß vor meiner Seele da — ich schmiegte so demütig den neunzehnjährigen Lockenkopf an die Schultern des gereiften Mannes; meine Augen leuchteten so selig, wenn er mir sagte, daß sein Leben, oft ernst und trübe und schwer im Ringen um die gewaltige Kunst, nun erst aufblühen würde unter dem Segen einer behaglichen Häuslichkeit, im süßesten Glück, das uns ja erwartete — und dann leuchtete sein ganzes Gesicht in Hoffnung und Liebe! Deutlich sehe ich uns so — wir wanderten in unserem römischen Zimmer auf und ab und blieben plötzlich vor dem Kamin stehen, weil der große Spiegel darüber unser Bild zurückwarf und mein Kopf mit den kurzen Locken ihm so kindlich erschien: „Du hast einen alten Kerl zum Mann," sagte er schmunzelnd — „aber er kann doch noch etwas leisten!"

Aber wir sind ja noch gar nicht in Rom — ich muß mit dem Anfang der Reise beginnen, doch vermag ich diese überhaupt nur in einzelnen Bildern zu zeichnen, die wie höchste Bergspitzen aus dem Nebel der Vergangenheit aufragen. Das Ganze im Zusammenhange liegt mir leider schon zu fern. —

Ich selbst hatte auch ein Zeichenbuch in der Tasche, nach alter Gewohnheit, und da lese ich eben im ersten Briefe, den ich aus Hof schrieb: „Wir hatten gute Reisegesellschaft, einen württembergischen Stallmeister Fischer, einen gebildeten Mann. Auf einer Station zeichneten wir beide eine Kirche, und er bat, als wir weiterfuhren, sie ihm zu zeigen. Über die meine sagte er einige höfliche Worte, als ihm aber Alfred sein Buch reichte, rief er voll Erstaunen: ‚Das ist doch zu gut für einen Dilettanten, das könnte ein Künstler gemacht haben.' Alfred lachte nur dazu und ich konnte doch nicht für ihn antworten! Das Gespräch lenkte sich aber auf Kunst, er sprach über die Künstler, die er kannte, und da konnte ich nicht unterlassen, anzubringen, daß Alfred auch Künstler sei. Nun fragte er nach dem Namen, und wie er den hörte, war er ganz enthusiasmiert, sprach mit Begeisterung vom Totentanz, gab uns seine Karte und bat, falls wir über Stuttgart zurückreisten, es ihn wissen zu lassen, damit er uns aufsuchen könne."

Wieder schreibe ich ein anderes Mal: „Alfred hat auf allen Stationen gezeichnet" — o hätte ich doch noch das Buch!

(Schluß folgt.)

## Aussöhnung.

Mein harter Groll ist zerbrochen,
Mein bittrer Schmerz ist vergangen.
Ich hab' es mit Gott besprochen
In Nächten, schlaflosen, langen.

Er gab mir das reine Lieben
Zurück — und der Liebe Gnade.
Kein Zorn, kein Dorn ist geblieben.
Ich segne dir deine Pfade.

Frida Schanz.



Idylle. Nach dem Aquarell von Adolf Oberländer.



# Die Drei.

Roman von

**Bernhardine Schulze-Smidt.**

(Fortsetzung.)



Eine Sekunde lang ärgerte Adrian die erhöhte Wärme, die er in seinem Gesichte aufsteigen fühlte, allein die unangenehme Regung verflog im Nu. Er strich den Schnurrbart, aß ein paar Bissen und leerte, da Herr Tolschow ihm von gegenüber zutrank, langsam sein Sektglas mit leichter Kopfneigung. Darauf wandte er sich, fein lächelnd, zu Muschi zurück.

„Das Unglück ist nicht groß, Comteßchen. Erstens ist mir ein ehrliches Urteil immer von Wert —“

„Charmante Auffassung —“

„— zweitens kommt das Tagebuch nicht noch einmal aus meinen Händen, und drittens: freuen Sie sich doch lieber Ihrer schönen Jugend und darüber, daß Sie keiner Künsteleien bedürfen, um liebenswürdig zu sein.“

„Ich bin nicht liebenswürdig —“

„Heute mittag allerdings nicht. Daran trägt aber weniger mein armes Tagebuch Schuld, als irgend eine mir unbekannte Ärgerlichkeit, unter der Sie, zu meinem Bedauern, schon seit mehreren Stunden schwer leiden. Es grämt mich darum nicht persönlich, daß Sie auch einmal unliebenswürdig sind.“

„— zur Bereicherung Ihrer Kenntnisse,“ warf sie abermals schroff in seine Rede und zuckte rasch die Achseln. „Lassen Sie gut sein; es langweilt mich.“

Er legte die Gabel hin, betrachtete sie erstaunt und reichte Giovann' das Sektglas zum Nachfüllen, weil Hochbrunn ihn, das seine erhoben, anrief:

„Zum Wohl, Contin!“

„Zum Wohl, Adrian! — — Dem deutschen Pensionsgänschen würde ich jetzt Stubenarrest diktieren,“ fuhr er leise fort, ruhige Höflichkeit im Ausdruck; „Gräfin Kiliany wird sich schon selbst für ihre Unart bestrafen; davor ist mir nicht bange.“ Damit nahm er die Unterhaltung mit Herrn Tolschow wieder auf, und sie vertieften sich in heimische Politik.

„Denk', Muscherl, der Papa behauptet, daß ihn der Palazzo Vendramin, in dem vor beiläufig acht Jahren der Richard Wagner verstarb, an Waßnitz erinnere,“ sagte Hochbrunn. „Du besinnst dich vermutlich noch einigermaßen auf die Schloßfront, wenn's gleich schon lang' her ist, daß du nicht da warst?“

„Aber vollkommen, Onkel Adrian; so gut: ich könnte es malen!“

Muschi wendete sich mit dem ganzen Oberkörper von Curhoven ab und interessierte sich mit geflissentlich zur Schau getragener Lebhaftigkeit für die ionischen Pilaster, die geteilten Fenster und das Hallenportal von Schloß Waßnitz, das ebenso wie Hochbrunn, im Schoße der mährischen Kornfelder lag. Nachdem sie ein Dutzend Sätze gesprochen, versank sie in Stillschweigen, gab die feindselige Körperhaltung auf und beschäftigte sich mit dem römischen Salat auf ihrem Teller. Als sie auch damit fertig war und die Pause vor dem Nachtisch eintrat mit dem allgemeinen Stimmengesumme in der Runde, zerkrümelte sie ihr Brötchen, spielte zerstreut am Weinglase und zog mit dem Stiele des Dessertlöffels das Arabeskenmuster des Tafeltuches nach. Endlich schien das Gespräch zwischen Curhoven und Herrn Tolschow sich zu erschöpfen; Muschi gab genaue Acht darauf, und wie sich dann Curhoven nach dem letzten Worte gegen seinen Stuhl zurücklehnte, redete sie ihn unvermutet an, mit der weich zitternden Stimme eines abbittenden Kindes:

„Nicht wahr, Herr von Curhoven, heut abend werden wir endlich im Bädeker die

Baustile der Paläste durchnehmen, und Sie sind so gütig mich zu belehren und mir alles vom Dogenpalast memorieren zu helfen?"

„Gern, Comteß. Aber nicht im Buch, sondern von der Gondel aus. Ich dächte, das wäre sehr viel anregender für Sie, falls Ihr Herr Vater wohl genug ist. Wir haben wieder den schönsten Mondschein in Aussicht."

„Ich würde den Bädeker so sehr vorziehen," wandte sie zaghaft ein. „Nur nicht jede Nacht den Canal grande und Mondschein und Gesang: glauben Sie mir, daß ich augenblicklich ungemein nervös bin. Nachmittags müssen wir außerdem mit dem Onkel zum Lido hinausfahren; er wünscht es ganz besonders, weil er ohne den Dimo sein muß."

„Ich begreife und mir ist alles recht. Also nach Abendbrot bei der Lampe das Kunststudium?"

„Bitte sehr; es wäre sehr lieb von Ihnen. — Das heißt: ganz wie Sie wollen; ich füge mich Ihrer Bestimmung. — — Was ist's? Langsamer; ich versteh' nicht."

Dies letzte galt dem Kellnerbübchen, das seinen Schwarzkopf beflissen zum Ohre der ‚Contessina' niederbeugte und irgend etwas Italienisches murmelte. „La sarta" fing Curhoven auf.

„Entschuldigung, daß ich verschwinde: — man wartet schon über eine Stunde auf mich — nämlich die Schneiderin. — Ich habe sofort mit ihr zu reden."

Mit dieser hastig und verlegen geflüsterten Erklärung stand Muschi geräuschlos auf und glitt ebenso durch die nahe Flügelthür aus dem Speisesaale. — Kiliany und Hochbrunn bemerkten ihr Fehlen erst beim Dessert, und Curhoven gab seine Auskunft wörtlich.

Hochbrunn lachte. „La sarta, ja freilich! Ich bitt' euch: diese Mädel! Ueber alles die Garderobe, selbst über ein Gefrorenes à la prince Pückler. Wartet, ich werde ihr einen giardinetto zusammenrichten."

Er nahm Muschis Glasteller und ordnete ein kleines, süßes Stillleben darauf: Mandarinen, Datteln und Malagatrauben. Kiliany fügte ein paar Vanillewaffeln und Bonbons hinzu und beauftragte Giovann', dies alles mit dem schwarzen Kaffee für seine Tochter in den Salon zu schicken. Curhoven zerbrach sich unterdes über seiner Portion Eis den Kopf:

„Wo mag's nur seit heute früh bei der Kleinen fehlen? Wegen einer Schneiderin wird man doch nicht so weiß wie ein Tuch?"

Dann gab's allgemeinen Aufstand. Nur das befreundete Kleeblatt nebst Herrn Tolschow blieb noch ein Viertelstündchen bei Mokka und Cigarre an der Tafel sitzen, und man lieferte eine regelrechte politische Schlacht: Österreich contra Preußen, mit allen Waffen der Beredsamkeit kluger Männer.

### Drittes Kapitel.

Hochbrunn begleitete Curhoven in dessen Zimmer. Er wünschte für den Lido-Ausflug seinen Rock wieder mit der Joppe zu vertauschen, die er vor Tisch, in einen Riemen geschnallt, mit zum Hotel gebracht hatte, und dann wollte er auch eine neue, praktische Schließvorrichtung an Curhovens Reisetasche begutachten. — Kiliany war einstweilen noch in den Salon getreten, hatte Muschi dort auf dem Sofa liegend gefunden und sich zu ihr gesetzt. Er hielt selten Mittagsschlaf, da er sonst für die Nacht keinen ruhigen Schlummer fand.

* * *

„Hör' du," sagte Hochbrunn, der in Hemdsärmeln vor Curhovens Rasierspiegel am Kamin stand und sich die Sechseln über den Ohren frisch aufbürstete, „ganz unter uns geredet: ich sorge mich um die beiden. Der Ferdi gefällt mir nicht gut und die Muschi nun erst nicht. Sie hat da um die Augen so einen Zug — sehr einen fatalen Zug von Sorge und — (weiß der Teufel, es ist an dem!) — von Bitterkeit. Ist dir vielleicht der Grund bekannt? Du warst vormittags mindestens eine Stunde im tête à tête mit ihr. — An der Scala d'oro im Dogenpalast hab' ich gemeint, sie muß eine Ohnmacht bekommen. Zum Glück hat der Dimo sie am Arm geführt."

„Ich kenne die inneren und äußeren Verhältnisse der Herrschaften viel zu wenig, um mir eine Schlußfolgerung erlauben zu dürfen."

„Du bist gescheit und salvierst dich, aber mit einer diplomatischen Antwort ist mir im Moment nicht gedient." Hochbrunn legte seine Taschenbürste und das Bartkämmchen hin und stützte seine Ellbogen nach rückwärts aufs Kaminsims. — „Vom Dimo abgesehen ist mir die Muschi das

Teuerste in der Welt; lebendig auf den Rost legen ließ' ich mich für das gute, liebe Dingl, und daß sie jetzt so matt und schlaff dahergeht, das bekümmert mich unendlich. Du hättest sie nur sehen sollen, zuvor, als ich sie mit Gewalt zu euch in den Speisesaal geholt habe. Sag': ist denn dir heute nichts Abnormes an ihr aufgefallen?"

„Gewiß, denn ich bin nicht blind."

„Nun: — und — —?"

„Eine Erklärung habe ich nicht."

„Sag: hat sie dir irgendwie vom Dimo gesprochen?"

„Soviel ich erinnere, keine Silbe."

„So, so. — Wirklich nicht?"

„Höchstens, daß sie ihn einmal beiläufig mit euch anderen zusammen erwähnt hat. Ich könnte das jedenfalls nicht mit gutem Gewissen abschwören."

„Dann versteh' ich noch weniger. Ich dachte, im engsten Vertrauen gesagt, es sei ihr schmerzlich, daß mein Sohn, während ihrer kurzen Anwesenheit vier Tage nach Reggio verreist ist."

Curhoven zuckte die Achseln und schob sich das Lederkißchen in den Nacken. „Den Eindruck, daß dein Sohn sie innerlich beschäftigt, habe ich nicht gewonnen, obgleich sich mir gestern abend diese Möglichkeit aufdrängte. — Sollte sie sich nicht eher über ihren Vater beunruhigen? Sie ist eine sehr liebevolle Tochter, und der Graf sieht diese letzten Tage zum Verlöschen krank aus, finde ich."

„So geht's mit ihm bereits seit zwei Jahren, mein Lieber. Immer auf und ab. Er ist am Morphium, und das ist die Skala seines Befindens. Die Muschi kennt den steten Wechsel nur zu gut, als daß sie sich darum urplötzlich aufreiben würde. Freilich, die Ärzte, haben's dem Kinde kalt und kurz klargemacht, daß sie eines nicht mehr fernen Tages auf das Ende gefaßt sein müsse, wenn die Krankheit etwa eine Arterienwandung zernagt, oder ein edles Organ ergreift. Fürchterlich! Fürchterlich! Man kennt ja die brutale Manier einiger Koryphäen der Medizin bei uns und bei euch." —

„Ich habe ein derartiges Leiden wohl vermutet. Inwieweit die pekuniären Verhältnisse geordnet sind —"

„Vollkommen rangiert. Für des Ferdls Lebzeiten liegt nicht der leiseste Grund zur Einschränkung vor; er ist ein besserer Haushalter als ich, der ich aus dem Sack in die Hand lebe und keine Ersparnis leiden kann. Was er der Muschi hinterlassen wird, reicht für eine standesgemäße Ausstattung hin oder ein paar hundert Gulden Rente. Der Ferdl aber weiß längst, daß sie in mir den zweiten Vater hat und in meinem Sohne — — nun gut; sie wissen es beide. — Und du meinst faktisch nicht, daß der Dimo in irgend welcher Beziehung zu dem augenblicklichen Kummer steht? Auf Wort nicht?"

„Wie dürfte ich mein Wort darauf geben? So fest ich auch davon überzeugt bin, kann ich dir nur wiederholen: Irren ist menschlich."

„— und Resignation göttlich. Man thut mithin als weiser Mann wohl, sich nicht allzusehr in eine Lieblingsidee einzuleben," sagte Hochbrunn philosophisch. „Die Welt ist unvollkommen — ein Maulwurfshaufen mit blinden Bewohnern, — basta! — Dies ist für deinen Diener, mein Lieber," brach er ab und legte einen Silbergulden aufs Kaminsims. „Sollte ich ihn nicht sehen, bis wir uns aufmachen, so gib ihm meinen Obolus. Er hat mir alles zur Toilette herbeigeschafft und den Facchin abgelohnt, der mir das Joperl heraustrug. So, jetzt werd' ich mich mit euerer Erlaubnis noch ein wenig strecken, eh' wir gehen. Es ist ein viertel auf vier; also in einer halben Stunde etwa. Wir jausen am Lido. Meinst du, daß ich im Salon das Sofa disponibel finde?"

„Benutze lieber meine Chaiselongue hier, wo du ungestört bist. Ich will ohnehin jetzt Zeitung lesen oder Kiliany zu einer Partie Domino aufsuchen. Wir beide brauchen den Mittagsschlaf nur ausnahmsweise."

* * *

Kiliany war im Salon allein. Er saß, weder rauchend noch lesend, in der Sofaecke, ein Knie über das andere geschlagen. Die Hände lagen müßig gefaltet darauf, magere, totenhaft wirkende Hände mit stark sichtbarem Adergeflecht. Seine Augen, deren Weißes einen Stich ins Strohgelbe hatte, waren halb von den schweren Lidern bedeckt. Auch das geistreiche Gesicht mit hoher Stirn, kurzer, schmaler Nase und

langer Oberlippe trug die schmutzige Wachsfarbe des unheimlichen Leidens, das tückisch wie eine Hyäne, im Inneren wühlt und frißt, aller Heilkunst spottend. Dieser Hautton wirkte geradezu geisterhaft zu den glatt gescheitelten, schwarzen Haaren und dem schwarzen Barte, am Kinn ausrasiert. Eine tiefe Falte lief von den Nasenflügeln bis zum Mundwinkel, und die Gestalt hing nach vorn über, als krümme sie der fortwährend nagende Schmerz.

„Nicht Schlof, Pan," sagte Kilianys Diener, ein schlanker Huzule im verschnürten Leibrock und Kniehosen, und öffnete Curhoven von außen die Salonthür. Er hatte seinem Herrn soeben die zweite Tasse Kaffee serviert.

Als Curhoven eintrat, hob Kiliany nur ein wenig die Hand vom Knie zum Zeichen, daß er wach sei.

„Ich ergebe mich dem Keff, dem Zustande der Seligen Allahs," sagte er mit seiner hoch und klanglos gewordenen Stimme. „Schmerzlose Ermattung — es gibt nichts Besseres auf der Erde, bis wir des Besten unter der Erde teilhaftig werden. — Sie stören mich nicht, lieber Leidensgenoß, machen Sie sich's behaglich."

Es lag etwas Neues für Curhoven in diesen Worten; zum erstenmale zeigte der kalte Diplomat ihm wirkliche Wärme, und das berührte ihn ebenso wohlthuend wie überraschend.

„Sie haben außer der Zeit eine Injektion gemacht, Graf?" fragte er und zeigte auf das Etui mit der Morphiumspritze, das aus Kilianys Brusttäschchen hervorguckte.

„O nein — keine Sorge. Ich bin meiner Sinne mächtig, und mich verlangt nicht nach Entziehung und Heilanstalt. Nur — glauben Sie mir — es liegt wie eine hypnotische Kraft darin, wenn ich das Ding bei mir trage. Ich habe heute einen ganz vorzüglichen Tag und freue mich später hinaus zum Lido. Meine Tochter habe ich ein wenig schlafen geschickt; sie erschien mir angegriffen. Der Grund davon: — wissen Sie nicht?"

Curhoven mußte lachen. „Verzeihen Sie, aber ich komme mir wahrhaftig vor wie der brave, altmodische Lustspielonkel bei uns in Deutschland: Junggesell, aller Helfer und Vertrauter, mit sämtlichen Fäden der Intrigue in Händen und dem salbungsvollen Schlußsegen

**Aus unserer Bildermappe:**



Ophelia. Nach dem Gemälde von G. Graef.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

auf den Lippen. Freund Hochbrunn hat mich auch vor zehn Minuten gefragt: ‚Wissen Sie nicht?‘ und ich weiß nicht das mindeste.“

Kiliany strich sich über die Stirn und bedeckte so, unauffällig, seine Augen. Nach einer Minute des Schweigens leerte er seine Kaffeetasse, erhob sich und legte seinen Arm in Curhovens, der, am offnen Fenster stehend, zum Canal grande hinabsah, dessen Spiegel um diese Tagesstunde still dalag, wie im Mittagsschlafe nach den Beispiele der Menschheit.

„Der Adrian ruht natürlich von den Strapazen seiner Lebhaftigkeit, und vermutlich in Ihren Gemächern, denn Sie sind jetzt der Busenfreund,“ meinte Kiliany. „Beneidenswert dieser jugendfrische Enthusiasmus zu dreiundfünfzig Jahren. Betrachten Sie dagegen mich, und ich habe deren vier weniger als er; ich war ein frühreifer Bube, bereits halb ein Mann und er noch ein herziger Page, als er die Hermance Isolani heiratete. Übrigens, das muß ich betonen: er ist unendlich treu und der lauterste Charakter.“

„Das habe ich im ersten Moment herausgefühlt. Selten hat mir eine unbekannte Persönlichkeit mehr und einen sympathischeren Eindruck gemacht.“

„Ja, ja; und so geht's allen. Er ist der geborene Sieger, und doch; sich selbst hat er nicht zu besiegen vermocht, sondern eine Thorheit begangen in den Jahren stolzer Lebenshöhe, die ihm nachgehen und ihn strafen wird — vermutlich bis ans Ende seiner Tage. — Sie sollten in diesen Sachen eigentlich klar sehen; denn er wird, — nicht aus Egoismus, sondern aus warmherziger Hingabe — alles thun um Sie an sich zu ketten. Mich hat er so an sich gekettet, und nun erst die Muschi: das ist schon mehr Anbetung. Nun, Sterbende müssen nicht Eifersucht haben, und Gott bewahre mich vor einem Unrecht des Gedankens gegen mein liebes Kind. — Ich werde Ihnen jetzt etwas vorschlagen: kommen Sie mit mir in mein Zimmer hinüber. Dort sind wir gewiß noch eine halbe Stunde völlig ungestört; ich möchte Ihrer Eilzugfreundschaft mit dem Adrian feste Schienen unter die Räder legen. Mit anderen Worten: ich werde Ihnen erzählen, was in unseren Kreisen jedermann bis in die intimen Details hinein zu wissen vorgibt, weil es seinerzeit eine cause célèbre war. Mithin dürfen auch Sie es erfahren, und zwar im unverstümmelten Texte, ohne Schnörkel, schmutzige Vignetten und anderes Beiwerk aus des lieben Nächsten und der gemeinen Seelen Schandlitteratur.“

„Selbstredend würde mich's aufs allerlebhafteste interessieren, aber —“

„— kein ‚Aber‘ vonnöten, lieber Curhoven. Ich stehe jetzt über den Ereignissen im allgemeinen, und jene besonderen greifen mich schon längst nicht mehr an. Nur möchte ich Ihre Erlaubnis, daß ich ausgestreckt liegen darf beim Bericht und dann, daß Sie so liebenswürdig sind mich nicht darin zu unterbrechen. Ich beherrsche mein Thema und werde kurz sein. Gehen Sie, bitte, immer voran, und sollten Sie bei mir irgend eine Bequemlichkeit vermissen, so schellen Sie gütigst dem Thaddäus. — Ich möchte mich noch informieren, ob meine Tochter wirklich schläft.“

* * *

Während Kiliany, auf den Zehen schleichend, Muschis Gemach betrat und sich tief auf das Bett niederbeugte, um im Halbdunkel, das hinter den zugezogenen Fenstervorhängen herrschte, die schlummernden Züge seines Kindes zu betrachten, saß Curhoven zwei Thüren weiter am zeitungbedeckten Lesetischchen und ließ die Augen im Zimmer umherwandern.

Er hatte es noch niemals betreten. Auch am Gardasee war ihm Kilianys nächste Umgebung ganz fremd geblieben, und nun heimelte ihn ein Etwas in diesem sonst so nüchternen Raume an, unwiderstehlich und undefinierbar: die Spuren zarter, weiblicher Sorge waren es: die der Tochterliebe.

Überall verrieten sie sich. In der Stellung des Ruhebettes, genau ausstudiert, damit der Liegende beim Lesen volles Licht auf dem Blatte in seiner Hand erhielt; in der Anordnung von Kissen und Decken, Trinkglas und Rauchgerät. Liebe sprach aus den fertig adressierten und frankierten Kreuzbändern und Briefumschlägen, seitwärts von Mappe und Tintenfaß des Fenstertisches geordnet, aus der kindlich anmutenden Malerei, die alle möglichen Gebrauchsgegenstände mehr verunzierte als schmückte und aus dem grünseidenen, peinlich gestichelten und gefältelten Schleier über der

grellweißen Porzellankuppel der Hôtellampe. — Blumen gab's genug und ganz frische, deren Wohlgeruch sich den Nerven nicht im geringsten aufdrängte: große Veilchen und Reseden und weiße Banksiaröschen in Büscheln hinter dem schlicht gerahmten Bilde der Gräfin, neben der Muschi stand: ein liebliches „Muscherl", sechs- oder siebenjährig, im kurzen, gestickten Kleidchen mit Achselschleifen wie Schmetterlings- oder Amorettenflügelchen. Das ernste, kleine Gesicht ganz lächerlich dem väterlichen gleichend bis auf den knospenhaften Ausdruck, das halblange Haar nach Pagenart verschnitten, das Körperchen mager und unfertig. Dennoch auffallend graziös in Gliederbau und Haltung. Es lag reine Rasse darin mit allen Merkmalen des Vollbluts schon klar angedeutet. Der Kinderkopf allein, stark vergrößert und ohne Retouche, stand noch einmal im stellbaren Etuirahmen auf der Chiffoniere, so daß der Vater ihn, vom Bett aus, stets vor sich sah. In dieser Wiederholung zeigte das Gesichtchen noch viel unverkennbarer die väterlichen Züge zum reizvollen Ausdrucke der verstorbenen Mutter. —

Eurhoven hielt die große Photographie noch betrachtend in Händen, als Kiliany eintrat.

„So sieht sie noch heutigen Tages aus, wenn sie im Schlaf ist," sagte er und nickte dem Bilde zu, das Eurhoven an seinen Platz zurückstellte. „Sie hat das Kind in sich bis zu einem erstaunlichen Grade konserviert. — Wie? Sie rauchen nicht?"

„Ehrlich gestanden ist mir hier drin bei Ihnen noch kein Gedanke an solch' ein profanes Gelüst gekommen."

„Aber ich bitte, bedienen Sie sich nun, es steht alles zu Ihrer Verfügung. Wenn Sie noch einen Mokka wünschen, kann ihn der Thaddäus im Moment für Sie herstellen, auf türkisch im Ibryk. Seit Konstantinopel muß jeder meiner Diener diese einzig genußreiche Bereitungsart lernen. Wollen Sie? — Nicht? Auch gut, und machen Sie sich's jetzt so bequem wie möglich; denn Sie müssen einen längeren Vortrag erdulden. Jedenfalls erlaube ich mir dabei Ihnen einige Cigaretten zu präparieren, mein Tabak ist gut. Sind Sie vollkommen behaglich in Ihrem Sessel? Bitte schön, nehmen Sie noch ein Kissen, und nun werde ich Ihnen erzählen.

Über die Jugend vom Adrian können wir kurz hinweggehen. Er war ein entzückender Bube, wie bereits angedeutet; ein junger Ganymed, blond und das Bild der Kraft, der schönste unter den Edelknaben. Er besaß glänzende Eigenschaften und glänzende Zukunftsaussichten. Erbe eines imponierenden Majorats und schon als Knabe einer lächerlich hohen Appanage. Später in der Uniform ward er der Herzensdieb par excellence, und dessen Fersen das Glück mitging, und dem die Lebensfreude vom Gesicht strahlte. Zum Soldaten jedoch paßte er nicht; er hatte sehr ein rasches Temperament und keine Subordination. Ein Ehrenhandel, in den er sich während der Militärzeit verwickelte, würde ihm den Hals gebrochen haben, hätte er sich nicht, mit mutiger Aufgabe jeglicher Selbstschonung, rehabilitiert. Sein Vater saß im Herrenhause, die Mutter war eine unbedeutende Dame, die sich fortgesetzt über die guten Anlagen ihrer sechs Kinder verwunderte. Des Adrians fünf Schwestern, alle älter als er, hatten bereits große Partien gemacht, ehe er völlig erwachsen war.

Zu zweiundzwanzig Jahren lernte er in der Hofburg am Fasching den Hausgast von der Rischl Lemberg kennen, die Prinzessin Isolani: die Hermance, und verliebte sich sterblich in sie. Es war ein regelrechter coup de fondre und eine Unbegreiflichkeit. Also denken Sie sich einen Eiszapfen in der Hofrobe; göttlich schön, aber man hat gemeint, man muß am Polster festfrieren, wenn man zur Unterhaltung neben ihr sitzt. Diesen Eiszapfen aber wollte der Querkopf eben und nur diesen. Die Rischl und ihr Gemahl, der damals Hofmarschall bei der Erzherzogin Isabella war, mischten sich kräftig ins Spiel, und man sagte, der Isolani habe ihr Bewerber auch gefallen. Wahrscheinlich wie der blühende Baum dem Winter gefällt, der ihn dann über Nacht in die frostigen Arme schließt und seine besten Triebe mit kalter Wollust vernichtet.

Genau so ist's gekommen. Heiliges Kreuz: welche Ehe! Als sie nach den Flitterwochen heimkehrten und die Villa am Rennweg bezogen, nicht weit vom Schwarzenbergischen Sommerpalais, da war der

junge Gemahl bereits halb erfroren an seiner Gemahlin — der arme Spatz im Nest!

Acht Jahre hat er diese Ehe ertragen, kinderlos, liebelos, eine fortgesetzte Marter für beide; denn er schmachtete nach ihrer Liebe und vergötterte den Eiszapfen, und diesem war das stürmische Begehren zuerst unsympathisch, dann verabscheuungswürdig. So keimte der Haß, ein stiller, der in die Tiefe der Charaktere eindrang. Nach und nach tobte er sich aus und ward gähnende Langeweile. Gott mag wissen, wie der Adrian mit sich so weit im klaren blieb, daß er nicht auf lasterhafte Abwege geriet. Stellen Sie sich seine Persönlichkeit um dreißig Jahre verjüngt vor! Ich bekenne, daß ich zu seiner Standhaftigkeit die Achseln zuckte. Damals trat er sein Majorat an und damit den erblichen Sitz im Herrenhause.

Wir betrachteten uns schon zu jener Zeit als die besten Freunde, und jeden Urlaub mußte ich mit dem Ehepaare verbringen. Unter den blühenden Linden von Prczembol oder im grauen Kastell Hochbrunn inmitten der Kornebene. — Keine Anregung von draußen neben dem Zeitungsgeschwätz, keine Gäste. Die Hermance verscheuchte sie alle. Um sich her wußte sie eine graue Atmosphäre zu erhalten, die gleich Blei lastete. Immer das öde Lächeln des schönen Mundes und die Augen ohne Inhalt. Die Toilette ihre einzige, brennende Sorge, und die bescheidenste Gefühlsregung erschlug sie mit Ironie. Den Sarkasmus lass' ich mir gefallen, wenn er logisch ist. Wenn er aber Unwahres zu Hilfe nimmt, um auch nur zur scheinbaren Berechtigung zu gelangen, dann ist er widerwärtig.

Nie kam ich um einen Zollbreit voran mit der Hermance; ein entsetzliches Rätselwesen blieb sie uns, ihrem Gatten und mir. Ihren Rufnamen je, nach gut österreichischer Sitte, kosend zu verkleinern, irgend einen dummen, herzigen Unsinn aus ihm zu konstruieren, — wem wäre dies in die Gedanken gekommen? — Keinem auf Gottes Erde! Man mußte nur ihre Briefe an den Adrian lesen, als er und ich miteinander im Feld standen, im Jahre Vierundsechzig und später Sechsundsechzig. — Ich habe sie gelesen. Geschluchzt vor Verzweiflung hat der arme Bub' und sich exponiert, damit die Kugel ihn fände. Ein Schuß zum Lachen ins Fleischpolster, das war der ganze Gewinn! Die Türken haben recht: das Fatum ist eine blinde Macht, und unsere Schutzheiligen thäten manchmal besser, nicht so gewissenhaft zu schützen. —

Endlich, beiläufig fünfzehn Monate nach dem Prager Frieden — (ich war eben in Tirol zum Besuch bei meiner Braut) erbarmte sich der Tod und löschte das grausame Rätsel aus des Adrians Lebensbuche.

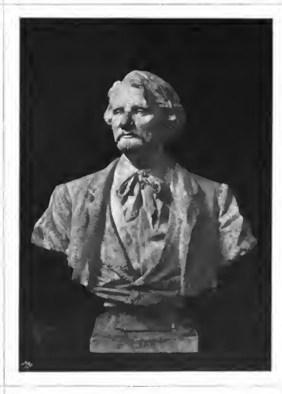
Er schrieb mir so kurz, daß es mich sehr befremdete, allein nur für den ersten Augenblick. Dann begriff ich. Sein Anstandsgefühl verbot ihm die Empfindungen des Erlöstseins, das ungestüme Glück dieser konventionellen Trauer, selbst dem Vertrautesten aufzudecken. Er meldete mir, daß er, sofort nach der Beisetzung, reisen werde; wohin? — Er werde einen festen Entschluß fassen, wenn er Österreich im Rücken habe; ob ich meinen Honigmond nicht ungestört in Prczmbol verbringen wolle mit meiner jungen Frau? — Sicherlich hätte der träumerische Charakter des ganzen Sitzes sich vortrefflich zur Stätte eines Liebesidylls geeignet, und auch die „Prinzessin" ging nicht um in Prczmbol; denn das Mausoleum befindet sich im Hochbrunner Park, ein abscheulicher Barocktempel mit ganz unmotivierter, statuenbesetzter Attika.

Dennoch verzichteten wir und beschlossen die Hochzeitsreise an die oberitalienischen Seen zu machen, die von Burg Valens, dem Elternhause meiner Braut, am gelegensten zu erreichen waren. Der Adrian lehnte die Hochzeitseinladung ab. Wieder nur ein eiliger Fetzen anstatt des Briefes. Er sei behindert und bitte um unsere Adresse für die nächsten Wochen. Er habe eine Überraschung in petto. Seine Adresse sei: Trattoria Figlio di Pietro, Posillipo, Neapel. Eine absolut unstandesgemäße Unterkunft. Ich wußte nicht, was ich davon halten sollte. — Der Brief kam erst zwei Tage nach unserer Vermählung in meinen Besitz, und natürlich las ihn auch meine junge Frau.

„Er tobt; du wirst sehen er kompromittiert sich," sagte ich zu ihr.

„Wie darfst du ihm ohne weiteres miß-

Aus unserer Bildermappe:



Konzertmeister de Ahna. Von Walter Schott.

Tode der ersten! Mir versagte die Zunge den Dienst; es war meine Frau, die sich zur Herrin der peinlichen Situation machte und ohne die geringste Mühe, so schien es. „Gemahlin"? Was sagte ich? — Ein Wesen in eleganter Kleidung, das über die Schleppe stolperte und doch eine Beweglichkeit besaß, als müsse es eine ideale Tarantella tanzen können. Ein Wesen, das abermals bildschön war: bräunliche Sammethaut, Pfirsichflaum auf den Wangen, wunderbare Augen, köstliches Haar; allein jene Schönheit, die sich schon um die dreißig in Fett oder Pergament verwandelt; der Perlenzähne die ausfallen und der prickelnde Schnurrbart über der Lippe sprießt.

trauen? Er ist gar so lang' unglücklich gewesen — laß ihn!" sagte sie in ihrem Mitleide.

Ende März — (wir befanden uns noch in Stresa am Maggiore und dachten in unserem Glücke kaum einmal an den Adrian) meldete er uns telegraphisch seine bevorstehende Ankunft von Mailand aus und bestellte im Hotel zwei Salons und ein Schlafzimmer zu zwei Betten.

Ich zitterte! Dann schalt ich mich selbst. Meine Frau hatte recht. Der Hochbrunn sollte uns einen Affront bieten? — Nimmermehr!

Mein Lieber: schon desselben Abends traf er mit einer Extrapost in Stresa ein und stellte uns seine zweite Gemahlin vor. Bedenken Sie: fünftehalb Monat nach dem Auf Capri, unter den Steinträgerinnen, findet man diese bröckelnden Statuen, und die verfetteten Grazien hinter den Frittura-kesseln am Kai von Santa Lucia.

Daher stammte sie also, die sechzehnjährige Straßgräfin Domenica Immacolata! Ihr Vater ein Sonnenbruder, einer jener sagenhaft werdenden „Lazzaroni", die sich der Romanschreiber auserwählt. Morraspieler- und betrüger, Messerheld, Volkssänger und Improvisator — was Sie wollen. Die Mutter eine Backeselin, deren etwaige Schönheit Kummer und Arbeit verschlungen hatten. — (Der Adrian liebte es, diese Details mit Rührung zu schildern.) Das Töchterchen hatte in der Barke am Hafen gesungen, als Gefährtin eines Mandolinengreises: Mignon und der Harf-

ner — und hatte Blumen an der Chiaja verkauft. Ihrer Moral war noch nichts vorzuwerfen. Wo, wie und wann der Adrian sich in sie verliebt, davon erstattete er nur einen rudimentären Bericht; den Trauschein jedoch legte er uns vor. Ordnungsgemäß mit dem Stempel der zuständigen Behörde und dem Kirchensiegel der „Trinità Maggiore" versehen. Also eine legale Ehe. —

Der Adrian war toll vor Liebestrunkenheit. Wie einer, der hart am Verdursten gewesen ist und den man nun unter ein rinnendes Weinfaß gelegt hat. Keiner Vernunft zugänglich und ein unheimliches Geldvergeuden. Er warf's buchstäblich zum Fenster hinaus. Gottlob, daß er eine Revenue bezog, die sich, beim besten Willen dazu, nicht binnen Jahresfrist verbringen ließ.

Die zweite Gräfin Hochbrunn spielte ihre Rolle mit der derben koketten Naivetät einer hofierten Dorfdirne. Ihr Gemahl trug eine Binde vor den Augen. Er sah nicht, daß sie zusammengesetzt war aus Unwissenheit, vulgärem Liebreiz und vesuvischer Glut. Diese letztere gab den Ausschlag. Sie taute dem Adrian das erfrorene Herz auf und durchloderte seine erstarrten Sinne. Er mußte und mußte sich einmal wieder auswärmen, auf die Gefahr des Verbrennens hin; nachholen was er in den acht Jahren der Eisperiode versäumt hatte, und wie that er's! Mich erbitterte das Ganze, die Rücksichtslosigkeit, die Brutalität dieser wahnsinnigen Ehe, die den Garçons beim Diner die dummen Gesichter verzerrte, weil's ihnen so arg zum Lachen ward, und den Wirt überlegen ließ, ob es anständig sei das neugekommene, gräfliche Paar neben uns im Hôtel zu dulden. Die souveräne Herrschaft des Geldes hat man dabei erkannt! Sie blieben: Liebeskoller und Fächerspiel alla contadina, mir zum Greuel und zur Beschämung. Denn sie schändeten mir meinen Stand. —

Aus unserer Bildermappe:



Else Schott, geb. de Ahna, Gattin des Künstlers. Von Walter Schott.

Meine Frau benahm sich wie ein Engel; Segen ihrem Angedenken. Solche Frauenseelen, aus Takt, Güte und Mitleid zusammengewoben, sollten heilig gesprochen werden, selbst ohne päpstliches Breve. Sie verstand nicht nur das Feinste; sie wußte auch für das Gröbste eine vornehme Deutung zu finden. Sie ertrug und entschuldigte nicht nur; sie spendete auch aus ihres Herzens Fülle in der stillen Weise, die ihr eigen war. Möge die Muschi sie geerbt haben. Wie es doch so schön ist, gottähnlich und dennoch ganz menschlich sein zu können! — Des Adrians heutige Liebe zur Muschi, eine gute und sehr rührende Liebe —: meine Frau hat den Keim dazu bereits damals in sein unruhiges Herz gesenkt. Dessen bin ich fest überzeugt, obwohl damals noch keine Rede war von der Muschi und ihrer Existenz.

Nun zurück. — Dreiviertel Jahre nach den peinlichen Wochen am Maggiore legte der Tod seine Hand auch auf des Adrians zweite Frau. Indem sie seinem Sohne das Leben gab, starb sie, und ihre entsetzliche Qual zerbrach ihm das Herz. — Ja, jetzt war von der Domenica nur noch der Domenico vorhanden, ein herziges Baby. —

Wir nahmen es zu uns nach Konstantinopel, weil der Adrian den unschuldigen „Mörder seines Glückes" nicht ertrug. So erzogen wir den Domenico, der sich selbst, als ein lallendes Buberl, in „Dimo" umtaufte, mit unseren Kindern, sieben Jahre lang, bis man uns nach Paris versetzte. — Unsere beiden Söhne starben — nur die Muschi behielten wir; der Dimo war ein höchst schwieriges Kind, temperamentvoll, eigenwillig und verschlagen. Mehrfach litt er an den Krämpfen: der Arzt schrieb sie jenen tiefen Eindrücken an seinen Schläfen zu, die Sie noch heute an ihm bemerken werden. Trotzdem — er blieb am Leben und erstarkte. —

Was der Adrian in den sieben Jahren begonnen hat, das ist mir erstens nie völlig klar geworden, und zweitens entzieht sich's wohl überhaupt der Mitteilung auch unter vier Augen. Man soll sogar in den intimsten Verhältnissen den Anstand wahren, die Achtung vor dem Zuhörer und vor sich selbst. Dadurch unterscheiden wir uns viel mehr vom Proletariat in jeder Form, als durch den höheren Rang und den größeren Besitz. — Die Salopperie unter unseren jungen Kavalieren, die sie ‚fesch' nennen, verachte ich.

Doch, verzeihen Sie: ich lasse den Adrian außer Augen. Ich nehme also meinen Faden wieder auf.

Die Seinigen, Mutter und Schwestern, hatten sich von ihm losgesagt, — aber absolut. Der Choc war zu stark gewesen, seine Wirkung blieb bestehen. Die Mutter zog sich auf ihren Witwensitz zurück, droben in Böhmen, zwischen Kladno und Saaz und verweigerte ihn zu sehen. Unversöhnt ist sie auch später gestorben. Die Schwestern lebten durchs Reich verstreut, ihrer zwei in Podolien. Was kümmerte sie ferner der Witwer einer Dirne aus der napolitanischen Volkshefe? Er war ihr Bruder nicht. —

Freunde besaß er allerdings, aber nicht viele, außer mir, die sich ihm als echt in der Farbe erwiesen hätten, und seine Agnaten, von denen er einen Umsturz bestehender Klauseln zu Gunsten seines ältesten und einzigen Sohnes aus unebenbürtigem Blute verlangte, widersetzten sich ihm einhellig. Die Woge seines Zornes zerschellte am festen Gestein der Tradition, und seinen Argumenten verschlossen sich die Ohren, die hätten hörend sein müssen, sollte seine Sache irgendwie gefördert werden.

Sie werden natürlich auch über unsere Fideikommißbestimmungen orientiert sein. Die gesetzliche Basis bilden die Paragraphen des Allgemeinen, bürgerlichen Gesetzbuches von achtzehnhundertelf, und was etwa über dieselben hinauswächst, datiert als Privat- und Sonderrecht aus früheren Jahrhunderten und ward in jenen sanktioniert. In diesem Sinne dürfen wir bei unseren reichsständischen Geschlechtern wohl noch von zu Recht bestehenden Hausgesetzen reden.

So auch bei dem Hochbrunnschen, dessen Fideikommiß der erste Reichsgraf Adrian unter dem zweiten Kaiser Rudolf gründete und zwar als Majorat, um die Teilung des Grundbesitzes zu verhindern und den Familienglanz zu befestigen. Für beide Linien, die Adrianische und die Johann-Josephische, gilt als Bedingung zur Successionsfähigkeit eine sehr lange Ahnenreihe auf der väterlichen sowohl wie auf der

mütterlichen Tafel. Stirbt der Adrianische Ast aus ohne ebenbürtigen, also successionsfähigen Erben, so wird der Johann-Josephische zum fruchtbringenden Pfropfreise des Stammes. Das Haupt dieser Linie liegt auf der Lauer mit fünf kräftigen Söhnen hinter sich und alle arm wie Kirchenmäuse und formlos wie Plebejer. Der Adrian verachtet sie geradezu. Dort also ein großes persönliches Interesse zur Verfechtung des Hochbrunnschen Hausgesetzes bis aufs Messer und hier, beim Adrian, eine fieberhafte Liebe für den Sohn der Magd, und ein zur Idiosynkrasie gewordener Abscheu vor dem bloßen Gedanken an eine dritte Ehe.

Stellen Sie sich nun die klaffenden Konflikte vor und dazu des Adrians Temperament!

Kurz und gut: nichts erreichte er. Daß ein Prozessieren ihm keinen Sieg schaffen würde, sagte er sich wohl selbst in den seltenen Vernunftsmomenten jener Zeit. Trotzdem ging er an die höchsten Instanzen. Peine perdue!

Also: adieu Österreich! Alles aufgegeben. Hofstellung, Ehrenämter, Standespflichten. Die Villa am Rennweg an den Palffy verkauft. Nichts blieb, als der Groll gegen sein Vaterland, für etwas, das er allein verschuldet. Was er nun that, war eine förmliche Expatriation. Auf seine Güter setzte er freilich die besten Administratoren und Kammerbeamten. Das erforderte sein Anstandsgefühl. Vernachlässigt werden sollte nichts, unbeschadet des Grolls. Diese Beamten sorgten jetzt für Saat und Ernte, Holzschlag und Aufforstung, Jagd und Fischerei. Baulichkeit und Mobiliar wurden pünktlichst im Stand gehalten, wenigstens noch bis vor elf Jahren, als meine Frau zum ersten- und letztenmal in Przembol weilte.

Einzeln erschien der Adrian auf den Gütern wie ein Meteor. Am häufigsten in Przembol, seinem Lieblingssitze, und einmal begleitete ich ihn. Er revidierte so scharf, wie der Gewissenhafteste es für Pflicht erkennt bei fremdem, ihm anvertrautem Eigentum. Wir speisten unter den Linden vor der Schloßfront, durchritten die Wälder, und in der Frühe des letzten Morgens sah ich ihn im rauchenden Nebel einsam am Karpfenteiche stehen und, über das Röhricht zu den bläulichen Kuppen des Weißen Gebirges blicken, in die rote, aufsteigende Sonne. Danach stahl er sich wieder fort aus der schönen Heimat, wie ein Dieb in der Nacht.

Die gesetzlich statthafte Schuldenbelastung des Fideikommißgut-Dritteils unterließ er. Nicht mit einem Kreuzer! Abermals Anstandsgefühl. Außerdem bezifferten sich seine Privateinkünfte sehr hoch. Was aber bedeutet selbst das ohne Anstandsgefühl? Sein Bube blieb bei uns; meine Frau erbat sich's von ihm. Jahre vergingen, bevor er wieder einmal nach dem Kinde schaute.

Sie glauben nicht, wie er uns zurückkehrte! — Wir bewohnten damals eine Villa am Bosporus für die Sommermonate, dort, wo die reißende Strömung im Wasser ist, zwischen Bebek und den beiden Hissar, dem rumelischen und dem anatolischen, ganz nahe der Landungsstätte.

Ich saß mit meiner Frau auf der Terrasse; die Muschi und der Dimo spielten im Garten; wir hörten ihre kleinen Stimmen, und ringsum blühte der herrlichste Frühling: rote Judasbäume, weiße Magnolien, goldene Jonquillen in ganzen Triften. Da schießt der Dampfer von Arnautköi herauf, schrägliegend durchs blaue Wasser, — wir sahen's so gern —, und am Landungssteg erscheint nur ein Passagier. Der drückt sich an den Lorbeerhecken hin, und ich denke gerad': ‚Was ist denn das für ein Vagabund im Havelok?' da seh' ich ihn unseren Gärtner ansprechen, einen Wiener, der sich zu uns gefunden durch die Empfehlung von der Ritschl Lemberg seligen Angedenkens. — Also mein Jellinek bescheidet ihn; er tritt ein, schaut sich um, sieht die Kinder, und sie springen ihm entgegen. Er küßt sie beide, nimmt das Buberl an die Brust und steht und weint.

Dann waren wir schon bei ihm, aber nicht, weil wir ihn erkannten, denn er hatte den Bart abgenommen und war kahl geworden, nur aus Sorge um die Kinder.

„Jesus Maria, kennt ihr mich nicht? Ja Ferdl — du wirst mich doch kennen?" rief er uns an, und nun natürlich wußten wir, wer's war, und wir zogen ihn vom Jellinek und den Kindern und der Bonne fort ins Haus, denn er weinte immer noch, wie der verlorene Sohn bei der Heimkehr zum Vater, nachdem er die

Säue gehütet und sich von den Träbern genährt hat.

Er war dieser verlorene Sohn gewesen nach dem Buchstaben der Bibel. Ich werde es Ihnen nicht näher detaillieren. Jetzt endlich ekelte er sich an den Träbern und an denen, in deren Gesellschaft er sie gegessen, und er flüchtete zu uns.

Anfangs litt es ihn nicht beständig in unseren geordneten Verhältnissen. Es war ein Hin und Her ohne Ende. Wir hielten ihn zuerst für geisteskrank und ließen ihn vom Arzte beobachten. Allein der Arzt beruhigte uns. Grad' heraus gesagt: verkommen war er, verlottert. Schon allein die äußerliche Veränderung. Vernachlässigt in Haltung und Toilette, — er hatte sich des Dieners entwöhnt — das Auge unstet und böse, sobald man ihn aufreizte, und das geringste reizte ihn auf. Dazwischen Anfälle von weinerlicher Weichheit. Der kraftvolle Körper entmuskelt, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf; über dem Knochen wenig Fleisch, und das wenige schwammig. Ich erschrak, als ich ihn zum erstenmal mit mir ins Schwimmbad hinunter nahm. Ich versichere Sie, er glich den wilden Hunden, die zu Tausenden in den Gassen von Konstantinopel umherschweifen, heimatlos, abgemagert und räudig. Es griff einem ans Herz, diese verwüstete Existenz zu sehen. — Den Landsleuten, die sich hier in der Fremde naturgemäß zusammenscharten, wich er aus oder begegnete ihnen mit Insolenz. —

Abermals war's meine Frau, die ihm half, sich wiederzufinden. Sie und die Muschi. Das Kind war sehr herzig zu jener Zeit, anschmiegsam und altverständig und dabei eine wahre, kleine Schönheit. Der Adrian war sterblich verliebt in sie. Allmählich blieb er bei uns und den Kindern und erholte sich so fabelhaft rasch, wie es nur den kernigsten Naturen möglich sein kann. Bald war er von neuem der elegante Kavalier, aber mit der Liebe in der einen und der anderen Form und auch mit ihren Surrogaten hatte er abgeschlossen. Nur ein weibliches Wesen nahm er aus: meine Frau.

Was sein Herz für sie empfand, die volle zehn Jahre weniger zählte als er, das waren, so absurd es Ihnen klingen wird, die Gefühle des Sohnes zur Mutter. Es war ihm größte Freude, wenn sie vom Korbdivan aus — sie fühlte sich schon in Konstantinopel oftmals sehr leidend — in den Garten hinabschaute und ihr großes Kind, das Neugeschöpf ihrer himmlischen Geduld, mit den zwei Kleinen im Garten umherwandeln sah, jedes an einer Hand, und allemal, daß er sich unter einem niederen Olivenaste bücken mußte, küßte er gewiß seines Buberls schwarzen Lockenkopf. —

Dann also wurden wir, von heute auf morgen nach Paris verschickt. Durch einen plötzlichen Todesfall bei unserer dortigen Botschaft war eine Vakanz entstanden, die man, aus Gründen, die hier gleichgültig sind, am schicklichsten mit meiner Person auszufüllen glaubte.

Ich reiste allein voran. Meine Frau löste den Haushalt auf. Der Adrian blieb ihr auf meinen Wunsch beratend zur Seite und bat und bettelte und rang mir die Einwilligung für seinen Plan ab. Es bedurfte beiläufig keines schweren Ringens. Ich sah ihn mit großer Freude wieder eifrig und voll Initiative. Somit begleitete meine Frau samt den beiden Kindern ihn nach Przembol, und sie verbrachten einen entzückenden Herbst am Lande. Erst im Oktober kam ich, mir meine Lieben zu holen, und verweilte selbst noch mehrere Tage unter den alten Linden, die schon fast kahl standen, und durchwanderte den wilden Park, der so schön am Hügel hinansteigt und sich in der Tannenwaldung verliert. Dann trennten wir uns. —

Der Adrian nahm sein Nomadenleben wieder auf und schüttelte den heimischen Staub von den Schuhen. Den Kleinen, den Dimo, führte er überall mit sich, und da sich in den Verhältnissen und der Majoratsfrage natürlich kein Jota zu seinen Gunsten geändert hatte, biß sich der Haß gegen die Heimat immer blutiger fest in ihm. Urfehde hatte er ihr geschworen.

Also, wie gesagt: seinen Buben hatten wir ihm schon überlassen müssen. Das Kind steht dem Vater zu, wo ihm die Mutter fehlt. Wir vermißten es auch nicht ungern; seine unbequeme Eigenart, das Lügenhafte und Listige seines Wesens drohten uns die Muschi zu verderben. Der Adrian schaute in den Buben hinein wie in den Goldkelch und — traurig zu sagen

— die Vaterliebe artete in die Affenliebe aus. Um den Finger wickelte der kleine Lump seinen naturgemäßen Gebieter, und den Informator, der ihm beigegeben und mit durchs Zigeunerdasein geschleppt ward, betrachtete er lediglich als eine Lehrmaschine, deren Kurbel er drehte oder anhielt nach seinem Belieben. —

Was daraus für eine Erziehung entstand, mögen Sie selbst beurteilen. War's denn zu verwundern, daß die Eigenschaften von Mutter und Muttersvater mit unheimlicher Deutlichkeit bei diesem schwer zu lesenden und noch schwerer zu leitenden Kinde zu Tage traten? Daß es sang wie eine Lerche, sich genäschig in den fremden Fruchtgarten stahl, geschmeidig wie eine Katze, bei den Bubenspielen um Kreuzer und Kreuzerswert betrog und aller Anstrengung, sei sie physisch oder moralisch, genau so feind war, wie einst der Sonnenbruder am Kai von Santa Lucia, das Lazzaroni-Ideal für den Romanschriftsteller? —

Der Adrian bemerkte nichts davon. Der Sohn war sein Blindpunkt, wenn ich mich so ausdrücken darf.

Wir sahen die beiden jährlich zum mindesten einmal bei uns in Paris. Der Adrian kaufte sich sogar dort an, weil er über alles gern mit uns beisammen war. Er besitzt sein buen retiro noch heute: ein winziges Bijou in der Villa Montmorency zu Auteuil, hundert Schritt vom Bois. Man lebt dort vollständig am Land. Seit fünf Jahren steht das Haus verschlossen, seit dem Tode meiner Frau. Danach hat uns der Adrian mit dem Dimo nur noch einmal in München aufgesucht; später in Wien nicht mehr. In Wien haben wir die letzten drei Jahre gelebt, meine Tochter und ich; fern von jedem Verkehr, meines Leidens halber.

Nun ziehe ich mein Facit aus der Summe dessen, was ich Ihnen vom Adrian berichtete. — Trotz der Unstetheit, die ihn hin und her wirft, ist der Elitemensch in ihm auferstanden ohne Verwesungszeichen.

**Aus unserer Studienmappe:**



Aus Max Liebermanns Skizzenbuch.

Sein Geist, der die feine Prägung von Ahn und Urahn empfangen, hat Rost und Schlacke von sich abgeschliffen und dafür, unter dem Einflusse des steten Wechsels, eine interessante Patina angesetzt. Er ist Kosmopolit geworden und dennoch, dank einer Laune, einer Narrenspoffe des Schicksals, der österreichische Edelmann von reinster Körnung geblieben. Sie werden es noch erfahren, wie sehr ich recht mit meiner Behauptung habe. Hingegen der Dimo — — —"

„Addio Ferdl! Es gibt eine Entführung aus dem Serail!" rief von drunten Hochbrunns kräftige Stimme mitten in Kilianys „Facit" hinein.

Curhoven schrak heftig zusammen. In starker Spannung, mit jedem Gedanken dabei, hatte er die erregende Erzählung angehört, die leidenschaftslos, wie eine Legende aus längst verschollenen Zeiten, vorgetragen ward.

Er fuhr sich über's Gesicht, weil ihm der Schreck förmlich vor den Augen tanzte, trat dann zu Kiliany ans offne Fenster und winkte mit ihm der Gondel zu, die drunten am Portal des Hotels, zwischen den buntgeringelten Holzpfählen im Wasser, abstieß, eine elegante Schwenkung machte und pfeilschnell in den Sonnenglanz hinausglitt.

Auf einem der schwarzgepolsterten Stühle des abgedeckten Kajütchens saß Muschi. Sie war noch ebenso blaß wie vor ihrer Siesta, nickte kaum merklich und hob die Hände mit einer beredten Gebärde empor: „Kommt uns nach, kommt bald!" Hochbrunn stand neben ihr und schwenkte den weichen Hut. — Das flotte Fahrzeug hielt auf die freie Lagune zu, und zum Überfluß schrie der Gondolier noch aus vollem Halse, über Achsel und Ruderstange hinweg:

„Partèm' pel Li—i—do, Schi'ori! — partè — mo!"

* * *

Kiliany zog die Uhr und lachte leise: „Auf den Punkt die halbe Stunde und fünf Minuten. Das ist ganz wie er: immer die Ungeduld! Er hat seinen Termin bereits mit offenen Augen erwartet, dann zwei Minuten gebraucht um der Muschi in den Mantel zu helfen und drei um mit ihr flott zu werden: ‚Auf den Papa warten? Keine Spur, Muscherl! Wer zu spät ist, hinkt nach zur Strafe.' — Ich hör' ihn!"

„Schade, daß wir gerade an einem so interessanten Punkte unterbrochen wurden" meinte Curhoven. „Ihr Urteil über den Sprößling des Elitmenschen möchte ich Ihnen ungern schenken."

„Nun Sie erhalten es nachträglich. Zeit genug dazu, in dem wir unseren Flüchtlingen folgen. Ich denke, wir gehen gleich und benutzen keine Gondel, sondern den nächsten Dampfer hinüber. Die Sonne haben wir noch bis siebeneinhalb."

* * *

„Nehmen Sie meinen Arm und geben dem Thaddäus Ihren Mantel und das Perspektiv," sagte Kiliany, während er, zehn Minuten später, mit seinem Begleiter an der Riva di Schiavoni auf und ab wandelte, um das Dampfersignal zu erwarten. „Ehe wir uns dem reinen Genusse der Natur überlassen, will ich Ihnen, wie ich versprach, den Dimo kritisch beleuchten. Kommen Sie lieber gleich an Bord, da plaudert sich's ruhiger."

„Welchen Erziehungsgang hat Graf Dimo durchlaufen?" knüpfte Curhoven neu an, als sie an ihrem isolierten Platze nebeneinander saßen und Kiliany, den Arm auf die Reling gestützt, nachdenklich schweigend in die opalisierende Flut sah. Zu Curhovens Frage zuckte er die Achseln.

„Erziehung? — — Von jeglichem, das einer akademischen Bildung nahe kommen könnte, hat der Hochbrunn eigensinnig abgesehen. ‚Wenn einer durch gesetzliche Velleitäten um die Rechte seines Standes kommt, soll er auch nicht mit dessen Pflichten belastet werden,' spricht er. Das ist eine schiefe Logik, behaupte ich. Des Menschen Streben ist der Stempel seines Wertes; das Streben adelt die Geburt und nicht umgekehrt. — Der Dimo wird jetzt seinen Militärdienst ableisten müssen; er steht bereits im zweiundzwanzigsten Lebensjahre. Ich befürchte, daß diese Periode ihm den Hals bricht, denn er hat seines Vaters Subordinationsmangel in jener höchsten Potenz, die das Kennzeichen des Revolutionärs ist. Eine kurze Weile wird's gut gehen, weil er, auch wie sein Vater, das zweifelhafte Glück genießt, jedermann zu gefallen, aber des Vaters schöne Ehrlichkeit besitzt er nicht, sondern die italienische Suada

und ein unangenehmes Schauspielertalent. Die bescheidensten Formen zu den unverschämtesten Ansprüchen; die krümmsten Pfade zu brutalen Zwecken und Zielen, kein Opferwille, keine Dankbarkeit, und das Genie zum vulgären Musikanten, das die Dummen besticht und ihnen um hundertmal mehr imponiert, als die edel getönte Schönheit wahrer Kunst. — Öldruck und Kupferstich; da haben Sie den Vergleich. — Urteilen Sie nun! Sein Wissen ist eine Wüstenei. Nichts umspannen die Schwingen seines Geistes außer einer hübschen Dirne, einem koketten Anzuge, etlichen ‚Schlagern‘ auf Noten gesetzt und den Spielkarten. Ja, diese vor allem! Das ist mir leider sehr genau bekannt, aber der Hochbrunn glaubt's nicht. Das Thema ist begraben zwischen uns, und ihm bleibt der Sohn sein Götze im Tempel der Affenliebe. Leider, ach leider! Besser, er lebte nicht — noch besser, er wäre nie geboren!“

„Verzeihen Sie, Graf — es setzt mich dabei eins sehr in Erstaunen,“ unterbrach Curhoven. „Sehen Sie denn gar keine Gefahr im Verkehr mit diesem Jugendgespielen für — —“

„Ich habe bereits mein Veto eingelegt — danke verbindlichst.“ Kiliany schnitt dem Frager seinen Satz entzwei und zog die schwarzen Brauen scharf zusammen. „Mißbrauche mein selten geschenktes Vertrauen nicht — keine unberufene Einmischung,“ hieß das deutlich, und er fuhr fort, als habe der Zuhörende seinen Mund überhaupt nicht zum Reden aufgethan:

„Ein Mensch wie dieser, dem jeder Begriff von wirklicher Ehre, vom Werte der Bildung des Geistes und des Herzens abgeht, ja, auch der Begriff des Geldwertes, ideal aufgefaßt — ein solcher ist mit gewöhnlichen Mitteln nicht zu lenken. In zahllosen Fällen bemächtigt sich seiner eines Tages das Strafgesetz und wird zur Verkörperung des notwendigen ungewöhnlichen Mittels. Vielleicht wird es auch die Pistole in der eignen Hand, das letzte Auskunftsmittel der Feigen und der Mutigen, und die Mitleidigen sagen: moralischer Irrsinn —.

„— — Dies ist eine sehr schmerzliche Betrachtung! — —“

„Da sind wir, und nun genug von den dunkelen Dingen unserer irdischen Unvollkommenheit.“

Allein sie konnten doch nicht so rasch von ihrem Gesprächsgegenstande abkommen und fuhren fort, ihn von den verschiedensten Seiten zu beleuchten, während sie langsam, Arm in Arm, mit Thaddäus im Nachtrabe, an den Häusern von Sant' Elisabetta vorüberschritten und die breite Straße zwischen Villen und Gärten weiter bis zum Seebade. —

Der Balkon des Restaurants neben den Baulichkeiten für die Bäder war nur spärlich bevölkert; die Eröffnung der Saison fand erst im Mai statt. Als die beiden Herren treppauf gingen, sahen sie Hochbrunn schon ohne Muschi am äußersten Tische vor der Balkonbrüstung sitzen. Auf dem Gartenstuhle neben seinem ein ruppiger Bursch mit verdrossenen Augen und blondem Wikingerbarte unter schwarzbraunem Zottelhaar und roter Chiozzotenmütze; über der linken Schulter den malerischen Bariloto, den kurzen Kapuzenmantel. In voller Unterhaltung waren die zwei. Der Chiozzot öffnete die triefenden Muscheln aus seinem Weidenkorbe, spießte die Tiere auf sein Klappmesser, träufelte den spärlichen Saft der unreifen Citronen darüber, die samt Blattwerk und duftenden Blüten auch im Korbe lagen, und Hochbrunn verspeiste das aufgespießte Etwas. Frischweg vom Messer des Chiozzoten, da er sein eignes nicht bei sich hatte, nahm er's zierlich zwischen seine aristokratischen Finger und labte sich am Landwein aus großer Flasche dazu. — Es verstand sich von selbst, daß der Chiozzot mit ihm trank.

„Sehen Sie den Volksfreund — nun ist er in seiner Gloria!“ sagte Kiliany belustigt und rief laut: „Guten Abend, Diogenes!“

Hochbrunn sprang auf und eilte den Freunden entgegen, Messer und Muschel in Händen: „Mir ist's wohl, mir ist's wohl!“ rief er zur Antwort und winkte auf italienische Art mit der umgewendeten Hand, die Finger nach außen. „Grüß euch Gott, ihr zwei; wir haben eine ideale Fahrt gemacht, ich und die Muschi. Sie ist drunten am Strande, sei unbesorgt, Ferdl; sie hat ein bissel Kopfschmerz und bevorzugt die Einsamkeit — ich hatte Hunger. Ein jeder nach seinem Gelüsten. — Ecco, caro fio!“ Er schüttelte dem Chiozzoten die rauhe Hand, drückte eine Münze hinein und fragte die

stummen Zuschauer: „Nehmt ihr auch von den Muscheln? Der Pietrin hier hat eine kranke Frau, und mit dem Verdienst sei's sehr schlecht, klagt er mir."

„Glaub' nur nicht jedem und jedes, Adrian," sagte Kiliany und legte zwei oder drei Kupfersoldi auf den Tisch. Curhoven gab eine Lira, nur weil er nichts Geringeres bei sich hatte, aber er nickte dem Burschen freundlich zu für sein feuriges Dankgestammel.

Darauf ließ Kiliany einen sauberen Tisch decken, bestellte die Jause für sich und seine Tochter, und Curhoven schloß sich an. Hochbrunn warf sich in den Stuhl, daß er sich unter seiner Wucht bog, schob beide Hände in die Joppentaschen, und seine Nasenflügel bebten heftig auf und ab.

„Nichts für mich; ich habe, wie du siehst, soeben gejaust und genügend," gab er auf Kilianys Anfrage nach seinen Wünschen kurzab zur Antwort. Dann gefiel ihm die Rolle des Beleidigten schon nicht mehr; in seinen lebendigen Augen funkelte es plötzlich, und ein scharfer, ironischer Blick schweifte von Kiliany zu Curhoven hin, dessen ernste Schweigsamkeit eine Nachwirkung des jüngst Gehörten war.

„Er hat dich über uns zwei Wanderratten orientiert, der Ferdl, gelt?" fragte er. „Es ist mir recht; jetzt brauch' ich's nicht mehr zu thun."

Sein Gesicht rötete sich; augenscheinlich setzte ihn die Sache doch in Verlegenheit; aber er faßte sich sofort und reichte Curhoven die Hand mit dem gewohnten, herzlichen Lächeln. „Sehr recht ist mir's," wiederholte er, „und nimm mich jetzt nur nicht tragisch, dazu liegt kein Grund vor."

Indem brachte der Kellner die Jause: Wein, Sardinen und Brot. Kiliany schenkte mit langsamer Bewegung die Gläser voll und schob Curhoven das seine zu:

„Haben Sie die Gewogenheit, sich zu bedienen."

Hochbrunn lachte hell heraus und schlug Kiliany freundschaftlich auf die Schulter: „Wie er das sagt, der graue Pessimist, grad' wie eine Phrase aus dem Trauerspiel, eh' der Vorhang fällt! Beunruhige dich nicht: — der meine fällt noch lang' nicht! Schau, Ferdl, du thust mir leid; ich hab's besser, ich bin ein rosenfarbener Optimist, trotzdem mich's arg gebeutelt hat, das liebe Geschick! — Hoho, das hat mir den Spaß nicht verdorben, das ist verwunden. An meinem Buben hab' ich halt doch meine Freude! Laß ihn lumpen, Ferdl, laß ihn! Das Lumpen hat seine Naturgeschichte so gut wie die solide Tugend. — Er muß zuerst einmal austoben: genießen, lieben, trunken sein; das Muttererbe vergeuden; hernach kommt das Vatererbe an die Reih', versteht ihr? Sobald er majorenn wird, dann heißt's: ‚Aus ist's mit der Tollheit', und das weiß er. Vom nervus rerum ist genügend vorhanden, das weiß er auch, und warum sollt' er nicht? Gebt acht: ich lancier' ihn schon!"

Kiliany öffnete den Mund, als wolle er eine Gegenbemerkung machen. Aber er unterdrückte sie und trank nippend aus seinem Weinglase. „Sehen Sie dort etwas von meiner Tochter, Curhoven?" fragte er.

Curhoven, der zunächst an der Brüstung saß, beugte sich vor. „Sie geht etwa zweihundert Schritt von hier den Strand entlang."

„Sie sollte jetzt gleichfalls jausen kommen. Ohnedies hab' ich's nicht gern, wenn sie allein promeniert."

„Ich bitte dich um Gottes willen, Ferdl — hier beim Lido! Was ist dabei? Du kannst sie nicht ewig in deiner Tasche tragen."

Curhoven war bereits aufgestanden und stieg die Treppe hinunter. Die Zurückbleibenden lehnten sich gegen die Balustrade, ihre Cigaretten zwischen den Lippen, und verfolgten ihn, wie er mit mühsamen und ungleichen Tritten hart am Meeresstrande dahinwanderte, der schlanken Gestalt nach, deren rot gestreiftes Sommerkleid so aus der Ferne rosig wirkte.

„Sehr ein lieber Mensch, der Curhoven," bemerkte Kiliany; „die Species unter den Preußen, die mir angenehm ist."

„Aber invalid und mindestens vierzig: — bedenke —!" sagte Hochbrunn lebhaft, und Kiliany bewegte abwehrend seine Linke:

„Hast du etwa Hintergedanken? Ich nicht, mein Lieber, also sei so gütig und spare dir auch die deinigen."

### Viertes Kapitel.

Die Adria lag spiegelglatt und himmelblau unter dem Frühlingsglanze des sinkenden Tages. Der Wind hatte aufgefrischt



Erika. Nach dem Gemälde von R. Eichstaedt.
Nach einem im Verlage von Otto Troitzsch in Berlin erschienenen Farbenlichtbilde.

und trieb über dem fernen, gelblichen Damme von Malamocca leichte Wölkchen zusammen. Da, wo der Damm sich im Meere spiegeln mußte, lief ein grüner Streifen durch das lichte Türkisblau, und am Horizonte standen die vollen, lateinischen Segel der chiozzottischen Fischerbarken, wie die ausgespannten Flügel großer, fremder Vögel: rot, gelb und grellweiß. Es war ein erquickendes Wandern durch diese sonnige Einsamkeit, die kein Möwenruf und kein Menschenlaut störte.

Curhoven genoß den Gang, bog die Schultern ein wenig zurück, so daß seine Brust sich weitete, und atmete in langen Zügen. —

Unbewußt machte Muschi es ihm leicht, sie einzuholen. Alle zehn Schritte stand sie still, stieß mit ihrer Schirmspitze vor sich in den feinen, feuchten Sandboden und beförderte ein zappelndes Krabbentierchen an die Oberfläche. Zu Hunderten saßen die Dinger in ihren flachen Trichtern, und eilfertig watschelten die Aufgestörten vor Curhoven her mit grotesken Spinnenbewegungen der dürren Beinchen.

„Kleine grausame Person —“ dachte er, als sie wieder still stand und, nach der Armbewegung zu schließen, besonders heftig zustieß. That sie's aus Spielerei? In Gedanken? Jedenfalls durfte er ihr mit Muße folgen, ohne außer Atem zu kommen oder hinter ihr dreinrufen zu müssen. —

Endlich machte sie Halt, da, wo der Strandpfad landeinwärts bog. Der Blick über das lieblich blauende Meer hinaus war weit und frei, und die abendliche Himmelsfärbung wundervoll. Die Einsame jedoch hatte sich von all der Schönheit abgekehrt. Sie stand, ihren geschlossenen Schirm in schlaffen Händen, die sonst so aufrechte Gestalt förmlich zusammengefallen, und sah starr gegen die unschöne und vergraste Sandböschung, neben welcher der prosaische Landsteig einschnitt. Der Wind machte die ineinander gefaltete Seide des Schirmchens knittern und bauschen und hob spielerisch die losen und sehr feinen Haare des Scheitels, der glatt und tiefgehend das zarte Mädchenprofil einrahmte. Der Hut hing an seinem Sturmschnürchen lose im Nacken.

„Sie wird uns doch nicht zu guterletzt krank werden?“ dachte Curhoven, als er sie so stehen sah aus einiger Entfernung und sich nicht regen. — Jetzt wandte sie sich zum Rückweg, und dann hatte er sie auch erreicht.

Seine Besorgnis wuchs. Geweint hatte sie nicht, aber ihr reizendes Gesicht glich sich selber kaum. Die jugendlichen Züge gealtert: scharf und unhübsch zum Befremden, mit dunkelen Schatten um Nase und Augen, die Mundwinkel nach innen gezogen.

Sie erschrak sichtlich, als er vor ihr stand, wie aus dem Boden emporgewachsen und außer Atem, weil ihn der Gang gegen den Wind zum Beschluß seines bösen Leidenstages sehr angegriffen hatte. Aber sie faßte sich sofort.

„Sie bemühen sich? Das ist viel zu gut und liebenswürdig. Ich verdiene es nicht! — Papa hätte mir den Thaddäus nachschicken sollen.“

„Ich würde mir doch von Ihrem Diener das Vergnügen nicht fortnehmen lassen.“

„Nein, sprechen Sie nicht — bitte, nicht! Wie Sie erhitzt sind und ganz atemlos. Mein Gott, das ist nun meine Schuld — nichts als Unglück! — Nein, bitte, nicht reden. Erholen Sie sich zuvor. — Sie müssen sich auf mich stützen: hier! Sehr wird mich's kränken, wenn Sie jetzt meinen Arm nicht nehmen.“

Sie war auf seine andere Seite getreten. Es half ihm nichts: er mußte seine gesunde Hand gehorsam auf ihren rechten Arm legen, der sich ihm entgegen rundete. „Sie haben auch Herzklopfen — ich fühle es,“ fuhr sie fort und sah ihn ängstlich an; ihr Mund zitterte heftig und da waren sie abermals, die unglückseligen Thränen.

Allein es blieb bei einem einzigen Aufschluchzen; der Quell versiegte schon wieder. Stumm schlichen sie nebeneinander durch den weichen Sand, und der Ausdruck von Furcht und Kummer in Muschis gesenktem Antlitz trat immer deutlicher hervor.

„Sind Sie leidend, Comteß Muschi, oder lastet etwas auf Ihnen?“ fragte er, sobald er ohne Beschwer sprechen konnte: „Seit heute vormittag zerbreche ich mir vergebens den Kopf. Fünf Wochen lang sind wir jetzt Reisegenossen und immer gut und harmonisch. — Dies ist ein unerträglicher Zustand. Könnten Sie sich denn

nicht zu einer ruhigen Aussprache mir gegenüber entschließen?"

„Ich kann nicht! Ich kann nicht!" Sie schrie förmlich auf, drückte mit jäher Bewegung ihren Arm samt seiner Hand, die darauf lag, an sich und faltete die eignen Hände mit einer Gebärde höchster Seelenangst unter ihrem Kinn. „Ich bin rasend — unglücklich — o — über alle Beschreibung! — Ich verzweifle! — Es ist wie ein schwarzes Wasser."

„Kind, Kind — so geht es doch nicht weiter, das ist doch ganz unmöglich," rief er betroffen und sehr bestürzt; denn dies ließ sich ernster an als die hysterische Grille, an die er anfangs heimlich geglaubt hatte. „Jetzt habe ich nicht nur das Recht des Bekannten, sondern die Menschenpflicht geradezu, Offenheit zu fordern. ‚Es ist wie ein schwarzes Wasser' — ‚nichts als Unglück' — rechtfertigen Sie das, wenn Sie nicht wollen, daß ich —"

„Ja — ich will — ich muß es Ihnen sagen!" fiel sie ein, und er fühlte, wie alles an ihr zitterte und flog. „Es tötet mich — gewiß — ganz gewiß! — Sie sind gleichgültig — nein — ich meine — ich bin Ihnen gleichgültig — fremd. Ihnen kann ich leichter bekennen als dem Papa. — Ich kann ihm keinen Kummer machen. Und der Onkel? — Das ist unmöglich! — Sie werden es begreifen. — Aber wer hilft mir? Wer — wer?!"

„Ich, Comteß Muschi, in allem; seien Sie darüber beruhigt — und wenn ich mich mit einem Beleidiger schießen müßte: meine Linke thut's so gut wie die Rechte."

„Ach, um einen Beleidiger und ein Duell handelt sich's nicht. Ich selbst — ganz allein — ich bin die Schuldige und die Leidende: beides."

„Desto besser; dann werde ich schon kräftig und gründlich helfen. Nur mit dem Kopfsprung rasch hinein ins schwarze Wasser. Was ist es? Lassen Sie uns noch einmal zurückkehren."

So wendete er um mit ihr, und sie ging an seiner Seite in den frischen Fußspuren wieder gegen den vergrasten Steig hin, als fürchte sie Beobachtung vom Lidobade her. Dann biß sie die Zähne aufeinander, daß er's hören konnte und sagte kurz:

„Ich bin in Geldverlegenheiten. —"

Er ruckte mit dem Arme, stand still und sah sie groß an:

„Das ist doch wohl ein Scherz, Comteß?"

„Nein — es ist die Wahrheit — ich muß dreißig Gulden zahlen, und ich habe keinen Kreuzer."

Er fühlte sich so grenzenlos ernüchtert, daß es ihm ungefähr physisches Unbehagen bereitete: einen Stich im Kopfe. Auf eine Liebesangelegenheit mit Dimo wäre er gefaßt gewesen, aber nimmermehr auf dieses. Er gewann es nicht über sich, anders als kühl und ebenso knapp wie sie, zu fragen:

„Wie hat das möglich sein können? Ich verstehe nicht."

Aber sie verstand, und das schlug ihr eine tiefe Wunde. Dennoch — sie war alles andere als eine kleinliche Natur. Ihr Vertrauen entzog sie ihm nicht, der Wunde halber, und machte auch keinen Versuch, die Hand abzuschütteln, die nach wie vor schwer auf ihren Arm drückte.

„Mein Vater ist sehr streng und exakt in Geldsachen, und an den Onkel Adrian darf ich mich in diesem einzigen Falle nicht wenden," sagte sie mit leiser, ruhiger Stimme. „Ich schulde einer armen Person, einer Schneiderin, die man pfänden wird, dreißig Gulden; sie war bereits zweimal da seit dem Diner, und ich kann nicht zahlen. — Ich habe meine ganze Appanage bis zum Juli an den Dimo gegeben. Fast fünfhundert Gulden."

Wieder stand er still, und nun nahm er seine Hand aus ihrem Arme. „Das ist — —! Darf ich fragen, wie Sie dazu gekommen sind?"

„Das ist Wahnsinn, wollten Sie sagen. Ihre Meinung muß ich mir gefallen lassen, denn ich habe sie herausgefordert. Geböte es mein Stolz nicht — es wird mir sehr schwer, Ihnen die volle Wahrheit zu gestehen. — Gleichviel: dies ist der Sachverhalt —"

„Einen Augenblick noch," unterbrach er sie, „vergeben Sie mir, ehe Sie weiter sprechen, meine etwaige Schroffheit, wollen Sie?"

Ohne ihn anzublicken, neigte sie bejahend ihren Kopf und bot ihm ihre Hand, die schlaff in seiner lag. „Wir müssen zum Lido zurück, die Sonne sinkt — und Sie haben keine Scenen mehr von mir zu befürchten. Also der Sachverhalt. Im

Dogenpalaste heute früh, als wir uns einige Minuten allein im Saal befanden, sagte mir der Dimo etwas — Sie werden sich denken können, was. Ich lehnte den Antrag ab. Dann sprach er auf mich ein — ich weiß nicht mehr, mit welchen Worten; denn ich war höchst alteriert und verwirrt. — Kurz: plötzlich flehte er mich um Geld an, er sei verloren, er werde sich erschießen — und so, in meiner schrecklichen Angst, weil er mir einen Revolver zeigte, gab ich ihm alles, was ich bei mir hatte. Ich trage auf der Reise mein Geld im Ledersäckchen um den Hals, seit man mich einmal im Hôtel bestohlen hat."

Curhoven zischte etwas durch die Zähne, was sie nicht verstand, und hielt den Atem an, weil der Zorn in ihm überzuwallen drohte. „Dies ist der zweite Diebstahl auf der Reise und ein geradezu infamer," sagte er darauf. „Nie, niemals durften Sie diesem Schauspieler ohne Grundsätze borgen!"

„Es ist Onkel Adrians Sohn!" — Ihre Lippen begannen wieder zu beben. — „Dem Onkel zuliebe hab' ich's gethan."

Er legte seine gesunde Hand auf die ihre, hielt sie fest und drückte sie so. „Gerade ihm zuliebe hätten Sie es nicht thun dürfen, liebes Kind. Ihre Liebe war mit Blindheit geschlagen."

Sie nickte und zaghaft kam ihre andere Hand, machte die los, die unter seinem Drucke gefangen war, und beide falteten sich vertrauend um seinen Arm. „Was fang' ich nun an? — Ich schulde dreißig Gulden — sechzig Lire: sehen Sie die Rechnung." Sie griff in die Tasche, zeigte ihm das zerknitterte Papier, mit dem unorthographischsten Italienisch bekritzelt, und legte Hand und Rechnung in seinen Arm. „Alle meine Schmucksachen sind Andenken von der Mama — sonst — wenn Sie mir nicht helfen können —? Ach, nicht wahr, Sie helfen mir!"

„Ich kann und ich will. Liebe, kleine Seele, seien Sie ohne Sorgen," sagte er gerührt und zog sie so nahe an sich heran, wie es nur ein Verliebter oder ein väterlicher Freund wagen darf. Immer wieder sah er bei ihr das unerfahrene Kind, rein wie eine eben erschlossene Frühlingsblume, hinter der jungen Weltdame hervorgucken. „Wieviel sagten Sie? Sechzig Lire, nicht wahr? Lassen Sie mich gleich sehen, was ich im Portefeuille habe. Warten Sie: wir teilen redlich. Fünfzig, sechzig, achtzig — hundert — hundertfünfzig — hundertsiebzig, hundertachtzig. Etwa zwanzig stecken noch im Portemonnaie. Also hier sind hundert Lire. Genügt Ihnen das für den Augenblick?"

Sie war ganz benommen vor Glück. „O Gott — es ist ja zu viel! Wie soll ich Ihnen nur danken?" Gleich Sonnenstrahlen flog es über ihr blasses Gesicht hin, und mit einem Schlage war's wieder jung — jünger und froher als je zuvor in den gemeinsamen Reisewochen.

Er lächelte auch und freute sich an ihrer Wonne. „Nicht das mindeste zu danken, Comießchen! Der ‚Onkel Contin' ist sehr eitel darauf, daß er dem Onkel Adrian einmal Konkurrenz machen darf."

„Nicht ‚Onkel'. Sie sind jetzt mein ‚Trost' für immer und ewig."

„Auch ein wunderhübscher Ehrentitel. Ich bin's zufrieden und mit dem ‚immer und ewig' soll es ein Mann ein Wort sein. Rufen Sie nur, wenn Sie mich brauchen."

„— und verzeihen Sie mir meine Thränen heut' den ganzen Tag. — Gottlob: Sie wissen's wenigstens, daß ich sonst nicht weinerlich bin, außer wenn's dem Papa so elend ist wie gestern abend. Gelt, Sie wissen's? Sind Sie mir gut?"

„Aber gewiß; herzlich gut. — Noch eins: Graf Dimos Geldangelegenheit nehme ich in die Hand, und Sie müssen mir fest versprechen, daß Sie sich durchaus nicht einmischen wollen."

„Ich gelobe — fest und heilig, mit keiner Fingerspitze! Und nehmen Sie ihm nicht alles, wenn er in großer Verlegenheit wäre. O, wenn ich **Sie** nicht gefunden hätte — denken Sie nur!"

Er lächelte über diesen jähen Stimmungsumschwung, den das Scherflein schnöden Mammons vollbracht hatte. „Dann wäre wohl zuversichtlich irgend ein anderer alter oder junger Onkel der ‚Trost' für Sie geworden; darauf dürfen Sie sich verlassen."

„Nein, pfui! Das war nicht lieb gesagt von Ihnen; nun muß **ich** zanken!" Sie schüttelte den Kopf, gab ihm noch einmal zum Dank die Hand, die er jetzt warm und kräftig drückte, und noch einmal stieg ihr's

heiß und feucht in die verklärten Augen: „Niemand würde mir der Trost sein können so wie Sie!"

Curhoven jedoch hatte für heute genug und übergenug Erregung und Rührung verarbeiten müssen. „Oho, Augen links, Comteßchen: da kommen uns unsere treulos Verlassenen schon entgegen und winken mit allen vier Armen," brach er das gefühlvolle Thema energisch ab. „Jetzt verlangt Ihr sehr gestrenger Trost von Ihnen zum heitersten Gesicht auch noch die flinksten Füße. Geschwind, Sie haben Urlaub: sorgen Sie, daß der Papa nicht so weit durch den Sand waten muß, ehe er Sie wieder hat!"

Sie flog ihm davon wie zum Wettlauf. Da war sie schon am Ziel, und Curhoven sah sie die beiden: Vater und Onkel, in eine impulsive Umarmung schließen. In der bloßen Bewegung ihrer schlanken Gestalt, leicht und anmutig, lag das Glück der Befreiung von drückender Last verkörpert.

„Schöne, gesunde Jugend, Gott erhalte sie zur Freude der Krüppel und vernichte den Neid!" dachte Curhoven, während er sich langsam und übermüdet der kleinen, eng geschlossenen Gruppe näherte, vorsichtig gestützt auf Muschis zerbrechlichen Sonnenschirm. Seinen Stock hatte er vorhin droben auf dem Balkon des Restaurants liegen lassen, und Hochbrunn fuchtelte ihm damit schon entgegen:

„Dein Baculus, Contin; bitt' schön ums Garderobengeld. Ja, ja, so geht's, wenn einem die Gedanken um zweihundert Schritt vorausspringen!"

„Sie müssen notwendig noch ein wenig ausrasten, mein Lieber, bevor wir uns zur Heimfahrt aufs Wasser begeben; Sie haben sehr heiß," sagte Kiliany und rief Thaddäus, der in achtungsvoller Entfernung etwaiger Befehle harrte, einen polnischen Satz zu, worauf er eiligst nach Curhovens Überzieher sprang. „Nehmen Sie wieder meinen Arm hinauf zum Saal; die Muschi jaus't drinnen uns zur Gesellschaft. Hast du die Güte, den Kellner zu informieren, Adrian?"

„Mit Vergnügen; aber ich selbst sag' euch addio. Nein, nein, mich bekommt ihr nicht in den Saal, nicht mit zehn Gäul', ihr Kinder! Nämlich: die Tolschow sitzt drinnen, das musikwütige Weib, das partout dem Dimo eine mütterliche Freundin werden möcht': sehr lieb, aber ich dank' schön! Sie soll mir am Buckel hinaufsteigen!"

„Ereifere dich nicht, sondern entscheide dich, lieber Freund, der Curhoven hat kalt —"

„Also gut, und addio. Ich will mit dem Pietrin im Boot hinüber nach Chioggia und mit ihm auf den Fischzug gehen bis am Donnerstag. Dann darf ich abends den Dimo zurückerwarten."

„So wie du stehst und gehst? Ich bitte dich, Adrian, du hast doch kein Lot Gepäck!"

„Bah, was macht das mir? Zuvor noch hinaus zur Bini, das wird dann zu spät. Der Mensch muß genial sein. Drüben in Chioggia gibt's eine Merceria, und in der Merceria verkauft die Zanetta Zahnbürstln, Seife, Unterziehzeug und Schuhschnürln nebst Früchten und Gorgonzola. Den Kamm trag' ich bei mir, und die Einkäufe laß ich dann dem Pietrin da — Geld ist genug im Sack auf etliche Tage, und den Bratenrock geb' ich einstweilen bei dir im Hôtel in Pension, Ferdl. Also laßt euch nicht länger aufhalten, ihr Kinder. Addio Contin, addio Ferdl — küß' die Hand, Muscherl!"

Sie hörten ihn noch einen grellen Pfiff auf zwei Fingern nach dem Chiozzoten thun und sahen ihn dem Kellner die kleine Zeche für Boot und Landwein zahlen. Dann tauchten die gehörnte Scharlachmütze und der bernsteingelbe Wikingerbart über flatterndem Bariloto auf, und einer noch lebhafter gestikulierend als der andere, entschwanden die ungleichen Gesellen dem zurückbleibenden Kleeblatte.

* * *

Vier Tage lang sah man im Hotel Bauer-Grünwald nichts vom Grafen Hochbrunn und seinem Sohne, den sich die Tolschows so gern nach Hamburg eingeladen hätten. Weniger der Musik halber für den Augenblick, als zur interessanten Verzierung ihres Tennisplatzes und der sommerlichen Ausflüge im Kreise anspruchsvoller Jugend aus der Geldaristokratie. Nun mußten sie leider darüber abreisen, und auch die Kilianys und ihr Begleiter besuchten die Wirtstafel nicht mehr.

Die drei hatten sich gänzlich zurück-

gezogen. Sie speisten jetzt wieder für sich, droben in ihrem eignen Salon, wie damals in Riva, und Muschi bediente den unbehilflichen Freund und Trost aufs neue in der alten Weise. Aber in der fein geübten Aufmerksamkeit lag jetzt eine leise, fühlbare Wärme, die den kleinen Handlangerdiensten intimen Reiz verlieh. Curhoven bemerkte es wohl, und die Dankbarkeit für seine Hilfe, die er herauslas, fand er ganz natürlich. Denn er konnte das Gefühl nicht los werden, daß er sich mit der Übernahme der Dimoangelegenheit eine böse Rute gebunden habe. Ein ferneres Wort in dieser Sache ward inzwischen nicht gewechselt.

Dagegen trieben sie fleißig Kunststudien, wenngleich Muschis Eifer sich ein wenig krampfhaft äußerte. Der Vater hatte sie mit dem Vorschlage überrascht, auch noch Florenz und Rom zu besuchen und dann über Korsika, Marseille und Paris langsam heimzukehren. An Curhoven war keine Aufforderung zum weiteren Anschluß ergangen; er hatte auch ganz entschieden betont: man erwarte bestimmt seine Anwesenheit in Berlin für die ersten Maitage. —

Über das, was sich hinter dieser Angabe verbarg, sprach er nicht; denn auch er wünschte jeden Anstoß zur Mitreise nach Süden zu vermeiden. — Weshalb er den wahren Grund verschwieg, darüber gelangte er nicht ganz ins reine mit sich selbst. Vielleicht, weil es ihn gar zu sehr deprimierte, daß seine Nervenschmerzen täglich zuzunehmen schienen, daß er sich immer greisenhafter werden fühlte — und dennoch! — — Nein, er mußte notwendig in seine Junggesellenhöhle zurückkriechen und im Sommer für die alten Wunden einen letzten Versuch mit den Wildbader Thermen machen. — Noch lieber mit einer sehr langen Seereise. Heutzutage gingen so viele Expeditionen aus, die ihre Berichterstatter engagierten. Das würde er ganz seinen Fall nennen, und verabschiedete Offiziere von guter litterarischer Bildung nahm man nicht ungern.

Sei es, wie es sei: eines stand nun bei ihm fest: die redaktionelle Stellung trat er überhaupt nicht an. Leute, die so abhängig von ihrem Körper waren wie er, durften sich nicht binden, wenn sie ohne das einigermaßen standesgemäß existieren konnten. Diesen Entschluß hatte er in zweimal vierundzwanzig Stunden – schweren Leidensstunden — gefaßt und zwar nach

**Aus unserer Studienmappe:**



Ein Stammgast. Studie von R. Raudner.

langer Rücksprache mit einem tüchtigen Wiener Specialisten, den er in der Not zu Rate zog, weil er vorübergehend Hôtelgast war, gleich ihm. —

Nun wanderte der Absagebrief bereits nach Berlin, denn der Schreiber wollte sich nicht wieder wankend machen lassen in seinem Entschlusse, und natürlich, sobald das Schriftstück fort war, kam ein vorzüglicher Tag, der beste während der ganzen Reisezeit, nach bekannter Schicksalsironie.

Ausnutzen konnte man ihn leider nicht recht. Das Wetter war anhaltend so launisch und wechselnd, daß die Kaminfeuer nicht ausgehen durften und man die wenigen Stunden für Gondelfahrten und Besichtigungen der Herrlichkeiten, die der „Lübke" und der „Bädeker" priesen, dem Wolkenhimmel geradezu ablisten mußte.

Muschi war zu ihres Vaters Beunruhigung merklich reizbar in dieser stillbeschaulichen Zeit ohne den lebhaften Onkel Adrian. Zwar hatte sie die Schneiderin, die sie am vergangenen Donnerstage, dem Ankunftsmorgen in Venedig, gleich mit einer notwendigen und kostspieligen Arbeit betrauen gemußt, längst und reichlich von Curhovens Darlehen bezahlt, aber wenn sie nur an den Namen „Dimo" dachte, lief ihr's eiskalt über die Haut. — In jeder der Nächte vom Freitag bis zum Mittwoch saß sie mindestens eine Stunde wach im Bett hinter dem Moskitotüll und grübelte mit offenem Munde und offenen Augen, die angstvoll ins Dunkel starrten. Immer sah sie Dimos Gesicht vor sich, immer den Revolver, mit dem er sie erschreckt und zur Hergabe des Geldes gezwungen hatte, dort in der unheimlichen „Stanza dei Capi" des Dogenpalastes, als der Führer mit den beiden älteren Herren bereits unterwegs zur Seufzerbrücke und den grauenhaften „Pozzi" gewesen war, den unterirdischen Gefängnissen.

O — sie fürchtete sich — sie haßte den Dimo! — Der arme Onkel!

Früher einmal in München, vor vier Jahren, hatte sie den Vater zum Onkel Adrian sagen hören:

„Er spielt, verlaß' dich drauf — ich warne dich," und der Onkel hatte heftig geantwortet:

„Das ist nicht wahr, das ist Anschwärzung, und ich verbitte mir's, Ferdinand."

Dann war der Vater zu ihr ins Nebenzimmer getreten, und sie mußte von ihrer Aufgabe fort in den Englischen Garten mit der Erzieherin. Allein das Gespräch in des Vaters Kabinett konnte sie immer nicht vergessen.

Ob sie den Dimo gemeint hatten? Ob der jetzt ihre fünfhundert Gulden verspielte, von denen sie fünfzig dem Herrn von Curhoven schuldete? Aber der Dimo sprach ja von einem Freunde, der in Not sei, und von einer Verpflichtung, die er einlösen müsse, oder er erschieße sich jetzt auf der Stelle, hier in der Stanza dei Capi und zu ihren Füßen.

Wenn sie dann, im schwankenden Kreise ihrer Nachtgedanken, abermals beim drohenden Revolver angelangt war, warf sie sich, mit dem heißen Gesichte voraus, in ihre Kissen und rief ihre verstorbene Mutter an in ihrer großen Angst und Einsamkeit: „Hilf du, daß nichts Schreckliches geschieht, bitte du Gott für mich — du weißt, ich brauche das Geld nicht, ich will sparen lernen — nur den zehnten Teil davon, daß ich den Vater nicht betrüben muß! — Ach, meine liebste Mutter!"

* * *

Während des ganzen Mittwochs strömte der Regen und plätscherte in der Nacht auf den Donnerstag eintönig weiter in langen, geraden Strähnen, denn es war windstill.

## Fünftes Kapitel.

In der allerersten Morgenfrühe des Donnerstags hielt eine schmutzige Gondel schaukelnd vor den grünschleimigen Steinstufen der Casetta Bini. Es regnete noch immer, aber ein wenig schwächer als während der Nacht, die jetzt leise in den Tag überzugehen begann. Das Geschiebe der Häuser, rechts und links von der Casetta und ihr gegenüber, schwarzgrau vor Nässe; bröckelnde Mauern hart auf dem Wasserspiegel, in allen Stockwerken schadhafte Fenster und da und dort, auf Leinen oder morschen Dockengeländerchen, mißfarbene Wäsche, die den Regen eingesogen hatte. Zwischen dem Häusergewirr eine jähe Bresche, die ein Zusammensturz oder ein Abbruch vorübergehend geschlagen hatte, und in der Bresche stand, fern, aber erkennbar wie ein Bildhintergrund von Velasquez oder Rem-

brandt, das wunderschöne, frühgotische Portal der Zanipolokirche mit seinen drei eleganten Spitztürmchen als Bekrönung. Sobald der Regen eine Pause machte, wallte dort im Osten ein schwachrötlicher Nebel hinter den Türmchen; die junge Sonne wollte hindurch und konnte nicht.

Unter dem gedrückten Steinbogen des Einlasses zur Casetta hing das Öllaternchen noch trüb brennend, nnd sein fahles Licht streifte den grünen Zweig, der, hinter die rohe Eisengußverzierung des Bogens gesteckt, den Ausschank frischen Weines anzeigte. Der Gondolier im schmutzigen Fahrzeuge hatte sich ein Glas der wolkigroten Flüssigkeit geben lassen, gähnte zwischen den Schlucken und schauderte unter dem Wachsleinenfetzen, den er sich zum Regenschutz umgebunden hatte. Die alte Paketadresse klebte noch darauf, ünd die Schnurenden hingen da und dort. Ihn fror. Der Fahrgast ließ warten. Es war gut, daß keine Zecher mehr in der stockdunklen Schenke saßen nnd er deshalb wenigstens die Schenkdirne zur Unterhaltung hatte.

Sie war keine holde Venetianerin, wie sie Blaas unermüdlich malt, fein trippelnd mit schmachtenden Angen und gebändigten Locken, sondern eine untersetzte Person auf breiten Füßen, sehr üppig, den Unterkörper häßlich vorgeschoben, die Gesichtsfarbe mehlig und die vielreihige Perlenkette eng um den dicken Hals. — Nur die Angen hübsch und voll schlauer Intelligenz; zwiefach auffallend ihr lebhafter Glanz zwischen den ungekämmten Haarzotteln, die hineinhingen.

Sie stand — in eifrigem, halblautem Geplauder mit dem Gondolier, beide Fäuste eingestemmt und den linken Fuß auf der schlüpfrigen Stufe halb im Wasser. So platt der Dialekt war, er tönte doch anmutig mit seinem weichen Überziehen der Wortendungen, den Verwandlungen der harten Anlaute in sanft hauchende. Es lag etwas von Kinderstammeln und Vogelzwitschern darin, das sehr verführerisch klang, sogar in diesem frechen Munde.

„Es ist nicht wahr, er ist in Reggio," sagte die Dirne und bekreuzte sich. „So wahr ich selig werden will, ich weiß nichts von ihm, als daß er sich auf die Reise begeben hat."

„Schwöre nicht falsch, oder gehst du heut' zur Beichte?" erwiderte der Gondolier. „Er hat dir Schweigegeld gegeben — vielleicht noch mehr. Du weißt so gut wie ich, du Lügnerin, daß er nicht ans der Stadt ist. Närrin du! Mein Bruder hat ihn am vorgestrigen Tage in Dunkeln gesehen; — ah! dir soll die Zunge im Maule schwären, dn —"

„Pst!" machte sie, „er kommt —"

Es war jedoch nicht Dimo, der „Contino", von dem sie eben redeten, sondern sein Vater. Den Hut tief im Gesichte, den Mantelkragen hoch geklappt, so kam er schweren Schrittes, mit gebeugtem Rücken durch den finsteren Schenkraum, tastete sich an Tisch und Wand zum Ausgange, den die kalte Morgendämmerung ihm als mattgraues Viereck im Steinrahmen zeigte, und stolperte gleitend auf der schlüpfrigen Stufe. Die Dirne griff mit einer Hand zu und der Gondolier mit der anderen, um ihn vor dem Falle zu bewahren; nnd so beförderten sie ihn ins Boot und in die kleine Kajüte. Da sank er schwer auf das zerrissene Strohpolster und saß ohne Regung unter dem tropfenden Dache der „felze", das der Fahrgast nicht über sich dulden mag an frohen Sonnentagen und in lauen Mondnächten.

Das zerbrochene Glasfenster des Kajütchens klapperte mißtönend — er hörte es nicht; das ekele Fahrzeug, belastet mit dem Kot nnd Abhub des Armenviertels, streifte fast die Gondel und strömte Pestgestank aus — er empfand es nicht. Die Barke, die mit Gesang und Kerzen rings nm den geschmückten Kindersarg an Campo Santo von Maria Formosa anlegte, bemerkte er kaum und verabsäumte sich, wie sein Gondolier, zu bekrenzen; — das farbige Bild der Marktgondel, die zum Rialto abbog, eine wahre Abundantia von köstlichem Obste und taufrischen Frühlingsblumen, glitt spurlos an ihm vorüber. Nur beim Gegröhle der verspäteten Nachtschwärmer, die über eines der gewölbten Holzbrückchen von Straße zu Straße heimwärts torkelten, sah er einmal auf, den Ausdruck jammervoller Qual in seinen veränderten Zügen. Dann blieb alles still bis auf die halblauten Rufe des Gondoliers mit der verwaschenen Paketadresse auf dem Rücken, wenn eine andere Gondel scharf um die Ecke der engen Rii bog oder mit

leisem Geplätscher vorüberschoß, gespenstisch wie eine Hadesbarke. „Sta-i!“ — „scia!“ — „pre — — me!“ — „de lon — go!“ rief's gedämpft herüber und hinüber.

Dann, als sie aus dem Labyrinth der Rii beim Palazzo Fini in den Canal grande übergingen, hielt der Gondolier sein Fahrzeug ein paar Sekunden lang an, nachdem er die Erlaubnis seines Fahrgastes eingeholt und die Bettelgreise abgewehrt hatte, die ihre Hakenstäbe vorstreckten, um die Gondel zu landen. — Er mußte nur eiligst Toilette machen vor der großen Wasserstraße, das gebot ihm die Ritterlichkeit seines Berufes. Somit warf er die Packleinwand ab, zog die Wollbluse glatt und das Beinkleid in die Höhe mit samt dem roten Kattungürtel, fuhr mit den Händen durch das klebende Haar, gab dem naßseitigen Hute eine kecke Biegung und löschte sein Licht. —

Gleich darauf waren sie am Hôtel; der Bursche warf die Bootskette um den Pfahl, sprang auf die breite Steinstufe und zog die Glocke, daß es hell durch das totenstille Haus klingelte.

Der Nachtportier, der sich gähnend in seiner Loge reckte und auf die Ablösung mit Ungeduld wartete, kam herzu und öffnete. Eben half der Gondolier dem Grafen aussteigen, der anscheinend ganz steif und halb im Schlafe war. Verwundert guckte er dann auf das Goldstück in seiner Hohlhand und ließ es eiligst in die Hosentasche gleiten. Ihm konnte es recht sein, daß „il Conte“ im Traume spazieren gegondelt war und im Traume den Bootslohn gezahlt hatte. Betrunken schien er auch noch! „Ah, Zan' Rocco: — solch ein alter Herr, und vornehm!“ —

Die Kette ward schürfend wieder vom Pfahle gelöst, fiel rasselnd in die Gondel zurück, und dahin glitt sie so leicht wie ein Papierschiffchen.

„Womit kann ich dem Herrn dienen?“ fragte der Nachtportier und blickte mißtrauisch auf die große, wankende Gestalt im schief geknöpften Mantel, bis er den Grafen erkannte. — „Der Herr Graf! — — Bitte unterthänigst um Verzeihung — ich habe nicht gewußt — Wollen Herr Graf so gnädig sein, einstweilen — bitte hier ins Lesezimmer, bitte unterthänigst! — Mimo, Licht zünden! allumar'!“

Dies für den Piccolo in der vielknöpfigen Livreejacke, der herzugesprungen kam, die Augen blank, die runden Bubenwangen noch frischrot vom gesunden Kindheitsschlafe.

Allein Hochbrunn wollte nicht ins Lesezimmer geführt sein; mit schwerer Hand wehrte er ab:

„Nicht —! — Zum Baron Curhoven. — Geh' voraus.“

Der Kleine sprang hurtig die Treppe hinan, aber er pausierte alle paar Stufen und sah sich nach dem langsam Folgenden um, der heute weder den gewohnten, freundlichen Wangenkniff noch die beliebten fünf Soldi für das allerliebste Kerlchen hatte, das Dimo glich: dem Dimo von zwölf Jahren.

Nun war er an der richtigen Thür; legte den Krauskopf horchend ans Schlüsselloch und bewegte vorsichtig die Klinke auf und ab.

„Es ist verschlossen,“ meldete er wispernd, und Hochbrunn hielt seine Hand zurück, die pochen wollte.

„Nicht pochen —“

„Aber der Schi'or Conte kann hier durch das Dienerzimmer gehen; sehen Schi'or Conte, daß es offen ist? und dann hat es eine Tapetenthür, gleich zur linken Hand hinein zum Schi'or Barone Curhoven. Wünschen Schi'or, daß ich ein Streichholz anreibe?“ Er holte sein Schächtelchen dienstеifrig hervor.

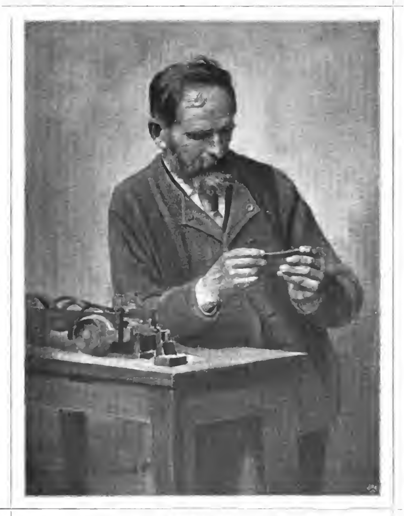
„Nein — laß. Gehe — du erhältst später ein Trinkgeld.“

Der Kleine huschte wieder von dannen, und Hochbrunn trat unhörbar in das schmale zum Ersticken dumpfige Kämmerchen, spärlich erhellt von der winzigen Petroleumflamme in blauer Glaskugel. — Baumanns Bett stand am Fenster. Er hatte sich seine sämtlichen Garderobenstücke, den Livreerock ausgenommen, auf die zu dünne Decke gepackt. Man sah nur seinen struppigen Kopf im bläulichen Scheine, und er schnarchte dröhnend.

Behutsam drehte Hochbrunn den Handgriff der Tapetenthür; knarrend gab sie nach, und er war in Curhovens Zimmer.

Curhoven liebte die tiefe Dunkelheit nicht. Das Zimmer lag überdies nach der Abendseite, und nicht einmal die leichten Vorhänge waren vor den Fenstern geschlossen,

**Aus unserer Studienmappe:**



Bei der Arbeit. Aquarellstudie von Oskar Höppner.

geschweige denn die Jalousien. So kam das erste, schwache Morgenlicht voll herein, hob alle Gegenstände in weichen Umrissen hervor und wanderte zum Bette, dem Pfeilerspiegel gegenüber. Auch das Moskitonetz völlig zurückgeschlagen; in dieser herbstlichen Temperatur, die seit Tagen den Frühling vergessen ließ, summte und stach es nicht, wie kurz vorher schon in der unnatürlichen Glut.

Curhoven lag gerade ausgestreckt auf dem Rücken, die Hände zusammengelegt, und schlief fest, tief und gleichmäßig atmend. Sein Gesicht ganz ruhig; die Lippen ohne Zwang geschlossen, und so, von keinem Schmerz verzogen, trat der edle Schnitt

seiner charaktervollen Züge zwiefach hervor. Ein stiller Ausdruck entsagenden Friedens war darüber hingebreitet, und gerade dieser Friedensausdruck erschütterte den regungslos am Bette Stehenden bis in die innerste Seele hinein.

Auch seine Züge gänzlich ohne den konventionellen Maskenzwang. Die Augen klein, verwacht und verweint; der peinlichste Anblick in solch einem kräftigen Männergesichte. Die Unterlippe schlaff und der sonst so forsch aufgesetzte Bart unordentlich zerfasert. —

Er beugte sich zum Bette nieder: „Contin! — Curhoven!"

Keine Bewegung.

„Curhoven!" —

Der Schläfer regte sich, stieß den Atem hörbar durch die Nase von sich und runzelte die Stirn. Dann hob er den gesunden Arm täppisch über den Kopf und wendete das Gesicht zur Wand. Er schlief augenscheinlich allzu fest.

Einen Moment stand Hochbrunn noch wartend. Das häßlich bunte und grobe Flanellhemd aus der chiozzotischen Merceria ging auf und nieder unter seinem heftigen Herzschlage. — Plötzlich faßte er Curhovens willenlosen Arm und zerrte ihn gegen sich hin:

„Contin — wach' auf! Jesus Maria, so wach' doch auf!" —

Der Schlafende riß seinen Arm zurück; darauf richtete er sich mühsam in die Höhe. Verwirrt, die Augen noch abwesend, sah er um sich her, tastete mit unsicheren Fingern auf der Decke und murmelte ein paar zusammenhangslose Worte. Dann ermunterte er sich und erkannte den frühen Eindringling:

„Herr des Himmels — Hochbrunn!"

„Du mußt aufstehen — hilf mir! Um Jesu willen, hilf mir, ich bin verzweifelt —!"

„Komm doch näher, hier ganz nahe heran. Fasse dich — erkläre."

„Mein Bub', mein Bub'!"

„Was denn?"

„Das Schrecklichste! Hilf mir! — Ich weiß; da, in mir, fühl' ich's, daß du der Mann bist, dem man blind vertrauen darf."

„Gewiß, ganz gewiß!"

Der große Mann hielt ihn an seine Brust gepreßt, und er streichelte mit der umfassenden Hand den Rücken, der sich bog und zitterte unter der Last, die ihm zu schwer war. Dann erhob Hochbrunn seinen Kopf von Curhovens Schulter, umschlang ihn und küßte ihn, die Augen voll Thränen.

Mit ernster Ehrlichkeit gab Curhoven den Kuß zurück.

„Nimm meine Hand; hier, verlaß dich auf meine Freundschaft. — Ich werde sofort aufstehen, und in zehn Minuten bin ich zu deiner Verfügung."

„Mein Bub'! — mein Bub'!"

„Sch! — still! Jetzt noch nicht. Ich höre, daß Baumann sich regt. Bleibe ruhig, zeige nichts, ich bitte dich. Da — setze dich ans Fenster, sieh hinaus — lies. Nur nichts zeigen. Vor allem nimm einen Cognac. Hier, auf der Chiffoniere."

Richtig. Kaum hatte Hochbrunn ein halbes Weinglas der belebenden Flüssigkeit hinuntergestürzt und sich mit irgend einem Blatte, das er über Kopf in Händen hielt, ans Fenster gesetzt, so knarrte schon die Tapetenthür, und, das blaue Lämpchen in Händen, erschien Baumann, nur mit dem Allernotwendigsten in Hast angethan.

„Gnädiger Herr — was is passiert? Soll ich helfen?" Nun erst gewahrte er den Gast am Fenster und wollte den Rückzug antreten, aber sein Herr rief:

„Bleib' wie du bist; du mußt mich ankleiden so rasch es geht. Rasieren kannst du vor Tisch. Laß sein! Keine Massage für jetzt, der Arm ist gut. Wenn du fertig bist, gehst du gleich zum Zamporini in die Apotheke und läßest mir das Rezept wiederholen und wartest darauf. Hernach frühstücke beim Cavalletto, du weißt ja, wo das ist, und sobald man die Läden öffnet, besorge auch noch die Photographien, die ich dir gestern aufgab, beim Ongania am Markusplatz."

„Sehr wohl, gnädiger Herr. Auslage hab' ich noch!"

„Gut. Sollte ich schon fort sein, wenn du wieder da bist, so bringst du der Comtesse die Photographien: ich ließe mich empfehlen, und ich sei mit dem Herrn Grafen Hochbrunn in der Frühe zu einer Tour aufgebrochen."

„Sehr wohl, gnädiger Herr. Der blaue Anzug wär' wohl besser, als der karrierte? Es scheint höllisch kühl. Die Lackstiebeln

werd' ich auch gleich bei'n Schuster tragen; das Zimmermädchen sagt, sie weiß einen sehr guten, gleich hier links um der Ecke. Er wär' auch weniger ausverschämt mit den Preisen," sagte sie, „und sie hat uns da schon rekommandiert, gnädiger Herr."

„Na, das ist ja sehr liebenswürdig von ihr. — So, gib mir ein Flanellhemd, sicher ist sicher, wenn's kühl scheint."

Curhoven haßte Unterhaltungen aller Art vor dem Frühstück und fuhr seinem Getreuen oft genug in die Parade, wenn er bereits beim Ankleiden die Schleusen seiner Beredsamkeit öffnete. Heute ließ er ihn schwatzen, wie er wollte, nur damit er sich durchaus nicht, so oder so, mit dem stummen Besucher am Fenster befassen sollte, der ganz haltlos im Sessel lehnte, den Rücken ins Zimmer gekehrt. Die Zeitung lag längst am Boden. Ein paarmal versuchte er sich aufzuraffen, aber er konnte nicht. Curhovens Wassergeplätscher bei der Toilette durchfror ihn bis ins Mark.

Endlich war Baumanns Werk gethan — wie ein Mühlrad war ihm der Mund dabei gegangen, — und dann tappte er schlennigst hinaus, um im anstoßenden Kämmerchen seine versträubte und ungewaschene Nachtgestalt in den Zofenadonis zurück zu verwandeln.

„Still — noch nicht!" flüsterte Curhoven abermals. „Er muß erst fort sein; er hört wie ein Luchs. — Sieh mich an: wann hast du zuletzt etwas zu dir genommen?"

„Es ist alles eins — gestern zu Mittag."

„So wirst du jetzt, mir zuliebe, Thee trinken und etwas essen, bis Baumann sich entfernt hat. Ich frühstücke mit dir. Glaub' mir, das ist besser."

Er klingelte, gab seinen Auftrag und mahnte zu größter Eile: „Nur Thee, Brot und kaltes Fleisch und, wenn's gleich zur Hand ist, ein Siphon. — Wann geht der erste Zug nach Padua?"

„Sieben Uhr fünfzig, Signor."

„Also um ein Viertel auf acht die Gondel."

Der Kellner rannte davon. Nebenan wirtschaftete Baumann sehr umständlich, wie es schien, und stumm warteten die Freunde auf sein Fortgehen und das Frühstück.

Hochbrunn war zusammengebrochen. Sein Gesicht lag auf der Sessellehne und den gerungenen Händen; er stöhnte in sich hinein. Seine Hände brannten, seine Schläfen pochten, und doch, wie er fror! welch entsetzliche Kälte in ihm und um ihn her. — Zwischenhinein fühlte er, wie Curhovens Hand ihm über den Ärmel strich, und empfand seinen warmen Atem, wenn er sich auf ihn beugte und ihm gedämpften Tones zusprach:

„Verliere den Mut nicht, Adrian, Mut verloren, alles verloren."

„Ich hab' alles verloren!" Das war die einzige Antwort des Armen, dem sein stummer Gram das Herz abdrückte.

* * *

Eine Ewigkeit, diese knappe Viertelstunde des Wartens und des hastigen Frühstücks, begleitet von des reinlichen Baumanns Scharren, Bürsten und Räuspern. Auch noch sein Bett machte er und kehrte aus, und sein Herr konnte nicht einmal mit dem Donnerwetter in dies Getrödel hineinfahren, das erstens nur in der Idee und der Ungeduld des Herrn ein Getrödel war, und zweitens eine Ordnungspflicht, die der Herr vom Tage des Dienstantrittes an ausdrücklich und pünktlich von seinem Bedienten verlangte.

Allein auch die Ewigkeit von fünfzehn Minuten schlich dahin, und des fortgehenden Baumanns Schritt kam an seines Gebieters Thür vorüber.

* * *

„Jetzt sprich dich aus," sagte Curhoven, schob das Frühstücksbrett beiseite und nahm die weich gepolsterte, beringte Hand fest in seine magere, „oder — besinne dich lieber noch einmal: wäre Kiliany nicht vielleicht doch mir vorzuziehen zum Vertrauensmanne? Ihr seid beide Österreicher."

„Ist euer preußischer Ehrenkodex etwa ein anderer als der unsrige? Bin ich aus mir selber zum Ferdl gegangen oder zu dir?" Hochbrunn richtete sich aus seiner Versunkenheit empor und öffnete seine rot durchschossenen Augen weit. „Der Ferdl ist ein halbtoter Mann — — laß ihn schlafen, laß ihn ruhen!" Er sprang auf und durchmaß das Zimmer hin und her, her und hin, beide Fäuste an die glühenden Schläfen gedrückt. „Ich kann's nicht aussprechen — Jesus — ich kann nicht! O — die Schmach! Und von meinem Buben!"

„— Hat er gespielt?"

„Ja — ja! — Nein; es ist nicht das Spiel. Das ist's nicht! Schau her! — Dies schau dir an!"

Er warf sich wieder in den Sessel, preßte, vornübergebückt, eine Faust gegen Curhovens Schulter und starrte ihm wild ins Gesicht. Dann holte er seine Brieftasche hervor und entnahm ihr ein zusammengewickeltes Papierchen, irgend einen Zeitungsabriß. Kaum so viel Herrschaft hatte er über seine Finger, daß sie das Papier auseinander falten konnten. Nichts darin als ein winziges, flaches Stahldreieck. Nun griff Hochbrunn nochmals in die Tasche; ein kleines Messer in Perlmutterschale kam zum Vorschein. Dessen eine Klinge drückte er heraus, eine abgebrochene Federmesserklinge; zu der gehörte die Spitze: das Stahldreieck auf dem Zeitungsfragmente.

„Damit hat er mir die Geldschatulle erbrochen —!" Er rang die Hände vor dem Gesichte und begann zu schluchzen ohne Thränen. — „Mein Bub' — solch ein Schuft! — Ach Contin, Contin! mein Sohn! Alles genommen: Gold — Papier — Kreditbriefe — alles! — Ich muß bei euch eine Anleihe machen — vorläufig — bis ich — ach, mein Gott!"

Er schlug seinen Kopf hart gegen den Tisch. Da blieb er liegen und weinte, daß es ihn fast erstickte. In seiner vernichtenden Scham und Schande stemmte er sich beharrlich gegen jeden Trostversuch des Freundes.

Allein nach und nach gewannen dessen Teilnahme und wohlthätige Ruhe den Sieg. Das entstellte Gesicht hob sich von der Tischplatte, die widerstrebende Hand ließ sich aufs neue erfassen und halten, und zuletzt gelang es der zuredenden Freundesstimme, dem zerrissenen Vaterherzen das Versprechen einer geordneten Erklärung abzuringen:

„Adrian, mein lieber Freund; wir haben fast noch eine Stunde vor uns. Versuche mit dem Anfange zu beginnen, damit wir uns ganz klar machen können, was wir zuvörderst bedenken und thun müssen."

Hochbrunn nickte — der Kopf fiel ihm dabei schlaff gegen die Brust — und setzte zum Sprechen an. Aber nur ein unartikulierter Laut kam. Die Kehle war ihm trocken, die Zunge klebte am Gaumen. „Laß mich denken — —" sagte er endlich heiser. Ruhelos spielten die zitternden Finger seiner Rechten auf der Tischplatte, die thränenschweren Augen hinter der festgeballten Linken starrten ins Leere, durchs Fenster ins traurige Nebelgrau dieses Frühlingsmorgens. Es war ein jammervoller Anblick.

Dann räusperte er sich, trocknete die Augen, hob einen tiefen Seufzer und dehnte die Brust heraus. Er hatte sich wieder.

Er schob Curhoven das Papierchen mit der abgebrochenen Klingenspitze und das Messer in der Perlmutterschale hin:

„Dies ist der Anfang und auch das Ende — sieh' dir's an —" sagte er. „Am letzten Freitag, fünf Minuten bevor wir uns am Canalazzo getrennt haben, weil der Dimo noch in die Casetta wollte, eh' er verreise — da bettelt er mir das Messer ab für einen Stift zum Anspitzen oder für eine Cigarre zum Abschneiden, ich erinnere nicht mehr, was es war, und es ist auch gleichgültig. Kurz: er behält das Ding und küßt mich noch, eh' er beim Palazzo Manin in eine andere Gondel hinüberspringt und von der unseren abbiegt. Ich hör' ihn noch: ‚Addio!' rufen. —

Darauf, wie du weißt, bin ich mit dem Ferdl und der Muschi zu dir ins Hotel zurückgekehrt; wir haben den Nachmittag miteinander am Lido beschlossen, und ich bin dann mit dem Pietrin nach Chioggia hinaus und dort geblieben bis gestern am Abend. Die ganze Zeit hindurch ist mir das Messer abgegangen; ich bin's nun einmal gewöhnt seit zehn Jahren. — Der Ferdl hat mir's derzeit aus England mitgebracht. Es ist alles daran, wie du siehst; der Korkenzieher, das Papiermesser, Scheere und Knöpfer. Also es fehlt mir, und in der Merceria drüben in Chioggia kauf' ich mir so ein elendes Ding zum Ersatz, und das verlier' ich dann wieder, wie's einem so geht. Also ich sage mir: ‚Der Dimo wird dir daheim in der Casetta dein Messer schon am gewohnten Platzl aufbewahrt haben.'

Ich komme heim und schau', als ob's so hat sein müssen: mein erster Schritt droben in der Wohnung geht an den kleinen Kasten für die Wäsche, den hatt' ich mir zum Bett geschoben, weil ich einen Tisch dort gewohnt bin, fürs Licht und die Uhr. Ich lese vor dem Schlafen. —

**Aus unserer Bildermappe:**



Straßenmusikanten. Nach dem Gemälde von C. Becker.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Gut; das Licht steht da und die Zündhölzln, und mein Buch liegt da und das Uhrenetui dabei wie immer. Im Uhrenetui — es ist ein ganz altes vom seligen Vater — gibt's eine Abteilung für den Schlüssel zum Aufwinden und die Berlocques. Deren trag' ich nicht und einen Schlüssel braucht man schon lang' nicht mehr. In diese Abteilung also leg' ich seit Jahren das Messer, weil ich's eben gern in der Nähe hab' zum Seitenspalten beim Lesen.

Es liegt an seinem Platze im Uhrenetui wie immer. Nun, denk' ich, der Bub' ist doch bedachtsam, er weiß, daß ich's brauche, und ich steck' es zu mir. Dabei fühl' ich, daß die vordere Klinge abgebrochen ist, und das ärgert mich sehr, und ich betrachte mir den Schaden und denk' so weiter: Es ist ja gerad', als hätt' er etwas mit meinem guten Messer aufbrechen wollen, der dumme Bub', der!

Dabei fällt mir der verschlossene Sekretär

ein, und daß ich mich in Chioggia ausgebeutelt hab' bis auf zwei Lire im Sack und etliche Soldi. Also ich will aufschließen und mich frisch versorgen, und nehme mir auch noch vor —"

Er hielt inne, zog den Atem schwer und griff an die Kehle und in den Kragen, als ob es ihn würge. Curhoven machte einen Ansatz zum Sprechen, allein der andere winkte Schweigen, schloß die Augen hinter der Hand und berichtete weiter. Es war, wie wenn ein aufgezogenes Uhrwerk abschnurrt.

„Ich nahm mir vor, dem Dimo unter den Procuratien die Busennadel mit dem Sapphiren zu kaufen, die er so gern gehabt hätte, und ihn damit zu überraschen, wenn er zurückkam. — Es wunderte mich dabei noch nicht, daß er einen Tag über die Zeit ausgeblieben war; in Chioggia hatt' ich völlig auf den Kalender vergessen.

Daß der Schlüssel zum Sekretär nicht aufsperrt, das ist das erste. Ich versuche einen anderen von meinem Bunde; nach und nach die sämtlichen und den vom Wandschrank: — Nichts. — Dann den Korkenzieher und die Nagelfeile und ich leuchte mit der Kerze ins Schlüsselloch. Endlich springt das Schloß doch auf; einen Verdacht fasse ich noch immer nicht; gar leicht wird so ein altes Schloß verdreht. Der Sekretär — er muß gewiß hundert Jahre oder mehr dort stehen — hat viele Fächer, immer eines ins andere geschoben, also lauter Überraschungen. Der ganze Mechanismus funktioniert, nur wieder das Thürl zum Geheimfach nicht. Das klemmt sich; es steckt etwas dazwischen. Das stoß' ich zurück und öffne ganz leicht, und das Hindernis ist mein Contobüchl aus der Schatulle, das stets darinnen liegt. —

Nun fang' ich an, mich sehr zu verwundern. Die Schatulle ist zwar verschlossen, aber nicht richtig; der Deckel liegt verbogen darauf, und der Zapfen springt nur halb ins Schloß. ‚Eine unbefugte Hand ist daran gewesen!' schießt mir wie ein Pfeil durch den Schädel. Jetzt ich an die Arbeit mit der starken Messerklinge hier. Ach Gott! was mir da für Gedanken gekommen sind — da schon! Aber ich sag' mir immer noch vor: ‚Es ist ja nicht wahr — es darf eben nicht wahr sein!' —

Wie ich's offen hab': Alles leer — nur ein paar unwichtige Zetteln dagelassen. Ich stürze die Schatulle — und nichts fällt aus ihr heraus als die Spitze von meinem Federmesser!" —

— — Er zog Curhovens Arm zu sich her, preßte das Gesicht darauf und sein ganzer Körper zitterte wie im Schüttelfrost.

„Armer Freund, ach, mein armer, lieber Adrian!" sagte Curhoven leise. Die halbe Welt hätte er jetzt darum gegeben, wenn es ihm möglich gewesen wäre, seinen zweiten Arm, den gelähmten, um den unglücklichen Freund zu legen und ihm so ein Gefühl des Haltes vor dem Versinken zu geben. — Kaum verstand er die mühsam herausgestöhnten Schlußworte des tragischen Berichtes:

„Niemals fort aus Venedig ist er gewesen — die Dirne — die in der Schenke, hat mir's verraten — um ein Geldversprechen. Alle sind sie käuflich — alle! — Zweimal ist er über Nacht ins Quartier geschlichen. Wann er mich ausgeraubt hat — ich weiß es nicht und keiner. — Mein Bub' ein solcher Schuft, ach — ach, mein einziger Sohn!"

Er sprang in die Höhe und, beide Hände aufs Herz gedrückt, fing er seine ruhelose Wanderschaft durchs Zimmer wieder an. — Sein Gesicht hatte den weichen Ausdruck verloren; es sah hart und sehr alt aus, mit lauter tiefen Falten und Furchen, die vorher nicht da gewesen, und mit der aschfahlen Färbung, und er sprach jetzt in kaltem Tone, als handle sich's um irgend ein Subjekt, das des Mitleids nicht wert sei. Dieser jähe Umschlag machte Curhoven stutzig: es lag etwas Naturwidriges darin — die Stille vor Erdbeben oder Orkan.

„Setze dich wieder, laß uns ruhig bleiben, lieber Freund," bat er, erhob sich, faßte den rasch Auf- und Abschreitenden unter den Arm und führte ihn an den Tisch zurück. „Komm, trinke jetzt ein Glas von Siphon; ich gieße dir etwas Cognac dazu. — Komm, ich bitte dich herzlich, trink' und zwinge dich nicht gegen dein Temperament."

Mit starkem Ruck zog Hochbrunn den Stuhl heran, setzte sich und trank zwei große Gläser rasch hintereinander leer.

„Mir ist's so gut, wie's einem äußerst Elenden — dem Elendesten aller

Elenden — sein kann," sagte er und trocknete sich mit hastiger Bewegung den tropfenden Schnurrbart. „Jetzt werde ich dir die Sache analysieren, so wie mein Ehrbegriff sie ansieht und unveränderlich ansehen muß, dem Fremdesten gegenüber und dem Nächsten. Himmlischer Gott, und daß es mein Sohn ist! Denk' dich hinein in mich! — Als ob du's könntest! — Du hast keinen Sohn! —

Schau, Contin — wär' er gekommen und hätte gesagt: ‚Vater' — er schluchzte und mußte innehalten — ‚Vater — ich hab' Schulden — ich hab' mich vergangen, so oder so — lös' mich aus, daß ich mit Anstand dasteh',' oder: ‚Da ist's Pistol; hilfst du mir nicht, so muß ich mir die Kugel ins Hirn schießen.' — Gut: — und hätt' er sich erschossen mir vor den Augen; ich würd's ertragen haben und verwunden mit der Zeit und hätt' ihn beisetzen lassen als meinen rechten Sohn, der die Kavaliersehre im Leibe gehabt hat trotz alledem. — Aber so! — So plebejisch, so ordinär! Wie ein gemeiner Kommis, der durchbrennt und erbricht die Kasse — und man setzt den Steckbrief in die Zeitung und schickt ihm die Spitzel nach. Schau, das ist mein Gram, die Gemeinheit! Und ich hab' ihm doch von meinem Blute mit auf die Welt gegeben! Ich — ja, so wahr ich hier beim Tische sitze — kommt er gekrochen, pater peccavi sagen — einen Fußtritt geb' ich ihm! — Der ist mein Sohn nicht, der mir eine Schurkerei anthut — ein ordinärer Dieb!" —

„Halt ein, halt ein!" Curhoven stand auf und griff nach des Freundes Arm, der sich emporwarf, als schleudere er ein giftiges Reptil von sich. „Deiner Wut und Verzweiflung alles Recht — aber — fühlst du dich selbst ganz frei von Schuld? Hast du straffe Zügel gehalten?"

Der aufgereckte Arm sank, die große Gestalt knickte zusammen — aber der stolze und selbstwillige Sinn gab kein eignes Unrecht zu. Hochbrunn pflanzte die Faust auf den Tisch, nicht schmetternd wie ein Bauer, sondern mit lautloser Energie. Weiß standen die Knöchel unter der Haut:

„Ich will zu Gericht sitzen!"

„Du? — und wie denn?"

Der andere starrte unter den zornig gerunzelten Brauen vor sich hin.

„Ich — schieß' ihn zusammen — ich lad' ihm selber den Revolver, wenn er's wagt und tritt mir vor die Augen. — Oder — er soll mir vor den Richter."

„Mein armer Kerl; der irdische und der himmlische Richter würden wohl milder sein als du," sagte Curhoven und nahm die harte Faust in seine warme Hand. „Sieh nicht so starr, besinne dich; wir müssen etwas thun. Gleich wird die Gondel da sein. Willst du mich mit dir in die Casetta nehmen? Daß ich als Unbeteiligter den Thatbestand genau feststelle, bevor irgend welche Schritte gethan werden, halte ich für das Ratsamste. Bist du meiner Ansicht?"

Hochbrunn öffnete die Lippen und formte sein „Ja", ohne es auszusprechen. „Ich will Richter sein," wiederholte er tonlos und legte sein Gesicht in die freie Hand. „Laß mich — rede nicht weiter davon; hilf mir nur ihn finden, und dann verschick' ich ihn. — — Es ist heller Tag; eh' wir geh'n, muß ich ein wenig Toilette machen bei dir. Was haben fremde Leut' mit meinem Unglück zu thun? Gib mir ein frisches Hemd und ein Schnupftuch."

Schweigend trug Curhoven ihm alles zusammen, Wäsche, kölnisches Wasser, Bürsten und Rasierapparat. Schweigend bediente sich Hochbrunn, aber er schnitt sich, daß ihm das Blut sprang beim Rasieren.

Bald darauf, als die Gondel gemeldet ward, durchschritt er in der alten, stolzen Haltung das Vestibül neben seinem Freunde. Nur der Gang schleppte ein wenig; das volle Gesicht hatte kaum eine Spur von Farbe und die Winkel des jovialen Mundes waren tief herabgezogen.

## Sechstes Kapitel.

„Ferrovia, Schi'ori? — Bagagli?"

Der Gondelier streckte schon die Arme vor, um das Gepäck in Empfang zu nehmen.

Hochbrunn verneinte mit dem Finger und Curhoven gab die Richtung an: „Rio dei rigattieri, Casetta Bini."

Bis zu den Mocenigopalästen blieben sie auf dem Canal Grande. Die Sonne hatte sich siegreich durch die Nebelschichten gearbeitet und strahlte in ihrer köstlichen Morgenschönheit. Die herrlichen Paläste glänzten, das regenfrische Gartengesträuch, das sich zwischen ihnen da und dort über

altes Gemäuer und kunstreiche Gitter emporbuschte, stand in voller Blüte. Es lag wie Päoniendust und Fliederduft in der sonnigen Frühe, und das Wasser rings um die gleitende Gondel zitterte und glitzerte und spielte in den Farben des Perlmutters auf blaugrünlichem Untergrunde.

Über Curhoven kam's wie eine hoffnungsfreudige Erleichterung nach dem Trauerspiele der grauen Dämmerung. In Gedanken legte er sich Hochbrunns ganze Erzählung genau zurecht und erwog alle Möglichkeiten, die bevorstanden. Vor dem Jähzorn des Vaters gedachte er den verbrecherischen Buben zu schützen, soweit es in seiner Kraft stand. Seine Ehrbegriffe waren sehr scharf und dennoch abgeklärt. Wer einen Krieg mitgemacht hat und selbst niedergemäht worden ist wie der Schwaden von der Sense, der denkt ernster und vorsichtiger über das „Töte ihn!" des Theoretikers auf diesem Gebiete. Allerdings war auch Hochbrunn Praktiker, von zwei Kriegen sogar, aber während dieser langen Stunden fortgesetzten höchsten Affektes hielt Curhoven ihn durchaus nicht für zurechnungsfähig. Deswegen beschloß er bei sich, dem mißratenen Sohn einen gewissen Schutz zu gewähren, bis des empörten Vaters krankhafte Erregung dem gewohnten Wesen wieder weichen würde.

Hochbrunn sprach kein Wort. Er saß unter der Felze in eine Ecke gedrückt, hielt die Augen geschlossen, und nur an der unablässigen Bewegung seiner Lippen sah man, daß er nicht schlummerte.

Nun bogen sie aus der breiten, lichtvollen Wasserstraße in die schmalen, sonnenlosen hinein, deren hohe Häuser den Himmel verbarrikadierten, deren Gewässer trübe und träge dahinschlich und tintenschwarz unter den Traghetti: den gewölbten Übergängen, lag.—

Vorüber an San Luca, San Salvatore und Santa Maria Formosa; dann gegen das Kirchlein San Lio hin und nördlich weiter bis ins Sackgäßchen der Trödler: den Rio dei Rigattieri, und hier waren sie vor den Stufen zur Casetta Bini.

Der neue Wein hatte schon Gäste in die Schenke gelockt. Näselndes Singen und Guitarrengeklimper tönten heraus und das Gelächter einer kreischenden Weiberstimme. Niemand erschien, um die Gondel heranzuholen.

„O — là!" rief der Gondolier; dann ward die grüne Thür von innen aufgestoßen; zuerst kam der plärrende Guitarrenspieler, immer fortklimpernd und sich dazu in den Hüften wiegend; dann stieß ihn die Schenkdirne beiseite und lief, einen Pantoffel zurücklassend in der Eile, treppab, zog die Gondel heran und bot den Insassen ihre schmutzige Hand zum Aussteigen.

„Der Contino ist droben seit einer halben Stunde," sagte sie halblaut und vertraulich zu Hochbrunn und drängte sich an ihn.

Er schob sie mit der Faust von sich ab; seine Kniee wankten und sein Gesicht ward zuerst aschgrau und dann braunrot. — Ohne sich um den Gondolier und Curhoven zu kümmern, die Zähne ineinander verbissen, strebte er geradeswegs durch die Schenke ins Hausinnere. Curhoven warf dem Gondolier seine Lira und ein Trinkgeld zu und folgte so rasch er vermochte.

„Zeige mir einer den Weg!" rief er aufs Geratewohl zurück, als er im Hausgange angelangt, nichts vor und um sich sah als Stockdunkelheit. Hochbrunn war ihm außer Sicht, und seine Wachszünder hatte er im Hôtel auf dem Nachttische vergessen.

„Eccomi, Schi'or!" sprach's im Moment darauf schon neben ihm; ein Streichholz ward angerieben, und der Guitarrenspieler bot ihm den Arm mit der angeborenen Volksgalanterie des Venetianers. Er hatte vorhin gleich bemerkt, daß der Begleiter des wohlbekannten und freigebigen „Conte" hinkte und auch noch die rechte Hand in der Binde trug. —

Treppchen und Stufen, lange Gänge und unvermutete Wendungen um abgerundete Mauerecken. Eine sonderbare, ehrwürdige Konstruktion, zu der man des Ariadnefadens benötigte. Alle Wände schief und abbröckelnd; da und dort gestützt, die Decken kirchenhaft gewölbt. Hier und da hoch oben ein verstaubtes Ochsenauge, durch das sich ein umflorter Schimmer des Tageslichtes stahl. Überall ein bald ferneres, bald näheres Wassergetröpfel, und das Ganze, im Gegensatz zu der schmalen und schmucklosen Fassade nach dem Rio, ungemein tief und weitläufig. Augenscheinlich hatte man schon zu Anfang des Jahrhunderts die Schenke gegen einen verfallenden und auf Abbruch



Kandelabergruppe am Neuen Palais in Potsdam. Von Walter Schott.

verkauften Palazzo geklebt und dann beides ineinander gezogen.

Nur ganz im Fluge nahm Curhoven die Einzelheiten in sich auf und beachtete das Geplauder des Venetianers, der sich ihm als des „Contino Bruder in Apoll, den Bariton aus der Musikbarke“ vorstellte. Eine übermenschliche Kraftanstrengung machte Curhoven, um Schritt zu halten mit dem Leichtfüßigen und vor allem um Hochbrunn so rasch wie möglich zu folgen.

Endlich, indem sie um eine letzte, abgerundete Ecke bogen, öffnete sich ein halbdunkeler, viereckiger Vorraum oder richtiger nur ein ungewöhnlich großer Podest zwischen den Armen der gebrochenen Treppe. Es war eine breite, schön geschwungene Haupttreppe, ausgetreten, mit poliertem Deckengeländer und prachtvoller Flachschnitzerei rings um die Handleiste. Auf dem Podeste, rechts und links von der Treppe, hohe, schwärzliche Thüren, Füllungen und Aufsätze gleichfalls reich geschnitzt; Klinken und Schlüsselschilder aus fein getriebener Bronze.

„Favorisca, Schi'or; dort steht der Schi'or Conte,“ bedentete der Guitarrenspieler, ließ seinen stützenden Arm sinken, verbeugte sich und verschwand, ohne auf einen Dank zu warten. Schon nach zehn Schritten hörte Curhoven ihn wieder klimpern und trällern:

„Soto el ponte de Rialto
Fermeremo la bareheta,
Noi cantarte qualche arieta
Tralasando — de — vo — gar!“ —

* * *

„Ich habe dich erwartet — mir sinkt das Herz — ich kann nicht — gehe mit mir! — Wir werden ihn überraschen —“ flüsterte Hochbrunn heiser und abgerissen, als versetze es ihm den Atem. Er lehnte am Thürrahmen, sein Gesicht war wieder aschfarben, seine Hand, die er um Curhovens Armgelenk krampfte, eisigkalt, wie erstarrt. Seine Finger griffen unbehilflich zu.

Curhoven versuchte in bester Absicht ihn zurückzuhalten: „Adrian, kalt Blut. Fasse dich erst; thue nichts, was dich nachträglich gereuen könnte —“

Umsonst die Warnung. Er hatte die Thür bereits geöffnet und trat ein, Curhoven am Arme mit sich ziehend.

Drinnen eine dumpfsrostige Luft und Totenstille. Zuerst durch einen Vorsaal, lang und spärlich erleuchtet wie die Gänge. Aufgestapelte Kisten, Koffer und leere Weinkörbe; der ganze Apparat eines nomadisierenden Haushaltes. Vom Vorsaal in einen Alkoven, mittels dicker Wollvorhänge abgeschlossen. Nichts darin als ein Gurtenbett mit Strohpolstern und Seidendecke. — Aus dem Alkoven in ein sehr großes, düsteres Zimmer. Die dichten Läden vor alle drei Fenster gelegt; nur durch einen schmalen Riß im Holze tanzte ein fadendünner Sonnenstrahl herein und spiegelte sich in der Rumflasche, die offen auf dem Tische stand mit dem halbgeleerten Grogglase daneben. Das Mobiliar des Zimmers hob sich nur schattenhaft von den schwärzlichen Ledertapeten der Wände ab. —

Hochbrunn sah sich gar nicht weiter in diesem Raume um, sondern öffnete eine Seitenthür, Curhoven immer mit sich vorwärts ziehend. Er fuhr mit der Hand vor die Augen, so jäh blendete ihn das Sonnenlicht, das hier ins Schlafgemach durchs offene Fenster hereinflutete, zugleich mit der süßen Frühlingsluft.

Da drunten, von hohem Gemäuer umhegt, ein Gärtchen. Vögel zwitscherten und Mandel und Pfirsich verflochten ihre blühenden Äste. Unter denen eine Wüstenei von Scherben und Küchenabfällen; und auf der vermorschten Sitzbank in der grellen Sonne lag ein weißes Kätzchen.

Hier drinnen ein Riesenbett, ein Katafalk, von schmutzigroten Gardinen umhangen. Kissen und Decken durcheinander gewühlt; auf dem Fußboden, triefend vom Regen, Dimos Havelok, sein Hut und der Hemdkragen bei Haufen zerknitterter und zerrissener Papiere. Ein widerliches, übernächtiges Bild in diesem sieghaften und reinen Morgenglanze.

Wilde Angst in die Augen gebannt, blickte Hochbrunn von einem Gegenstande zum anderen und hielt sich am Kugelknopfe des Bettpfostens fest. Allmählich gelang es ihm, sich ein wenig zu bemeistern. Er bückte sich und suchte unter dem Bette, hob den tropfenden Mantel auf und warf ihn über den Bettsessel, betastete die Kissen und schob seine Hand unter die Decke des Lagers, das er mit seinem Sohne teilte, wenn er nicht, in unzeitig schwülen Nächten, das

spartanische Gurtenbett des Alkovens bevorzugt hatte. Schließlich stand er, abermals dem Umsinken nahe, vor dem Wandschranke, der seine eigne und Dimos Garderobe enthielt. Wieviel Fürchterliches konnte solch ein tiefer Wandschrank in seinem Dunkel bergen.

Curhoven öffnete für ihn die Thür, die nur lose im Schloß lag, vollends, und er selbst fühlte und suchte zwischen den Anzügen und Mänteln hin und wieder bis auf den Grund. Erfolglos, Gott sei Dank! Keiner hing aufgeknüpft am Haken, wie der Dieb am Galgen baumelt.

Also der Bub' mußte aus der Casetta wieder fort sein, wahrscheinlich durch die Hinterthür und über den Traghetto weiter; aber er lebte noch, und irgendwo in der Stadt oder deren Nähe würde man ihn auffinden, ohne Zweifel.

Ihm war's, als möchte er jetzt laut lachen im Gefühl der Erleichterung nach seiner unmenschlichen Seelenmarter um seinen Buben, der sein Schmerz und sein Abgott war.

Da, als er sich vom Wandschranke hinweg und zu Curhoven zurückwendete, sah er diesen in der Wohnzimmerthür stehen, mit vorgestrecktem Kopfe scharf in die finstere Ecke zwischen den verdüsterten Fenstern spähend. Dort befand sich, vom weit vorspringenden Sekretär noch mehr beschattet, das niedrige Sofa und davor der runde Tisch mit der zipflig hängenden Decke. —

„Nun? — Heiliger Gott, Contin, was siehst du?" —

„Auf dem Sofa liegt er und schläft. Eben entdeck' ich ihn." Curhoven dämpfte seine Stimme und hielt den Fragenden zurück. „Halt! — Höre mich erst; gehe nicht gleich zu ihm, nicht im Jähzorn. Bedenke, daß er dein Einziger ist, Adrian, und noch ein halber Knabe. Sei ruhig und barmherzig."

Er sprach in den Wind!

Rasende Wut schoß einer Flamme gleich in der Seele des Gepeinigten empor und legte jegliches Gefühl der Milde in Asche. Über seine bleichen Lippen kam ein schnaubender Laut; er warf die Arme vor und war in zwei Sätzen am Sofa. Den Tisch stieß er beiseite, packte die Schulter des regungslos Daliegenden, dessen Antlitz sich gegen die Wand kehrte, suchte ihn herumzureißen und rüttelte ihn, aller Besinnung ledig, blind und taub, weil er sich erfrechte, dazuliegen, gemächlich schlummernd wie die satte Tugend.

„Du schläfst? — Lump! — Lump! — — Du wagst zu schlafen? Aufgestanden! — Rede — rede! — — Wirst du aufsteh'n —?! Lump du!"

Willenlos gab der schwere Körper auf dem Sofa der brutalen Gewalt nach, wie es der Baumstamm thut, dessen sie Herrin wird. Er verschob sich und rutschte. Die Hand des straff niederhängenden Armes, den die Tischdecke bisher den Späherblicken verborgen hatte, berührte dabei den teppichlosen Terrazzofußboden, und verursachte einen hellen, harten Ton, wie von aufschlagendem Metall. Das machte der Lauf des Revolvers, dessen Kolben die totenstarren Finger umkrallten und nicht hergaben.

Ein hohles Gurgeln, ein rauher Schrei, der nichts Menschliches an sich hatte; Krachen, Splittern und Klirren. Der Tisch mitsamt dem Glasgerät und der Lampe schmetterte zu Boden.

Curhoven stand eine Sekunde gelähmt — von drunten hasteten schon Schritte durch die Gänge und treppauf, und Stimmen riefen durcheinander. —

Als die Hausleute zu Hilfe kamen, fanden sie Curhoven in die Kniee geknickt, eingekeilt zwischen dem Sofa und die schwere, leblose Masse des Körpers, der auf dem Toten lastete.

Wie vom Blitz getroffen war Hochbrunn über der Leiche seines Einzigen zusammengestürzt. — — — — — — — — —

## Siebentes Kapitel.

Die Fremdenschwärme hatten Venedig verlassen. Statt ihrer schwärmten und summten die Moskitos. Die versteckten „Rii" hauchten böse Dünste aus, auf den schillernden Wassern des Canal grande und den graugrünlichen der Lagune lag brütende Schwüle: die Temperatur des Dampfbades. Heiterblau dehnte sich jenseits des Lido die Adria, und in den städtischen Hôtels gab's stille Zeit. Es war schon im hohen Sommer, Ende Juli, und der warme Wind entblätterte die zweiten Rosen, als Hochbrunn aus wochenlanger Geistesumnachtung allmählich wieder zu Licht und Klarheit erwachte.

Seit Mitte Mai befand er sich auf dem Lagunneninselchen San Servolo im Irrenhause.

Damals am Morgen des letzten April, unmittelbar nach Eintritt der schaurigen Katastrophe im Wohngemache der Casetta Bini, hatten sie ihn ins nahe Ospedale civile schaffen müssen und vierzehn Tage später von dort in geschlossener Gondel mit Arzt und Wärtern hinüber nach San Servolo, weil er tobte und sich mit aller Macht ans Leben wollte.

Die schwere Krankheit, die ihn in Wahrheit gefällt hatte wie der Blitzstrahl die starke Eiche, war in Melancholie übergegangen. Eine jener stürmischen Melancholien, die der Psychiater durch das Beiwort „activa" näher bestimmt, und die aus dem Gewirr jagender Schreckbilder nur einen Affekt mit qualvollster Deutlichkeit und in höchster Steigerung hervortreten läßt: die Angst der Verzweiflung. —

Wo die grauenvolle wurzelte, das entzog sich dem völlig getrübten Bewußtsein des Unglücklichen, aber sie war da; sie wuchs, dehnte sich und erfüllte ihn, wie der Hauch des Mundes die schlaffe Gummiblase dehnt und füllt. Leib und Seele sprengte sie ihm auseinander!

Nur keine Beengung für das Fürchterliche, Quellende sonder Namen und Gestalt! — Kleider fort! — Fesseln fort! — Wände und Dächer fort! Alles hinweg! Zerrissen und zertrümmert — gerungen und mit Fäusten geschlagen! — Im Bette hockte die Angst, an den Thüren rüttelte sie und zwängte sich durch das Fenstergitter herein. Sie glotzte aus Becher und Teller und hauchte alle Nahrung an. „Du sollst nicht essen, nicht trinken — ich bin das Gift!" zischelte sie. — „Du sollst nicht liegen, nicht schlafen; ich bin der Alp und der glühende Rost!" winselte sie. „Ich grabe dir meine Zähne ins Fleisch, ich schlage dir meine Fänge ins Herz; ich lasse dich nicht leben, nicht sterben — ich peitsche dich vorwärts und versperre dir den Weg!" — — Stimmen — Fratzen, wohin er sich wendete. —

So blieb das Grauenvolle in ihm und um ihn her ohne Gnade. Der Kampf gegen die finsteren Mächte schien seine Körperkräfte ins Ungeheuerliche zu steigern, und dann kamen böse Tage, an denen man zur Sondenfütterung schreiten mußte, um ihn zu erhalten.

Das war Anfang Juni gewesen. Erst im Laufe des Monats ebbte die große Sturmflut allmählich ab. Hin und wieder freilich stieg die Welle noch einmal, und über das Meer der Seele, das sich glätten wollte, fuhr abermals ein unerwarteter Windstoß und wühlte es auf. Immer seltener jedoch wurden diese Wellenschläge im Flusse der fortschreitenden Genesung. Natürlicher Schlaf, natürliche Thränen, die Erleichterung brachten, stellten sich ein; mit dem Ruhebedürfnisse zugleich kamen die ersten geordneten Fragen, das leise Tasten in die Vergangenheit zurück — Curhovens Name.

Anfänglich waren es nicht mehr wie schwache Äußerungen des neu auflebenden Interesses, die sich zwischen Dämmern und Schlafen einschoben, aber sie mehrten sich, und dann, in der letzten Juliwoche, verlangte der Kranke eines Morgens und außer der Zeit selbständig den Besuch des Arztes, der mit seiner speziellen Behandlung betraut war. Er fühlte sich übrigens noch so kraftlos, daß er dem Weinen nahe kam, als der Gerufene nicht sofort erschien.

„Ich habe einen großen Wunsch, dottore." sagte er und sah den Eintretenden aus völlig bewußten Augen an. „Unter meinen Effekten muß sich ein Taschenbüchl befinden und darinnen die deutsche Adresse meines Freundes Curhoven. Ich wünsche sehr, einen Brief an ihn zu schreiben oder Ihnen zu diktieren."

„Benissimo!" Der Arzt lächelte und setzte sich neben das Bett seines Patienten, die Uhr in der einen und den Puls des Liegenden in der anderen Hand. „Ihrem Wunsche steht nichts im Wege; nur meine ich, er ließe sich viel besser durch einen Besuch des Signor Curovèn erfüllen. Der Signor ist drüben in Venedig geblieben, um Ihnen nahe zu sein und Ihre Genesung abzuwarten."

Der Kranke schloß die Augen und antwortete lange nicht. Endlich, als der Arzt die Hand, deren Puls er geprüft, behutsam auf die Decke zurücklegte, öffnete er die müden Lider halb und sagte schleppend:

„— ich möcht' ihn da bei mir haben — ganz bei mir, dottore — heute."

„Benissimo, Conte. — Wir werden es

überlegen und einzurichten suchen. Nehmen Sie etwas Fleischthee, ehe Sie weiter schlafen. Guglielmo: il brodo!"

Ehe jedoch der Wärter mit seinem gefüllten Gläschen eintrat, hatte Hochbrunn sich schon gegen die Wand gekehrt und atmete im ruhigen Schlummer.

* * *

Kaum eine Stunde später stieß bereits die Barke mit dem Boten für Curhoven von San Servolo ab. Gleichzeitig hantierte im Stübchen neben Hochbrunns Zimmer, das zufällig gerade leer stand, eine zahnlose Alte in Hemd, Rock und buntem Kopftuch, barfuß und geräuschlos umher. Alle fünf Minuten hielt sie bei ihrer Arbeit inne und bekreuzte sich knizend vor dem lächelnden Madonnenbildchen, das, auf Pappe gezogen, als einziger Schmuck an der Kalkwand hing, mit der porzellanenen Weihwassermuschel darunter. Das puritanische Eisenbett bekam einen groben Moskitoschutz und eine rote Wolldecke; der wachstuchbenagelte Tisch ein Tintentönnchen und einen Bogen Löschpapier als Schreibunterlage, und der blaue Töpferkrug neben dem Waschbeckenständer ward frisch gefüllt bis zum Überlaufen. Endlich drehte sich noch der Schlüssel der Verbindungsthür zu Hochbrunn hinein vorsichtig im Schlosse, und der Kleiderhalter, der den Zugang verstellt hatte, bekam seinen Platz im nächsten Winkel.

Nun durfte der gesunde Gast des Irrenhauses einziehen. Man machte für ihn eine Ausnahme von der Regel, eingedenk des wichtigen Genesungsfaktors, den seine ständige Anwesenheit für den Patienten zu ergeben versprach, und nicht minder eingedenk der besonders schweren Umstände, unter denen dieser Patient erkrankt war. Leider konnte man augenblicklich dem deutschen Freunde des österreichischen Grafen keinen bequemeren Aufenthalt anbieten als die unbenutzte Wärterstube. — Hochbrunns Wärter nächtigte bei ihm im Zimmer. Gottlob, sein Dienst war seit acht Tagen leichter geworden.

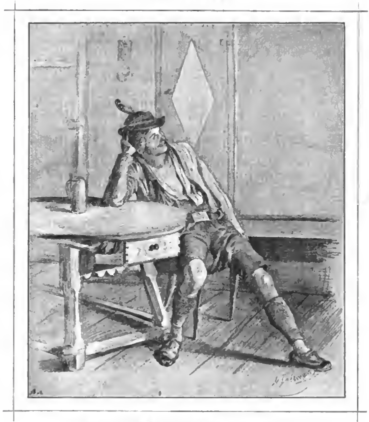
* * *

Curhoven saß in seinem möblierten Zimmer an der Riva dei Schiavoni, das er wochenweise gemietet hatte, und schrieb an Kiliany. Mit ihm hatte er seinerzeit die ganze tragische Angelegenheit in die Hand genommen und geordnet, und Muschis Ruhe und Verständnis, weit über ihre jungen Jahre hinaus, waren sehr erleichternd dabei gewesen. Von den unglückseligen fünfhundert Gulden, die sie damals Dimo gegeben, durfte keine Rede mehr sein; sie behalf sich und beschränkte ihre persönlichen Bedürfnisse aufs äußerste. „Es ist mir eine Ehrensache, und zum ersten Juli werden Sie das gütigst vorgestreckte Geld pünktlich zurückerhalten" hatte sie Curhoven tags vor ihrer Abreise heimlich zu sagen gewußt, ihm zur Bekräftigung eine Hand im sorgsam ausgebesserten Handschuh gereicht und hinzugefügt: „Ich danke Ihnen über alle Maßen. Was Sie dem heißgeliebten Onkel thun, das thun Sie auch mir. Wenn Liebe und Dankbarkeit etwas vermögen, so wird Gott **ihm** gewiß helfen und **Sie** gewiß belohnen."

Kiliany besorgte auch jetzt noch, mit Hochbrunns Bankier und dem österreichischen Generalkonsul in Venedig, die Regelung aller Geldfragen, solange die Hauptperson unfähig war selbst zu handeln. Von den entwendeten Papieren kam nichts mehr zu Tage; ein paar Schuldscheine mit der Unterschrift: „Domenico, Conte Altafontana" wurden zurückgewiesen. „Seid zufrieden, daß man euch nicht verhaftet," erhielten die dunklen Ehrenmänner, die sie präsentierten, zur Antwort, und zum zweitenmale kamen sie nicht mit ihrer Forderung. — Nur Matteo, dem „Kunstbruder" aus der Musikbarke und wackeren Helfer in der schwersten Notstunde, hatte Curhoven seine geringe Forderung an Dimo aus der eignen Tasche gezahlt und einen anständigen Überschuß obendrein.

Er nannte es einen deutlichen Fingerzeig des Schicksals, daß er für jetzt ein vollkommen freier Mann war, imstande und willens, sich dem jüngst gewonnenen und so schwer geprüften Freunde auch ferner treu zu bewähren. Seine kleine Habe stand wohlverpackt in Berlin auf dem Speicher; er hatte sich erst dort eine Wohnung suchen wollen in der Nähe der Redaktion. Mithin konnte er augenblicklich leben und schriftstellern, wo es ihm gefiel, und, abgesehen vom traurigen Zwecke, der ihn festhielt, gefiel ihm Venedig alle Tage besser. Es war Leben darin ohne den ermüdenden Wagenlärm der Großstädte; das Volk gab sich anmutig und treuherzig auf seine leb-

**Aus unserer Studienmappe:**



Gebirgler. Nach einer Zeichnung von E. Schwabe.

hafte Weise; der Schiffsverkehr an der Riva und Giudecca brachte internationales Treiben, und das gaffende und krittelnde Element der Globetrotter fehlte um diese Zeit gänzlich. Zudem lebte sich's nicht teuer in Venedig, wenn man von Natur nicht zum Verschwender angelegt war, wie Curhoven, und von einem so praktischen und ergebenen Individuum wie Baumann regiert und bedient wurde. Seine Nerven erholten sich, und ungeachtet der kaum dahinten liegenden stürmischen Erlebnisse, sah er gut aus, und die Gedanken flossen ihm rasch aus der Feder. Was sollte er auch anderes thun als arbeiten, solange noch keine Rede davon sein konnte, daß er dem kranken Freunde durch seine Gegenwart nützen durfte?

Einmal nur, Mitte Juni, war es ihm nach vielfachen vergeblichen Besuchen und Anträgen gelungen, in Begleitung des behandelnden Arztes bis zu Hochbrunn vorzudringen, der sich in seiner Zelle, keuchend und die Züge von Angst verzerrt, gegen Thür und Wände warf, wie ein gefangener Löwe frisch aus der Wildnis. Noch niemals hatte Curhoven einen solchen Anblick gehabt.

Dennoch waren des Arztes Worte hoffnungsvoll gewesen.

„Die Prognose ist längst nicht so ungünstig, wie sie Ihnen, dem Laien, er-

scheint, Signor," hatte er gesagt. „Die Aktion läßt schon bedeutend nach, das Körpergewicht hebt sich, und wir haben lange, ruhige Zwischenräume und stundenweisen Schlaf. Der Patient nimmt auch wieder freiwillig Nahrung zu sich, wenngleich es noch sehr wenig ist. Seine starke Konstitution hält den Tanz noch eine ganze Weile aus, aber glücklicherweise dürfen wir mit gutem Gewissen eine zunehmende Besserung konstatieren. Besonders, da nach den einstimmigen Berichten des Wiener Kollegen und des Conte Kiliany keinerlei erbliche Belastung vorliegt. Spätestens bis zum September oder Oktober ist er hoffentlich genau so gesund, wie vor der Störung, und schon während der Rekonvalescenz sollten Sie eine Weile mit ihm in andere Umgebung reisen, Signor. Sie sind der rechte Mann für einen solchen Patienten." —

Also vorläufig Geduld haben und in Venedig weiter arbeiten. Der Arzt hatte Curhoven gefallen. Er war kein italienischer Sprudelkopf, sondern ein gesetzter Älpler aus dem Veltlin und interessierte sich für die schweizerischen und deutschen Fortschritte in der Irrenpflege. „Ich werde Sie rufen lassen, sobald ich es verantworten kann, bauen Sie fest darauf," mit diesem Abschiedsversprechen war Curhoven in seine Wohnung an der Riva zurückgekehrt, um abzuwarten, volle sechs Wochen lang.

Er machte nun doch den berühmten Venedigkennern und -schwärmern unter den Helden der Feder ernstlich Konkurrenz, und seine Feuilletons fanden daheim eifrige Leserkreise. Ja, er begann sogar eine sehr wehmütige Novelle, ganz und gar ohne sein Tagebuch als Unterlage zu benutzen. So meinte er, und seine Heldin hieß „Cattina". Eigentlich aber hieß sie „Muschi". Auf dem Papiere lebte sie in einem verfallenen Palazzo unweit der Scuola San Marco; in der Wirklichkeit aber saß sie zu Paris im Hôtel Meurice und dachte unter den Bogen der Rue Rivoli fortwährend an die Prokuratien und beim Tuileriengarten an die Riva dei Schiavoni und das niedrige Zimmer, das sie am Morgen der Abreise einen Augenblick mit dem Papa betreten hatte. Das Zimmer ihres „Trostes", dessen einzige Zierde ihre Salviatische Kelchvase gewesen. Zum letzten Andenken an sich hatte sie ihm noch geschwind den herrlichen Rosenstrauß hineingesteckt, den sie kurz zuvor in tauiger Frühe selbst aus der „Erberia" geholt, von Thaddäus beschützt.

Seitdem prangte immer irgend eine mehr oder minder kunstvolle Blumengarbe, nach Baumanns und Giuliettas, der liebreizenden Cameriera, Auswahl, im tiefen, weinroten Kelche von den drei goldigen Delphinen getragen. War's der Blumenduft an sich oder eine ebenso duftige Erinnerung, von ihm geweckt, die dem Fleißigen am Schreibtische seine Arbeit lieber und leichter machte als sonst?

Er nahm sich nicht die Zeit, darüber nachzudenken und etwa in Gedanken à la Seladon zu schmachten. Er sagte sich einfach hochbefriedigt: „Meine Nerven bessern sich zusehends — es ist auch endlich vonnöten!" und um ein Haar hätte er diese selbstsüchtige Bemerkung in seinen streng sachlichen Bericht über Hochbrunn an Kiliany einfließen lassen. Er hatte ihn gerade zusammengefaltet und adressierte das Couvert, als Baumann pochte und dann mit gewohnter Redeflüssigkeit anmeldete:

„Draußen im Gang steht ein junger Mensch von der Irrenanstalt, gnädiger Herr, und er müßte den gnädigen Herrn gleich und sofort sprechen. Hinaus nach der Insel dürfen aber gnädiger Herr heute auf keinen Fall; der Wind wäre Tramontane, sagt Julietta —"

„Desto besser; dann kommt er von zu Hause. Bevormundet mich nicht, du und deine neueste Donna. Laß den Mann herein."

„Es is man bloß 'n Bengel."

„Also den Bengel und schleunigst. Quassele nicht, mein Sohn, hörst du?"

„Befehl, gnädiger Herr."

Er kehrte umgehend zurück, aber ohne den Sendboten.

„'fehl, gnädiger Herr; er will nich 'reinkommen. Er hätte schmutzige Füße und 'n zerrissenes Hemde, sagt er zu Julietta. Es wäre auch bloß gleich und sofort Antwort auf diesen Brief nötig, sagt er, und lieber geschriebene, wenn ich so frei sein darf und raten. Der Junge is nämlich man sehr dümmerlich, gnädiger Herr."

„Gut, gut! Verhalte dich ruhig im Hindergrunde und warte ab. Gib mir

von der Etagère das italienische Lexikon herüber."

„'fehl!" — Baumann reichte seinem Herrn das Verlangte und versteinerte, an der Thür harrend, in Respekt.

Doktor Fortis schrieb eine entsetzliche Handschrift, die nur aus schwankenden Strichen und hüpfenden Häkchen bestand, bar aller Interpunktionszeichen, und stets italienisch, wenn es eilte. Endlich aber glückte es Curhoven doch, mit Lupe und Wörterbuch das kalligraphische Rätsel zu lösen.

„Du mußt zusammenpacken," sagte er, sich nach kurzer Überlegung zur Thür umwendend. „Zwei Anzüge, die Hausjoppe und Wäsche und Schuhwerk für ein paar Wochen. Für dich das Civil, nicht die Livree. Nimm den größeren Koffer und das Felleisen für meine Bücher. Der Rest bleibt hier bei der Signora deponiert. Wir gehen auf unbestimmte Zeit hinüber nach San Servolo."

„In — in — die Irrenanstalt? —"

„In die Irrenanstalt, ja."

„O, gnädiger Herr! —"

„Na was denn? Die Sache ist nicht ansteckend, du Hasenfuß."

„Aber gnädiger Herr — ach Gott! —"

Ja, deine Donna Nummer tausendunddrei mußt du allerdings böslich verlassen; Pflicht geht vor Liebe. Oder willst du mir kündigen und in Venedig Modell werden, da du's immer schöner herausbekommst, mit dem gelockten Scheitel?"

„Ach Gott nein, gnädiger Herr — es is mir bloß wegen den Verrückten, und daß ich da noch andere sehen soll als wie Herr Graf."

„Sei nicht kindisch, du großer Kerl von sechs Fuß Länge. Ich bin selber oft genug verrückt vor Nervenschmerz gewesen und habe dich angebrüllt. Bist du ein einziges Mal ausgerissen?"

„Gott nein, gnädiger Herr —"

„Na also. Werde ich jetzt den Vorzug deiner Begleitung haben, mein Lieber?"

„Aber natürlich, gnädiger Herr. — Dürfte ich denn vorher noch mal 'n Weg ausgehen, bloß nach dem Photographen? Ich möchte nämlich hier der Julietta und den Mächens in unserm Hôtel 'n Andenken geben. Ich habe mich letzte Woche abnehmen lassen."

„Aha, davon also die Lockenpracht. Gratuliere. Du wirst mich hoffentlich im Dutzend nicht vergessen?"

„O, gnädiger Herr!"

„So, nun hast du für den Augenblick hinreichend gegnädigt; nun Abgang. Hier hast du eine Zeile Antwort für den Jungen, und wenn du zwischen dem Einpacken und drei Uhr nachmittags noch Zeit herauskneifst, geh' meinetwegen zu deinem Photographen und nimm Abschied von deinen Lieben. Um punkt drei wird die Gondel angespannt: — eine Barke wäre wohl richtiger, des Gepäckes wegen, was? Also arrangiere die Angelegenheit und schicke mir die Signora mit der Rechnung. Ich esse bei Quadri, und du hast Freiheit, satt zu werden, wo dir's paßt. Die Narrenspossen lässest du mir in Venedig; die sind in San Servolo durchaus unangebracht."

„'fehl, gnädiger Herr."

Der Hosenadonis machte linksum schwenkt zur Thür hinaus, und sein Herr lachte hinter ihm drein. Für den unfreiwilligen Bedientenhumor ging ihm der Sinn niemals verloren und ebensowenig die Dankbarkeit für die Treue in der Livree. —

Sehr rasch freilich ward er ernster als vorher. Heute also sollte er den Freund wiedersehen, dem Leben zurückgeschenkt, nach seiner stützenden Hand, seinem tröstenden Worte verlangend.

„Behandeln Sie den Patienten sehr ruhig und harmlos, dirigieren Sie seine erwachenden Interessen und Wünsche und stellen Sie ihm dieselben unter einen hoffnungsvollen Gesichtspunkt," schrieb Doktor Fortis.

„Gott helfe mir dazu!"

## Achtes Kapitel.

„Ich habe meinen Diener mitbringen müssen, dottore. Notgedrungen. Wird es möglich sein, ihn hier zu logieren?"

„Es muß sich eben einrichten lassen, Signor. Vielleicht in irgend einer der Wärterstuben dieses Trakts, thunlichst in Ihrer Nähe und durch die Klingel zu erreichen. Genügt das?"

„Danke sehr. Gewiß. Nachts brauche ich ihn kaum mehr."

„Für solche Fälle hätten Sie auch den Guglielmo gleich nebenan, den Wärter des Signor Conte. — Ihr Diener sieht sehr intelligent aus."

„Er ist es auch, und mir seit zehn Jahren ein unentbehrlicher und vorzüglicher Pfleger."

„Was Sie sagen, Signor! Wo steckt's Ihnen, wenn man fragen darf? Wie ich sehe, ist Ihre Armverletzung stationär."

„Schon einundzwanzig Jahre, dottore. Verwundung durch Sprengstücke und beim Heilungsprozeß allerhand unangenehme Verwachsungen 2c. Der Arm ist steif und hat entsetzliche Nerven. Von der Kugel im Bein will ich gar nicht einmal sprechen. Seit ich den Baumann habe, bin ich wieder eine lebensfähige Kreatur."

„Hat er Geduld?"

„Unendliche. Ich glaube, die menschlichen Äußerungen bei Nervenschmerzen wie die meinen nähern sich manchmal stark der Tobsucht."

„Ah, ah, Signor! Sie kennen augenscheinlich die Tobsucht nicht. Das, was Sie bei unserem Patienten mit ansahen, war nur das Ausklingen der melancholischen Erregung. — Und wie ist's? Kann Ihr Diener nachtwachen?"

„Ohne weiteres. Er hat dann zu allen gewünschten Tageszeiten einen gesegneten Schlaf. Das habe ich noch vor ein paar Monaten mehrfach erfahren, als ich meine letzte Staupe hatte."

„Würde er eventuell — natürlich gegen Remuneration und Ihre volle Zustimmung vorausgesetzt —? Doch davon später, verzeihen Sie. Ich sehe mit Schrecken, daß es vier Uhr ist. Wollen wir jetzt zu unserem Patienten gehen? Ihr Diener wird schon bei Ihnen einräumen, vermute ich. Leider muß ich bitten, sich freundlichst zu behelfen, wie wir's bieten können."

* * *

Guglielmo, der Wärter, ein ungeschlachter, vierkantiger Mensch, kohlschwarz und das Gesicht von Pockennarben zerrissen, öffnete den beiden Herren die Thür:

„Dormi, Schi'or dottore: — er schläft."

„Benissimo. — Du magst dich zurückziehen, bis der Signor hier nach dir klingelt. Suche dir auf Nummer sieben irgend eine Beschäftigung; spiele meinetwegen Domino mit dem Menotti. — Dies ist der Glockenzug für den Wärter, Signor. — Und nicht wahr: Sie behandeln unseren Kranken nach Anweisung, ruhig und eingehend; die einfache Wahrheit auf seine Fragen. Er wird bald erwachen; spätestens um halb fünf. Addio einstweilen, Signor."

„Auf Wiedersehen, dottore."

Fortis drückte die Zimmerthür unhörbar hinter sich zu, und seine elastischen Schritte verhallten dumpf im Korridor.

Curhoven war allein mit dem Schlummernden.

Heftig erschüttert stand er am Bette, halb verborgen hinter dem zurückgezogenen Moskitonetze und betrachtete seinen Freund. Er konnte sich nicht mehr in ihm zurecht finden und seiner Seele bemächtigte sich ein förmliches Entsetzen ob der großen Veränderung.

Verändert Zug für Zug, meinte er. Das Gesicht in die Länge gezogen; die einstigen Sechserln an den Schläfen völlig ergraut und hinter die blutleeren Ohren gestrichen. Die Nase sprang mächtig hinter den eingesunkenen Wangen heraus, und Wangen und Kinn bewuchs ein ungepflegter, melierter Vollbart. Die Haare hingen lang und dünn im Nacken. Die ganze Eigenart des anziehenden Rassekopfes verwischt, und die Hände, ehedem so weich und gepflegt, falteten sich abgemagert und ringlos mit weißfleckigen Fingernägeln auf der Decke. Über allem lag das Gepräge der tiefen Ermattung.

Curhoven, an solche Eindrücke nicht gewöhnt, fühlte, wie sich seiner eine Empfindung bemächtigte, die der Feigheit verzweifelt ähnlich sah, beim bloßen Gedanken an die erste Unterhaltung, die ihm, nach langer, unheimlicher Pause, mit diesem Genesenden bevorstand. —

Kaum hatte er mit aller Vorsicht neben dem Schlafenden Platz genommen und sich zum bequemeren Abwarten in den Sessel zurückgelegt, da schlug Hochbrunn unvermutet die Augen auf, sah eine Minute lang unter halbgesenkten Lidern ins Leere und dann erst erwachte er richtig.

Er war's noch. Ja, er war's wieder. — Sein Blick, trotz des Schwermutsschleiers, der noch dicht darüber lag, und ein schwacher Anflug des alten herzbezwingenden Lächelns um die bleich gewordenen Lippen:

„— — Grüß dich Gott — da bist du, — Guter, Lieber! Ich dank' dir tausendmal. Gott lohn' dir's."

„Mein lieber, teurer Adrian! Ich bin mit der größten Freude gekommen."

„Das ist mehr als gni. — — Und nun? Du bleibst?"

„Solange du mich willst. Ich bin Freiherr."

„Ah — — das ist schön."

Er machte eine Pause, schloß von neuem die Augen; seine Mundwinkel zogen sich schmerzlich abwärts, er runzelte die Brauen und seufzte. Dann drückte er Curhovens Hand ein paarmal hintereinander.

„Ich war sehr krank — — auf den Tod," sagte er darauf. „Es ist sehr recht, daß ihr mich hierher gebracht habt. — Und du? wo hast du deine Wohnung?"

„Bis heute an der Riva dei Schiavoni, und jetzt bin ich ganz zu dir übergesiedelt. Du wirst mich hier gleich im Nebenzimmer haben."

„Dank — Dank für dein Opfer. Schlage doch den Laden ein bissel zurück, daß ich dich erkennen kann. Du siehst vorzüglich aus. Ja, dich verpflegt auch der Baumann. — Hast du dir meinen Wärter angeschaut?"

„Flüchtig."

„Er ist mir sehr zuwider — Eine rohe Gesinnung. — Vielleicht mußte es sein. — — Ich hab' den Ärzten Müh' genug gemacht, aber seit mich der liebe Kerl, der Fortis, behandelt, geht's besser. Ich bin ihm besonders verpflichtet. Wenn er nur den Guglielmo ablösen ließ. — Hast du den Baumann mit dir?"

„Selbstverständlich. Du hast recht; in seiner Art ist er wahrhaftig eine Perle. Wahrscheinlich wird er mir da nebenan meine Klause einrichten."

„Ich möchte ihn wiedersehen. Oder hast du etwas dagegen? — — Er erhielt doch damals meinen Gulden? Das fällt mir grad' ein — verzeih die Frage."

„Alles in Ordnung. Er war ganz geknickt über die unerwartete Großmut. Soll ich ihn dir hereinrufen?"

„Bitt' schön. —"

„Baumann! —"

Curhofen öffnete die Thür zum Nebenstübchen, steckte den Kopf hinein und fand seine ‚Perle' im chaotischen Zustande des Kofferauspackens und in geräuschloser Verzweiflung.

„Na, mein Alter? —"

„Wo soll ich denn bloß mit unsere Sachen hin, gnädiger Herr?" hauchte Baumann, „hier is kein Schrank und keine Kammode — —"

„S—scht! — Findet sich alles. Komm herein; Herr Graf will dich sprechen. Zieh' dir den Rock herunter."

„Ach Gott, ach Gott, nee, gnädiger —"

„Sscht! Komm herein."

Es gibt Wunder, die einen Furchthasen in sein Gegenteil verkehren können mit einem Schlage. Ein solches Wunder an Baumann vollbrachte das arme, elende Antlitz in den Kissen und die blasse Hand, die sich dem bis zur Erde Dienernden zitternd entgegenstreckte:

„Guten Tag, Baumann. — Wie geht's? Ich freue mich, daß Sie da sind mit Ihrem Herrn."

Baumann stand und schluckte und wurde kirschrot. Er hatte Herzklopfen, und die Kniee schlotterten ihm, und er wagte die Augen nicht zu erheben, weil ihm das Wasser heiß hineinschoß. — So etwas war ihm doch seiner Lebtage noch nicht passiert; so etwas, das ihm den leichten Sinn um und um kehrte. —

Auf den Zehen trat er ans Bett, nahm die blasse Hand behutsam in seine derbe Pfote, beugte sich darüber und küßte sie ehrfurchtsvoll.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Unschuld.

Du siehst mich nicht. Es träumt dein Gang
Den grünen Uferweg entlang.
Und unter dir geht Schritt für Schritt
Dein Spiegelbild im Wasser mit ...

Du siehst, wie schön der Himmel ist,
Weißt nicht, wie schön du selber bist,
Und daß mein Segen und Gebet
Wo du auch wandelst, mit dir geht.

Karl Vanselow.

# Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

## Aus meinen Kinderjahren.

Von

**Th. H. Pantenius.**

### II. In der Stadt.

(Abdruck verboten.)

Meine Vaterstadt Mitau ist die Hauptstadt von Kurland und mag etwa 23000 Einwohner zählen. Sie ist jetzt eine reine Beamtenstadt, und nur der Winter bringt etwas Leben in die stillen Straßen. Dann kommt der wohlhabende Adel des Landes in die Stadt und genießt in ihr ein paar Monate lang gesellige Freuden. Ist er wieder fort, so geht es in ihr nur zu still her, denn die Eisenbahnen, die so vielen Städten zur Blüte verholfen, gaben Mitau den Rest. Das nur eine Eisenbahnstunde entfernte Riga hat alles an sich gezogen, was noch an Handel und Gewerbe in ihm vorhanden war.

Die Stadt war zwei Jahrhunderte lang die Residenz der Herzöge von Kurland und entfaltete selbst noch während des langen Todeskampfes des Herzogtums eine gewisse Blüte. Obgleich die beiden letzten Herzöge und der Adel sich als Todfeinde gegenüber standen, hatte der Hof der Herzöge doch immerhin einen gewissen Glanz, und ihr Schloß, in dem heute die Staatsbehörden untergebracht sind, würde auch jetzt nach jeder kleinen deutschen Residenzstadt zur Zierde gereichen. Die Stadt selbst trug freilich auch damals schon einen ganz osteuropäischen Charakter und hatte fast ausschließlich hölzerne Gebäude, die nur aus einem Parterre oder aus diesem und noch einem Stockwerk bestanden. Die Bewohner dieser Häuser waren aber noch größtenteils Deutsche. Deutsch waren nicht nur der Adel und die gesamte Beamtenwelt, sondern auch die Kaufleute und die Handwerker, zu deren Zünften nur Deutsche Zutritt hatten. Das hatte sich in meinen Kinderjahren schon insofern geändert, als viele Juden aus Litauen eingewandert waren und die deutschen Kaufleute und Handwerker verdrängt hatten, doch gab es unter diesen immerhin noch eine gewisse Wohlhabenheit, denn die Stadt war ein Stapelplatz für das Getreide des umliegenden Landes und versorgte dieses wieder mit den aus der Kultur entspringenden Bedürfnissen. Erst später traten an ihre Stelle mehr und mehr aus dem lettischen Landvolk hervorgegangene Männer.

Für mich war hier jede Straße mit Erinnerungen an meine Vorfahren und Verwandten erfüllt. Schon mein Urgroßvater Christian Pantenius, der fünfzig Jahre lang (1757—1807) erst den Herzögen, dann der russischen Regierung diente, hatte hier als Fiskal — etwa Oberstaatsanwalt, aber auch für Civilsachen — gelebt. Ich ließ mir gern erzählen, daß der letzte Herzog ihn sehr geschätzt und in wichtigen Geschäften verwendet hatte, auch nicht selten der Gast des liebenswürdigen, heiteren Mannes gewesen war. Mein Großvater Johann Christian hatte hier, ehe er auf die Universität Jena ging, das Gymnasium Petrinum besucht, eine Anstalt, die über das, was wir heute unter einem Gymnasium verstehen, beträchtlich hinausging. Der Vater meiner Großmutter Conradi, Frohben, war Bürgermeister von Mitau gewesen. Wenn ich als Kind an der Seite meiner Mutter durch die Straßen der Stadt ging, zeigte sie mir die Häuser, in denen diese Männer gewohnt hatten, und ihre anschaulichen Erzählungen erweckten die damals schon ferne Vergangenheit zu neuem Leben.

Meine Großmutter war, wie auch ein noch vorhandenes Bild beweist, ein wunderschönes Mädchen. Sie war tief brünett, hatte edel geschnittene Züge und seelenvolle braune Augen. Da sie auch klug, liebenswürdig und wohlhabend war, fehlte es ihr nicht an Freiern. Sie wählte trotzdem meinen um zwanzig Jahre älteren Großvater, der sie auf dem Ball der „Blauen Garde“ — einer Art Schützengilde — zum erstenmal sah und dessen Herz sofort Feuer fing. Da sie erst sechzehn Jahre alt war, wünschten ihre Eltern, daß ihr Zeit gelassen würde, sich die Sache noch zu überlegen, und verlangten, daß die Ehe erst nach zwei Jahren geschlossen werden sollte. Das war für den bereits sechsunddreißigjährigen Pastor eine harte Aufgabe; er dachte an Jakob und Rahel und wartete geduldig. Man versteht es immerhin, daß er, als er endlich am Ziel war, in die Familienbibel schrieb: „Den 28. Mai 1806 war der glückliche Tag, an welchem, nach unsäglichen Herzenskalamitäten (!), mein eigentliches Leben begann und ein holdes Geschick meine Hand an diejenige der heißgeliebten Demoiselle Friederike Frohben knüpfte.“ Er konnte dieses Geschick wohl preisen, denn Friederike war ihm bis zu ihrem Tode (1822) die beglückendste Lebensgefährtin.

Kurz vor diesem glücklichen Tage war am 2. März bei meinem Großvater Pantenius der zweite Sohn auf den Namen Wilhelm Christian getauft worden und Friederike Frohben hatte ihn, der einmal der Mann ihrer ältesten Tochter werden sollte, gehalten.

Daß es einmal so kommen würde, ließ sich, wenn man die Kinder später zusammen sah, allerdings nicht vermuten. Mein Vater war von frühester Jugend an eine tiefernste Natur mit ausgesprochenen pädagogischen und theologischen Neigungen. Sobald er selbst lernen durfte, trieb es ihn auch schon zu lehren. Er versammelte die mit ihm gleichalterigen Kinder der Knechte

um sich und brachte ihnen das Lesen bei, und er las ihren Eltern, seinem innersten Herzensdrange folgend, an Sonntagnachmittagen die Predigten vor. Das war nun meiner Mutter (geb. 26. April 1807) ein Greuel, denn sie war als Kind so recht, was man eine „wilde Hummel" nennt, und ihrer duldsamen, heiteren Natur lag ihr Lebenlang nichts ferner, als auf andere Leute eine bewußte Einwirkung zu üben. Da sie zu Hause in voller ländlicher Freiheit erwuchs, war ihr kein Pferd zu wild und kein Baum zu hoch. Obgleich der Vetter mit den ernsten blauen Augen und der hohen Stirn eine große Anziehungskraft auf sie ausübte, trieb es sie doch, in seiner Gegenwart ganz besonders ausgelassen zu sein.

Er war von überaus leidenschaftlichem Temperament und unbändig jähzornig, aber ihm war von klein auf auf das schärfste eingeprägt worden, daß ein Knabe sich an einem Mädchen nicht vergreifen dürfe. So nahm er denn diese Herausforderungen schweigend hin, bis er einmal Gelegenheit fand, sie zu bestrafen. Meine Mutter hatte eine große Vorliebe für Verkleidungen, was dem Vetter höchst anstößig war. Eines Tages, an dem sie es mit dem Necken ganz besonders toll getrieben hatte, schlug sie ihm vor, mit den beiderseitigen Kleidern zu tauschen. Als sie sich nun so gegenüberstanden, sie als Junge, er als Mädchen, gab er ihr eine Ohrfeige und erklärte der herbeieilenden Mutter, er habe keineswegs unritterlich gehandelt, wenn er als Mädchen einen übermütigen Jungen züchtigte.

Der Zwischenfall war nicht dazu angethan, die beiden einander näher zu bringen, und sie kümmerten sich später wenig umeinander.

Mein Vater, der von Hauslehrern auf die Universität vorbereitet wurde, widmete sich mit Feuereifer dem Studium des Lettischen und lernte diese Sprache in der That schon als Jüngling vollständig beherrschen. Er war eben im Begriff, auf die Hochschule zu gehen, als er das Unglück hatte, seinen Vater zu verlieren. Mein Großvater hatte einen Sohn, der in die Militäringenieurschule eintrat, nach Petersburg begleitet, sich dort den Typhus geholt und war auf der Rückreise in Mitau erkrankt. Seine Tochter Luise war zu seiner Pflege herbeigeholt, erkrankte gleichfalls und starb vier Tage nach ihm (1826). Sie ruhen beide unter demselben Leichenstein.

Meine Großmutter, eine treffliche Frau, zog zu ihrem Schwiegersohn, dem Pastor Bernewitz in Neuenburg, und die Söhne konnten, da ein kleines Vermögen vorhanden war, ihre Studien fortsetzen resp. beginnen. Mein Vater studierte in Dorpat Theologie und zeichnete sich schon dort nicht nur durch seinen rastlosen Fleiß, sondern auch dadurch aus, daß er es schon als Jüngling mit der Nachfolge Christi sehr ernst nahm. Es ist für seine liebenswürdige Persönlichkeit charakteristisch, daß er sich trotzdem nicht nur in dem Corps der damals meist sehr wilden Kurländer behaupten, sondern auch die treueste Freundschaft seiner Corpsbrüder für das Leben gewinnen konnte. Er war eben ein Ausnahmemensch und wurde von allen als solcher anerkannt. Eine durch und durch religiöse Natur, war er gegen sich und andere von einer Wahrhaftigkeit sondergleichen. Hatte er dadurch verletzt, so war er immer bereit, soviel er konnte, zu versöhnen, und das gelang ihm um so mehr, als er immer bereit war, sich mit völliger Hintansetzung der eignen Person um andere und für andere zu bemühen.

Durch und durch Idealist, maß er das eigne Thun mit den höchsten Idealen und verfiel darüber nur zu oft in die äußerste Verzagtheit. Sein Empfinden und Denken anderen mitzuteilen, war dem lebhaften Mann immer Bedürfnis. Nicht minder, es immer möglichst in Thaten umzusetzen. Wie als Knabe, so unterrichtete er auch als Student, was ihm irgend von jungem Volk in die Hände fiel. Persönlich völlig anspruchslos und aus Grundsatz äußerst sparsam, gab er, was er hatte, freudig fort, wenn es galt, Not zu lindern oder ausgesprochene Anlagen auszubilden. Ein Viertel seines kleinen Vermögens gab er her, damit ein junger Künstler eine Kunstakademie besuchen konnte.

Nachdem er sein Studium absolviert hatte, machte er eine ein halbes Jahr währende Reise durch Deutschland und kehrte dann bei seiner Mutter in Neuenburg ein. Hier erst begegnete er wieder der früheren Spielkameradin aus Sallgallen und Grünhof.

Meiner Mutter erste Jugend war von Sonnenschein erfüllt. Ihre Eltern waren in jeder Weise bemüht, der zahlreichen Kinderschar frohe Kinderjahre zu bereiten, und ihre Älteste war ganz danach angethan, sie voll auszukosten. Die benachbarten Domänen waren damals auch meist von den gebildeten Ständen angehörenden Personen gepachtet, Nachbarschaft reichlich vorhanden, die Kinderschar oft groß. Man hatte Kränzchen, tanzte, spielte Theater, ritt und fuhr spazieren, genoß die Freuden, die der Fluß gewährte. Ein Hauslehrer hatte die undankbare Aufgabe, die muntere Gesellschaft zu bilden, brachte aber nicht eben viel zustande. So leicht meine Mutter auch lernte, so war dem Landkinde doch jeder Unterricht ein Greuel. Ihre immer gleiche Heiterkeit und ihr Mutterwitz machten sie ohnehin zum Liebling ihrer Umgebung und halfen ihr schlimmsten Falls den Kopf aus der Schlinge zu ziehen.

Das Haus war immer voll von Gästen, und es fehlte nicht an heiteren Figuren. Eine der sechs Töchter meines Urgroßvaters hatte einen herzoglichen Oberamtmann geheiratet und lebte als Witwe eine Weile mit der einzigen Tochter Jula in Sallgallen. Diese Tochter, die ich nur als eine freundliche Greisin gekannt habe, war in ihrer Jugend nicht eben liebenswürdig. Wenig begabt und von ihrer Mutter sehr verwöhnt, war sie anspruchsvoll und mürrisch und diente der losen Jugend um sie her oft zum Gespött. Sie hatte damals in einem benachbarten Domänenpächter, einem älteren Junggesellen, einen Verehrer, der lange zu schüchtern war, um anders als in der Sprache der Musik zu ihr zu reden, und seinen Empfindungen nur dadurch Ausdruck gab, daß er ihr rastlos ein Lied auf der Flöte vorspielte, das mit den Worten: „Hannchen, wo bleibst du so lange" anfing. Der Arme wurde aber nicht erhört. Ihr Bräu-

tigam wurde später ein ihr verwandter Kaufmann, der sein Vermögen verloren hatte und mit dem ihrigen eine Domäne zu pachten wünschte. Die Braut, die schon bei Jahren und sehr korpulent war, saß mit Vorliebe auf seinem Schoß. Wenn er das nun nicht mehr aushalten konnte und sie in zarten Worten bat, von dem einen vertaubten Bein auf das andere überzusiedeln, so drahte sie ihm mit dem Zeigefinger und sprach zornig: „Fritz, Fritz, ich mach' Dir so!“ ein Wort, das in der Familie zum geflügelten geworden ist und sich als solches erhalten hat.

Als das Paar sich geheiratet hatte, machte die junge Frau dem Gatten durch ihre Launen das Leben herzlich sauer. Er half sich dann damit, daß er einfach zu einem Nachbar fuhr und nicht wiederkam. Während er sich mit Kartenspiel rc. die Zeit vertrieb, bekam sie es nach einigen Tagen schließlich mit der Angst und schickte dann alle Knechte aus, die sich zum Ergötzen der Nachbarn bei diesen nach dem Aufenthalt des Ungetreuen erkundigen sollten.

Sie ließ sich für ihr Leben gern hänseln, auch noch, als sie in meinen Kinderjahren als alte Dame in Mitau lebte. Die Verwandten konnten ihr keine größere Freude bereiten, als wenn sie ihr Maikäfer, die sie nicht leiden konnte, in Nachbildungen in die Tasche praktizierten oder ihren Zorn dadurch erweckten, daß sie in ihrer Gegenwart mit Nichtachtung von dem weiblichen Geschlecht sprachen. Ich habe sie in „Im Banne der Vergangenheit“ als Nebenfigur verwendet.

Noch viel wunderlicher war eine andere Cousine meiner Mutter, die ich auch noch, und zwar ziemlich unverändert, als Kind gekannt und belacht habe. Ihre Mutter stammte auch aus Sallgallen, ihr Vater war ein Pastor gewesen. Sie war in der Einsamkeit der Wälder von Dondangen aufgewachsen und zog nach dem Tode des Vaters mit ihrer Mutter nach Mitau. Dem schon älteren Mädchen erschien das gesellige Treiben in Sallgallen unbeschreiblich reizvoll, und da sie ebenso einfältig wie eitel und ungebildet war, so war sie zu jedem Jux zu gebrauchen.

In meiner Erinnerung lebt sie als eine uralte, kleine, hagere Person, mit einem vollkommenen Eulengesicht. Sie hatte große grüne Augen, die über einer scharfen Habichtsnase neugierig in die Welt blickten und ging im Winter immer in einem mit grasgrünem Tuch überzogenen Pelz. Sie fehlte an keinem Sonntag in der Kirche, lehnte sich, sobald der Pastor die Kanzel betreten hatte, auf ihren Platz zurück und schlief fest, bis der Gesang wieder anhob. Meine Mutter fragte sie einmal: „Sag' mal, Mälchen — sie hieß Amalie — warum gehst du eigentlich in die Kirche?“ Worauf sie in ihrer unbeschreiblich komischen, hastigen Weise erwiderte: „Wie du fragen kannst, Luischen! Ich hör' ihm an.“ Sie war in ihrem Alter vollständig der Kleptomanie verfallen, d. h. sie hieß alles mitgehen, was ihr unter die Finger kam. Sie führte zu diesem Zweck immer einen umfangreichen grünen Strickbeutel mit sich, und der Trieb war ganz unwiderstehlich. Wenn sie zum Nachmittagskaffee bei uns war, umstanden wir Kinder mit vor Ausgelassenheit bitzenden Augen den Tisch und harrten des Spaßes, der da kommen sollte. Tante Mälchen ließ ihre listig blickenden Augen ringsum gehen und meinte, daß niemand von uns auf sie achte. „Sieh einmal, Luischen, was da für ein Vögelchen fliegt,“ sagte sie dann, fuhr, wenn meine Mutter that, als wenn sie zum Fenster hinaus sähe, mit der Rechten in die Zuckerdose und barg den Raub im Strickbeutel. Manchmal wurde ihr Spaßes halber dieser wieder abgejagt. Ich erinnere mich, daß mein Vater ihr einmal nach einem Frühstück bei uns eine marinierte Neunauge aus dem Strickbeutel zog. Als später eine meiner Schwestern sich verlobte, raffte die alte Dame bei uns nach und nach eine Anzahl silberner Theelöffel, ließ sie mit den Initialen meiner Schwester versehen und machte sie ihr dann zum Hochzeitsgeschenk. Komisch wie alles an Tante Mälchen war auch ihr Ende. Ihr ganzes Herz hing an zwei greulichen Kötern, Azor und Bella, die so fett waren, daß sie alles Haar verloren hatten und aussahen wie peruanische Nackthunde. Nun waren in der Stadt mehrere Fälle von Hundswut vorgekommen und der Polizeimeister ordnete an, daß alle Hunde mit Maulkörben versehen werden sollten. Azor und Bella weigerten sich hartnäckig, sich solche anlegen zu lassen, und ein Polizeioffizier, den Tante Mälchen in dieser Angelegenheit konsultierte, erklärte, daß die Hunde, wenn man sie ohne Maulkorb beträfe, jedenfalls vom Schinder erschlagen werden würden. Diese Möglichkeit brachte die alte Dame ganz aus dem Häuschen. Mußten ihre Lieblinge sterben, so sollte es doch nur von ihrer Hand geschehen. Sie holte sich vom Apotheker Arsenik und vergiftete Rüde und Hündin. Kaum waren diese aber tot, so packte ihre Herrin die bitterste Reue, und Azor und Bella erschienen ihr im Traum und klagten sie an. Das arme Tante Mälchen wurde darüber ganz verdreht und starb in diesem Zustande, nachdem sie einen Teil ihres Vermögens verbrannt hatte.

Die alte Dame hatte 24 Jahre lang ein Mädchen gehabt, mit dem sie die ganze Zeit über in Krieg und Frieden gelebt hatte. Bald kündigte die Herrin dem Mädchen, bald das Mädchen der Herrin, man vertrug sich aber immer wieder. Tante Mälchen hinterließ nach ihrem Tode siebzehn lachende Erben und ein Testament. In diesem hieß ein Paragraph so: „Ich vermache meinem Mädchen, das mir 24 Jahre treu und ehrlich gedient hat, meinen grün bezogenen Pelz und — hier folgte ein kreisrundes Loch — Rubel“. Über dem Loch standen die Worte: „Dieses Loch soll doch gelten.“

Tante Mälchen hatte da ursprünglich irgend eine Summe genannt. Als sie sich einmal besonders über das Mädchen ärgerte, dachte sie: „Sie hat nicht verdient, daß ich ihr etwas hinterlasse“ und schnitt die Summe aus. Wieder versöhnt, glaubte sie sie durch die Umschrift wiederhergestellt zu haben.

Das fröhliche Treiben der Jugend in Sallgallen fand leider bald ein Ende. Meine Großmutter sah ihrer elften Entbindung entgegen, als ihre zwölf Jahre alte Tochter Marie am Nervenfieber erkrankte und in derselben Nacht, in der

ihr jüngster Bruder geboren wurde, starb. „Eine dunkele stürmische Nacht," schrieb mein Großvater fünf Tage später in die Familienbibel. „Von wunderbaren Gefühlen ergriffen, stand ich im Vorzimmer, und aus der Stille von innen und dem Toben des Sturmes von außen tönten die Todesseufzer meiner Marie und die schreienden Lebenszeichen eines neugeborenen Sohnes gleichzeitig in mein Ohr. Wunderbar waltest du, Gott."

Das war für die durch den reichen Kindersegen ohnehin schon geschwächte Frau zu viel gewesen. Sie versank in tiefe religiöse Schwermut, die trotz aller Bemühungen um sie nur langsam wich, und starb nach anderthalb Jahren.

Meine Mutter war fünfzehn Jahre alt, als sie nach dem Tode der ihrigen das ganze Gewicht des großen Haushaltes auf ihre Schultern nehmen und versuchen mußte, den Geschwistern die Mutter zu ersetzen. „Der Vater," sagt sie in ihren Erinnerungen, „umschlang mich und sagte unter Thränen, ich sei sein einziger Trost; der jüngste Bruder streckte mir seine Ärmchen entgegen; die anderen Geschwister, die Leute — alle hofften bei mir Hilfe zu finden, bei mir, die ich selbst noch ein halbes Kind war."

Sie war aber ein tapferes Kind und that ihre Pflicht bis zum äußersten.

Obgleich mein Großvater durch den Tod der heißgeliebten Frau tief getroffen war, hielt er doch um der Kinder willen an der regen Geselligkeit fest, und das wollte für die Hausfrau etwas sagen. So vergingen acht Jahre. Dann starb auch mein Großvater (1830), und das Pastorat ging in die Hände des erst dreiundzwanzig Jahre alten ältesten Sohnes über.

Dieser suchte für seine jüngeren Brüder nach einem Hauslehrer und bat meine Mutter, als er erfuhr, daß Wilhelm Pantenius wieder im Lande sei, nach Neuenburg zu fahren und ihn zu gewinnen. Bei dieser Gelegenheit sahen sich der Vetter und die Cousine wieder. Mein Vater war noch für ein halbes Jahr frei und zog nach Sallgallen.

Welche Seelenkämpfe sich dort unter dem „Großen Baum" abspielten, habe ich schon angedeutet. Schließlich konnten sich die Herzen angehören, aber bis zur Begründung eines Hausstandes war noch ein weiter Weg. Es gab damals einen Überfluß an Kandidaten der Theologie, und mein Vater mußte zunächst Hauslehrer werden. Da mein Onkel Conradi geheiratet hatte, zog meine Mutter zu ihrer Cousine und Schwägerin, der Pastorin Bernewitz in Neuenburg.

Es ist charakteristisch für die breiten Verhältnisse des damaligen Kurland, daß mein Vater sich als Hauslehrer immer ein eignes Reitpferd halten durfte. Aber nicht nur das, er durfte auch den jüngsten Bruder meiner Mutter, an dem deren Herz naturgemäß mit besonderer Liebe hing — er ist mir später ein zweiter Vater geworden — mit sich in das fremde Haus nehmen. Dieses Haus lag nur einige Meilen von Neuenburg, und an jedem Sonnabend Nachmittag ging meine Mutter dem Wagen entgegen, der ihr die beiden ihr liebsten Menschen brachte. So schön aber auch dieses Verhältnis war, so sehnte sich das Brautpaar doch nach der Möglichkeit, einen Hausstand zu begründen, aber eine Hoffnung nach der anderen scheiterte, und darüber verging Jahr auf Jahr. Endlich wurde eine einigermaßen in Frage kommende Stelle frei. Der Pastor der zur Stadt Mitau gehörenden Landgemeinde, ein sehr wohlhabender Mann, lebte meist auf seinem Gut und überließ das Amt einem Adjunkten. Der bisherige Adjunkt hatte eine andere Stelle erhalten, und mein Vater bewarb sich mit Erfolg um die in Mitau. Sie gewährte allerdings nur eine Einnahme von 500 Rubeln, aber bei äußerster Sparsamkeit ließ sich allenfalls von ihr leben. Aber selbst diese Stellung mußte erst noch erkämpft werden. Die Gemeinde war außer sich darüber, daß der bisherige heißgeliebte Adjunkt sie verließ, und beschloß, ihn dadurch zum Bleiben zu zwingen, daß sie keinen anderen annahm. Die Bauern hatten sich verabredet, sobald mein Vater die Kanzel betrat, die Kirche zu verlassen, und mein Vater wußte das. Er hielt seine erste Predigt am Neujahrstage des Jahres 1835. Mein Vater war furchtlos, aber meiner Mutter klopfte doch das Herz zum Zerspringen, als sie nun unter der Gemeinde saß und der Dinge wartete, die da kommen sollten. Sie hatte sich das in ihrer entschlossenen, tapferen Weise nicht nehmen lassen. „Unbekannt und fremd," erzählt sie, „saß ich unter den fremden Leuten. Das Geschick des Geliebten sollte sich entscheiden, denn ich wußte, daß es ihm eine unheilbare Wunde schlagen würde, wenn es ihm nicht gelang zu siegen. Mühsam atmend saß ich in heißem Gebet da. Das Lied vor der Predigt ging zu Ende, Wilhelm betrat die Kanzel. Nicht erregt und bleich, wie ich gefürchtet hatte, nein, mit leuchtenden Augen und vollständig gesammelt. Ich hörte seine Stimme wie im Traum, horchte atemlos, ob jemand die Kirche verließ — nein — lautlose Stille ringsum. Jetzt begann die Orgel wieder, Wilhelm hatte die Kanzel verlassen, niemand sich gerührt. Als ich ihn in der Sakristei aufsuchte, fand ich ihn von vielen Leuten umgeben, die ihm ihre Zufriedenheit ausdrückten."

Am 12. März 1835 fand in Neuenburg die Hochzeit statt. Mein Vater hatte sich's ausgebeten, das Brautkleid spenden zu dürfen, eine Absicht, die bei Mutter, Schwester und Braut trübe Ahnungen wachgerufen hatte, denn in solchen Dingen lag seine Stärke nicht. Wenige Tage vor der Hochzeit traf die Kiste ein, und alle Familienglieder versammelten sich um sie, als sie geöffnet wurde. „Oben," erzählt meine Mutter, „lag der Schleier, zart und fein, wie es sich schickt; das Brautkleid aber war — Entsetzen malte sich auf allen Gesichtern — hellgrün und aus wollenem Stoff. Das war noch nie dagewesen. Trotzdem bekleidete dieses Brautkleid die glücklichste Braut."

Es waren ein Paar trotz der nahen Verwandtschaft grundverschiedene Menschen, die hier in die Ehe traten, äußerlich und innerlich. Mein Vater, der typische Niedersachse, blond, blauäugig, von heller Hautfarbe; ein ernster Mann, fromm schon durch die natürliche Anlage, so beschaffen, daß sein Geist und Gemüt zu allem, was an

ihn herantrat, eine ethische Stellung nehmen mußte. Meine Mutter, — als ob sich in ihr durch Atavismus die ursprünglich allemannische Abstammung ihrer Familie nach vielen Generationen wieder verkörperte — schwarzhaarig, ganz brünett, mit ungewöhnlich dunkler Haut; eine durchaus heiter angelegte Frau, klug, voll Phantasie, dem irdischen Leben der Anlage nach mehr zugewandt als dem jenseitigen, ganz duldsam, den reichen Schatz ihres Gefühls für einige wenige aufsparend. Sie haben trotzdem in der glücklichsten Ehe gelebt, bis der Tod sie trennte.

Es ist unglaublich, was mein Vater, der schon 1836 durch den Rücktritt seines Seniors Pastor wurde, in den vierzehn Jahren (1835 bis 1849), während derer er sein Amt verwalten durfte, leistete. Er bediente eine Gemeinde, die sich in Einzelhöfen auf einen Landstrich verteilte, der sich nach drei Seiten auf zehn bis zwölf Kilometer, nach der vierten auf achtundzwanzig Kilometer erstreckte; er gründete mit Hilfe der ihm befreundeten Rittergutsbesitzer sechs Volksschulen und versah sie mit Lehrern, die er selbst für dieses Amt heranbildete; er redigierte die „Lettische Zeitung" und schrieb sie zum großen Teil selbst. Er verfaßte außerdem eine Anzahl für das Landvolk bestimmter Schriften. Dabei fand er noch Zeit für wissenschaftliche Bestrebungen, war Direktor der Lettisch-litterarischen Gesellschaft und ein unermüdlicher Agitator im Interesse des noch in den Windeln liegenden Volksschulwesens.

Eine verhängnisvolle Anlage machte ihm leider im Leben und im Amt immer wieder zu schaffen: der angeborene Jähzorn. In einem Brief erzählt er der Braut, wie er am Morgen wach geworden sei und nach der Uhr gesehen habe. Sie zeigte erst die vierte Stunde, und er schlief weiter. Nach einiger Zeit konsultierte er sie wieder und es war nach immer vier Uhr. Die Uhr war stehen geblieben. Da ergriff er sie und schleuderte sie an die Wand. Er war schon lange Prediger, als ihm der folgende Streich passierte. Eine Bäuerin klagte ihm, daß ihr Mann sie arg mißhandele. Mein Vater läßt sich den Mann kommen. Als dieser, wie er glaubt, am anderen Morgen in sein Zimmer tritt, wird in Erinnerung an die Mißhandlungen, von denen die Frau erzählt hat, der Jähzorn Herr über ihn. „Ich will dich lehren, wie man mit einem Mann umgeht der sich nicht scheut, ein wehrloses Weib zu prügeln", ruft er, ohrfeigt den Sünder nach Kräften und wirft ihn zur Thür hinaus. Nach einiger Zeit steckt der Mann den Kopf ins Zimmer und sagt schüchtern: „Aber Herr Pastor —."

„Mach; daß du fortkommst," rief ihm mein Vater zu.

„Aber Herr Pastor, ich bin ja gar nicht verheiratet."

Er war gar nicht der Sünder.

Während all der rastlosen Thätigkeit war meines Vaters gastfreies Haus immer voll von Verwandten und Freunden, und wir Kinder hatten an ihm den liebevollsten Spielkameraden.

Wir waren unser, nachdem eine Anzahl Geschwister bald nach der Geburt gestorben waren, drei, zwei Schwestern und ich. Dazu kamen zwei Pflegegeschwister, die mein Vater von ihren bedürftigen Eltern übernommen hatte, um sie mit uns zu erziehen. Den Tag über war mein Vater durch seinen Beruf in Anspruch genommen, am Abend aber mußten wir, wenn er seine schriftlichen Arbeiten machte, immer um ihn sein. Er arbeitete gewöhnlich an einem hohen Pult, stehend, und wir trieben um ihn unsere lärmenden Spiele, wobei ein Paar meist unter seinem Pult hauste. Meine Mutter saß mit einer Arbeit auf dem Sofa und störte uns ebensowenig wie er, obgleich wir wohl gelegentlich einmal um die Wette schrieen. Wir wohnten sehr behaglich in zwei Etagen, die auch durch eine innere Treppe verbunden waren. Waren wir einmal, wenn er nachmittags nach Hause kam, nicht gleich da, so stellte er sich an diese und rief hinauf: „Luise! Kinder!" Dann jubelten alle: „Väterchen ist da", und stürzten wetteifernd die Wendeltreppe hinab. Es gab für uns keine größere Seligkeit, als bei ihm zu sein.

Aus dem großen Verwandtenkreise, der bei uns aus- und einging, steht der bereits erwähnte Großonkel Theodor Pantenius noch lebhaft vor mir. Er war als fünfzehnjähriger Jüngling in die Armee getreten, hatte viele Feldzüge mitgemacht und fast immer im südlichen Rußland gestanden. Er hatte dort eine Polin geheiratet. Als sie starb, nahm er, der mittlerweile zum General avanciert war, seinen Abschied und kaufte sich in Kurland das Rittergut Grenzhof. Er war, als ich ihn kannte, schon ein Greis in den Achtzigern, aber immer noch ein schöner alter Mann. Er hatte in der langen Zeit, die er in Rußland verbrachte, seine Muttersprache fast vergessen und sprach das Deutsche aus wie ein Russe. Meine Mutter erzählte sehr lustig, wie unzufrieden er nach seiner Rückkehr mit der gemessenen Weise der kurländischen Frauen gewesen war. „Ihr sitzt hier," sagte er einmal zu ihr, „immer wie auf Gräbern. Bei uns in Rußland, wenn wir ein Fest feierten, nun, die jungen Offiziere zogen meiner Frau den Atlasschuh vom Fuß und tranken aus ihm ihre Gesundheit in Champagner." Der alte Herr, der meine Pate war, wünschte sehr, daß ich einmal Offizier werden sollte; aber daran war natürlich gar nicht zu denken; ich war zum künftigen Pastor bestimmt.

Von den Freunden der Eltern steht besonders der Baron Theodor von der Osten-Sacken-Dondangen lebhaft in meiner Erinnerung. Er und seine Frau waren mit meinen Eltern durch eine innige Freundschaft verbunden. Er war ein überaus liebenswürdiger, feuriger Enthusiast und dichtete, glaube ich, auch. Er war ebenfalls mein Pate. Sehr interessierte mich auch eine Baronin Sacken, die viel bei uns verkehrte, und zwar weil ihre Mutter sich aus einem merkwürdigen Anlaß von ihrem Manne hatte scheiden lassen. Er schoß ihr nämlich einmal, als sie parterre zum Fenster hinaussah, von einem Fenster des ersten Stockes aus mit einem Pistolenschuß den hohen Kamm aus dem Haar.

Die Pistolen spielten auch noch in meinen Kinderjahren eine große Rolle. Äußerst interessant war uns Kindern ein Baron R., der seiner Duellwut wegen dazu verurteilt war, immer

von einen Gensdarmen begleitet zu sein. Der alte Herr — er war schon ein solcher — hatte also im Gegensatz zu Peter Schlehmil einen doppelten Schatten: seinen natürlichen und einen blauuniformierten. Dieser wurde, wenn Baron R. auswärts speiste, im Vorzimmer gesättigt, was auf die Fremden den seltsamsten Eindruck machte.

Unsere Dienstboten, die mit großer Liebe an meinen Eltern hingen, übertrugen diese auch auf nns Kinder, und wir haben die freundlichste Erinnerung an diese liebenswürdigen Menschen. Unser Kutscher steht noch jetzt als Waldaufseher im Dienste meines Onkels, und auch seine spätere Frau, die unser Stubenmädchen war, blieb mit uns in Zusammenhang. Auch der Diener, der ein Orginal erster Klasse war, hat mir später noch jahrelang seine väterliche Fürsorge angedeihen lassen. Er hat mir als Modell zum Weinthal in Allein und Frei gedient. Es war damals überhaupt in Kurland Sitte, daß das Gesinde im engsten Zusammenhang mit der Herrschaft stand, und man fand das beiderseits natürlich, obgleich die alten Dienstboten oft recht grillige, eigenwillige und schwer zu ertragende Personen waren.

Viele Freuden verdankte ich einer Nähterin, die ein paarmal wöchentlich in unser Haus kam. Sie war eine unermüdliche Märchenerzählerin, und da ich den von ihr erzählten Märchen später in der Märchenlitteratur nie wieder begegnet bin, bin ich geneigt anzunehmen, daß sie sie selbst erfand. Ganz besonders liebten wir ein Märchen, das „Die Prinzessin mit dem Lausepelz" hieß und in dem dem irrenden Prinzen die Aufgabe geworden war, einen solchen Pelz zu beschaffen. Er irrte zu diesem Zweck viel umher, und es hieß dann: „und nun ritt er, ritt er, ritt er, ritt er, bis er in einem Wald kam." „Bitte, bitte," flehten wir dann, „lassen Sie ihn doch noch reiten." Und das alte Mädchen wiederholte dann auch unzähligemal das „ritt er, ritt er". Uns aber war zu Mute, als dehne sich vor uns eine endlose Landstraße aus.

Die Alte war überaus häßlich und litt darunter. Eines Tages fand meine jüngere Schwester sie aufgelöst in Thränen, und sie bekannte ihr die Ursache ihres Schmerzes. „Aber Liebste," rief die Kleine, „von hinten gesehen sind Sie wirklich gar nicht so häßlich!"

Unsere ersten Kinderjahre verliefen in hellem Sonnenschein. Wir spielten in dem geräumigen Hause, in Hof und Garten nach Herzenslust; verkehrten mit den Kindern der zahlreichen Verwandten und der noch zahlreicheren Freunde unserer Eltern und wurden von diesen sehr frei erzogen. Nur im Punkt der Wahrheitsliebe waren sie streng. Man hatte mit dieser in meiner väterlichen Familie immer einen wahren Kultus getrieben, und einem Manne vom Schlage meines Vaters mußte ja auch die Wahrhaftigkeit als die weitaus vornehmste Tugend erscheinen. Um uns nun zu ihr anzuleiten, bestimmte er, daß wir nicht bestraft werden sollten, wenn wir eine begangene Ungezogenheit selbst meldeten, ehe sie noch anderweitig angezeigt worden war. Das hatte zur Folge, daß ich z. B., so schnell mich die Beine trugen, aus dem Garten ins Haus stürmte und aus vollem Halse schrie: „Väterchen! Mütterchen! ich habe die und die ‚Gans' geschimpft." Die beleidigte Schwester aber rief im vollen Lauf hinter mir her: „Er hat mich eine ‚Gans' geschimpft."

Ich kann übrigens nach meinen Erfahrungen das Princip meiner Eltern nicht empfehlen: wir logen nicht mehr, aber auch nicht weniger als andere Kinder in unserem Alter auch.

Wir sollten unser Jugendparadies nur zu bald verlieren. Im Jahre 1848 wütete während des Sommers die Cholera ganz furchtbar in Mitau. Der Pastor der städtischen lettischen Gemeinde war kurz vorher gestorben und mein Vater hatte zu seiner Landgemeinde auch noch diese zu versehen. Und das unter den furchtbarsten Umständen. In der kleinen Stadt erkrankten mehr als hundert Personen täglich, zwei Häuser verloren ihre sämtlichen Einwohner. Meine Eltern waren rastlos thätig. Mein Vater eilte von einem Sterbebett zum anderen, und meine Mutter pflegte ihre beiden erkrankten Dienstmädchen und wachte über uns Kindern. Die Thüren des Hauses standen Tag und Nacht offen, von Todesangst ergriffene Menschen suchten und fanden Trost bei ihrem Seelsorger. In all dem Jammer fehlte mitunter auch das Komische nicht. Eines Abends saßen meine Eltern wieder todmüde und ganz darauf gefaßt, früher oder später auch ein Opfer der Seuche zu werden, im Zimmer und erwogen sorgenvoll das voraussichtliche Schicksal ihrer Kinder, als ein Mann in das Zimmer stürmte, niederfiel und sich in Krämpfen wand. Man hatte für solche Fälle Säcke mit erwärmtem Mehl in Bereitschaft, holte einen solchen herbei, entkleidete den Mann und steckte ihn in den Sack. Nach einiger Zeit erwies es sich, daß er gar nicht krank war, sondern nur in seiner Todesangst geglaubt hatte, angesteckt zu sein.

Schließlich ergriff die Krankheit auch meinen Vater. Er genas zwar von ihr und nahm seine rastlose Thätigkeit wieder auf, aber seine Kraft war gebrochen. Im folgenden Sommer wurde er, als er einem Typhuskranken in einem Bauernhof das heilige Abendmahl reichte, angesteckt. Er war sich dessen bewußt und glaubte nicht, daß er genesen würde. Obgleich er ein großes Einkommen hatte, besaß er nichts, denn er hatte immer alles weggeben. Da ergriff er denn jetzt einen Bogen Papier und schrieb mit Anspannung der letzten Kraft auf ihn:

An die Einsassen des Mitauischen Kirchspieles.

Habt Dank für alles Wohlwollen, alle Freundschaft, alle Liebe, die ihr mir so viel und mannigfach im Leben erwiesen habt. Gewiß, alle eure Liebeserweisungen fielen auf keinen undankbaren Boden.

Gold und Silber hinterlasse ich den Meinen nicht; ich hinterlasse ihnen aber eure Freundschaft und euer Wohlwollen. Nehmt euch meines Weibes und meiner Kinder an.

W. P.

Unter diese Zeilen schrieb nach seinem Tode eine andere Hand: „Dies waren die letzten Worte unseres verewigten Freundes an die Einsassen desjenigen Kirchspieles, in welchem er zunächst als Prediger thätig war. Der Kreis seines Wirkens war aber nicht so eng gezogen, über ihn hinaus bildete er unser Volk, war er Freund und Rat-

geber, Erzieher und Wohlthäter, und so gilt sein Wort auch überall da, wohin er seine Liebe trug. Seine Hinterbliebenen bedürfen der Unterstützung, die er im Leben, so weit seine Mittel reichten, nie versagte. Wir Unterzeichneten wollen das Vermächtnis, das er uns hinterließ, treu erfüllen, darum verpflichten wir uns u. s. w." Es folgen die Namen sämtlicher Kirchspiels-Insassen.

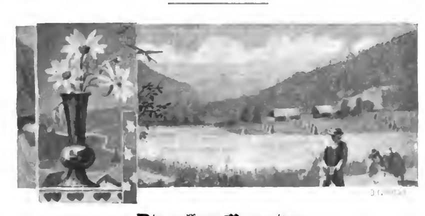
Das Dokument liegt vor mir. Es scheint mir charakteristisch zu sein für den, der diesen Wechsel auf die Freundschaft ausstellte, für die, die ihn so freudig einlösten, für das Land und für die Zeit.

Meine Mutter wurde nach einigen Jahren durch eine Erbschaft in den Stand gesetzt, auf die Unterstützung zu verzichten, aber diese hat sie gewiß nie gedrückt. Sie repräsentierte ja die Zinsen eines wohlerworbenen Kapitals.

Mein Vater starb am 8. Juli 1849, und die Liebe, die er sich erworben hatte, fand einen Ausdruck in dem ungeheuren Zulauf bei seinem Begräbnis. Die Stadt hat wohl nicht viele ähnliche erlebt.

Es machte auf mich, der ich noch nicht sechs Jahre alt war, einen unauslöschlichen Eindruck, und die Erinnerung an dasselbe ist mir, als eine Verpflichtung, ein treuer Begleiter durch das Leben geblieben.

---



# Die gelben Margeriten.

Drei gelbe Margeriten
In meinem grünen Glas
Nicken von schlanken Stengeln,
Ein Senselein hör' ich dengeln,
Ihr gelben Margeriten
In meinem grünen Glas.

Die lauen Lüfte wehen,
In Sonne liegt das Feld,
Die Ähren alle biegen
Und beugen sich und wiegen
Sich wie die Lüfte wehen,
In Sonne liegt das Feld.

Die Ähren und die Halme,
Die Blumen und das Gras,
Sie können nicht immer prangen,
Vergehen heißt's, vergangen!
Die Ähren und die Halme,
Die Blumen und das Gras.

Die zarten Sterne aber,
Die mir die Liebste gab,
Leuchten über den schmalen
Rand herüber und prahlen,
Die zarten feinen Sterne,
Die mir die Liebste gab:

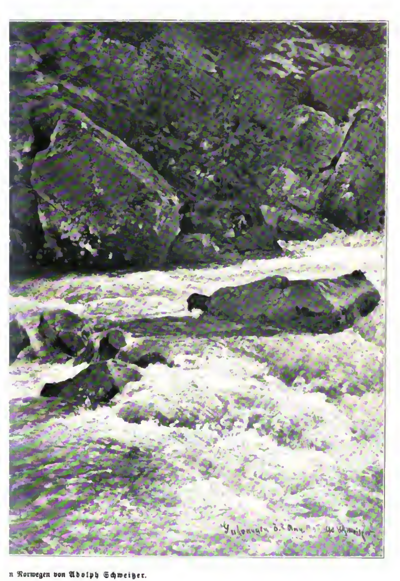
Die gelben Margeriten
In meinem grünen Glas,
Da ist der ganze helle
Lachende Sommer zur Stelle:
Drei gelbe Margeriten
In meinem grünen Glas.

Gustav Falke.





Bachesrauschen Ölstudie aus Gudvangen



n Norwegen von Adolph Schweitzer.

# San Sebastian.

Von

**Siegfried Samosch.**

Mit dreizehn Zeichnungen von **L. Marchetti.**

(Abdruck verboten.)



Ein eigentümliches Schauspiel bot sich mir am 17. Oktober 1897 auf dem Paseo de la Concha, der elegantesten Promenade San Sebastians, dar. Lustige Klänge, die mit dem Branden der Meereswogen eigentümlich kontrastierten, lockten mich vom Kasino, dem abendlichen Lieblingsaufenthalte der Fremden, zu dem sonst im Oktober nach dem Ave Maria-Läuten ziemlich einsamen Spazierwege, der sich im Halbkreise um die muschelförmige Meeresbucht, die Concha, oberhalb des weichsandigen Badestrandes, der Playa de Baños, hinzieht. Was die Grande Plage für Biarritz, am nördlichen Abhange der Pyrenäen, bedeutet, stellt am südlichen, in San Sebastian, diese Playa de Baños dar, die während der Saison, gerade wie die benachbarte Promenade, den buntesten, lebhaftesten Verkehr aufweist, so daß es abends oft nicht gerade leicht ist, von der Stelle zu kommen. Wechselnde Bilder fesseln uns aber bereits während des Tages; hier werden von breitstirnigen Ochsen die Karren gezogen, in denen sich die Badegäste befinden, dort sind schwarzlockige, dunkeläugige Kinder mit dem Bau von Festungswerken aus Sand eifrig beschäftigt, in die nur allzu jäh die steigende Flut eindringen wird.

Daß es auch an einem Badeetablissement in großem Stile nicht fehlt — es führt den verlockenden Namen „La Perla", gerade wie San Sebastian als „la Perla vascongada", die „baskische Perle", bezeichnet zu werden pflegt — braucht nicht besonders betont zu werden. Der Eintritt in das aus Holzwerk hergestellte Badehaus steht aber für wenige Céntimos auch denjenigen frei, die, ohne zu baden, nur die frische, vom Ocean her wehende Brise genießen wollen. Am Strande finden sich gleichfalls zahlreiche Zuschauer ein, und selbst die Königin-Regentin läßt es gern geschehen, daß ihr auf dem Wege vom Schlosse Miramar bis zu ihrem zierlichen, kuppelgekrönten Badepavillon gehuldigt wird. Die stattlichen Gestalten der Guardia civil, der spanischen Elitepolizei, und die gewandten Migueletes, die baskische Truppe, die von der Königin-Regentin während ihres sommerlichen Aufenthaltes in San Sebastian als besondere Leibwache befohlen wird, tragen nur dafür Sorge, daß jede Belästigung der königlichen Familie ferne gehalten werde. Der jugendliche König Alfonso XIII. und seine beiden Halbschwestern, die Infantinnen Maria de las Mercedes und Maria Teresa, bewegen sich dann aber so sorglos am Strande, als ob die anarchistische Gefahr in Spanien niemals bestanden hätte. Und doch sollte gerade während des jüngsten Aufenthaltes der spanischen Königsfamilie in San Sebastian durch den Meuchelmord, dem der Ministerpräsident Canovas del Castillo zum Opfer fiel, ein schriller Mißklang in die

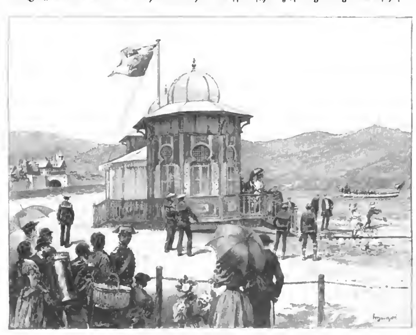


Der Kampf mit der Woge.

Idylle der „Perla vascongada" gebracht werden. Der Zufall fügte es, daß ich ein Jahr zuvor ebenfalls in San Sebastian verweilte und der Abreise der Königin-Regentin und des Königs Alfonso XIII. nach Madrid beiwohnte. Wie freundlich erwiderten sie den Gruß des Fremden, so daß den sympathischen, edlen Zügen der hohen Frau auch keine Spur der Besorgnis angemerkt werden konnte, die am Abend zuvor einen kurzen Aufschub der Rückkehr nach der Hauptstadt bewirkt hatte, weil Gerüchte über einen anarchistischen Anschlag in das Königsschloß am Meere gedrungen waren! In die Öffentlichkeit gelangten damals nur unvollständige Mitteilungen, und die Abbestellung des Hofzuges, der, von einer zahlreichen Volksmenge angestaunt, auf dem Bahnhofe bereits rangiert war, wurde mit einer ebenso plötzlichen wie vorübergehenden Erkrankung einer der beiden Infantinnen begründet.

Wer möchte aber auch an anarchistische Gefahren denken, wenn er den Blick über die Concha streifen läßt, an deren Einfahrt die Isla Santa Clara mit ihrem Leuchtturme Wacht hält, während das Castillo de la Mota auf dem Monte Urgull, der zu wiederholtenmalen der Schauplatz blutiger Kämpfe war, mit seinen Batterien veralteter Geschütze die Bucht zu beherrschen scheint! Den Hintergrund bilden, abgesehen von der Meeresseite, in blauen Duft gehüllte Berge.

So zaubervoll ist das gesamte Bild, das ich es bei weitem demjenigen von Biarritz vorziehe, daß ich darüber ganz vergaß, auf das eigentümliche Schauspiel einzugehen, das mir am 17. Oktober 1897 auf der Conchapromenade zu teil wurde. Oder sollte beim Leser dramatische Spannung hervorgerufen werden? Jedenfalls wich der Anblick, der sich mir beim Klange der Musik darbot, sehr wesentlich von dem ab, den die Badegäste allabendlich während der Saison genießen. Auch in dieser fehlt es auf dem Paseo de la Concha nicht an Musikbanden, die bald eine aragonesische Jota, bald einen Wiener Walzer vernehmen lassen, während das eleganteste Publikum auf- und abwandelt. Finden sich doch die am spanischen Hofe beglaubigten Botschafter



Badepavillon der königlichen Familie.



Der Badestrand von San Sebastian.

und Gesandten mit ihren Angehörigen während des Aufenthaltes der spanischen Königsfamilie in San Sebastian dort oder in den benachbarten Sommerfrischen beinahe vollzählig ein, so daß wir auf den Terrassen und Balkons der vornehmen Hotels und Privathäuser Schönheiten aus aller Herren Ländern bewundern können. Neben der eleganten Welt, die lustwandelt, zeigt sich aber auch der Torero, der am nächsten Sonntag draußen auf der Plaza de Toros die spanischen Zuschauer zu jubelndem Beifalle hinzureißen hofft. Das glatte Gesicht, die kurze andalusische Jacke und der breitkrämpige Filzhut verraten ihn, selbst wenn das Zöpfchen, das Erkennungszeichen aller Stierkämpfer, aufgesteckt sein sollte. Des eignen Wertes in vollem Maße bewußt, läßt er sich vor dem Café de la Marina bewundern, indem er goldgelben Manzenilla schlürft, der in San Sebastian allerdings nicht so vortrefflich mundet, wie in Sevillas Vorstadt Triana, wo die letzten Häuser stehen.

Wie farbenprächtig aber auch alle die kleinen Genrebilder sein mögen, die die Conchapromenade an schönen Sommerabenden darbietet — gegen das Schauspiel unverfälschten, echten Volkslebens, das mir

von den Basken und Baskinnen vorgeführt wurde, kommen sie nicht auf. Galt es doch, den neuen Alkalden von San Sebastian, Don Miguel Altube, zu feiern, der von Sagasta, dem neuen Ministerpräsidenten, berufen worden war, seinen konservativen Vorgänger zu ersetzen. Allerdings hatte dessen Verwaltung allgemeinen Beifall gefunden; allein ein Regierungswechsel in Spanien erheischt eben, daß die ganze Hierarchie erneuert wird und auch die vom Staate ernannten Bürgermeister sich diesem unverbrüchlichen Gesetze fügen. Nun hatte sich die Jugend von San Sebastian auf der Conchapromenade vor dem Hause des neuen Alkalden eingefunden, und die Klänge, die ich bereits aus der Ferne vernommen hatte, erwiesen sich weniger als Serenade denn als fröhliche Tanzmusik, bei der sich alles lustig im Kreise drehte. Nur das schmale Trottoir wurde von den Alguaciles, den städtischen Polizisten, freigehalten, aber auch dort konnte man „umgetanzt“ werden, als eine feurigere Weise erschallte. Wie sehr wären die vornehmen Sommergäste San Sebastians erstaunt, hätten sie ihre Lieblingspromenade als öffentlichen Tanzplatz wiedergesehen! Blasiert und verwöhnt waren diese jungen Burschen, die die dunkelblaue Boina, die baskische Mütze, gar keck zu tragen wußten, diese schlanken, graziösen Mädchen keineswegs, und da die Windlichter der Musikkapelle den Ballsaal im Freien nur sehr unvollkommen beleuchteten, fehlte es nicht an Zusammenstößen der zahlreichen Paare untereinander, sowie mit den Bäumen des Paseo. Das ganze Vergnügen war aber so wohl geeignet, für den neuen Alkalden und die neue Regierung Stimmung zu machen, daß es an drei aufeinander folgenden Abenden wiederholt werden mußte. Auch durfte ich die Überzeugung gewinnen, daß ich diesmal in die Seele der baskischen Jugend einen tieferen Einblick gewonnen hatte als früher.

Wie sehr hatte ich mich getäuscht, als ich vor Antritt meiner jüngsten Reise nach Spanien, der vierten in dieses Zauberland der Romantik, angenommen hatte, durch die kriegerischen Wirren auf Cuba müßte die Stimmung der Bevölkerung tief niedergedrückt sein! Statt dessen fand ich von neuem Tanz und Gesänge, sowie die Theater und die Plazas de Toros von der schaulustigen Menge überfüllt. Oft genug wurde ich an den herrlichen Sonntagnachmittag erinnert, an dem ich, von dem auch in Deutschland wohlbekannten Maler José Jimenez Aranda geleitet, von Sevilla durch die Zigeunervorstadt Triana nach der Cuesta de Castilleja la Pañoleta zu einem Volksfeste fuhr, bei dem schmucke Sevillanerinnen, in ihren blauschwarzen Haaren zierliche Papierfähnchen in den Landesfarben tragend, unter einem Olivenbaume ihre

Die Concha-Promenade (paseo de la Concha).

Nationaltänze vorführten. Im Norden wie im Süden Spaniens hallte es, so oft sich die Gelegenheit darbot, gar lustig vom Klange der Guitarren und Kastagnetten wieder, so daß der fremde Besucher kaum zu erkennen vermochte, daß das Land sich inmitten einer schweren Krisis befand.

Gerade San Sebastian wird häufig auch im Zusammenhange mit der carlistischen Bewegung genannt, nachdem es bei den früheren Aufständen hart genug mitgenommen worden ist. Auf dem Wege zur Kirche Santa Maria, deren Portal und beide Türme inmitten des engen Straßengewirrs der Altstadt durch ihren gefälligen Barockstil besonderes Interesse erregen, zeigte mir Freund Rudolf Sprenger, unser Konsul in San Sebastian, den Platz, auf dem einst seine fahrende Habe, als er gerade im Umzuge begriffen war, von den Carlisten beschossen wurde. Auch die Anhöhe bezeichnete er deutlich, auf der die carlistische Batterie damals ihre Stellung genommen hatte. Daß es heute gleichfalls nicht an Sympathieen für den Prätendenten Don Carlos in den baskischen Provinzen fehlt, ist eine unleugbare Thatsache. Um so mehr muß hervorgehoben werden, daß die Königin-Regentin alljährlich im Sommer sich nach San Sebastian begibt, um dort durch ihr leutseliges Wesen, die Schlichtheit ihres Auftretens einer Propaganda entgegenzuwirken, die darauf abzielt, ihren minderjährigen Sohn, Alfonso XIII., der Krone zu berauben. Besorgnis für ihre persönliche Sicherheit legt die Königin-Regentin während ihres mehrmonatlichen Aufenthaltes in San Sebastian keineswegs an den Tag. Wie sie zugleich mit dem jugendlichen Könige und den beiden Infantinnen den Badepavillon am Paseo de la Concha täglich aufsucht, ohne daß umfassende Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, verzichtet sie auch bei den Ausfahrten in offener Kalesche auf die Begleitung der Escolta real, der offiziellen Leibgarde. Allerdings befindet sich eine Abteilung dieser stattlichen Reitertruppe regelmäßig in San Sebastian; sie tritt aber nur bei der Ankunft und der Abreise der Königsfamilie in Funktion, während im übrigen der Wachtdienst von den baskischen Migueletes versehen wird. Die Basken wiederum sind ein so biederer, ritterlicher Menschenschlag, — jeder Baske wird als Hidalgo geboren — daß das Vertrauen der hohen Frau, das sie durch ihr furchtloses Benehmen an den Tag legt, bisher in keiner Weise getäuscht worden ist.



Torero-Idylle.

Ein Besuch des kleinen Hafens zeigt freilich, ebenso wie eine Wanderung durch die Altstadt, daß es dort an Elementen nicht fehlt, die beim ersten Anblicke immerhin Besorgnis erwecken könnten; in Wirklichkeit ist diese Bevölkerung jedoch durchaus harmlos. Neben einzelnen größeren Dampfern, die im Hafen von San Sebastian ihre Fracht löschen oder einnehmen, sehen wir zahlreiche Fischerboote, deren silbern glitzernder Inhalt dann auf dem benachbarten kleinen Markte von würdigen Matronen feilgeboten wird, während jugendliche, kurzgeschürzte Baskinnen, ihre zappelnde Ware im Korbe auf dem nicht selten blondhaarigen Kopfe tragend, den eleganten Straßen, der Avenida de la Libertad oder dem Paseo de la Concha, zueilen. Auch dort im Hafen, sowie auf dem Fischmarkte und in den schmalen, finsteren Gassen erfreute ich mich an mancher Scene ursprünglichen Volkslebens; insbesondere fesselten mich auch die Spiele der heranwachsenden Jugend, der es nicht verübelt werden darf, wenn sie so lange wie möglich dem Aufenthalte in den düsteren, engen Wohnräumen das Verweilen auf der Straße vorzieht, wo es dann recht lustig zugeht.



Santa Maria-Kirche.

Am Spiele im Freien ergötzen sich aber nicht bloß die Scharen der Kinder, die durch ihren Lärm und ihre Beweglichkeit über die wissenschaftlichen Ergebnisse der Bevölkerungsstatistik hinwegtänschen könnten, wonach der Menschenzuwachs in Spanien nur schwach ist, sondern auch Jünglinge und Männer, die mit besonderer Vorliebe das Juego de Pelota, das baskische Ballspiel, pflegen. Dieses hat in der Gunst der nordspanischen Bevölkerung feste Wurzeln gefaßt; nur daß das Spiel selbst zumeist berufsmäßig betrieben wird, während die große Masse sich im Zuschauerraume einfindet. Man würde jedoch bei der Annahme irren, daß diejenigen, die den Pelotaris bald zujubeln, bald ihr Mißfallen aufs unzweideutigste zu erkennen geben, je nachdem der Ballwurf gegen die hohe Wand gelungen oder eine Falta, ein Fehler, verzeichnet werden muß, lediglich durch ihre Teilnahme für die gymnastischen Leistungen bestimmt werden. Vielmehr bildet das Wetten auf die eine oder die andere Partei für manchen Zuschauer den hauptsächlichen Reiz, der um so unwiderstehlicher zu sein scheint, als polizeiliche Einschränkungen ihn abschwächen sollen. Groß war die Aufregung.

auf dem Spielplatze, als ich einem Juego de Pelota beiwohnte, bei dem jede der beiden Parteien die erforderliche Anzahl der vereinbarten Tantos — jeder Fehler der Gegenspieler wird als ein Tanto, ein Punkt, berechnet — beinahe erreicht hatte. Sowohl für die Azules, die Blauen, als auch für die Blancos, die Weißen, waren neunundvierzig Punkte verzeichnet, und der erste Fehler der einen mußte den anderen den Sieg sichern. Selbst bei Stiergefechten, in denen primeros Espados, Kämpfer ersten Ranges, wie Mazzantini und Guerrita, auftraten, konnte ich nicht eine auch nur annähernd so tiefgehende Aufregung wahrnehmen, wie bei diesem Ballspiele. So oft ein neuer Wurf ohne Falta stattgefunden hatte, erhob sich beinahe das ganze Publikum von den Sitzen. Während aber hier der tosende Beifall sich vernehmen ließ, fehlte es dort nicht an Zeichen der Ungeduld und der Opposition. Als dann endlich auf der einen Seite der entscheidende Fehler begangen war — der Ball war in den Zuschauerraum geflogen — spielten sich Scenen ab, die jeder Beschreibung spotten. Von den Freunden der Sieger, die nunmehr die notwendigen fünfzig „Tantos" erreicht hatten, eilte eine ganze Anzahl in die Spielbahn, um die Blancos zu umarmen und zu küssen. Die Enthusiasten mochten wohl beim Wetten eine ansehnliche Summe gewonnen haben.

Bezeichnend ist, daß die vorzüglichsten Pelotaris den baskischen Provinzen entstammen und weite Kunstreisen bis nach Südamerika unternehmen, wo sie bei ihren zahlreichen Landsleuten stets willkommen sind, während das Hauptkontigent der Stierkämpfer von Andalusien gestellt wird. Sehr häufig hört man auch in Spanien versichern, daß eine echte Corrida de Toros nur in den südlichen Provinzen, in An-



Ausfahrt der Königlichen Familie.

dalusien oder Granada, bewundert werden könne. Diese Liebhaber des uns so grausam erscheinenden Schauspiels — Aficionados heißen sie jenseit der Pyrenäen — wollen auch nicht als Gegenargument gelten lassen, daß dieselben Espadas, die jüngst in Sevilla oder Cadiz auftraten, wenige Tage später in Valencia, Barcelona oder San Sebastian ihr Werk verrichten. Nach der Auffassung der Aficionados bedarf es der andalusischen Umgebung, vor allem des südspanischen Publikums, um eine Corrida de Toros auf ihrer ganzen Höhe zu zeigen. Dann werden von den begeisterten Zuschauern Mützen und andere Kleidungsstücke auf den Kampfplatz geschleudert, um in dieser volkstümlichen Weise einem Mazzantini zu bekunden, daß man seine vollendete Kunst zu schätzen wisse.



Thorweg in Fuenterrabia.

Richtig ist allerdings, daß das heißblütige, temperamentvolle Naturell des Andalusiers auf der Plaza de Toros zum besonders charakteristischen Ausdrucke gelangt. Trotzdem bleibt auch ein Stiergefecht in San Sebastian ein Schauspiel mit echt spanischem Lokalkolorit. Unweit der Eisenbahnstation erhebt sich die Arena, die an den Tagen einer Corrida eine magische Anziehungskraft nicht bloß auf die Einheimischen und Fremden in San Sebastian ausübt, sondern auch vom Nordabhange der Pyrenäen her, aus Hendaye, aus Biarritz und Bayonne, ja, von noch ferner gelegenen Punkten zahlreiche Besucher herbeilockt. Die seltsamsten Gefährte werden aufgeboten, um die in dichten Scharen herbeiströmende Menge zu dem Schauspiele zu befördern. Die auf den Hauptlinien der Eisenbahn Eintreffenden brauchen allerdings nur wenige Schritte zurückzulegen; die große Mehrzahl aber kommt vom linken Ufer des bei San Sebastian sich ins Meer ergießenden Urumea her, so daß der Verkehr auf der großen Brücke oftmals stockt.



Baskische Fischverkäuferin.

Kaleschen, Pferdebahnwagen und improvisierte Fuhrwerke jeder Art bilden zuweilen ein allem Anscheine nach unentwirrbares Knäuel mit den Reitern und zahllosen Fußgängern. Die Reiter haben es aber eilig; es sind die Picadores, die den Stierkampf eröffnen. Ihre Pferde sind zumeist dem Untergange geweiht und regelmäßig abgetriebene Gäule, so daß es ihren Reitern schwer genug fällt, sie in Trab zu bringen, sobald der Knäuel sich entwirrt hat. Auch die Chulos in ihren roten Jacken verleihen dem Bilde Farbe, obgleich diese Gesellen, lauter rohe Physiognomien, bei der Corrida die untergeordnetste Rolle spielen. Ihnen liegt es ob, den Kampfplatz sauber zu



Hafen von San Sebastian.

halten, sowie den getöteten Stier und die gleichfalls am Boden verblutenden Pferde mittels der Maultiergespanne zu entfernen.

Der primero Espada und die Banderilleros, die im zweiten Teile des Kampfes dem Stiere die mit bunten Bändern und Widerhaken versehenen Stäbe in den Nacken stoßen, ordnen sich in einem Vorraume der Plaza de Toros zur Cuadrilla, die später ihren pomphaften, glanzvollen Einzug auf den Kampfplatz hält. Diese Einleitung des Stiergefechtes besticht durch ihren malerischen Reiz auch den fremden Besucher des in seinem Verlaufe weit weniger anmutenden Schauspiels. Voran reiten die beiden Alguaciles, deren dunkle altspanische Tracht sich von den im Sonnenglanze funkelnden, von Silber glitzernden Kostümen der Toreros in eigenartiger Weise abhebt. Ihnen schließen sich die Picadores und die Chulos mit den Maultiergespannen an, und die ganze Cuadrilla bewegt sich mit feierlicher Würde, als ob es sich um eine Haupt- und Staatsaktion handelte, zur Loge des

Präsidenten, der, nachdem er begrüßt worden, den Schlüssel zum Toril, dem Stalle der Kampfstiere, herabwirft. Der Verlauf einer Corrida de Toros ist so oft geschildert worden, daß von einer eingehenderen Darstellung Abstand genommen werden darf. Läßt sich die Plaza de Toros von San Sebastian an Größe nicht mit derjenigen von Madrid oder Valencia vergleichen, so erhalten wir doch dort den Eindruck, daß trotz aller Verschiedenheit des Volkscharakters die Basken ebensowenig wie die Spanier, mit denen sie im übrigen nicht verwechselt werden wollen, auf die Stiergefechte verzichten würden.

Hören wir dann abends ihre Volkslieder, so klingen diese so innig, so weht uns aus ihnen ein so süß melancholischer Hauch entgegen, daß wir an die deutsche Heimat erinnert werden. Als ich im Café de la Marina in der Gesellschaft unseres Konsuls Sprenger baskischen Volksliedern lauschte, fühlten wir uns beide durch diese Verwandtschaft angemutet. Kaum verspürte ich noch Neigung, das nahe Kasino aufzusuchen, auf dessen elektrisch beleuchteter Terrasse an lauen Sommerabenden die elegante Welt in San Sebastian sich zusammenfindet, während in den inneren Räumen das Sextett klassische und moderne Musik vernehmen läßt und später durch seine lustigen Weisen die Jugend zum Tanze einladet. Im Lesezimmer ist allerdings auch für ernstere Unterhaltung gesorgt; nur darf nicht verschwiegen werden, daß von da der Weg bis zu den Spieltischen des Kasinos nicht weit ist.

Von bestrickendem Zauber ist die Umgebung San Sebastians. So empfiehlt sich ein Ausflug nach dem Seebade Zarauz, in dem Deutschlands bewährter Botschafter, Herr von Radowitz, mit seiner Familie die jüngste Saison zubrachte. Zur Erholung ist Zarauz noch besser geeignet als das im Sommer allzu lebhafte San Sebastian, dem auch durch die Anwesenheit der Königsfamilie der Charakter aufgeprägt wird. Wohl aber konnte ich in Zarauz in der Begleitung meines unzertrennlichen Gefährten von San Sebastian wiederum das-



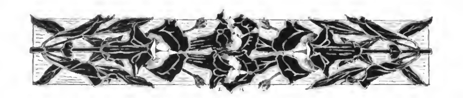
Zur Plaza de Toros!




Auf der Kasinoterrasse.

kisches Volksleben beobachten, als vor dem Rathause die Stadtpfeifer durch fröhliche Tanzmusik die jungen Baskinnen anlockten. Nicht minder lohnend ist ein Ausflug nach Fuenterrabia, das, ganz in der Nähe Iruns gelegen, auch von San Sebastian aus bequem erreicht werden kann. Von Hendaye aus wird das von den Malern hochgeschätzte romantische Nest mit echt spanischem Gepräge viel besucht; bald ist es ein alter Thorweg, bald ein blumengeschmückter Balkon, der die farbige Darstellung gewissermaßen herausfordert. Nur möchte ich niemand raten, in Fuenterrabia zu übernachten. Er könnte sonst noch schlimmere Erfahrungen machen, als mir in Irun bereitet wurden. Mußte ich doch dort, der Not gehorchend, in einer Regennacht zurückbleiben, weil just an dem Tage der letzte Zug nach San Sebastian eingestellt worden war, ich aber nicht, wie der in dieselbe Lage versetzte englische Botschafter, die nächtliche Fahrt in einer Karosse fortsetzen konnte.





# Dilettanten des Lebens.

Roman von

**Clara Viebig.**

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

## XVI.

„Mein Gott, mein Gott," sagte Tante Hannchen, „das arme Ding! Wie leid sie mir thut!"

„Ä was," brummte Onkel Hermann, „Verrücktheiten wie immer! Exaltierte Gesellschaft! Kann keine Frauen leiden, die Ohnmachten kriegen!" Er sah die Schwester durchbohrend an und räusperte sich anzüglich. Einmal in ihrem Leben war Hannchen in Ohnmacht gefallen, er hatte ihr das nie verziehen. „So 'ne Dammlichkeit, herzulaufen, wenn man den Weg nicht kennt; wäre ich nicht gerade bei der Hand gewesen, hätte sie im Dreck gelegen — ja, im Dreck!" Er betonte das letzte Wort besonders kräftig. Tante Hannchens ganze Antipathie ging gegen solche Kraftausdrücke; er wendete sie mit Vorliebe an.

„Pst — nicht so laut!" Das alte Fräulein wagte es, ihm die Hand auf den Mund zu legen. „Sie schläft gerade ein bißchen; als sie zu sich kam, hat sie geweint und geweint, weiter nichts als geweint. O du mein Himmel!" Sie fuhr sich mit dem Taschentuch an die Augen, und dann versuchte sie im Balleteusenschritt nach der Nebenthür zu schweben und durch die Ritze zu sehen.

„Du kannst ja nicht," sagte er, stieß sie beiseite und legte den dicken Kopf an die Spalte. Erschrocken fuhr er zurück. „Schläft nicht mehr, sitzt aufrecht im Bette, starrt mit Augen vor sich, die einem gruseln machen können. Ich werde mal reingehen und sie fragen, was sie eigentlich will."

„Ach, du wirst doch nicht, du wirst doch nicht," jammerte die Schwester; sie weinte fast. „Bitte, laß mich doch gehen, mich! Bitte!"

„Ä, ich gehe!"

„Nein, ich!" Sie hing sich ihm an den Rockschoß.

„Hanne!" Er sah sie drohend an und stieß sie weg.

Sie drängte sich wieder vor.

„Ich — potz Kuckuck!"

„Ich — ach Himmel!"

„Dumme Marjelle, laß mich!"

„Nein, du erschreckst sie — laß mich nur. Siehst du wohl?"

„Au!" Bredenhofer schlenkerte die Hand hin und her, er hatte sich empfindlich gequetscht. Ganz schwach durch die plötzliche, nie geahnte Energie der Schwester wich er zurück.

„So," sagte Fräulein Hannchen und klinkte die Thür hinter sich ins Schloß.

Grollend legte sich der Alte aufs Sofa und ließ die Grünen über die Lehne baumeln. „Wenn ich nur wüßte, was das Frauenzimmer eigentlich wollte — kommt daher geschneit —! Was will sie? Geld — natürlich Geld, Messer wird ihnen an der Kehle sitzen. Nichts da — gebe keinen Pfennig — hab's gesagt, ziehe meine Hand ab — Undank, Undank wie immer — i was!" Er trommelte mit den Grünen gegen das Sofa und ließ den eisgrauen Schnauzbart finster herunterhängen. Was ging ihn die Gesellschaft an, sie war kein Jota besser als die ganze übrige falsche, berechnende Welt; und doch lauschte er auf jede Bewegung im Nebenzimmer, auf jeden Laut.

Das blasse Gesichtchen schwebte ihm immer vor, das so kalt und still auf seinem Rockärmel gelegen; ein armes Gesichtchen mit schmerzlich verzogenen Lippen und tiefen Rändern unter den geschlossenen Augen.

„Donnerwetter!“ Er strich sich heftig durch die buschige Haarmähne. Wenn er nicht gerade dagestanden hätte — gerade sehr à propos — was wäre aus dem armen Frauchen geworden?! Auf der schmutzigen Gasse gelegen — gar nicht auszudenken, nicht auszudenken! Aber was wollte sie nur? Was führte sie hierher?

Hermann Bredenhofer versank in tiefes Sinnen.

Drinnen in der Altjungfernstube von Tante Hannchen lag Lena auf dem Bett. Wie sie dahin gekommen, wußte sie selbst nicht, nur unklar schwebte ihr eine Erinnerung vor, eine furchtbare, an einen langen, langen Weg, an eine nicht endenwollende Pein. Man hatte ihr dann starken Wein und heißen Kaffee eingeflößt. Sanfte Hände hatten ihr das beengende Kleid aufgeknöpft und die Nadeln aus den Haaren gezogen; sie hatte dabei weinen müssen wie im Traum, sie hätte sich so gern etwas von der Seele heruntergeschwemmt, aber es ging nicht, es ging nicht — hier saß es, hier!

Sie stemmte beide Hände gegen die Brust und setzte sich auf; matt ließ sie ihre Augen im Zimmerchen umherschweifen. Eine grün verhangene Lampe brannte. Wie hübsch war das hier! Dort auf dem Fensterbrett eine blaß blühende Monatsrose, die sandte einen süßwehmütigen Duft herüber. Auf dem Nähtischchen Knäule und Strickstrümpfe; über der Kommode die große Photographie eines hübschen jungen Mannes in Uniform, darunter ein Bibelspruch mit bunten Papierblumen und Wintergrün umsteckt.

Lena versuchte mit flimmernden Blicken zu lesen. „Die Liebe höret nimmer auf,“ stand da.

Wer mochte der hübsche junge Mann sein?

Ach, war das still hier und friedlich! Leise tickte die Schwarzwälder Uhr an der Wand neben dem Kachelofen; dort in der warmen Ecke sorglich aufgehängt stimmte auch der Kanarienvogel die winterlich umschleierte Kehle. „Tirili, tüi tüi“ — es klang so zart, so schläfrig wie ein Wiegenlied. Er sang im Schlafe.

Das junge Weib sah um sich mit einem bangen, sehnsuchtsvollen Ausdruck — wer hier lebte, der mußte glücklich sein. „Ach — !“

Die Thür hatte geknarrt.

„Warum seufzst du so, mein Kind?“ piepte Tante Hannchens Stimmchen. „Ist dir jetzt besser?“ Die alte Dame trat dicht ans Bett, eine feine Röte der Schüchternheit überflog ihr welkes Gesicht. „Du erlaubst doch, daß ich dich ‚du‘ nenne, liebe Lena?“ Und als diese sie verwundert ansah, lächelte sie freundlich und ein wenig resigniert: „Ich bin nämlich Tante Hannchen. Du wirst dich meiner kaum mehr erinnern; es war ja damals auch so flüchtig, und ich habe wirklich so wenig Bemerkenswertes an mir. Aber ich hatte damals gleich Sympathie für dich, und hätte mich Hermann nicht so weggerissen — den ganzen Strumpf mußte ich aufziehen, die Maschen lagen unten, der Faden war verheddert — ja, ja!“ Sie seufzte ein bißchen, lächelte wieder und streichelte Lenas lang herunterhängende, schöne Haare. „Was du für Locken hast — so eine liebe kleine Frau!“

Lena, von einem plötzlichen Impuls getrieben, streckte beide Arme aus und schlang sie um den Hals der sich über sie Beugenden. „Ihr müßt uns helfen,“ murmelte sie, „helfen!“

„Ja, ja, ja — ei, ei, ei,“ flüsterte Tante Hannchen, wie man ein Kind beschwichtigt, „er ist sehr poltrig, aber er ist sehr gut; er wird schon helfen.“

„Helfen?“ Die junge Frau schauderte zusammen. „Uns kann niemand helfen! O doch, doch,“ sagte sie dann plötzlich, sich besinnend, „ich bin ja gekommen, ich wollte in Richards Namen den Onkel bitten — er hat sein Bild nicht verkauft, er setzte solche Hoffnungen darauf — wir müssen die Miete zahlen, wir sind Geld schuldig — wir haben kein Geld — wir haben nichts, gar nichts!“

„Um Gottes willen!“ Tante Hannchen faltete ihre Hände um die sich angstvoll ausstreckenden der jungen Frau. Sie wußte weiter gar nichts zu sagen; sie war wirklich sehr erschrocken, die verstört auf sie gerichteten großen Augen machten ihr bange. Lieber Himmel, was man so im Leben alles durchmachte! Die gute Tante trippelte

von einem Fuß auf den anderen. Es war so still im Zimmer, der Kanarienvogel piepte nicht mehr, er saß aufgeplustert wie ein gelbes Bällchen und hatte den Kopf unter die Flügel gesteckt; sie lief hin, froh etwas zu thun zu haben, und deckte ein Tuch über das Bauer. Dann kam sie mit einem Kamm und begann Lenas verwirrtes Haar zu strählen. Vorsichtig glättete sie die Locken, leicht, mit liebevoller Hand.

Die junge Frau sah immer geradeaus, keine Regung war auf ihrem Gesicht. Plötzlich sagte sie: „Wer ist der hübsche junge Mann dort — da — wo das drunter steht von der Liebe?!"

Die alte Dame wurde blutrot; über ihre welken Bäckchen, um ihr Näschen zuckte es eigentümlich. „Der war mein Bräutigam," antwortete sie stolz. „Bei Düppel 1864 ist er gefallen. Beinah wären wir verheiratet gewesen, denn im Juli sollte die Hochzeit sein — beinah! Meine ganze Aussteuer lag fertig, ich habe immer gern genäht und gestrickt; aber es ging damals fixer." Sie nickte wehmütig mit dem Kopf: „Es sollte nicht sein; er sollte auch die schönen neuen Socken nicht tragen — ach ja, man macht was durch!"

Sie putzte sich krampfhaft die Nase und schluckte ein paarmal.

Lena sah noch immer starr geradeaus. „Hast du ihn sehr geliebt — so — so wie ich —" sie stockte. „Hast du ihn sehr geliebt?" fragte sie mit einem merkwürdig dringenden Ausdruck. Langsam drehte sie den Kopf auf die Seite und sah der anderen mit einem lauschenden, spähenden Blick in die Augen, als wollte sie selbst die Wahrheit herausfinden. „Hättest du ihn auch ebenso geliebt, wenn — wenn — ich meine, wenn da allerhand Not gewesen wäre?"

„Ebenso," sprach das alte Fräulein fest. Die dürftige Gestalt reckte sich, zärtlich nickte sie zu dem Bild hinüber. „Sie sagten, er wäre ein bißchen leicht gewesen, und am Ende wäre es gut, daß ich ihn nicht gekriegt hätte. Ach —" sie lächelte mitleidig — „viele Menschen sind so ungeduldig und machen einander das Leben schwer; lieber Gott, so ein bißchen leicht sein! Wenn man sich wirklich lieb hat, versteht man alle Schwächen und verzeiht sie einander; im Gegenteil, man ist sich nur immer nötiger. ‚Die Liebe höret nimmer auf.'" Sie ging hin und rückte an dem Grünzeug, das den Spruch bekränzte; die Papierrosen raschelten unter den dürren Fingern. „Gelt du?" sagte sie und sah zu dem Bilde auf.

Als Tante Hannchen ans Bett zurücktrat, streckte ihr Lena die Arme entgegen. Sie weinte leise.

Die kleine, trippelnde, verlegene Frauensperson half der jungen, schlanken in die Kleider.

Man sah es Lena an, es wurde ihr schwer, sich aufrecht zu halten, aber sie bestand darauf, gleich, jetzt gleich mit dem Onkel zu reden. „Ich muß," sagte sie mit einer Entschlossenheit, die an Verzweiflung grenzte. „O, die Angst!" Sie preßte beide Hände gegen die Brust.

„Hast du solche Angst? Armes Kind, hab' nur keine Angst," ermutigte Tante Hannchen und drückte leise den zitternden Arm, der in dem ihren lag. „Er ist wirklich gut. Geh nur hier herein!" Sie schob die Wohnzimmerthür auf.

Bei dem Eintritt der beiden schnellte Bredenhofer die Grünen vom Sofa und setzte sich stramm auf; mit seiner grimmigsten Miene musterte er die junge Frau. Sah erbärmlich aus — hm!

Lena trat dicht an den Tisch, während Hannchen aus dem Wandschrank Gläser und eine Ungarweinflasche hervorkramte.

„Klappre nicht so," fuhr der Bruder sie an. „Hol' mal was zu futtern — dalli, dalli!"

Mit einem heimlichen, eifrigen Kopfnicken gegen Lena verschwand das Fräulein. Dieser erschien die Stube mit den unzähligen Pfeifenköpfen und dem blanken Ledersofa auf einmal ungemütlicher; ihr war, als sei ein guter Schutzgeist daraus entwichen. Sie blieb stumm und sah immer vor sich auf die polierte Tischplatte.

„So, so — hm, hm," machte endlich Bredenhofer; dann legte er die flache Hand mit Vehemenz auf den Tisch. „Ist ja eine nette Geschichte! Na, wie geht's Ihnen denn jetzt, Frau Nichte, wiederhergestellt, was?"

„Ich danke Ihnen," sagte sie, ohne die zwinkernden Lider zu heben.

„Wenn ich nur wüßte, was Ihnen ein-

fiel, zu Fuß hier angesockt zu kommen; da gibt es doch Fuhrwerk. Aber natürlich, alles anders wie andere Leute, was Besonderes!"

„Ich wollte das Geld für den Wagen sparen, Richard hat jetzt —"

„Schweigen Sie mir von Richard, von dem Fanfaron, dem Thunichtgut! Ein ganz undankbarer Junge! Ist das 'ne Art? Ich will nichts von ihm wissen!" Hermann Bredenhofer fühlte sich stets und überall von Undank umgeben; darüber zu wettern, war das Steckenpferd, das er ritt.

Lena wußte das nicht, ihre zwinkernden Lider schlugen sich auf; sie sah ihn starr an: „Undankbar? Warum undankbar?"

„Na, etwa nicht?" brummte er und erhob die Stimme mit jedem Wort lauter. „Ich, sein Onkel, habe viel für ihn gethan, als er noch als kleiner Hosenpamper herumlief — und später? Na, er war ja immer mehr begabt als andere, und man hat sich was Extras von ihm versprochen. Aber Geld hat er auch immer mehr verbraucht als andere. Wer hat ihn dann jedesmal flott gemacht? Der Onkel! Als der Junge mündig war, hat er die Verwaltung von den paar Groschen, die ihm als mütterliches Erbteil zukamen, selbst übernommen. Wer sagte: thu' das nicht? Der Onkel! Fragen Sie ihn nur, junge Frau, wo das Geld geblieben ist, wieviel er noch übrig hat! Wer hat ihn nach Italien reisen lassen, wer hat ihm jeden Wunsch gewährt, ihm sein Leben so angenehm und pläsierlich gemacht, wie nur je ein Vater seinem Kinde? Der Onkel — ich, ich, ich!" Bredenhofer stieß sich bei jedem „ich" mit dem dicken Zeigefinger vor die Brust. „Aber der undankbare Bengel! Nicht allein, daß er sich verplempert und die Partie, die man ihm wünscht — links liegen läßt — ne, er fragt nicht einmal! Vergißt alle und jede Rücksicht, jede Ehrfurcht; vergißt, wie dankbar er zu sein hat, kommt nicht beizeiten zum Onkel und sagt: ‚Hör' mal du, so und so, ich möchte, sei du so gut und sieh sie dir mal an, ich bin dir so viel Dank schuldig, ich thue nichts ohne dich!' I bewahre! Da wird der Kopf aufgesetzt, und wenn man die Dummheit nicht gut heißt, wird gemault. Ich danke für so 'nen Undank!" Der Alte hatte sich warm geredet, seine rote Stirn war noch röter geworden; der Hals war ihm trocken, darum schwieg er.

Daß Tante Hannchen nicht in der Stube war! Wo blieben die trippelnden Beinchen, das piepsige Stimmchen so lange?

Es erschien wie eine Unmöglichkeit, daß Lena noch blasser wurde; und doch wurde sie's. Sie hatte sich rasch erhoben und stand jetzt hinter ihrem Stuhle, die Hände auf die Lehne gestützt. Ihre blutleeren Lippen preßten sich eigensinnig zusammen, ihre Augen blickten düster und abweisend.

Bredenhofer sah sie an, als erwarte er ein Wort von ihr; sie sprach nicht. „Na," sagte er gutmütig, „erbärmlich sehen Sie noch immer genug aus. Wir werden Sie ein bißchen hier behalten und mit frischer Milch und Eiern anfuttern; die Hanne kocht ganz gut. Mag der Bengel sehen, wie er allein zurecht kommt. Warum hat er Sie denn eigentlich hergeschickt? Bei diesem Mopskopf" — er streckte den einen Pantoffel vor — „ich bin gespannt. Warum — he?!" Nun streckte er auch den zweiten vor.

„Ich sollte Sie etwas fragen." Mühsam und gepreßt stieß sie die Worte hervor. „Aber es hat Zeit bis morgen, ich — kann — jetzt — nicht!" Sie versank in eisiges Schweigen.

Kam denn Tante Hannchen noch nicht?!

Der Onkel war beleidigt; so undankbar! Man liest sie von der Straße auf, und wenn man sie fragt, antwortet sie nicht einmal! „Na, denn nicht," sagte er kurz; und dann schwieg er auch.

Jetzt kam Tante Hannchen. Lieber hätte sie sich nicht so lange beim Schinkenschneiden aufhalten sollen; ob der nun so glatt und fein war, das war ganz egal, besser wäre es gewesen, sie hätte hier geglättet.

Beide saßen mit krausen Stirnen. Das Fräulein merkte es sofort, hier stimmte nicht alles. Mit angstvoller Miene sah sie von einem zum anderen.

„Glotze mich nicht so an," schrie Bredenhofer. „Stell nu endlich mal hierher! Ich weiß nicht, wie ihr Frauenzimmer seid, gleich so vertatert; ganz anders wie unsereins!"

Lena hatte eins der appetitlichen Brötchen mit rosiger Fleischscheibe und feiner

Sahnenbutter vor sich liegen, sie schnippelte daran herum, aber sie aß nichts Rechtes; nur das Glas Ungarwein stürzte sie wie ein Verschmachteter herunter.

Eine Unterhaltung kam nicht in Fluß. Tante Hannchen gab sich die größte Mühe; sie ging ganz aus ihrer ewigen Verschüchterung heraus und hielt den drohenden Blicken des Bruders stand. Sie erzählte von den Dorfkindern, von Geroks Palmblättern, vom kommenden Weihnachtsfeste und den jungen Hühnern im Stalle.

Lena schwieg.

Die Augen der jungen Frau hatten einen trostlosen Ausdruck, schwach lehnte ihre Gestalt im Stuhle; man glaubte ihr's, daß sie angegriffen sei, als sie nach einer durchgequälten Stunde bat, sich zurückziehen zu dürfen.

Tante Hannchen hatte ihr das eigene Zimmerchen eingeräumt. Dort hinein ging sie nun nach kühlem Gutenachtgruß, sank vor dem Bette auf die Kniee und biß in die Kissen; man sollte sie nicht schluchzen hören. Jammerlaut auf Jammerlaut drängte sich über ihre Lippen, und in ihrem Herzen regte sich die erfahrene Beleidigung und bäumte das Schlangenhaupt mit giftiger, tötlich stechender Zunge.

„Verplempert — Partie ausgeschlagen — Dummheit" — es traf sie wie Natternbisse. Was hatte der rohe Mann alles gesagt?! Sie schüttelte sich und zog sich dann zusammen wie eine Mimose, die man unsanft berührt. —

Die Geschwister drinnen im Wohnzimmer hatten noch einen ziemlich erregten Abend. Hermann beklagte sich über den Mangel an Vertrauen von seiten der Nichte und über den Undank der Welt im allgemeinen; Hannchen erlaubte sich zu sagen, daß er selbst daran schuld sei, da er die Leute immer anpoltere und keinen zu Worte kommen lasse. Eins gab das andere; Bredenhofer warf der Schwester all ihre Missethaten vor, selbst ihre Ohnmacht vor über dreißig Jahren bei der Nachricht vom Tode ihres Bräutigams. Hannchen weinte zuletzt.

Und alles dies unterdrückt, das ganze erregte Gespräch im Flüstertone, um ja den hereingeschneiten Gast im Nebenzimmer nicht zu stören.

* * *

Herr Hermann Bredenhofer hatte eine sehr gestörte Nachtruhe gehabt, ganz entgegen seinem sonstigen Bärenschlafe. Er hatte von der jungen Frau geträumt, und zwar tauchte die immer vor seinem Bett auf, im Dunkel mit trostlosen Augen, mit langen, offenen Haaren, die Hände ineinander gerungen. Wenn er aufwachte, schimpfte er und drehte sich auf die andere Seite; es dauerte nicht lange, da war der Traum wieder da, noch intensiver, noch unangenehmer.

Er war froh, als die ersten Hähne krähten; noch froher, als sein Faktotum, Webers Johann, an die Thür donnerte: „Fünf Uhr, Harre!" Wie erlöst fuhr er in die Kleider und trat dann hinaus auf den Hof.

In den Ställen brüllten die Kühe und schnauften die Pferde. Die verschlafenen Knechte kamen mit Mistgabeln und Eimern, die Pumpe quietschte; Laternen, auf der Brust der Träger hängend, leuchteten wie Glühwürmchen über den noch nächtigen Hof. Der „Harre" machte die Runde durch sämtliche Ställe; er wetterte viel, noch mehr als sonst, aber die Leute wußten ihn zu nehmen. Sie sagten „jo, jo" und thaten dabei ruhig ihre Arbeit in der von ihnen begonnenen Weise fort. Nur nicht widersprechen oder verstockt schweigen! Man stellte den Herrn zufrieden mit einem beipflichtenden „ja", und er war der beste „Harre" von der Welt.

Endlich am Himmel der erste Frühschein. Ein fahles Morgenlicht graute den Hof an, die Glühwürmchen verlöschten. In der Scheune begann man zu dreschen. „Klipp klapp — klipp klapp" gingen die Flegel im gemütlichen Takte. Bredenhofer hieß sie eiligst schweigen nnd schaute dann besorgt nach dem Fenster, hinter dem der Gast schlief. Die arme Frau, die Ruhe war ihr noch zu gönnen; sah so elend aus!

Er ließ sich den schwerfälligen Braunen satteln und ritt hinaus aufs Feld. Es gab draußen eigentlich nichts zu sehen, auch war die Morgenkühle empfindlich. Er ritt aber doch; wenn er wiederkam, würde sie wohl aufgestanden sein, dann wollte er sie noch einmal fragen und hören, was ihr Herz augenscheinlich so schwer bedrückte.

„Armes Ding — ist was los — hm, hm," brummte der Reiter und setzte mit



Studienzeichnung von M. Roberth.

Gepolter über den nächsten Graben. „Verfluchte Wirtschaft!"

Als er zwei Stunden später ins Haus trat, kam ihm Schwester Hannchen wie eine Trauerweide entgegen, die Arme herunter hängend, das Häuptchen gesenkt.

„Nann?" fragte er und zog die buschigen Augenbrauen.

„Fort ist sie," stöhnte Hannchen und brach in Thränen aus. „Du hast so mit ihr gepoltert, das konnte sie nicht vertragen; das arme Ding ist so zart von Gefühl. Sie weinte und sagte, du hättest sie beleidigt, und auf Richard hättest du auch so gescholten."

„Ich — ich?!" Bredenhofer war ganz fassungslos. „Nicht ein Wort habe ich gesagt, nicht einen Ton! Bei diesem" — Mopskopf wollte er sagen und streckte schon das Bein vor; da fiel ihm ein, er hatte Stiefel an — „Keine Silbe habe ich gesagt!"

„Ach, du mußt doch," weinte die Schwester. „Ich sag's ja immer, wenn du mir auch böse bist, diese Kraftausdrücke sind ein Verderb. Sie war so unglücklich, sie ist mir ein paarmal um den Hals gefallen, und dann kroch sie auf den Wagen. Der Müller von der Station war nämlich hier, er kam gerade durch und wollte mit dir wegen der Getreidelieferung sprechen, da hat sie die Fuhre benutzt."

„Und du hast sie gehen lassen?" grollte er. „Hanne, du bist eine dumme Gans!"

Sie that, als wenn sie das Kosewort gar nicht hörte. „Die armen, armen Kinder," jammerte sie, „sie haben kein Geld, keinen Pfennig — sie müssen verhungern!"

„Warum nicht gar? Blödsinn!" Er ließ sich am Frühstückstisch unsanft nieder und stieß die Tasse fort, daß sie klirrte. „Mag der Junge nun ausfressen, was er sich eingebrockt hat." Er knurrte und stützte den struppigen Kopf in die Hände. So saß er regungslos eine lange Weile.

Fräulein Hannchen schlich auf den Zehen hinaus und in ihr Stübchen. Dort stand sie mit gefalteten Händen vor der Kommode und sah schwimmenden Blicks zu dem Bilde ihres beinah Vermählten hinauf. „Gelt, du bist mir nicht böse," sagte sie leise, ganz verschämt, „daß ich ihr die hundert Mark gab, die ich für dein neues Marmorkreuz gespart habe? Ich will dir so gern eins setzen lassen, ich spare auch wieder. Sei schon nicht böse!"

Und dann putzte sie ihren Kanarienvogel und begoß ihre Rose. Dabei liefen ihr die Thränen über die Backen. „Lieber Gott," murmelte sie, „ich bin so gar nichts, ich kann so gar nichts; nicht mal ein bißchen helfen kann ich irgend einem Menschen! Ich alte, unnütze Person — ach je, ach je!"

## XVII.

Die Unschuld vom Lande bei Bredenhofers hatte sich Filzpantoffeln anschaffen müssen, sie durfte nicht mehr mit nägelbeschlagenen Schuhen trappsen; nun schlorrte sie, daß die Dielen ächzten.

Der Herr war krank. Er lag schon seit Tagen auf dem Sofa mit fiebrig glänzenden Augen und gespannter, geröteter Haut über den Backenknochen. Er hatte sich in den Herbststürmen eine Grippe geholt; nun konnte er die gar nicht los werden.

Unten vor dem Hause hielt das Coupé von Dr. Allenstein; er selbst saß oben, glänzend vor Gesundheit und Wohlleben. Er wurde fett.

„Nur Mut," sagte er zu Lena, die ihn mit weiten, glanzlosen Augen fragend ansah, „die Sache ist gar nicht so schlimm. Die Lungen sind ein bißchen angegriffen; aber bei der Pflege —" er küßte der jungen Frau galant die Hand — „muß ja alles besser werden!" Allenstein war Frauenkenner, die stille Wehmut, die um Lena schwebte, gab ihr einen eigentümlichen Reiz. „Da möchte man ja selber Patient sein," setzte er mit einem satten Lächeln hinzu.

Der Patient hüstelte. „Schwager, glaubst du, daß ich bald wieder bei Wege sein werde?" fragte er matt. „Ich habe so kolossal viel vor. Ich will nun doch mein Buch über Schumann schreiben, abgesehen von den kleinen Artikeln, die ich Lena diktiere. Und dann habe ich ein famoses Bild in Gedanken." Er richtete sich halb auf und stopfte sich das Sofakissen als Stütze in den Rücken. „Du glaubst nicht, welch originelle Idee das ist! Ich freue mich wirklich auf die Arbeit. Ich habe eine wahre Gier danach," stieß er hervor; seine Augen flackerten.

„Du mußt dich ruhiger halten," meinte Allenstein und strich sich den wohlgepflegten

Bart. „So eine rechte echte Seelenruhe gehört unbedingt zum Wohlergehen. Ich finde es sehr vom Übel, daß dieser Dr. Reuter dich besucht, der Mann stachelt dich nur. Du mußt, wie ich so sagen möchte, innerlich duseln; dann sollst du mal sehen, wie dein Körper gedeiht. Mich regt nichts auf." Der stattliche Mann drückte den Brustkasten heraus und hielt dann seinen Arm hin. „Fühle mal; famos bei Leibe, nicht?"

Bredenhofer lächelte, zugleich ein wehmütiges und maliziöses Lächeln. „Das glaub' ich wohl — du" — sagte er; und dann strich er sich über den eignen mageren Arm. „Da kann ich nicht konkurrieren! Lena," wandte er sich an seine Frau, „hast du das letzte kleine Feuilleton für den Hamburger Correspondenten zur Post geschickt? Heute müssen wir eine kurze Plauderei schreiben für die Posener Zeitung und morgen eine für die Magdeburger."

„Du bist rastlos," tadelte Allenstein.

„Mach mich nur bald gesund, dann kann ich Großes beginnen und hab's nicht nötig, meine Kraft in dieser armseligen Feuilletontagelöhnerei zu verspritzen."

„Ich werde doch lieber noch einen Kollegen mitbringen." Der Doktor erhob sich, schlüpfte in den eleganten Pelz und zog die gefütterten Glacés an. „Einen Specialisten für Hals und Lunge. Adieu, auf Wiedersehen, Richard! Auf Wiedersehen, schöne Frau!"

Er ging, und der Kranke sah ihm verdrießlich nach. „Er versteht nichts," nörgelte er, „ich müßte längst gesund sein. Ich fühl's ja, das bißchen Grippe ist nicht der Rede wert; er müßte mir was geben, um die Kräfte zu heben, ein paar belebende Tropfen. Lena, ich will doch den Thee trinken, den Mutter vorgeschlagen hat; hier" — er zog ein zerknittertes Papierchen aus der Brusttasche der Sammetjoppe, „laß mal holen: Isländisch Moos, Kandis, Anis, alles zu gleichen Teilen, eine Stunde gekocht. Brrr" — er schüttelte sich — „das wird schmecken!"

Lena, die am Fenster saß, die Hände ums Knie geschlungen, stand nicht gleich auf.

„Lena," sagte er mit erhobener Stimme — „hier! Hörst du denn nicht?"

Sie fuhr zusammen und sprang hastig empor.

Er hielt ihr die Arme hin: „So, und nun hilf mir auch mal aus dieser guten Sammetjoppe; die alte thut's jetzt auch. Hol sie, rasch, rasch!"

Sie lief, gab eilig dem Mädchen den Auftrag, zur Apotheke zu gehen, und kam nach wenig Minuten mit der alten Joppe zurück.

Er hatte nicht gewartet, sondern sich schon allein den Rock abgezogen; nun lehnte er in Hemdärmeln auf dem Sofa, erregt atmend und ganz erschöpft. „Wo bleibst du denn? Du bleibst ja so lange! Ha, wie mich das angegriffen hat! Es ist schrecklich, wenn man so auf andere angewiesen ist! Danke, danke; habe ich sie mir allein ausgezogen, kann ich sie mir auch allein anziehen. Laß nur!"

Er hustete, schloß die Augen und streckte sich lang aus. „Ich will jetzt schlafen."

Auf den Zehen schlich sie zum Fensterplatz zurück; dort nahm sie ihre frühere Stellung wieder ein.

Draußen Schnee, eine ungeheure Masse war gefallen; schon seit Wochen lag er. Seit Wochen lag auch Richard Bredenhofer. Das heißt, er lag nicht fest; nur die ersten Tage, zu Beginn der Krankheit, im hohen Fieber, hatte er das Bett hüten müssen. Jetzt stand er alle Morgen auf, ging mit langen Schritten durchs Zimmer und glaubte sich genesen. Es war noch nicht Mittag, da lag er schon wieder auf dem Sofa; die Schwäche, die Schwäche, die war's!

„Was ist das nur?" fragte sich Lena und sah mit bangen Augen zum Sofa hinüber. Sie blieb sich selbst die Antwort schuldig. So ging es nun schon wochenlang; von ihrer verunglückten Reise zum Onkel an datierte das Kranksein.

O jene Reise! Die Blicke der jungen Frau verdüsterten sich noch mehr. Wie war sie heimgekommen, überraschend schnell, und wie hatte er sie empfangen?! Es war der trostloseste Abend ihres Lebens, den sie da miteinander verbracht. Richard hatte ihr erst heftige Vorwürfe gemacht und den Onkel herausgestrichen; dann hatte ihn ein namenloser Zorn gegen den Hartherzigen gepackt. Auf den Knieen lag er vor seiner Frau und bat ihr alles ab, und zwischen die Liebkosungen für sie mischten sich die Zornesausbrüche gegen den Onkel. Zuletzt weinten sie beide zusammen; sie wußten nicht mehr aus noch ein.

Zwei, drei Tage vergingen, in Sorgen und aussichtslosen Grübeleien nach Rettung verbracht. Da war ein Brief von Tante Hannchen gekommen.

Die junge Frau am Fenster hob den Kopf und lauschte nach ihrem Mann hinüber; der schlief. Nun zog sie vorsichtig ihre Nähtischschublade auf, sie mußte den Brief noch einmal lesen.

Da war er. Kritzlige, blasse Buchstaben einer unausgeschriebenen Hand; Tante Hannchen unterschied nicht Haar- noch Grundstrich, auch goß sie gern Wasser in die Tinte.

Kaum mehr sichtbar waren die Buchstaben, wie verwaschen; aber Lena kannte den Inhalt fast auswendig.

„Liebe Nichte," schrieb die alte Tante, „er war sehr außer sich, daß Du so plötzlich abgefahren warst; er wußte nicht, daß er Dir ein böses Wort gesagt hat. Ich habe ihm eure Verhältnisse klargelegt, so gut ich konnte; Du hättest das gewiß besser gekonnt, ich bin so wenig befähigt. Da er wirklich sehr gut ist, wie ich Dir ja schon sagte, hat er mich beauftragt, Dir eine Anweisung über tausend Mark zu schicken. Du kriegst das Geld auf der Reichsbank, da sollst Du Dir's holen. Bedanke Dich nicht etwa bei ihm, da wird er grob, wenn er auch immer über die Undankbarkeit schilt. Zu Neujahr schicke ihm eine Gratulationskarte, das wird ihn innerlich doch freuen. Richard soll lieber ganz schweigen, auf den ist er sehr böse. Ich denke sehr viel an Dich, liebe Nichte, und wünsche Dir Gottes Segen. Seht nun zu, daß Ihr ein Weilchen auskommt, so bald wird er nichts wieder herausrücken. Doch lasse ich die Hoffnung nicht sinken; wenn er am meisten schreit, meint er's eigentlich am besten. Grüße Richard vielmals von mir; was war er doch für ein durchtriebener, lustiger Schlingel! Am hübschesten sah er aus, wenn er sich aufs Sofa setzte, meine Brille auf der Nase und mir nachmachte. Thut er Dir das manchmal auch? Ich würde Dir gern frische Eier schicken, aber sie gehen so leicht kaput; auch wollte ich Dir sagen, Du sollst etwas Klettenwurzelpomade in Dein Haar thun, es ist dann nicht so kraus und spruck. Ich schließe euch alle Abend und Morgen in mein Gebet ein; das ist das einzige, was ich für euch thun kann.

Deine Dich liebende
Tante Hannchen."

„Tante Hannchen, die Gute," flüsterte Lena und strich wie liebkosend über den Brief.

Das alte Fräulein hatte es so gut gemeint, Richards Freude war auch groß gewesen. Er eilte sofort zur Bank, um das Geld zu erheben; mit geröteten Wangen kam er wieder und schwenkte seiner Frau das Kouvert mit den Kassenscheinen entgegen. Er war froh erregt, seine Augen leuchteten wie in früheren Tagen; die Stirn ganz glatt, ein Stück Jugend zurückgekehrt.

Lena wußte selbst nicht, woran es lag; sie hatte sich nicht freuen können. Das war Hilfe, gewiß — aber Hilfe für immer? Nein. Sie hatte weinen müssen.

Es war Richards letzter Ausgang gewesen. Nun lag er da.

Wieder glitt ein banger Blick der jungen Frau zum Sofa hinüber — er atmete rasselnd, in kurzen Stößen, aber er schlief — sie starrte durchs Fenster.

Schnee begann wieder zu fallen; eisige große Flocken klebten sich an die Scheiben und versperrten den Ausblick. Immer dichter wirbelten sie und dichter, sich unablässig drehend im kalten Todesreigen.

In Lenas Augen war ein Glanz von unterdrückten Thränen. Aber sie weinte jetzt nicht mehr; früher floß der Quell so leicht bei jeder Gelegenheit über. Nun war er nach außen versiegt, alles nach innen gesickert.

Sie fröstelte — durch die Fensterritzen drang eine zugige Kälte — sie schlug die Arme ineinander und legte sie wie schützend über ihren Leib. Sie versank in Träume; es waren keine beglückenden, keine bangsüßen Mutterhoffnungen. Kein zappelndes kleines Geschöpf mit spärlichen Flaumhärchen und schönen, blödkindlichen Augen erschien im rosigen Licht — blaß, still lag es in der Wiege, ein unerwünschtes Kind. Nebenan hustete der kranke Vater, und die Mutter beugte sich ohne Lächeln über das Bettchen.

Die junge Frau bewegte zuckend den Mund, es kam wie ein Hauch über die Lippen: „Armes Kind!" Und dabei schoß ihr

eine Blutwelle jäh ins Gesicht. Wunderbar, sie freute sich so gar nicht, sie sah mit einer stummen Resignation dem Kommenden entgegen, und doch war in letzter Zeit eine seltsame Kraft in ihr, sie fühlte ein zweites „Ich“ in sich, das mit vernehmlicher Stimme sprach: „Um des Kindes willen!“ Kein anderer Mensch hörte das; es war eine heimliche Zwiesprache in ihr ganz allein, die sie ängstlich verbarg vorm Ohr jedes anderen.

Draußen rührte sich die Klingel, sie wurde vorsichtig gezogen; man hörte Frau Langens Stimme in gedämpfter Unterhaltung mit dem Mädchen.

Lena schlich auf den Zehen hinaus. „Pst, er schläft! Komm in die Schlafstube, Mutter!“

Dort wurde jetzt auch geheizt, sogar stark; gleichmäßige Temperatur hatte Allenstein angeordnet, aber die war schwer herzustellen. Vier Treppen hoch, den leeren Bodenraum über sich, fühlt man die Kälte kälter. Der Wind pfeift aus erster Hand in den Schlot, stöbert das Feuer um und um und treibt es als glühenden Funkenregen wieder vor sich her zum Schornstein hinaus.

Frau Langen sah aus wie ein Schneemann; auf den frierenden Füßen unruhig hin und her trippelnd, entledigte sie sich ihres Mantels und verschiedener Pakete. „Sieh mal, Lena, hier habe ich dir etwas Fleischgelee für Richard gekocht — da sind Apfelsinen — für dich noch etwas Pfefferkuchen von Weihnachten. Ach, armes Kind, du hast ja gar kein Weihnachten gehabt,“ seufzte sie plötzlich auf. „Und hier“ — sie hielt der Tochter zögernd eine eingewickelte Flasche hin, „hier ist von dem alten Weine, den der gute Fritz mir zur Stärkung geschickt hat. Nimm ihn!“

„Nein, Mutter!“ Lena kreuzte die Arme über der Brust. „Ich kann ihn nicht nehmen. Es ist sehr lieb von dir, daß du ihn mir geben willst, und — und — nein, ich kann ihn nicht nehmen,“ sagte sie plötzlich hart. „Er hat mich lieblos von sich gestoßen, er hat sich nicht mehr um mich gekümmert; ich will seinen Wein nicht. Thu ihn fort, Mutter, ich kann ihn nicht sehen!“

Frau Langen seufzte wiederholt und sehr tief; mit schwer enttäuschter Miene packte sie die Flasche unter ihren Mantel. „Ach, daß du noch immer so empfindlich bist! Du solltest Fritzens Briefe lesen —“

„Ich will sie nicht lesen.“

„Du solltest nur wissen, wie gut und liebevoll er schreibt. In jedem Briefe fragt er zum Schluß nach dir, man merkt ihm das Interesse und den Kummer um dich an. Nie macht er mir einen Vorwurf daraus, daß ich so zu dir halte! Er ist ein rührender Mensch, so gut, so gut! Wenn ich denke, wie ihr früher miteinander waret — und alles zerstört durch diese unglückselige Heirat! Ich kann keine Stunde mehr froh werden, ich kann einmal nicht ruhig sterben, wenn ich euch beide nicht versöhnt weiß. Wie anders könntest du es jetzt haben! Es ist zu traurig.“

Lena sah die Mutter starr an. „Mutter, du quälst mich!“

„Ach, mein armes, armes Kind, nein, das will ich gewiß nicht!“ Frau Langen schlug vollständig um, die Stimme der Tochter schnitt ihr durchs Herz. „Ach, mein armes Kind, wie sehr unrecht von mir! Nein, ich will dir dein Kreuz wahrhaftig nicht noch schwerer machen! Meine liebe, liebe Tochter, ich bewundere dich ja, wie du diese Prüfungszeit trägst. Wie geht es denn Richard heute, was macht er? Kann ich zu ihm?“

„Jetzt nicht, Mutter, er schläft und — horch, er ruft!“

Sie sprang davon ins Wohnzimmer; durch die nur angelehnte Thür hörte Frau Langen die Stimme des Patienten.

Er war unwillig, sein heiseres Organ hatte einen quälerischen Klang. „Wer ist da? Wer war da? Ich habe das Klingeln wohl gehört. Ihr waret nebenan so laut. Ich träumte gerade so schön — ach — so wundervoll! Weißt du, Lena, die himmlische Melodie aus Jessonda — wie heißt sie doch — ‚Bald bin ich ein Geist geworden‘“ — —

Frau Langen hielt den Atem an und lauschte. Die Tochter sagte etwas, aber man konnte ihr Geflüster nicht verstehen. Der Mutter kamen die Thränen — was mußte das arme Kind durchmachen! Wenn ja auch Besserung unzweifelhaft bald eintreten würde — der Schwiegersohn hatte ihr erst gestern erzählt, daß der Arzt das gesagt — so war es immerhin eine schwere,

furchtbar schwere Zeit. Und so mitten im strengen Winter!

Die kranke Stimme nebenan ertönte wieder. „Ich sage dir, sie sangen herrlich. Und dann sagte einer der Engel zu mir: ‚Daß du so krank geworden, wer hat es denn gemacht?‘ Ich weiß gar nicht, warum du das Lied nicht mehr singst, Lena? Du weißt doch, daß es mein Lieblingslied ist,“ — er sprach gereizt — „das ist doch wahrhaftig kein Opfer, was ich von dir verlange! Du kannst es mir gleich mal vorsingen.“

„Jetzt nicht, Richard,“ bat die Stimme der jungen Frau mit einem eigentümlichen Zittern. „Mutter ist da. Nachher — heute gegen Abend — wann du willst!“

„Ach so — Mutter?!“

„Ist es dir nicht angenehm, willst du sie lieber nicht sehen?“

„Meinetwegen,“ sagte er langgezogen und müde, „es ist doch eine Abwechselung. So lange wird sie ja nicht bleiben; ich habe was vor, ich habe zu thun. Lege mir nur gleich Feder und Papier zurecht; heute bin ich in der rechten Stimmung, mein Buch über Schumann zu beginnen. Den Traum will ich quasi als Einleitung benutzen. Die Stimme klang zu süß, ich höre sie noch immer — ‚Daß du so krank geworden, wer hat es denn‘“ —

Ein heftiger Hustenanfall schnitt ihm das Wort ab.

Lena kam ins Schlafzimmer. „Wenn du jetzt kommen willst, Mutter!“

Frau Langen ging auf den Zehen. „Wie geht es dir, armer Richard?“ sagte sie in leidensvoll herabgeschraubtem Tone.

„Du brauchst nicht so leise zu schleichen — guten Tag,“ sagte er. „Ihr thut ja, als ob ich auf dem letzten Loche pfiffe. Es ist mir unangenehm, ich will heitere Gesichter um mich sehen.“

„Es geht mir recht leidlich,“ meinte er

**Aus unserer Bildermappe:**



Kaiser Wilhelm II Von Walter Schott.

dann, als die Schwiegermutter sich ein gezwungen heiteres Gesicht abnötigte und nochmals nach seinem Befinden fragte. „Man muß nur nicht so den Kranken spielen, das bringt einen ganz herunter. Dazu habe ich gar keine Zeit, ich habe zu viel vor. Entschuldige, Mama" — er wies auf seine abgeschabte Joppe — „daß ich in diesem Anzug bin! Aber die gute will ich gern schonen. Zum Frühjahr, wenn die Tage heller sind und ich, anläßlich meines Bildes, Besuche im Atelier empfange, muß ich doch anständig aussehen. Ich liebe eine gewisse Eleganz; sie ist in den meisten Situationen unerläßlich nötig. Ihr werdet mir das zugestehen müssen. Du sagst ja nichts, Lena?" wandte er sich zu seiner Frau. „Gibst du mir nicht Recht? Warum sagst du nichts?"

Sie nickte hastig: „Gewiß, gewiß."

Er sah sie kritisch an. „Du mußt immer lachen, Lena, dann bist du viel hübscher. Die Grübchen in den Wangen sind deine Hauptschönheit." Er drehte sich der Schwiegermutter zu. „Findest du nicht, Mama, daß Lena jetzt immer sehr blaß und abgespannt aussieht? Ich weiß gar nicht, wovon; sie hat doch kein anstrengendes Leben. Ich habe schon gedacht, wenn ich April oder Mai mit meinen Arbeiten so weit vorgeschritten bin, will ich mit ihr nach Lugano oder Como. Ich war mal da, es ist herrlich, ein Paradies; es wird ihr schon behagen. Nicht wahr, Lena, dazu hättest du auch Lust?" Er hielt ihr die Hand hin.

Frau Langen wunderte sich im Stillen über ihre Tochter, daß kein freudigeres Rot deren Wangen färbte.

„O ja," sagte Lena kurz. Aber sie ließ die Hand in der ihres Mannes; vielmehr ihre Finger umklammerten die kalten wachsbleichen, als wollten sie die festhalten.

„Lache, Lena, lache! Ich will mal wieder deine Grübchen sehen."

Und Lena lachte.

* * *

Gegen Abend desselben Tages erschien Frau Allenstein. Sie war in großer Toilette, sie fuhr zu einem Diner in der Nähe und machte vorher den Krankenbesuch beim Bruder. Es war ihr durchaus kein Opfer, obgleich es immerhin eine Anstrengung war, in dem eleganten, langen Kleide die vielen Treppen hinaufzuklettern. Mit der einen Hand mußte sie die Seide raffen, in der anderen trug sie ein sorgfältig verpacktes Tablettchen. Sie brachte dem lieben Patienten Austern mit.

An Aufmerksamkeiten ließ es Susanne wahrhaftig nicht fehlen; einmal Austern, das zweite Mal Caviar, ein andermal Malagatrauben, und so die Delikatessen der Saison durch. Alle Tage konnte sie nicht kommen, dazu war das Gesellschaftstreiben jetzt zu sehr im Gange, und ihre Nerven waren zu stark angegriffen. „Aber meine Gedanken sind unausgesetzt bei dir, mein geliebter Richard," sagte sie.

Heute rauschte sie in die Krankenstube, licht wie der Frühling gekleidet; eine Wolke von Duft wehte vor ihr her. Blaßgrüne Seide und Crêpe darüber, an der Brust Maiglöckchen.

„Du riechst so stark nach Parfüm, Susanne! Geh weiter weg," wehrte Bredenhofer, als sie sich über ihn beugte und ihn küßte. Er wedelte mit dem Taschentuche: „Puh! Du brauchtest hier auch nicht so im Staate herzukommen; doppelt bitter für einen, hier liegen zu müssen!"

Er war sehr schlechter Stimmung; er hatte vorhin Papier und Feder verlangt und mit Vehemenz zu schreiben begonnen. Ein paar Zeilen gingen glatt, dann waren die Gedanken fort; er zermarterte und zermarterte sich, sie kamen nicht wieder. Und nun waren die Kräfte auch fort; klebriger Schweiß trat auf die Stirn, die Hand zitterte, die Feder rollte übers Papier und die Tinte verspritzte. „Ich kann nicht," stöhnte er und ließ den schmerzenden Rücken gegen das Kissen fallen. „Die unbequeme Lage macht's; ich will sitzen." Er ließ die Beine vom Sofa gleiten; fünf, zehn Minuten, dann ging auch das nicht mehr. Ein Frösteln schüttelte ihn, er mußte sich wieder legen. Ungeduldig ballte sich seine Hand, zornig murmelte er: „Ignorant! Er versteht nichts. Morgen soll der Specialist kommen. O, meine Seite, mein Kopf!" Die Zähne zusammenbeißend hatte er die Augen geschlossen.

Nun störte ihn der Duft von Frau Allenstein. Auch die Austern rochen. „Ich mag sie nicht," sagte er, „nimm sie fort, Lena! Trag sie hinaus!"

Susanne ging hinter der Schwägerin

drein. „Er ist ja sehr mißgestimmt,“ flüsterte sie dieser zu, „du mußt ihn aufheitern. Du mußt dich ein wenig zwingen; immer heiter, das ist die erste Pflicht!“

Lena sah der Sprechenden mit einem so eigentümlichen Blick ins Gesicht, daß diese verstummte. „Nun, nun,“ sagte sie nach einer kleinen Pause begütigend, „es kann dir ja nicht schwer fallen bei deinem sanguinischen Temperament, und wenn du bedenkst, daß schlechte Laune bei Patienten das beste Zeichen für ihre Genesung ist. Also immer hübsch heiter, Kleine!“

Frau Allenstein hob mit zwei Fingern der sein behandschuhten Rechten das Kinn der jungen Frau in die Höhe. Sie vergaß vollständig die Beleidigungen, die ihr durch Lena und den Bruder zu teil geworden; wenn ihr Richard auch noch vor wenig Wochen das Schalten in seinem Haushalte gewehrt — wer denkt daran in solcher Zeit?! Die Krankheit hatte alles verwischt.

„Also, liebe Lena,“ flüsterte sie noch einmal, „immer hübsch heiter! Du mußt dir wieder frischere Farben anschaffen und ein bißchen auf deine Toilette achten. Diese Bluse ist schon recht schäbig und verdeckt ganz deine nette Figur.“ Dann kehrte sie wieder zum Bruder zurück und begann ihn mit der Schilderung aller möglicher Festlichkeiten, Diners, Bälle, Wohlthätigkeitsvorstellungen aufzuheitern.

Er lag mit geschlossenen Augen; ob er zuhörte, wußte man nicht. Jedenfalls nahm es die Schwester an. „Es thut mir sehr leid, daß ich gehen muß,“ meinte sie endlich, „ich weiß, wie nötig dir die Zerstreuung ist. Lena hat nicht so die Art, mit Kranken umzugehen; aber ich, die ich selbst so viel leidend bin, weiß, wie wohlthuend eine heitere Unterhaltung wirkt. Gott im Himmel“ — sie horchte erschreckt auf den Schlag einer Uhr — „sieben! Um die Zeit sind wir gebeten; ich habe mich so verplaudert — leb wohl, geliebter Richard, eine recht gute Nacht! Laß dir was Hübsches träumen von dem, was ich dir erzählt habe! Morgen haben wir Gäste bei uns, aber übermorgen komme ich und erstatte dir Rapport!“ Sie bückte sich wieder über ihn, eine ganze Wolke von Duft hüllte ihn ein.

Er zog die Nasenflügel kraus. „Viel Vergnügen,“ sagte er bitter und drehte sich auf die andere Seite, das Gesicht der Wand zu.

So fand ihn Lena, die sich eine Weile draußen aufgehalten hatte; wenn Frau Allenstein da war, ergriff sie gern jeden Vorwand, sich zu entfernen.

Als er ihren Tritt hörte, murmelte er: „Ist sie fort?“

„Ja.“

„Sie ist mir unangenehm. Ihr Kleid rauscht, sie riecht nach Parfüm. Ich habe nie gewußt, daß Susanne eine so scharfe Stimme hat. Sie macht mich krank!“ Er stöhnte.

Lena beugte sich über ihn und legte ihre kalte, schmale Hand auf seine heiße Stirn. „Fehlt dir etwas?“ fragte sie.

Er schwieg. Dann sagte er plötzlich, wie nach langem Besinnen: „Sie machen mich alle krank. Die ganze Welt. Laß die Hand hier liegen“ — er hielt ihre Finger fest — „ich brenne inwendig. Das macht die Unrast. Ich muß hier liegen und habe so schrecklich viel zu thun, so viel!“

Sie wagte nicht ihre Hand fortzuziehen, regungslos stand sie. Wie angenehm wäre es ihr sonst gewesen, hätte er endlich herausgefunden, daß die Schwester nicht so sympathisch sei, wie seine Voreingenommenheit sie hinstellte. Jetzt empfand sie keine Freude darüber, im Gegenteil, die Veränderung machte ihr angst. O, was ging mit ihm vor?!

Sie beugte sich tiefer über ihn. Der Schein der verhangenen Lampe spielte über sein Gesicht. Das war gar nicht so bleich, die Wangen blühten, aber die Schläfen waren sehr eingesunken, die Augen lagen tief in den Höhlen. In den wenigen Wochen schien er alt geworden; hier, in dem feuchten Stirnhaar zeigten sich graue Fäden und um den Mund ein Leidenszug.

Ein unbeschreibliches Gefühl krampfte Lenas Herz zusammen — Liebe, Mitleid und noch ein anderes, ein unheimliches, unnennbares — sie legte ihre Lippen auf die grauen Fäden und küßte die.

Er rührte sich nicht; leise zog sie ihre Hand fort.

Da sagte er, ohne die Augen aufzumachen: „Es ging mir wie ein Eisstrom durch den Körper, von der Stirn herab bis

zum Herzen und löschte den Brand. Das that gut. Wenn ich erst kühl bin, bin ich auch so gut wie gesund." Ein freundlicheres Lächeln umzog seinen Mund. „So, und nun kannst du mir was singen, Lena — Schumann, mein Lied, du weißt schon!"

Sie setzte sich ans Klavier, ohne die Lichter anzuzünden, und präludierte leise.

„Nicht das, nicht das," machte er ärgerlich, „mein Lied! Warum fängst du denn nicht an?"

Sie konnte sich nicht entschließen. Eine Geisterstimme machte „Pst, pst", eine unsichtbare Hand legte sich ihr auf den Mund. Die Kehle war ihr zugeschnürt, die Lippen waren wie versiegelt.

„So fange doch endlich an!" Bredenhofer warf sich ungeduldig hin und her.

„Daß du so krank geworden,
Wer hat es denn gemacht?"

War sie selbst es wirklich, die das sang? Lena hatte nie geglaubt, daß man singen könne, wenn das Herz bis zum Rande voll von Schmerz ist; ja, noch mehr als Schmerz, voll von Todesangst. Aber rein und weich folgte ein Ton dem anderen; sie kam zu Ende. Im Geisterhauch hallten die Wände die letzte Klage wieder.

Scheu sah Lena nach dem Sofa. Er hatte sich aufrecht gesetzt und die Augen weit aufgeschlagen. „Du warst gut bei Stimme," sagte er, „sehr frisch und klar, aber du warst heute nicht mit der Seele dabei. Warum nicht?"

„Man ist doch nicht immer gleich disponiert," antwortete sie ausweichend. Wie gern hätte sie herausgeschrieen: „Weil du krank bist, sehr krank! Ich kann nicht singen!" Sie durfte das nicht. So wiederholte sie noch einmal: „Ich war nicht disponiert! Verzeih!"

„Morgen kannst du es mir wieder singen. O, wie schön ist das Lied," schwärmte er. „Mir ist wirklich, als hätte ich's jetzt noch lieber wie früher. Ich lerne es erst ganz verstehen; Komposition und Text so wundervoll! Ich möchte wohl wissen, aus welcher Stimmung heraus Schumann das komponiert hat — ob sie der meinen gleich war?" Er versank in Sinnen.

Lena blieb auf dem Klavierstuhl sitzen. Ihren Mann, im Schein der Lampe konnte sie sehen, sie selbst blieb unbeobachtet, verschluckt vom Dunkel.

Die Uhr nebenan schlug acht Uhr, und dann klang plötzlich draußen eine rauhe Stimme. Wer war das?!

Die junge Frau fuhr zusammen, draußen der hohle, grobtiefe Baß jagte ihr einen Schauer über den Rücken, ein Frösteln durch alle Glieder. Die furchtbare Stimme — was wollte die — wo kam die her — was wollte die?!

Sie sprang auf und starrte mit entsetzten Augen nach der Thür.

Es klopfte.

Sie streckte abwehrend die Hände aus: „Nein, nein!"

„Was hast du?" fragte der Kranke heiser. „Herein!"

Die Thür ging auf. Das Mädchen trat ein, einen Brief in der schwieligen Hand.

„Wer — wer ist draußen?" stammelte Lena; ihre zitternden Lippen konnten kaum die Worte formen.

„Na, der Briefträger!" Die Unschuld sah sie verwundert an und schlorrte dann wieder ab. War die Madam aber schreckhaft! „Käsbleich," dachte die gutmütige Person.

„Von Onkel Hermann," sagte Richard erfreut. „Susanne muß ihm geschrieben haben, daß ich krank bin. Paß mal auf, wie nett er nun ist!" Er öffnete selbst den Brief und las ihn; er hatte kaum die erste Seite überflogen, da knitterte er den Bogen zusammen und schleuderte ihn, zum Knäuel geballt, mit einem Zorneslaut von sich auf den Boden. „Er ist verrückt — der — der —!" Er beugte sich vornüber und hustete anhaltend und erregt.

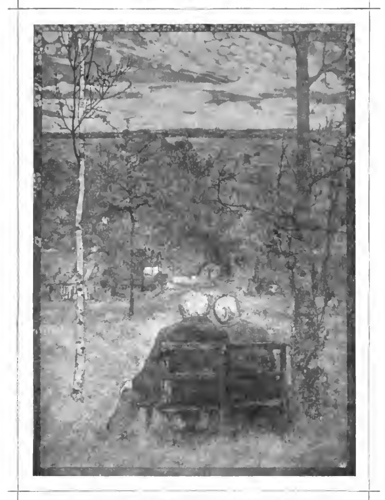
„Was ist, was hat er geschrieben?" fragte Lena und faßte nach dem Papierknäuel.

„Laß liegen," schrie er heftig, „oder heb' den Wisch auf und wirf ihn in den Ofen! Ich habe nicht nötig, mir Vorhaltungen machen zu lassen. Rasch, rasch — so — verbrenne ihn! Ah, was der Alte glaubt — und das nennt er Liebe? Ha, Liebe!" Er lachte bitter. —

Als der Kranke eine halbe Stunde später im Bette lag und seine Frau ihm die Medizin zur Nacht reichte, hielt er ihre Hand fest. „Lena," sagte er weich.

„Richard!" Sie neigte ihr Gesicht näher zu ihm.

**Aus unserer Studienmappe:**



Feierabend. Nach einer Radierung von H. Vogeler-Worpswede.

„Daß ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun;
Natur ließ mich gesunden,
Sie lassen mich nicht ruhn,"

flüsterte er. „Das Lied kommt mir nicht aus dem Kopfe, ich hör' es immerzu. Er sagt, er liebt mich, und doch schreibt er, ich hätte mir selbst mein Leben verpfuscht. Die Krankheit wäre mir eine ganz heilsame Mahnung. O, ich ärgere mich so, es wurmt mich so!" Seine trockenen Lippen zuckten.

Lena streichelte ihn. „Sei ruhig, Richard," bat sie, „du schläfst sonst die ganze Nacht nicht. Ja, sie lieben uns alle," setzte sie mit einem Lächeln hinzu, das ihr junges Gesicht traurig veränderte.

„Alle," wiederholte er. Er hielt noch immer ihre Hand fest. „Das Leben ist so schwer!" Es klang wie eine Klage, die ein

Kind der Mutter stammelt — ein armes, schwaches Kind.

XVIII.

Der Schnee ist vergangen. Im botanischen Garten zeigen die Stachelbeersträucher die ersten verkrumpelten, grünen Schößlinge; aber nur die, die am sonnigen Platze stehen, die anderen strecken die nackten, dornigen Zweige. Die Weiden um den Tümpel gehen in den Saft, rot wie Blut schimmern sie. An den großen Bäumen schwellen Knospen, braun und dick; die Spatzen schirpen und lärmen in Scharen.

Wenn unterm modrigen Winterlaub die Erde sich dehnt und reckt, dann dehnt es sich auch in der Menschenbrust. Sei es Hoffnung, sei es Schmerz, alles wird um die Zeit lebendiger.

Es war Februar. Ein selten frühes Frühlingsahnen nach langem Erstarrtsein.

Bei Bredenhofers ging es viel treppauf und treppab; es durfte nicht geklingelt werden. „Bitte klopfen“ stand an der Entreethür.

Schon am frühen Morgen kam Frau Susanne Allenstein, am Mittag kam sie zum zweiten- und am Abend zum drittenmale. Sie weinte, wenn man sie nicht immer zum Bruder ließ, und bekam im Korridor einen hysterischen Anfall.

Dr. Allenstein kam ebenfalls täglich; er war ein gutmütiger Mensch, und wenn er die Treppe wieder herunterging, waren in seinem jovialen Gesichte die Augenbrauen hoch gezogen. Öfters begleitete ihn sein Kollege, der berühmte Specialist für Hals- und Lungenkrankheiten; der Mann war seiner Sache sicher, der hatte bereits im Januar, als er das erste Mal kam, achselzuckend gesagt: „Letal!“

Sie sprachen im Krankenzimmer immer flüsternd; Lena lauschte gespannt und verstand nicht.

Wie war das eigentlich nur so rasch gekommen? Bredenhofer hatte sich nach der ersten Attacke merkwürdig erholt gehabt. Niemand dachte Schlimmes, und selbst Lena verlor die unbestimmte, unheimliche Angst, die sie gemartert.

Er stand auf, er ging, ohne sich auf ihren Arm zu lehnen, eilig und kräftig im Zimmer auf und ab; das Atelier wurde geheizt, er machte die ersten Entwürfe zu seinem Bilde. Zu entwirren war das Chaos von Kohlenstrichen und Farbenklecksen noch nicht, aber es würde schon kommen; es mußte kommen!

Bredenhofer trug die gute Sammetjoppe, er empfing oft den Besuch Reuters. Beide Männer vertieften sich dann ganz, bis auf den Korridor hörte man ihr lebhaftes Gespräch, nur ab und zu unterbrochen von heiserem Hüsteln. Der Alte und der Junge, beide waren sie gleich enthusiastisch. Bei dem Alten war es ein stetig brennendes, lustiges Herdfeuer, an dem sich sein Herz wärmte und jung blieb, bei dem Jungen ein ängstlich flackerndes, jäh aufflammendes Licht, das rasch erlischt, wenn ein Zugwind weht.

„Ihr Mann ist ein ganz genialer Kopf, liebe junge Frau,“ rief Reuter eines Tages Lena zu, als diese das Atelier betrat. Sie störte dort nicht gern, aber heute war ihr bange geworden, der gute Doktor blieb so lange; immer erregter klang das Husten ihres Mannes durch die Wand.

„Wird es dir auch nicht zu viel, Richard?“ fragte sie besorgt. Er hatte so merkwürdig unruhige, glänzende Augen und ein abgehetztes Rot auf den Backen. „Der Doktor hat gesagt, du möchtest dich doch noch sehr schonen!“

„Still,“ sagte er und hob den mageren Finger, „störe uns nicht! Nicht wahr, das ist eine wundervolle Idee, lieber Doktor?“ wandte er sich wieder zu diesem.

„Gewiß, gewiß! Ganz herrlich, eine gottbegnadete Idee — oh, oh!“ Reuter zappelte mit Händen und Füßen.

„Ja,“ rief Bredenhofer, „ich warte nur noch den ersten Sonnenschein, das erste Frühlingserwachen ab, dann bin ich sicher, ist mein Krankheitsrest ganz verschwunden. Vom leidigen Körper unbelästigt, kann ich mich in freie Regionen schwingen!“

Lena fühlte es wie einen Stich im Herzen. Sie freute sich über die Frische ihres Mannes, über die so rasch zurückgekehrte Hoffnungsfreudigkeit, aber sie selbst konnte nicht mitmachen, ihr war die Elasticität ganz abhanden gekommen.

Unbeachtet, wie sie sich hier fühlte, schlich sie wieder hinaus.

Die junge Frau konnte ihren Zustand nicht mehr verbergen. Die Mutter hatte bei der Entdeckung geweint und die Tochter unter vielen Thränen ans Herz geschlossen;

man wußte nicht, freute sie sich oder jammerte sie. Der Schwägerin hatte Lena keine Mitteilung gemacht, aber die ließ es nicht an zarten Anspielungen fehlen. Auch nicht an weisen Ermahnungen. „Solltest du — ist es wirklich der Fall — ich weiß ja nichts Genaues — aber dann mußt du dich recht in Acht nehmen. Ich würde nicht so viel sitzen, geh fleißig an die Luft und sei recht heiter, immer recht heiter!“

Lena hatte die Lippen zusammengekniffen. „Ich weiß nicht, was du willst,“ sagte deutlich ihr abweisender Blick.

Nur Richard hatte keine Ahnung. Schwester und Schwiegermutter sagten ihm nichts, sie wollten ihn jetzt nicht aufregen. Und Lena selbst? Hundertmal hatten sich schon ihre Lippen geöffnet, um ihm das Geständnis zu machen, und dann hastig wieder fest geschlossen. Es regte sich in ihr wie Beleidigung; er war so ganz verrannt in seine Ideen, mit sich vollauf beschäftigt, in fieberhafter Eile wollte er jede Minute ausnutzen — was sollte sie ihn stören? Wenn er erst ganz gesund war, dann wollte sie sprechen.

Ganz gesund —?! Ganz krank.

Der Tag kam, an dem Lena und das entsetzte Dienstmädchen ihn zusammengebrochen vor der Staffelei fanden. Das Fenster im Atelier stand halb offen, er hatte es wohl geöffnet. Die erste lauliche und doch heimtückische Luft wehte herein. Er lag am Boden, ohnmächtig, Blutflecken auf der Joppe, noch Blut auf den schneebleichen Lippen.

Die Magd kreischte auf, sie wäre am liebsten davongerannt; aus Lenas Mund kam kein Ruf.

Nun verließ er das Bett nicht mehr. Sein Lebenslicht flackerte und züngelte mit langer, verkohlter Schnuppe, und Gevatter Tod stand auf der Lauer, es umzustoßen.

Frau Langen war außer sich — daß ihrer Tochter das passieren mußte! Ihr graues Haar schien noch grauer, ihr Rücken beugte sich, sie verweinte die Nächte. Am Tage war sie fast immer in der Elsholzstraße zu finden; im Wohnzimmer saß sie in der Sofaecke zusammengekauert. „Wie geht es ihm, was macht er jetzt, schläft er, ist er wach?“ rief sie ängstlich leise der Tochter zu, wenn diese sich nur sehen ließ.

Mit brennenden, thränenlosen Augen ging Lena hin und her. Stundenlang saß sie regungslos am Bette ihres Mannes und hielt seine Hand. Auf alle ärztlichen Ermahnungen, sich zu schonen, auf die Bitten der Mutter, schüttelte sie nur den Kopf. „Nachher!“ Das war das einzige, was sie sagte.

Der Kranke schlief meistens, oder er lag in einer stumpfen Apathie.

„Die Lebenskraft ist vollständig erschöpft,“ sagte der berühmte Specialist zu Allenstein, „aufgezehrt das Öl in der Lampe. Die Konstitution ist überhaupt schwach, starken Anforderungen nicht gewachsen. Ich sagte es Ihnen ja gleich, verehrter Kollege, nichts mehr zu machen! Übrigens Schmerzen leidet er nicht, er löscht aus.“

Jetzt sprachen sie nicht flüsternd mehr im Krankenzimmer; wozu auch? Das junge, blasse Weib wußte ganz genau, um was es sich handelte. Sie verzweifelte nicht, aber sie kämpfte nicht mehr; sie streckte die Waffen in stummer Resignation.

Am Abend steigerte sich das Fieber des Kranken, die Nächte durch phantasierte er. Frau Allenstein hatte einen excellenten Wärter engagiert, aber Lena schickte ihn ins Nebenzimmer; dort schlief er.

Sie selbst saß wie ein Geist neben dem Lager ihres Mannes und horchte und horchte. O, niemand sollte das Gespräch belauschen, das ihre Seele mit seiner Seele hielt! Er delirierte, aber mitten in dem wilden Gemisch von Wahn und Unsinn, von phantastischen Entwürfen, bekannten Plänen und neuen, kühneren, unmöglichen, kamen Stellen unsäglicher Schönheit. Da sprach er von der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft, von ihrer Reise, der sonnigen Stunde im Kölner Dome, ihrem Wiedersehen in Berlin und ihrem ersten Kuß. Er sprach flüsternd, wie ein heimlich Liebender.

Da konnte Lena weinen. Und diese Thränen schwemmten fort, was in ihrer Seele an Bitterkeit gegen ihn sich angehäuft, was sie von ihrem Mann getrennt hatte. Sie preßte ihre Lippen auf seine Hände.

In einer solchen Stunde war's, daß er erwachte. Seine Augen blickten ganz klar.

Auf dem Tische brannte die kleine Nachtlampe mit trüb verhangenem Scheine.

„Heller!“ rief er ganz laut.

Lena ging und schob den Schirm zurück, dann machte sie „Pst“ und legte den Finger

an die Lippen. Leise glitt sie wieder neben sein Lager. „Daß der Wärter nicht aufwacht," flüsterte sie, „wir sind allein!"

„Ja, allein," sagte er, ebenso leise, „allein — sie sollen uns alle allein lassen — ganz allein — komm!" Er bewegte die Lippen wie zum Kuß und sah sie sehnsüchtig an.

Sie legte ihren Mund auf den seinen und sog seinen fieberhaften Atem ein.

„Mein Mann — mein Geliebter — Richard!" hauchte sie im Kuß; es klang mehr wie ein Stöhnen.

Er atmete schwer, sie fühlte, daß sie ihn bedrückte, und zog ihre Lippen zurück; die waren auch heiß geworden von seinen trockenen, verbrannten.

Seine übergroßen Augen suchten ihren Blick. „Ich muß sterben," sprach er jetzt deutlich und so ruhig, als ob jemand sagte: „Ich muß reisen."

Sie widersprach ihm nicht; sie preßte nur stumm die Hände zusammen in einem furchtbaren, entsetzlichen Schmerze.

„Ich sterbe," wiederholte er, „gern! Arme Lena — du mußt bleiben — das Leben — es drückt — drückt — und alles — alle!"

Es zog sie nieder mit gewaltiger Kraft, ihre Kniee knickten ein; wie niedergeschmettert sank sie vor dem Bette hin und legte die Stirn auf dessen Rand.

„Arme Lena," flüsterte er immerfort, hob schwach die zitternde Hand und senkte sie auf ihren lockigen Scheitel.

Die trockene Glut dieser armen Hand durchrieselte ihren Körper bis in die feinsten Nervenfäden. Ein nicht enden wollender Thränenstrom drängte sich ihr in die Augen und flutete nieder auf das Leinen des Bettes. Mit beiden Armen umklammerte sie den Körper des Sterbenden. „Bleibe, Richard," schluchzte sie verzweifelt, „bleibe bei uns, bei mir — bei deinem Kinde!"

„Deinem Kinde —!" Gellend lösten sich die zwei Worte von dem übrigen Geflüster und drangen in schneidendem Jammer durch die einsame Nacht.

Was war das?! Er fuhr zusammen und richtete sich, plötzlich stark geworden, halb auf. „Kind? — Lena, Lena!"

Sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und ächzte: „Ja, ja — mein Kind, dein Kind — —"

Er war ganz still, er rührte sich nicht; seine Augen hatten ein stilles, gespenstisches Leuchten. Und nun zuckte es in seinem Gesichte, so kläglich, so schmerzlich, wie bei einem Kinde, das weinen will. Seine Lippen öffneten sich und schlossen sich und formten nur die zwei einzigen, kurzen Worte: „Mein Kind!"

Lena richtete sich auf, mit gekrallten Fingern griff sie sich ins Haar und riß daran. Halb von Sinnen, schrie sie mehr als sie sprach: „Du wirst es nie sehen — nie — nie!" Dumpf schlug ihr Kopf wieder auf die Bettstatt; so blieb sie liegen.

Lange Minuten vergingen, eine Viertelstunde. Nebenan schnarchte der Wärter, er rasselte und sägte unbekümmert um das Elend, das unter seine Obhut gegeben war.

Der Kranke hatte sich zurückgelegt, aber er schlief nicht; unverwandt ruhte sein glasiger werdender Blick auf dem Kopfe des Weibes. „Lena," lallte er.

Sie fuhr auf und starrte ihn an.

„Kuß" — —

Kaum konnte man das Wort hören, aber sie verstand es gleich.

Ein Lächeln irrte über seine Züge, flüchtig wie ein letzter Sonnenschimmer vor Anbruch der Nacht. „Jetzt — danke ich — dir — verzeih — ver — dan — je —" Das Lallen wurde ganz undeutlich, immer unverständlicher.

„Was, was sagst du? Richard, noch einmal, o sag's!"

Er schüttelte den Kopf — wieder jenes irrende Lächeln — und dann deutlicher: „Jetzt — gern gelebt —!" Er machte eine lange Pause, und dann kam's nach wie ein Hauch: „Gern gelebt — danke —!"

Lena schluchzte nicht mehr wild, ihre Thränen waren versiegt. Sie lag auf den Knieen, stemmte die Ellbogen aufs Lager und sah den Gatten unverwandt, welt- und zeitvergessen, wie versunken an.

Unsicher tasteten seine Hände, bis sie ihre Wangen fanden; da schmiegten sie sich an.

So blieben die beiden. Die Nacht verging und der graue Morgen stahl sich durchs Fenster.

So hatten sie sich noch nie geliebt. Es war die Liebe der letzten Stunde.

* * *

Onkel Hermann war von Althöfchen gekommen. Allensteins hatten ihm telegraphiert.

Er hatte den Neffen noch einmal sehen dürfen, aber dieser ihn nicht erkannt. „Fort —!“ hatte Richard gelallt und auf der Decke unruhig umhergegriffen.

Sie waren alle versammelt schon seit dem frühen Morgen.

Susanne, in tiefes Schwarz gekleidet, lehnte schwach in der Sofaecke; das ging über ihre Kräfte! Heute vor acht Tagen noch auf einem Balle getanzt, und jetzt, jetzt saß sie hier und wartete auf den Tod

**Aus unserer Bildermappe:**



Helmholtzdenkmal. Modelliert von Walter Schott.

Diesen Ausgang hatte Herr Hermann Bredenhofer nicht erwartet, er war ganz außer sich. Jetzt saß er, Elsholzstraße, im Wohnzimmer der jungen Leute auf dem Stuhl neben der Thür, hielt sich das rot und gelb gepunktete Taschentuch vors Gesicht und weinte laut.

ihres einzigen Bruders — das war zu kraß, zu furchtbar! Ihre Nerven hielten dem nicht stand; sie zitterte wie Espenlaub.

Allenstein ging ab und zu; bald war er drinnen im Schlafzimmer, bald bei seiner Frau, die kläglich nach Baldriantropfen und starkem Wein verlangte.

Frau Langen saß etwas abgesondert auf Lenas Platz am Fenster; ängstlich und unsicher klebte sie am Stuhlrand. Sie glich einem verschüchterten Vogel, jeden Augenblick gewärtig, aufgescheucht zu werden. O, wie sie sich nach ihrem Sohne, ihrem Fritz, sehnte! Der würde sich wie eine schützende Mauer zwischen sie und jene Leute stellen. Nie, nie würde sie mit denen eine Fühlung haben! Ihre Gegenwart bedrückte sie, die ganze Art war ihr fremd und unsympathisch. O die arme Lena, nicht einmal die letzte Stunde konnte sie unbehelligt von der Verwandtschaft mit ihrem Mann verbringen!

Auf dem Tische standen Früchte und herrliche Frühlingsblumen; Dr. Reuter hatte sie geschickt, ein Gedicht dazu: „Mit dem Dufte dieser Lenzeskinder möge neue Hoffnung ins Krankenzimmer einziehen," und so weiter. Allensteins erklärten, sie hätten nie schönere Verse gelesen.

Dem Kranken hatte man die Blumen nicht mehr hereingebracht. „Nachher," sagte Lena wieder mit dem eigentümlichen Zucken um den Mund.

Sie war merkwürdig still; sie ging herum mit einer traumhaften Entschlossenheit in den Augen. Sie machte auch keinen Versuch mehr, mit ihrem Mann zu reden, dem Sterbenden noch letzte Worte zu entlocken. „Wir sind fertig miteinander," sagte sie zur Mutter.

Dr. Allenstein sang ihr Lob in allen Tonarten. „Die Frau benimmt sich großartig," erklärte er eben jetzt aus dem Krankenzimmer zurückkehrend.

Frau Langen sah ihn dankbar an, das ihrer Tochter gespendete Lob that ihr wohl, selbst in dieser Stunde; überhaupt war Allenstein ihr noch der sympathischste von der ganzen Gesellschaft.

„Großartig," wiederholte der Doktor noch einmal anerkennend. „Und wie die zarte Person sich aufrecht hält, schon zwei Nächte nicht aus den Kleidern gekommen! Dabei denkt sie an alles — alle Achtung!"

„Freilich, freilich," meinte Frau Allenstein, „sie thut ihre Pflicht in vollem Maße. Ich erkenne sie auch an und beklage sie sehr. Aber sind wir nicht ebenso zu beklagen, wir, die wir so innig mit ihm verknüpft sind? O" — sie machte eine Handbewegung nach Onkel Hermann hin — „o wir beiden sind zu hart betroffen! Richard, Richard!" Sie schluchzte laut auf und rang die Hände. „Wenn ich bedenke, daß dieser schöne, liebenswürdige, geniale Mensch so enden muß! Ich kann es nicht fassen, ich kann es nicht ertragen!"

Onkel Hermann ließ ein Brummen vernehmen.

„O wie bitter ist es mir," fuhr Susanne weinend fort, „daß ich nicht zu ihm darf! Wir haben uns immer so besonders nahe gestanden, uns so sehr geliebt! Der arme Richard, auch er mag sich bangen! Wir sind doch seine Allernächsten. Es ist unrecht von Lena, daß sie mich nicht herein läßt!"

„Susanne," mahnte Allenstein und drückte ihren Arm mit einem bedeutungsvollen Blick nach Frau Langen. „Ich finde, die junge, tapfere Frau hat ganz recht, sie —"

„Sei still, Karl," schnitt ihm die Gattin das Wort ab. „Du hast wirklich hierfür kein Verständnis, in dir spricht nicht die Stimme des Bluts — aber wir, wir, nicht wahr, Onkel Hermann?!"

„Ich gehe rein," sagte dieser, that noch einen gewaltigen Schnäuzer, stand dann auf und öffnete das Nebenzimmer. Es war leer, das noch ungemachte Bett des Wärters stand darin; man sah's also, der hatte die Nacht geschlafen. Nun kam die Thür zur Schlafstube.

„Nicht, Onkel, nicht," rief Allenstein und wollte ihm nacheilen.

„Karl," sagte Frau Allenstein bloß und hielt ihren Mann am Rockschoße fest.

Der alte Bredenhofer klopfte nicht an der bewußten Thür, er drückte einfach die Klinke nieder. Da wurde auch schon von innen geöffnet, Lena stand im Eingange, diesen mit ihrem Körper deckend.

„Hier kann niemand herein," sagte sie mit einer Stimme, leise und rauh zugleich. Ihre entstellte Gestalt schien sich zu recken, schien zu wachsen und die alte Schlankheit wiederzugewinnen. Sie streckte den Arm aus und schob den Eindringling zurück: „Niemand!"

Die Thür schloß sich wieder, man hörte den Schlüssel umdrehen.

Einen Augenblick stand der Alte ganz verdutzt, dann vertiefte sich die starke Röte seines Gesichts noch um eine Schattierung. „Na, nanu," murrte er, „uns ausschließen?!" Er klopfte.

Allenstein sprang zu: „Aber Onkel, so laß doch, du darfst wirklich jetzt nicht stören!“ Er zog ihn ins Wohnzimmer zurück, die Thür nach der Nebenstube sorgfältig schließend.

Onkel Hermann war außer sich, er dachte nicht an Frau Langens Gegenwart. Er murrte laut: „Einen nicht mal reinlassen! Mich, der ich immer Vaterstelle an ihm vertreten habe! Aber so ist die Welt heutzutage. Mich! Alle konnten draußen bleiben, aber ich mußte rein — so was!“ Onkel Hermann rannte mit starken Schritten auf und nieder. Seine Stiefel knarrten.

Die arme Langen am Fenster konnte es nicht mehr aushalten, die ganze Situation war ihr zu schrecklich. Sie stand auf und schlich aus der Stube; draußen wankte sie den Korridor auf und nieder und fühlte sich bei allem Elend in dem engen, dunklen Gang noch wie erlöst.

„Aber Onkel,“ wagte Allenstein zu sagen, als Frau Langen das Zimmer verlassen hatte, „wie rücksichtslos von dir — jetzt!“

Da kam er gut an! Susanne brach in einen heftigen Weinkrampf aus, der damit endete, daß sie, „Richard, o mein Richard“ stöhnend, auf dem Sofa lag. Sie war nicht zu beruhigen, sie zitterte am ganzen Leib.

Onkel Hermann saß ingrimmig auf seinem alten Platze an der Thür. Er sagte nichts mehr, der Raptus war nun vorbei, er war im Grunde viel zu betrübt; und dann hatte es ihm eigentlich doch imponiert, wie ihm das junge Weib die Thür vor der Nase zuschloß. Das rot und gelb gepunktete Taschentuch war in immerwährender Bewegung, die dicken Thränen liefen ihm über die Backen in den eisgrauen Schnauzbart. „Ich wünschte, ich hätte die Hanne mitgebracht,“ murrte er, „bei so was ist sie ganz gut; wär' sie doch mal zu gebrauchen! Verdammte Zucht — ach, mein Junge — mein armer, lieber Junge!“ Er schluckte laut, weil ihn der Schmerz inwendig so packte.

Es verging wohl eine Stunde; langsam, bleiern schlich sie dahin, ihre Minuten zu Ewigkeiten dehnend.

Der Doktor sah inzwischen wieder einmal ins Krankenzimmer und kehrte achselzuckend, mit betrübter Resignation zurück. „Noch immer beim alten!“ Er unterdrückte ein Gähnen. Dann setzte er sich auf den Platz am Fenster, zog eine Zeitung aus der Brusttasche und vertiefte sich hinein.

Susanne war abgemattet eingeschlafen. Man hörte nichts in der Stube als ihre gleichmäßigen Atemzüge, das Knittern des Zeitungspapiers und in regelmäßigen Zwischenräumen das dumpfe Schnäuzen Onkel Hermanns.

Auf dem Korridor hatte das Hin- und Herwanken ein Ende; Frau Langen saß in der Küche, dort konnte sie wenigstens ihren Thränen freien Lauf lassen und fand bei der Unschuld vom Lande reges Mitgefühl. Die mochte den Herrn und die Madame gut leiden und prangte zum Zeichen ihrer Teilnahme in einer breiten wollenen, schwarzen Trauerschürze und einer rot verheulten, geschwollenen Nase.

Aus dem Krankenzimmer drang kein Laut. Eine bange Stille kroch von dort durchs Schlüsselloch hinaus in die ganze Wohnung. Die Möbel standen verstaubt und öde, die Gardinen hingen schlaff. Auf dem Küchenherd kein Feuer.

Es ist ganz stumm. Es ist ganz traurig.

Da plötzlich ein Drehen des Schlüssels, ein Öffnen der Schlafstubenthür!

Die drei im Zimmer fahren auf. In der Küche hört Frau Langen den entsetzten Schrei der Allenstein und eilt herein; hinter ihr kommt das Mädchen und reckt den Hals.

Mitten im Zimmer steht Lena. Die Lippen heben sich nicht ab von der Farbe des Gesichtes, alles blaß, marmorweiß und kalt. Ihre Augen sehen und sehen doch nicht; sie blicken nur nach innen.

„Er ist tot,“ sagt sie langsam und deutlich, dreht sich um und geht wieder zu ihm.

## XIX.

Die ganze Häuslichkeit von Allensteins trug den Stempel der Trauer. Es war so, als läge selbst auf den bunten Smyrnaimitationen der Treppenläufer und dem roten Sammetpolster des Geländers ein unsichtbarer Flor. Die Patienten dämpften unwillkürlich die Stimmen, wenn sie der Diener mit langgezogenem Gesicht einließ.

Der sonst so häufige Besuch wurde gar nicht angenommen. „Frau Doktor bedauern, Frau Doktor sind leidend!“

In Trauercrêpe gehüllt, lag Susanne auf ihrer Chaiselongue. Sie wollte von

der Welt nichts sehen noch hören; die Jalousien waren herabgelassen, kein Laut von außen drang in die Stille des Gemachs. Sie lebte ganz ihrem Schmerze.

Allenstein wurde es recht schwer, sein Gesicht immer in die gleich traurigen Falten zu legen. Nicht, daß der Doktor den Schwager nicht herzlich betrauert hätte, aber er war doch der sogenannte „bel homme“, und diese gewisse Falte, die sich von den Nasenflügeln herabzog, stand seinem blonden Siegfriedantlitz nicht.

Onkel Hermann war noch immer in Berlin. Er hatte der Schwester Hanne gnädig erlaubt, zum Begräbnis herzukommen, nun war er sehr ungnädig, denn sie konnte nicht kommen, war auf der Kellertreppe ausgeglitten und hatte sich den Fuß verstaucht. Sie schickte nur an Lena einen selbstgewundenen Kranz; all ihre Blumen hatte sie abgeschnitten, selbst die letzte blasse Rosenblüte von ihrem Stöckchen am Fenster. Ein Zettel lag dabei: „Die Liebe höret nimmer auf.“ Den verwahrte sich Lena.

Es war acht Tage her, seit man ihn zur Ruhe bestattet, draußen, weit draußen auf dem Kirchhofe im flachen, öden Felde. In den Nächten fiel noch zuweilen Flatterschnee, aber an den Tagen leckten gierige Sonnenstrahlen das Naß auf, und aus dunklen Ackerfurchen hob sich jubelnd die erste Lerche.

Lena wollte nicht zur Mutter ziehen, sie wohnte noch allein in der Elsholzstraße; auch nachts wünschte sie niemanden bei sich zu haben. Sie bestand eigensinnig auf ihrem Willen. „Ich bin nicht allein,“ sagte sie. Nein, das war sie auch nicht! In der Nacht stieg die Vergangenheit aus dem Grabe und schmiegte sich an ihre Seite; und unterm Herzen regte sich ihr etwas, das ihre ganze Zukunft bedeutete, eine trübe, bange, aber doch immer eine Zukunft.

Frau Langen war einigermaßen gekränkt durch das Benehmen der Tochter, aber sie konnte ihr nicht zürnen. Sie weinte immerfort, sie war selbst so trost- und hilfsbedürftig, daß sie niemandem Stütze sein konnte; sie fühlte das auch wohl, wenn sie sagte: „Ach, daß dein Bruder hier wäre! Ach, wenn Fritz da wäre!“

Der Landgerichtsrat hatte sofort an die Schwester geschrieben, Frau Amalie den herrlichsten Kranz geschickt. Warum starrte Lena nur so düster auf den Brief mit sehnsüchtigen, verlangenden Augen? Mehr Liebe, noch mehr Liebe hätte sie gewünscht; es verlangte sie ganz besonders danach. Wunderbar, daß sie gerade jetzt im tiefsten Leide an den Kummer ihrer Kinderjahre denken mußte, in denen sie jede kindische Betrübnis am Herzen des großen Bruders ausgeweint! Es überkam sie wie Neid. Ach, noch einmal, noch einmal den Kopf unter seinem Rocke verbergen, sich da verstecken und geborgen fühlen!

Die Zeiten waren vorbei! —

Allein stieg Lena die Treppe zu Allensteins empor. Die Mutter hatte ihr angeboten, mitzukommen. „Laß nur,“ hatte ihr die junge Witwe erwidert, „es ist sehr gut von dir, aber du kannst mir nicht helfen. Es sind seine Verwandten; ich werde mich schon mit ihnen verständigen.“ — Mit fliegender Röte auf dem blassen Gesicht setzte sie hinzu: „Um seines Kindes willen!“

Die Zukunft sollte besprochen, die Verhältnisse mußten geordnet werden; dazu hatte man diese Stunde anberaumt.

Wie ein Schatten, in schwarzer Silhouette, hohläugig, düster, glitt die Einsame die Stufen hinauf; nur der mühsame Tritt verriet das schwer beladene Menschenkind. Mitunter rastete sie einen Augenblick und preßte unter dem langen Crêpeschleier die Hand aufs Herz. Hier war sie lange nicht gegangen, und dann auch früher nur selten, und immer mit ihm; allein nie.

Sie lehnte sich schwer atmend fest gegen das Geländer — warum mußte sie nur so sehr an jenes erste Mal denken! Da war sie das erste und einzige Mal allein hier heraufgegangen, auch Angst im Herzen, aber sie flog die Stufen hinan mit ungeduldigem, elastischem Mädchentritt — und herunter kam sie, von ihm geleitet, von seinem Arm umschlungen. Hier in der Nische war's — hier hatte er sie ans Herz gedrückt — und sie hatte an seinen Lippen gehangen in namenlosem, hoffnungsseligem Entzücken.

Vorbei — Hoffnung wie Entzücken längst vorbei!

Der Diener, der Frau Bredenhofer oben einließ, verzog das sonst so wohlgeschulte Gesicht mitleidig; die ganze Dressur verließ ihn, als er ihr nachblickte, wie sie im



Die Linke soll nicht wissen was die Rechte thut. Gruppe von Walter Schott.

Zimmer verschwand. Er fuhr sich mit dem Handrücken über Nase und Augen.

Drinnen im Salon saßen Allensteins und Onkel Hermann; Susanne auf dem Sofa, rechts und links vom Sofa die beiden Herren; sie erhoben sich alle drei wie ein Mann, als die Trauergestalt eintrat.

Susanne schloß die Witwe ihres Bruders in die Arme; ihr Kuß glitt hinter den schwarzen Crêpeschleier. „Meine liebe Lena, lege ab und nimm hier neben mir Platz! Wie angegriffen du aussiehst! Ja, ich kann mir denken, wie dir zu Mute ist, wenn ich meinen eignen Schmerz ermesse! — Du willst nicht ablegen?“ sagte sie verwundert, als Lena nur den Schleier zurückschlug und ihren Trauershawl fester um sich zog.

„Mich friert,“ sagte die junge Frau tonlos und sah dann um sich mit so verirrten, abwesenden Augen, daß Onkel Hermann unwillkürlich nach dem Taschentuch fuhr.

„Na, Frau Nichte,“ brachte er nach einem kräftigen Schnäuzer heraus und legte die ausgebreitete Hand vor sie auf den Tisch, „seien Sie man nicht so betrübt! Es wird sich schon alles machen, Sie sind ja noch jung! Und wenn der Junge erst da ist, dann lachen Sie auch wieder — wetten?“

„Wie gedenkst du dir dein Leben einzurichten, liebe Lena?“ unterbrach Frau Allenstein den Onkel. „Karl, ich bitte dich, laß mich reden, du machst mich ganz nervös!“

Der Doktor hatte den Mund nicht aufgethan.

„Also, liebe Lena, was denkst du? Wir haben uns schon überlegt, es ist das beste, du gibst die Wohnung so bald als möglich auf — Todesfall löst ja den Kontrakt — und ziehst zu deiner Mutter.“

Die Witwe gab keinen Laut von sich, sie blickte immer in ihren Schoß.

„Nun, du antwortest ja gar nicht,“ klang Frau Allensteins spitze Stimme, „ist dir der Vorschlag nicht recht? Ich bitte dich, äußere deine Pläne ganz unverhohlen, wir sind jederzeit bereit, auf dieselben einzugehen. Nun?“

„Ich habe noch keine Pläne,“ antwortete die junge Frau tonlos wie vorhin. „Aber ich kann ja zu meiner Mutter ziehen.“

„Sehr verständig,“ die Schwägerin nickte befriedigt. „Es ist ja natürlich viel vorteilhafter; die ganzen Kosten für einen zweiten Haushalt werden gespart. Mein Gott, es ist schrecklich“ — sie seufzte und hielt das feine Taschentuch für Momente an die Augen — „daß man darüber sprechen muß! Aber unser teurer, guter, geliebter Richard hat so wenig hinterlassen, so gut wie gar nichts!“

Eine tiefe Röte flog über Lenas todblasses Gesicht. „Ich werde Gesang- und Klavierstunden geben,“ brachte sie mühsam heraus.

„Sehr verständig, liebe Lena“ —

„Na, erlaube mal, Susanne,“ unterbrach der alte Bredenhofer barsch, „was du für verständig hältst, finde ich noch lange nicht so. Du denkst wohl, weil du hier in diesem Berlin wohnst, bist du neunmal klug! Na!“ Er schnalzte mit der Zunge und wiegte den dicken Kopf hin und her. „Die richtige Ansicht ist, und meine ist es dazu, die junge Frau hier muß erst rote Backen kriegen und wieder Blut in den Leib. Ist das 'ne Verfassung, um 'nen gesunden, strammen Jungen in die Welt zu setzen? Und ich will, daß mein Patenkind ein Bube wird, vor dem die Leute still stehen. Ich hinterlaß ihm mal mein Gut, das ist ein ganz netter Posten. Da muß er vorerst mit den Bauernbengels raufen, und ich muß ihm mitunter eine Geschichte erzählen. Weibererziehung ist für die Katze; so ein strammer Junge muß unter männliche Zucht.“

Onkel Hermann sah sich mit rollenden Augen triumphierend um; und dann trübte sich plötzlich sein Blick, er wollte nach dem Taschentuch greifen und fingerte ungeschickt an seiner hinteren Rocktasche.

„Verdammt, wo ist denn — ach, mein armer Richard, wenn der das hätte sehen können! Der arme, arme Junge, hat so früh sterben müssen! Es ist 'ne Niedertracht, eine — nichts wie Undank, schnöder Undank — armer Junge —!“ Er brach mit einem Schlucken ab.

Nachdem er umständlich das endlich gefundene Taschentuch benutzt hatte, legte er wieder die ausgebreitete Hand auf den Tisch: „Was, Frau Nichte, das ist eine Idee? Sie kommen nach Althöfchen, und ich erziehe ein Musterexemplar von einem Jungen. Schlagen Sie ein, Frau Nichte!“

Lena schien zu schauern und zog ihr Tuch krampfhaft um sich. Wie hilfesuchend glitt ihr verlorner Blick an den Wänden entlang. Dies junge, blasse Frauengesicht mit dem schmerzlichen Munde war ein erbärmlicher Anblick.

Dr. Allenstein rückte auf seinem Platze hin und her, er zwinkerte mit den Augen, als habe sich in ihr schönes, klares Blau etwas Unangenehmes hinein verirrt. „Gestatte, lieber Onkel," sagte er und legte dem Eifrigen die wohlgepflegte Hand mit den sorgsam polierten Nägeln — sie war weiß und weich wie eine Frauenhand — auf den Rockärmel. „Gestatte mir als Arzt auch ein Wort! Meine liebenswürdige Schwägerin hat bisher so viel Fassung und Haltung bewiesen, daß ich überzeugt bin, sie wird auch fernerhin ihrer Aufgabe gewachsen sein; ich —"

„Karl, laß uns nur" —

Er beachtete diesmal gar nicht das Einfallen seiner Frau; unentwegt sprach er weiter, dabei den glänzenden Bart streichend. „Ich kann es jedenfalls als Arzt keineswegs zugeben, daß eine Frau zu dieser Zeit, bei einer solchen Umwälzung, wie sie sich mit ihrer ganzen Konstitution vollzieht, auch vollständig die gewohnte Lebensweise verändert. Sie muß unbedingt in den alten Verhältnissen bleiben, jede Neuerung muß ihr thunlichst fern gehalten werden; das ist das erste Erfordernis, das nötigste Bedingnis für die Geburt eines normalen, lebensfähigen Kindes. Sie muß hier bleiben, leben, wie sie will!"

Ein erlösendes „Ah" wollte sich über Lenas Lippen dringen; sie lockerte die krampfhaft ineinander gekrallten Hände und sah Allenstein dankbar an.

Der Alte wurde unsicher. „Na denn — freilich, wenn du meinst — schade, schade! Was meinst du, Susanne?" Er sah die Nichte erwartungsvoll an.

„Ich meine gar nichts," sagte Frau Allenstein achselzuckend.

„Na — denn nicht —!" Onkel Hermann sprach recht langgezogen, man merkte es ihm an, wie schwer es ihm wurde, seinen Plan aufzugeben. „Aber das sag' ich, mit dem Stundengeben und Abrackern ist das nichts! Sie kriegen alle Monate Ihr Festes; was braucht denn so 'ne alleinstehende Frau groß?! Der Richard soll sich nicht noch im Grabe umdrehen und sagen, daß seine Verwandten seine Witwe im Stich lassen. Ne! Ich halte die Hand drüber. Und ob sie nu hier in Berlin wohnt oder in Althöfchen, — meine Sache! Sie können alle Woche frische Eier kriegen, Frau Nichte, und Sahnenbutter; Berlin ist nicht aus der Welt. Ich leite das Ganze, punktum!"

Unwillkürlich fuhr ein Ruck durch Lenas Glieder, sie wollte aufspringen, die Hände ballen, gellend schreien: „Behaltet eure Wohlthaten, ich will sie nicht!" Wie durch eine dicke, undurchdringliche Wand hörte sie eine matte Stimme herüberklingen: „Daß du so krank geworden" — und dann, noch matter, noch ersterbender: „Sie lassen mich nicht ruhn —!"

Das junge Weib bäumte sich. „Ihr habt uns nie allein gelassen, uns beide; laßt wenigstens mich allein!"

Hatte sie's geschrieen? Nein. Ihre Lippen preßten sich fest aufeinander. Sie neigte den Kopf, tief, wie eine demütige Blume; eine Stimme sprach in ihr: „Um des Kindes willen!" — —

Und nun redeten sie noch mancherlei.

Onkel Hermann konnte es nicht lassen, von dem Jungen zu phantasieren; er war eben in einer sehr weichen Stimmung. Dabei sprach er polternd und strich der jungen Witwe mit seiner breiten Hand ums Kinn und tätschelte ihr die zarten Finger. „Richard soll er heißen, was? Ich will ja gar nicht, daß er Hermann heißt, nein, nach seinem Vater! Ach, mein guter, mein lieber Richard, wie ein Sohn ist er mir gewesen, und ich immer wie sein Vater! Schicken Sie mir man alle Rechnungen zu, Frau Nichte, ich komme für den Rummel auf. Ach, ach, ach!" Er stieß fette Seufzer aus und benutzte eifrig das rot und gelb Getupfte.

Frau Susanne war auch sehr liebevoll. Sie weinte und klagte über ihre Nerven und drückte die Hand der Schwägerin und behielt sie in der ihren; wie Klammern preßten die feuchten, kalten, nervösen Frauenfinger. Sie sagte: „Meine liebe Lena, tröste dich," und dann weinte sie wieder und klagte.

Es war schon eine lange Zeit vergangen. Es wurde Lena allmählich heiß in ihrem Tuche, aber sie mochte es nicht ablegen; sie fühlte sich hier nicht daheim. Würde



sie denn noch nicht gehen können? Eine unsagbare Bangigkeit kam über sie.

„Richard," stöhnte sie plötzlich und legte den Kopf auf den Tisch.

Sie waren wirklich sehr nett zu ihr; sie streichelten sie und sprachen davon, immer über ihr zu wachen. Onkel Hermann machte den Vorschlag, er wollte sie morgen in der Droschke abholen und mit ihr auf den Kirchhof fahren; da wollten sie nebenan bei dem Grabsteinmetzen ein schönes Kreuz für Richard bestellen.

Sie schüttelte stumm verneinend den Kopf; es stieß ihr das Herz ab. „Sie könne jetzt nicht herausfahren," sagte sie stockend. —

Endlich konnte sich Lena verabschieden. Endlich schlich sie über die Straße.

Endlich war sie wieder allein — allein! Der frühe Lenzsonnenschein glänzte auf dem Pflaster, geputzte Mütter mit geputzten Kindern trippelten vorüber; an den Ecken, in den Körben der Händler, Anemonen und tiefblaue Veilchen, schirpende Sperlinge bei den Droschkenhalteplätzen. Und die Luft so lind, so wehmütig weich; schmeichelnd koste sie um die schwarze Gestalt.

Eine ungeheure Sehnsucht krampfte Lenas Herz zusammen. Sie winkte der nächsten Droschke und ließ sich hinaus zum Kirchhof fahren. Sie mußte die Sehnsucht stillen, sonst verging ihre Seele.

Durch endlose Straßen fuhr sie dahin, über Pferdebahngeleise holpernd, durch Lärm und Getriebe. Sie merkte alles nicht. Vor ihr her jagte die Sehnsucht und sah sie an mit grabesdunklen, verlangenden Augen.

Endlich die letzten Häuser. Jetzt kam ödes Feld, und da war die Kirchhofsmauer. Klirrend sprang die Gitterpforte auf.

„Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!" stand über dem Eingange.

Lena hob den Blick und las die vergoldeten Worte.

Die Sonne beglänzte noch den Kiesweg, der Buchsbaum zu seiten fing an, neu zu grünen. Aber kein schützender Baum über den Gräbern; den Winterwinden preisgegeben, der Sonnenglut ausgesetzt lagen diese Beete im Garten des Todes.

Jetzt war die Luft mild und still; fern sang ein Vogel. Die Einsame atmete tief auf und schlug den Schleier zurück; schwerfällig schritt sie weiter. Schon viele, viele Reihen — da sein Grab!

Die Kränze waren fast frisch und unverwelkt; weiße Rosen und Palmen und Lorbeern, wie er sie im Leben nicht gepflückt. Die Augen zudrückend, die Arme weit ausgebreitet, sank das junge Weib langsam nieder in die Kniee. —

Ein zarter Dämmerschein lag auf dem öden Felde, als Lena den Kirchhof verließ. Die Sonne beglänzte nicht mehr den Kiesweg, aber golden schimmerten noch die Worte über der Pforte.

„Mühselig und beladen" — ja, das war sie! Die Trauernde nickte, dann schüttelte sie schwermütig den bleichen Kopf — „erquickt, erquickt" war sie nicht! Da hatte sie am Grabe gelegen und unter der feuchten Erde den gesucht, um den sie weinte; aber die ungeheure Sehnsucht war geblieben. Keine Brücke führte von ihr zu dem Abgeschiedenen; er dort, sie hier.

Die Witwe schauderte, ein eisiges Frösteln lief ihr über den Rücken. Eine Hand, nur eine warme, lebensvolle Menschenhand, die ihr übers Gesicht strich, wie man's einem weinenden Kinde thut!

Eine Stimme, eine liebe, altvertraute Menschenstimme, die da spricht: „Komm, ich tröste dich!" — — —

Lena schrie plötzlich laut auf: „Mein Bruder!"

Und dann jagte sie von dannen, so rasch ihr Fuß sie trug; ihr Atem keuchte, sie lief und lief. Sie hastete einem Ziele zu; sie wußte nun, was ihre Sehnsucht wollte.

Hinknieen vor ihn, den Kopf an seiner Brust verbergen — würde er wieder den Rock über sie ziehen und sie verstecken vor aller Welt?

Jetzt waren es keine Kindesthränen mehr, die sie weinte — leicht vergossen, leicht getrocknet — es waren Weibesthränen, schwer flüssig wie Blei und schwer zu löschen.

Würde er sie von sich weisen —?!

„Ich komme, mein Bruder," flüsterte Lena, atemlos vom schnellen Lauf.

## XX.

Bei Landgerichtsrat Langen auf der Hausschwelle saß Lora. Sie sollte das nicht. „Du bist doch kein Straßenkind,"

sagte die Mutter. Aber das Kind stahl sich zu gern hier heraus. Die Straße war breit, erweiterte sich bald zu einem umbuschten Platz; man konnte den ganzen weiten Himmel über den Alleebäumen sehen und jenseits der Mosel die roten Berge. Man konnte so gut die Glocken der alten Kirchen hören, die in feierlichen Klängen herüber läuteten und dort an den Bergen verhallten.

Es war der schönste Frühlingsmorgen. Lora hockte auf der Schwelle und sah mit großen, ernsten Augen die Straße hinauf und hinab. Sie hatte die Kniee hoch gezogen und die Arme drum geschlungen, sacht wiegte sie hin und her und sang sich leise eins.

Lora war im letzten Jahre sehr gewachsen, zu groß für ihr Alter; noch ging sie nicht in die Schule, der Vater hielt sie mit Absicht zurück. Alles an ihrer Gestalt war gestreckt und mager, gar keine kindliche Rundung mehr; die Arme lang wie die eines viel größeren Mädchens, der Hals dünn und immer gleichsam in horchender Stellung leicht zur Seite geneigt. Ein merkwürdiger Ernst lag auf dem schmalen Gesicht, ein seelenvoller Ausdruck, wie man ihn sonst nie in diesen Jahren findet.

Die Leute sahen dem Kinde nach, wenn es ruhig, immer mit demselben wunderbaren Ausdruck, daher ging. Langen konnte sich oft nicht halten, er schloß, ohne jede Veranlassung, die zarte Gestalt plötzlich in die Arme und sah ihr tief in die wunderschönen Augen. „Geh nicht fort," flüsterte er dann kaum verständlich. Warum die Sorge? Lora war nicht krank — und doch, und doch —!

Die Straße war einsam, das Kind hatte nichts zu sehen. Die Marktleute waren längst vorbei, die Schuljugend auch. Vögel sangen ungestört in den Vorgärtchen der Häuser, jetzt pfiff eine Amsel mit vollem Brustton; Lora stellte das eigne halblaute Singen ein, lächelte und lauschte entzückt.

Nebenan in den Büschen mußte sie sitzen, die Frühlingsbotin mit dem schwarzen, glatten Gefieder und dem goldgelben Schnabel. Horch, wie schön!

Plötzlich schweigt sie, sie ist gestört worden und entschlüpft. Ein Schritt hallt auf der stillen Straße, ein müder, schleppender Schritt; langsam kommt unter den Bäumen eine schwarze Gestalt aufs Haus zu.

Von den Ästen fallen im leisen Regen des Frühlingswindes die Hüllen der jungen Blattknospen; leicht, kaum fühlbar sinken sie nieder auf den schwarzen Crêpeschleier und das Trauertuch. Sie sind ein Gruß des Frühlings; aber der wird nicht bemerkt.

Schwankend, wie eine Nachtwandelnde, kommt die schwarze Gestalt immer näher; jetzt ist sie vorm Haus.

Lora ist aufgesprungen, blinzelnd steht sie auf der Schwelle; nun macht sie die großen Augen weit auf. Ihr durchdringender Blick gleitet hinter den Schleier; das kluge Kindergesicht wird plötzlich sehr ernst, fast betroffen. Kennt sie die Augen noch, die jetzt so trauervoll hinter dem schwarzen Crêpe sie ansehen? Und die Wangen, die waren mal so hübsch rot, jetzt sind die ganz weiß!

„Tante Lena?" sagt Lora langsam, wie fragend. Und dann noch einmal sicherer: „Tante Lena!"

Über die schwarze Gestalt fliegt ein Zittern vom Wirbel bis zur Sohle; sie schlägt den Schleier zurück, ihre Hände zittern auch. Die vier Augen versenken sich ineinander, die ernsten Kinder- und die todmüden Frauenaugen; es dämmert in ihnen das Gleiche: eine große Sehnsucht.

„Lora, kennst du mich noch?" fragt Lena schwach. „Und so groß, so groß bist du geworden!"

„Komm herein, Tante Lena," lächelt das Kind und streckt die Hand aus. „Ich freue mich so!" — —

Nun war Lena wirklich da. Ohne Abschied von Berlin abgefahren, nur die Mutter wußte um die Reise; auch der schien sie wie eine Erlösung.

„Gott gebe seinen Segen," weinte Frau Langen, als sie am Abend die Tochter auf den Bahnhof geleitete. „Es wäre ein Glück bei allem Unglück, wenn du dich mit Fritz aussöhntest — der gute Fritz! Grüß' ihn nur vielmals, und auch Amalie grüße, sie hat dir doch einen so prachtvollen Kranz geschickt. Und, geliebtes Kind, nimm dich um Gottes willen beim Ein- und Aussteigen in Acht — ach, es ist zu schwer, es ist doch alles zu schwer!" Die arme Frau schluchzte krampfhaft in ihr Taschentuch.

Nebenan, vor dem Koupee erster Klasse, ging es sehr laut und lustig zu. Mehrere Elegants, mit Blumensträußen bewaffnet, drehten sich vor dem Trittbrett herum. Eine Dame in ihrer Mitte, sehr elegant, sehr auffallend, mit einem ungeheuren Blumenwust auf dem Hute, schien die Sonne, um die diese Planeten rollten.

Das volltönende, weittragende Organ der Dame drang selbst in Lenas Versunkenheit.

Jetzt war auch sie bemerkt. Die Elegante machte sich von den Herren los und kam mit rauschenden Seidenröcken auf die Trauernde zugeraschelt. Es war die Krotoschinska.

„Ah, Fräulein Langen, Magdalene Langen — pardon, Frau — Frau — — aber, bastes Kindchen, Trantste," sprach recht vernehmlich das sonore Organ, „was habe ich hören müssen?! Dämel hat mir erzählt, hat's in der Zeitung gelesen — oh, oh!" Die Krotoschinska wiegte bedauernd das schöne Haupt und umarmte dann die junge Frau. „Thut mir riesig leid, Trantste! Aber freut mich auch ganz kolossal, Sie mal wiederzusehen, ich konnte Sie immer am besten leiden von der ganzen Gesellschaft. Was macht die Kunst?"

Lena schüttelte nur verneinend den Kopf und wies stumm auf ihre Trauerkleidung.

Das Schweigen Lenas verwirrte die andere nicht im mindesten; wie ein aufgezogenes Uhrwerk schnurrte sie die Geschichte ihrer Erfolge ab. „Prachtvolle Recensionen, einfach verblüffend! Und nette Manschen! Na" — sie warf lachend den Kopf hintenüber — „das hätte sich der Dämel auch nicht träumen lassen, daß er sobald ausgestochen sein würde! Heute nacht fahre ich nach Köln, Lavallo, mit dem ich in Rußland war, erwartet mich dort, wir gehen über Holland nach England. Wollen mal sehen, was die ‚Hollandske Bücking' und die ‚Pfeffersäcke' zur Krotoschinska sagen!"

Die üppige Person reckte den tadellosen Brustkasten heraus und schleuderte einen provozierenden Blick ins Blaue.

Das erste Zeichen zur Abfahrt war gegeben. Die Krotoschinska umarmte Lena noch einmal: „Von Harzen alles Gute, Trantste!" Dann rauschte sie fort. „Eine gute Freundin von mir," hörte man sie nebenan zu ihren Kavalieren sagen.

„Wer war das?" flüsterte Frau Langen. Sie hatte bescheiden zur Seite gestanden.

„Eine Künstlerin," antwortete Lena. Und dann kletterte sie mühsam in ihr Koupee. Der Zug brauste in die Nacht hinaus.

Lena that kein Auge zu. Eine bange Zaghaftigkeit war über sie gekommen — was würde der Bruder sagen, wie würde er sie empfangen?

In ihrer Seele war's dunkel wie in der Nacht draußen. Stumpf vor sich hinbrütend, fühlte sie die Stunden rinnen; keine war besser als die vorhergehende.

Der Morgen graute, in Köln verließ die Krotoschinska den Zug. Man hörte ihre starke Stimme über den noch stillen Perron schallen; Lena drückte sich ganz in ihre Ecke hinter das Gardinchen, sie wollte nicht mehr sehen und nicht gesehen werden.

Endlich da, endlich angelangt! Der bekannte Bahnhof mit den öden Wänden und der Kaiserbüste; die trug heute keinen schiefen Kranz. Die dicke Buffetmamsell und der verschlafene Kellner — beinah alles wie damals.

Wie im Traum suchte sich Lena den Weg. Sie empfand nicht den Frühlingszauber, durch den sie schritt. Sie hatte keine Ahnung, daß Vögel sangen und etliche Sträucher am Wege blühten. Sie glaubte nicht mehr an Glück.

Sie dachte jetzt auch nichts mehr, sie trug nur ein dumpfes Gefühl der Sehnsucht im Herzen mit sich fort.

Es dunkelte ihr vor den Augen, sie schritt durch einen Nebel. Jetzt wurde es plötzlich heller — — —

Da saß ein Kind auf der Schwelle, ein liebes, schönes Kind!

Das faßte ihre Hand, das sprach mit einer Engelsstimme: „Komm herein, Tante Lena, ich freue mich so!"

* * *

Landgerichtsrat Langen hatte heute besonders lange beim Frühstück gesessen, sonst war er um diese Stunde schon auf dem Bureau. Er schlief in der letzten Zeit sehr schlecht, Frau Amalie beklagte sich jeden Morgen über sein Umherwerfen in den Kissen.

„Wenn ich nur wüßte, warum du nachts so seufzest," sagte sie ärgerlich. „Man wird so gestört und bei meinen vielen Verpflichtungen und der Verantwortlichkeit, die man so hat, braucht man volle geistige Sammlung. Was hast du denn?"

Er sagte es ihr nicht.

Zerstreut rührte er heute morgen in seiner Kaffeetasse, sie war schon längst geleert. Amalie saß, den Rücken ihm zugekehrt, am Schreibtisch und schrieb specielle Aufforderungen für die nächste Sitzung des Frauenvereins aus; sie gönnte sich gar keine Ruhe.

Man hörte nur das Kritzeln der Feder und jetzt ein lautes Löffelgeklapper, ein Klirren der umstürzenden Tasse — Langen sprang auf, daß der Stuhl hinter ihm zu Boden polterte. Da — da — er streckte die Arme vor sich, als sehe er ein Gespenst.

Die Thür war geräuschlos aufgegangen — da stand Lora, einen sonnigen Glanz auf dem Gesichte; ihr Händchen hielt die Hand einer Dame, einer in tiefem Schwarz, die sich gebeugt verbarg unterm langen Crêpeschleier.

Eine Fremde?! Hatten seine Gedanken Zauberkraft? Die, die, um die er Nächte verwacht, an die er eben noch gedacht, stand vor ihm! War sie's denn wirklich, war es — —?

„Tante Lena ist da," sagte die Kinderstimme.

„Lena!" Es war ein unterdrückter Ruf, mit dem Langen die Arme hob und wieder sinken ließ. Er stand wie gelähmt.

Frau Amalie drehte sich halb auf dem Stuhle um. „Lena —?!" klang es in maßlosem Erstaunen. Aber sie faßte sich zuerst. Sie ging auf die Schwägerin zu mit ausgestreckter Hand: „Es ist mir schmerzlich, daß wir uns so wiedersehen müssen. Gott allein weiß, warum er dich dieser Prüfung gewürdigt hat. Nimm Platz, Magdalene; bitte hier!" Sie rückte einen Sessel herzu.

„Was willst du hier? Geh heraus, Lora!" fuhr sie das Kind an. „Spiele!" Sie war doch erregt.

Lena stand angewurzelt. Als das Kind zögernd seine Hand von der ihren zog, fühlte sie sich ganz verlassen.

Sie sah ihren Bruder an; so ganz anders hatte sie sich den Empfang gedacht!

Langsam schritt sie auf ihn zu. „Mein Bruder," flüsterte sie stockend, „Bruder — ich — ich —" Mit einem Wehlaut brach sie ab, sie konnte nicht weiter sprechen. Stöhnend verbarg sie das Gesicht in den Händen.

„Du kommst zu mir, Lena?" fragte er, seine Stimme klang rauh, stoßweise kam sie vor innerer Bewegung.

„Ich bin unglücklich," murmelte sie. Es war kaum hörbar, doch er vernahm's.

Frau Amalie auch. Sie faltete die weißen Hände übereinander und richtete den Blick in die Höhe.

Lena sah ihr volles Gesicht, den Augenaufschlag zum Himmel, die stattliche Gestalt in praller Seide und die strengen Lippen. Das Herz sank ihr.

Der Landgerichtsrat warf auch einen Blick auf seine Frau. Ihre Gegenwart hemmte ihn, bedrückte ihn. Hatte er vor ihr nicht am meisten über die Schwester geklagt? Und jetzt sollte alles vergessen sein, sobald jene kam — sofort? Er scheute sich vor seiner Frau; und dann schämte er sich, eben um dieser Scheu willen.

„Willst du nicht gehen, Amalie," fragte er merkwürdig sanft, „und etwas Stärkendes für Lena holen? Du siehst, sie bedarf dessen wirklich!"

Amalie verschwand sogleich, sie ging gern, es war ihr eine Erleichterung; dieser Situation fühlte sie sich nicht gewachsen.

Als sich die Thür hinter der großen Gestalt geschlossen, atmeten beide Geschwister auf.

Sie sahen sich einen Augenblick an — blitzschnell dämmerte die alte Liebe.

Das war noch das Kind, das sein wirres Gelock unter den Rock des Bruders versteckt und dort seine Schmerzen ausgeweint!

Das war noch derselbe Bruder, der tröstend gesagt hatte: „Weine nicht! Geh, lauf, hol dir Bonbons!"

In dem Herzen des Mannes entstand ein eigentümliches Kribbeln und Sichbewegen, es quoll und schwoll darin und drängte nach oben. Durch einen Flor sah er die Gestalt der Schwester — ein armes beladenes, zaghaftes Weib!

Es riß ihn vorwärts; er that ihr Schritt für Schritt entgegen, er hielt ihr beide Hände hin: „Lena!"

Sie griff nach ihnen, wie ein Ertrinkender nach dem Strohhalm. Sie neigte ihr blasses Gesicht und schmiegte ihre kalte Wange an die warmen Hände. Als sei sie nun am Ziel, aber erschöpft, aller Kräfte bar, so blieb sie regungslos in dieser selben Stellung.

Er sah auf sie herunter, er wußte nichts zu sagen; es war kein Zorn mehr in ihm, gar keine Beleidigung, nur ein endloses Mitleid und ein Gefühl, schützen zu müssen.

Sie murmelte: „Danke," und ließ seine Hände nicht los.

Und dann nach einer Pause wieder das Murmeln: „Bruder, weißt du noch? Ach, sag' noch einmal: ‚Mein — meine — liebe —'"

Er wollte lächeln, aber seine Lippen zuckten. Er setzte zum Sprechen an und brachte nur einen rauhen Laut hervor: „Meine —" Nein, er konnte nicht sprechen! Stumm zog er die Schwester in seine Arme, und sie legte den müden Kopf an seine Brust.

„Da — da — Bruder, ich fühle dein Herz schlagen; es klopft unruhig wie meines. O Bruder, kannst du mir nicht helfen?" schluchzte sie plötzlich auf.

Er schüttelte den Kopf: „Nur mit dir trauern kann ich, Lena! Helfen — ach!" Ein resignierter Ausdruck lagerte sich auf sein Gesicht, er zuckte die Achseln; sein Blick glitt wie hilfesuchend umher.

Dann schüttelte er wieder den Kopf und schloß die Augen. Seine Stirn sank auf den Scheitel der Schwester.

„Wie soll ich leben? Es ist so dunkel," flüsterte sie bang.

„Ich weiß es nicht," wollte er sagen, da schreckte er zusammen. Die Thür ging.

Aber es war nicht Frau Amalie. Lora hatte sich hereingestohlen.

Das helle Kleidchen hing ihr lang und schlicht um die zerbrechlichen Glieder. Durch das große Fenster gegenüber kam der goldene Sonnenstrahl und beschien sie. Ihr aufgebauschtes, lockiges Haar schimmerte im Glorienscheine, ihr Gesicht trug eine strahlende Freude. Aber es war sehr zart, sehr bleich; es war verklärt.

„Väterchen, Tante Lena ist da," jauchzte sie und hob die Arme empor. „Nun können wir das Lied von den Englein singen — weißt du wohl, Tante Lena? Hast du's auch nicht vergessen?" Sie fing an, halb zu singen, halb zu sprechen:

„Zwei Englein, die mich weisen
Zum himmlischen Paradeise!

Freut euch doch!"

Ja, das war eine engelgleiche Freude! Ein seltsames Etwas durchrieselte die Geschwister; war es Wonne, war es Schmerz?!

„Das Kind, das Kind!" Langen murmelte es scheu. Langsam beugte er sich, er kniete vor seinem Töchterchen und umschlang es in angstvoller Zärtlichkeit. Seine Küsse überschauerten das weiße Gesicht, das weiße Hälschen.

„Väterchen, warum weinst du?" fragte Lora. „Du solltest dich doch freuen. Guck mal, die Sonne sieht uns!" Sie hob den dünnen Finger und wies zum Fenster, den Blick groß und sicher erhoben.

Da stand die Sonne am blauen Himmel; nicht blendend, sie sandte nur mildes, warmes Licht im Frühlingsschein.

Langen bebte. Mit dem einen Arm hielt er sein Kind umfaßt, die andere Hand reichte er der Schwester.

„Das Kind," sagte er leise. „Wie sollen wir leben? Wir alle sind Dilettanten, unzulängliche Dilettanten des Lebens! Nur das Kind, das Kind führt uns. Lena, liebe Schwester" — er drückte warm ihre kalte Hand — „das Kind, dein Kind führt dich! Um dich bleibt's nicht dunkel, dein Kind zeigt dir die Sonne!"

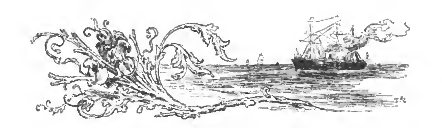
Sie nickte langsam; das erste wehmütige Lächeln glitt über ihr Gesicht. Mit seltsam erglänzenden Augen sah sie den Bruder an. Waren es Thränen, die darin aufstiegen, war es ein scheues, zartes Hoffnungsdämmern?

Er preßte wieder ihre langsam sich erwärmenden Finger: „Mut, Lena! Was du im Grabe geborgen hast, es kommt wieder, es wacht dir auf in deinem Kinde!" Mit schwimmenden, liebevollen Augen suchte er ihren Blick.

Sie sah vor sich hin wie der Wanderer, dem der Nebel zerreißt und eine beglänzte Ferne sich aufthut. Ein zartes Rot stieg in die bleichen Wangen, ihre Hand legte sich zärtlich auf Loras goldiges Haar.

„Das Kind," flüsterte sie in dankender, heiliger Andacht. „Mein Kind!"





# Aus dem amerikanischen Frauenleben.

Von

## Ernst v. Hesse-Wartegg.

(Abdruck verboten.)

Wohl alle Passagiere des Norddeutschen Lloyddampfers „Spree," die mit mir vor einigen Sommern die herrliche Fahrt von Bremen nach New York unternommen haben, werden sich mit Vergnügen an dieselbe erinnern. Während der ganzen Reisezeit herrschte das schönste Wetter. Ruhig wie ein Schwan glitt der schwimmende Palast durch die blaue Flut, und man hätte sich eher in einem der vornehmsten Hotels von Ostende oder Biarritz, als an Bord eines Ozeandampfers wähnen können. Die Kajütengesellschaft gehörte den besten Ständen an, vornehme Deutsche und Engländer und dazwischen ein großer Kreis eleganter Amerikaner beiderlei Geschlechts.

Schon am ersten Tage war das Eis gebrochen, es herrschte ein fröhlicher gesellschaftlicher Ton, und gerade wie in den fashionablen Kurorten auf dem Festlande gab man sich auch hier tagsüber allerhand Vergnügungen und Gesellschaftsspielen hin; für das gemeinsame Diner wurde große Abendtoilette gemacht, nachher musiziert, getanzt, konversiert, „geflirtet." Zu dieser Geselligkeit trugen vor allem ein paar junge bildhübsche Amerikanerinnen bei, die eben eine mehrmonatliche Studienreise in Europa beendet hatten.

Mir erfahrenem Amerikaner hatten sich einige Edelleute angeschlossen, die den Sommer in Amerika zubringen wollten. Der eine wollte in den Felsengebirgen jagen, der zweite die großen Prärien und den Yellowstone-Park besuchen, der dritte das Leben in den Seebädern, der vierte jenes in den Hauptstädten kennen lernen. Da sie mit der englischen Sprache nicht so recht vertraut waren, vermittelte ich ihnen Tischplätze zwischen den jungen Amerikanerinnen, auf die sie schon am ersten Tage ihr Auge geworfen hatten. So konnten sie sich besser im Englischen einüben. In später Abendstunde, wenn die Mehrzahl der Passagiere sich zur Nachtruhe in die Kabinen zurückgezogen hatten, versammelten wir uns gewöhnlich in dem Rauchzimmer, um beim Glase Bier unsere Beobachtungen auszutauschen.

Alle waren Feuer und Flamme für die bildschönen, eleganten Misses. Ähnliche bezaubernde Geschöpfe waren ihnen in der europäischen Gesellschaft wohl schon begegnet, aber so zuvorkommend, so vielversprechend, so zugänglich noch keine.

„Denken Sie nur," erzählte Graf P. am ersten Abende, „diese blonde kleine Miß K. — Sie wissen doch, jene, mit der ich nachmittags zwei Stunden lang am Hinterdeck beisammen saß — hat mich schon eingeladen, bei ihren Eltern in Newport abzusteigen, wo sie eine Villa besitzen!"

„Mir ging es ähnlich," fiel freudig Herr von J. ein, „meine Tischnachbarin will eben auch nach Montana reisen, und sie deutete an, daß wir vielleicht die lange Fahrt dorthin gemeinschaftlich im Pulmannwagen machen könnten. Sie oder ihr Bruder besitzt eine ‚Ranch' in Montana. Sie ist selbst passionierte Jägerin. Ich kam aus dem Staunen gar nicht heraus, als sie mir erzählte, sie hätte schon eine Menge Waschbären, Antilopen und anderes Vieh geschossen. 's ist nicht zu glauben!"

„Kinder," meinte seinerseits Baron G., „diese Mädels sind entweder verrückt oder

von einer maßlosen Naivetät. Denkt Euch, meine braunäugige Miß erklärte mir ganz offen, sie wäre nach Europa gefahren, um einen Edelmann zu heiraten. Sie wolle keinen anderen Gatten, am wenigsten einen Amerikaner."

„Hat sie schon einen abgefangen?"

„Nein, noch nicht. Es hat ihr keiner gut genug gefallen. Jetzt begibt sie sich für den Sommer zu ihren Eltern, und im Herbst fährt sie wieder auf die Suche nach Europa."

„Das könnten Sie ihr doch ersparen, lieber Baron!" meinte einer von uns.

G. schmunzelte vergnügt. „Na, ein Geschenk hat sie auch schon von mir angenommen. Ihr kennt doch alle die Goldmünze, die ich an meiner Kette trug. Als wir beisammen saßen, begann sie damit zu spielen, fragte mich, was es für eine Münze sei, und meinte, sie gefiele ihr sehr gut. Natürlich nahm ich sie sofort von der Kette und gab sie ihr."

„Und sie nahm sie wirklich?"

„Gewiß. Dabei lächelte sie mich süß an und sagte: ‚Oh, thank you!' so zärtlich, daß mir ganz bange wurde. Ein verrücktes Mädel, sag' ich Euch!"

Der vierte unserer Gesellschaft blieb stumm, aber ich sah es ihm an, er hatte sich auch verbissen. Diese Dampferflirtationen sind ja so billig, so harmlos und so amüsant! Warum also nicht? Meine Reisegefährten kannten die Amerikanerinnen noch nicht und nahmen all dieses Kokettieren für bare Münze. Oder hielten sie am Ende diese Misses für — sagen wir — leichte Ware? Wer noch niemals mit Amerikanerinnen verkehrt hat, den mag die Unabhängigkeit ihres Wesens, die Verfänglichkeit mancher Gespräche, die Sicherheit, die sie im Umgang mit Männern zur Schau tragen, in der That auf solche Gedanken bringen. Ich hielt es für meine Pflicht, die Herren darüber aufzuklären, ihnen zu sagen, daß diese allein reisenden Misses achtbaren, mir dem Namen nach bekannten Familien angehörten und sich nicht das mindeste dabei dachten, mit Herren, die ihnen in aller Form vorgestellt worden waren, frei und natürlich zu verkehren. Werden sie doch schon von Jugend auf an diesen Verkehr mit dem stärkeren Geschlechte gewöhnt.

Von Tag zu Tag wurde das gesellige Leben unterhaltender, jeden Abend hatten meine Gefährten bei der Generalbeichte neue Geheimnisse aufzutischen, jeden Morgen waren sie entzückter von den Misses, mit denen sie schließlich wie mit jahrelangen Bekannten verkehrten.

Am siebenten Tage war die Herrlichkeit zu Ende. Mit ihrer sprichwörtlichen Pünktlichkeit war die „Spree" bei Fire Island vorbeigedampft, und als wir in die malerische Bucht von New York einfuhren, hatten wir auch schon Interviewers, und was uns lieber war, Zeitungen an Bord. — Kaum hatte die kleine blonde Miß K. in der „New York Sun" die Theateranzeigen durchflogen, so rief sie freudig aus: „Oh, im Standard Theatre wird ja gerade ‚Charley's Tante' gespielt. Das müssen wir uns ansehen! Wollen wir heute abend nicht alle ins Theater gehen?"

Abgemacht. Ich wollte die Logen nehmen, die Damen würden sich gegenseitig abholen und wir sie am Theatereingange erwarten. Nachher Souper bei Delmonico.

Baron G. nahm mich beiseite und faßte mich mit beiden Händen am Rockkragen. „Hören Sie, lieber v. H.-W., ist das Ernst oder Scherz? Wir jungen Männer sollen diese Damen allein ins Theater führen? Ich kann es nicht fassen!"

„Natürlich, lieber G. Wir sind doch anständige Männer, und daß diese Amerikanerinnen besseren Kreisen angehören, haben Sie doch wohl längst gemerkt. Hier zu Lande können die Mädchen ohne Begleitung auf Privatbälle, Soireen, in Konzerte und Theater gehen. Wenn Sie eine Matinee in irgend einem Theater Amerikas, ob in New York oder in der Provinz, besuchen, so werden Sie dasselbe fast ausschließlich mit Damen gefüllt sehen, und die Hälfte dieser Damen sind junge Mädchen. Viele von ihnen gehen ganz allein ins Theater. Auf Bälle oder Abendgesellschaften nehmen sie ihre Kammerzofe mit, und diese holt sie mit dem Wagen wieder ab. Das ist eine so anerkannte Sitte, daß die Eltern zu solchen Soireen sehr häufig gar nicht mit eingeladen werden."

Baron G. schüttelte ungläubig den Kopf.

Mich umwendend, gewahrte ich Graf P. im eifrigen Gespräch mit einem zierlichen Fräulein, das eben an Bord gekommen

sein mußte. Graf P. erzählte ihr Verschiedenes in seinem schlechten Englisch und bat mich endlich, ihm doch dabei zu helfen.

„Nehmen Sie sich in acht," flüsterte ich ihm unbemerkt zu, „die zierliche Miß ist eine Journalistin und interviewt Sie."

Sein Gesicht zog sich vor Schrecken in die Länge. „Unglaublich," murmelte er, entschuldigte sich flüchtig bei dem Mädchen, indem er auf mich wies, und versprach, ich würde ihr bessere Auskunft geben können.

Kaum hatte ich die Kleine abgeschüttelt, so erzählte mir E., sie wäre ohne viele Umstände stracks auf ihn zugekommen, hätte ihn nach seinem Namen, seinen Absichten in Amerika u. s. w. ausgefragt, und er wäre ganz unbewußt in eine Konversation mit ihr hineingezogen worden.

„Na, lesen Sie morgen nur die ‚New York World‘," sagte ich ihm, „dort werden Sie die ganze Geschichte haarklein wiedergegeben finden."

„Das ist ja geradezu schrecklich. Also sogar zu Reporters geben sich diese amerikanischen Mädels her?"

„Ein Beruf ist doch wie der andere! Der Amerikanerin steht jeder offen mit Ausnahme des Soldaten, aber geht das so fort wie bisher, so kriegen wir in den Vereinigten Staaten am Ende auch noch weibliche Dragoner. Gesetzt den Fall, Sie wollen in Amerika bleiben und sich in New York, Boston, Chicago, San Francisco ansiedeln. Sie können sich Ihren Baugrund von einem weiblichen Geometer vermessen, Ihr Haus von einem weiblichen Architekten bauen, von weiblichen Tapezierern einrichten lassen, einen weiblichen Sekretär halten, sich von einem weiblichen Hausarzt behandeln, einer Zahnärztin das Gebiß in Ordnung halten lassen; Sie können von Frauenhänden frisiert, rasiert, massiert werden. Wollen Sie heiraten, so kann ein weiblicher Advokat Ihren Ehekontrakt aufsetzen, ein weiblicher Standesbeamter die weltliche, ein weiblicher Priester die kirchliche Trauung vornehmen. Ja noch mehr, in manchen Prairieortschaften gibt es weibliche Stadträte, Bürgermeister, ja Polizisten! In den Felsengebirgen bin ich vor Jahren sogar einer Art weiblichem ‚Buffalo Bill‘ begegnet, Miß Maxwell, die sich mit Indianern herumschoß, Büffel und Bären jagte, wie ein echter Trapper!"

„Und das ist das sogenannte schwache Geschlecht?"

„Von einem solchen kann man in Bezug auf den Beruf in Amerika wirklich kaum sprechen. Die beiden Geschlechter stehen auf vollständig gleicher Stufe. Nirgends auf Erden ist die Frau vom Manne so unabhängig. Sie hat die Gelegenheit und Mittel, selbständig zu werden, und ihr Lebenlang auf eignen Füßen zu stehen, sogar wenn sie verheiratet ist. Paßt ihr der Gatte nicht, so steht es ihr frei, sich von ihm zu trennen; die Ehescheidungen sind ja so einfach und leicht, und manche Frau wechselt ihre Gatten mit ebensowenig Zagen, wie sie etwa ihre Handschuhe wechselt! — Sie haben doch gewiß von der Eisenbahnstation in Dakota gehört, wo der Zug dem amerikanischen Volkswitz zufolge zwanzig Minuten für Ehescheidungen anhält?" —

An demselben Abend saßen wir alle in zwei Logen des Standard Theaters, um „Charley's Tante" zu sehen — fünf Herren, vier Damen. Zwei der letzteren waren bei der Landung in Hoboken von New Yorker Verwandten erwartet worden. Wir wurden vorgestellt, erwähnten die angenehme Reise, die Theaterpartie im ‚Standard‘. „All right," war die Antwort, „that's all right."

Nach dem Theater Delmonico, dieses eleganteste der New Yorker Restaurationen. In dem großen, nach dem Madison Square gelegenen Saale war jeder Tisch besetzt. Herren im Frack, Damen in kostbaren Abendtoiletten. Champagner stand in Eiskübeln neben ihnen, und die Tische waren mit Blumensträußen geschmückt, mit Leckerbissen bedeckt. Während wir uns zwischen den fröhlich zechenden Gästen zu unserem Tisch hindurchwanden, tauschten unsere zwei New Yorker Misses mit verschiedenen Anwesenden Grüße aus. Zählten sie doch beide zu dem sogenannten „smart set." Mit manchen Bekannten wechselten sie Händedrücke und einige Worte über ihre Europareise, ihre Pläne. Ihre Begleiter, Graf P. und Baron G., wurden vorgestellt.

Gegen ein Uhr verließen wir Delmonico. Wir brachten die Damen zu ihren harrenden Equipagen und verabredeten Besuche bei ihnen für den nächsten Nachmittag, „for a cup of tea," wie sie sagten.

Am nächsten Morgen trafen wir Männer

uns beim Frühstückstische. „Die Geschichte war gestern ein bischen teuer," warf G. leicht hin, als wir Abrechnung machten, „zwanzig Dollars auf den Mann, achtzig Mark! Hm! Bei uns in Europa können wir den Spaß billiger kriegen!"

„Gewiß," erwiderte ich. „Und dabei hat man gewöhnlich auch mehr davon. Sie können hier nach kurzer Bekanntschaft mit einer Dame ihr Geschenke machen, mit ihr ausreiten, Segelpartien machen, ins Theater und Konzert gehen. Sie werden sich in sehr bedeutende Kosten stürzen, und schließlich wird sie Ihnen Ihre Liebenswürdigkeit möglicherweise mit einem kurzen „Thank you!" vergelten. Weiter nichts. Es mag ja seinen eignen Reiz haben, mit einer jungen bildschönen Miß ohne Elternbegleitung derlei Vergnügungen mitzumachen, und manche Europäer erwarten nun meist irgend welches galante Abenteuer. Aber sie werden gründlich getäuscht. Alles geht gewöhnlich in größter Ordnung vor sich. Sie können vielleicht nicht das flüchtigste Handküßchen als Dank ergattern. Die Eltern mögen Sie einmal zum Dinner, ein andermal zu einem „afternoon tea" oder einem „hop" (Kränzchen) einladen, aber so ganz selbstverständlich ist dies lange nicht. — Derlei Dinge sind natürlich in Deutschland unerhört, aber hier sind sie „all right," ein schrecklich dehnbares Wort, der reine Honigfaden. In manchen Kreisen besteht man darauf, eine Freundin, sei es eine junge ebenso hübsche Miß oder eine junge Witwe oder eine Gesellschafterin als ‚Chaperon' bei solchen Escapaden mitzunehmen. Damit ist aber das Flirten nicht etwa erschwert, sondern eher noch leichter gemacht. Ist doch der Chaperon dabei, und damit ist es „all right".

„Eine Erklärung des ‚Flirten' wollen Sie? O, diese Einfalt! Erklären läßt sich das nicht. Flirten ist eine amerikanische Erfindung, ein Produkt der Überkultur. Die Orientalen kennen es nicht, und Adam ist wohl auch gleich ohne Flirten auf sein Ziel losgesteuert. Im Vergleich zur Paradiesesschlange ist das Flirten der reine Floh. Es beißt ein bißchen, juckt ein bißchen, aber ist nicht giftig. ‚Flirting' haben viele Amerikanerinnen für ihr Leben gern — ein Nichts, und doch im Grunde genommen viel mehr als ein Kuß, eine Umarmung. Ein Kuß ist eine definierbare That, Flirten nur ein Spiel, das zu weiterem reizt, aber zu nichts weiterem führt. Die Amerikanerinnen sind wie Stecknadeln; der Kopf bleibt immer draußen. Das Gewebe des Anstands muß schon sehr leicht sein, wenn auch der Kopf darin versinken soll."

„Eine Frage," warf Graf P. ein. „Haben Sie bemerkt, daß Miß K. den ‚Grafen' sehr betonte, als sie mich gestern abends ihren Bekannten vorstellte? Hier in diesem Lande republikanischer Gleichheit hätte ich dies nicht erwartet."

„Gerade hier legt man in gewissen Kreisen auf Titel mehr Wert, als anderswo. Die fashionablen Misses lieben es, mit noblen Bekanntschaften zu kokettieren. Sie lassen sich von vornehmen Europäern gern den Hof machen, prunken mit ihnen bei ihren minder bevorzugten Schwestern und sehen ihre Namen gern in solch' vornehmer Gesellschaft in der Zeitung. Doch, à propos Zeitung." — Ich ließ mir von einem Aufwärter die ‚World' bringen. — „Hier, Graf P., haben Sie die Interview von gestern morgen."

P. nahm das Blatt zur Hand. Auf der ersten Seite stand unter auffälligen Überschriften eine ganze Spalte über ihn. Aussehen, Auftreten, Kleidung waren darin haarklein geschildert. Auf einer anderen Seite des Blattes befand sich unter den „Society news" auch schon eine kleine Notiz über unseren Theaterabend. Unsere Namen und jene der Damen waren darin angeführt und die Toiletten der letzteren beschrieben.

„Wie, zum T . . . . ., konnte denn die Zeitung diese Einzelheiten erfahren haben?"

„Sehr einfach. Vielleicht haben die Damen bei Nachmittagsbesuchen oder bei Delmonico von der Theaterpartie erzählt, oder am Ende hat eine von ihnen unsere Namen der Zeitung gar selbst telephoniert. Viele Damen der Gesellschaft haben ihre Verbindungen mit den Society Editors, und was in ihrem Hause gesellschaftlich vorgeht, wird am nächsten Morgen haarklein in den Blättern erzählt. Schlagen Sie irgend eine Tageszeitung des großen Yankeelandes auf, und Sie werden mit wenigen rühmlichen Ausnahmen eine oder mehrere Spalten mit kleinen Notizen gefüllt finden, welche die gegenseitigen Besuche, Reisen, Toiletten u. s. w. von Hunderten amerikanischer Misses getreu rapportieren.

Je häufiger ihr Name darin zu finden ist, desto mehr schmeichelt es ihrer Eitelkeit, desto mehr werden sie gesucht. Die Eltern werden in diesen Notizen häufig gar nicht erwähnt, als ständen die Misses ganz unabhängig in dieser Welt."

Während unserer Gespräche wurde an den anderen Tischen des großen Speisesaales das Frühstück eingenommen. Damen und Herren und Kinder kamen und gingen, gruppenweise oder einzeln, je nachdem. An dem uns nächsten Tische nahm ein älterer Herr meiner Bekanntschaft gerade seinen Morgenthee ein, flog hastig durch die „New York Sun" und empfahl sich. Ein Viertelstündchen später nahmen seine Gattin und seine zwei jüngsten Kinder an demselben Tische Platz. Ich begrüßte sie. „Wo ist denn Ihre älteste Tochter?"

„Sie war gestern im Theater und kam erst sehr spät nach Hause. Sie wird wohl bald herunterkommen."

Mama und Geschwister waren längst wieder fort, als das Fräulein erschien und mit ihrem Frühstück nachexerzierte. Ähnlich wie hier kamen, wie gesagt, auch bei anderen Familientischen die Mitglieder eines nach dem anderen, als ob jedes für sich allein leben würde. Wie beim Frühstück geht es auch beim Lunch, beim Dinner. Selten ist die Familie vereint. Um den Sorgen der Hauswirtschaft, der in Amerika schrecklichen Dienstbotenplage zu entgehen, wohnt ein ganz erheblicher Prozentsatz amerikanischer Familien in Hotels und Boardinghäusern. Das Familienleben in unserem Sinne wird dadurch bei vielen gründlich gelockert, ja zerstört. Jeder geht frei seine eignen Wege. Es ist, als bestände keine Blutsverwandtschaft unter ihnen, nur eine Art Kameradschaft mit verschiedenen Sympathien, Berufsarten, Neigungen. Die Autorität der Eltern ist lange nicht so ausgesprochen, wie bei uns, wenn sie überhaupt vorhanden ist. Wie wäre eine solche auch möglich? Vater und Mutter entstammen vielleicht den unteren Volksklassen, sie haben geringe Schulbildung genossen und sich nur durch Fleiß, Ausdauer oder durch glückliche Zufälle ein großes Vermögen erworben. Dafür wird bei den Kindern, vor allem bei den Töchtern, das Versäumte nachgeholt. Die Eltern haben die Mittel und das Bestreben, in „höhere" Gesellschaftskreise emporzuklimmen, aber es fehlt ihnen das Wissen, das Benehmen, die Bildung. Deshalb müssen die Töchter repräsentieren lernen. Im Elternhause können sie sich diesen gesellschaftlichen Schliff nicht anlernen, sie werden deshalb in „Colleges" erzogen, eigne Lehrer bringen ihnen die Schönheit und Grazie der Bewegungen, die Art des Stehens, Gehens, Sitzens, Tanzens bei; sie lernen, „wie man sich räuspert und wie man spuckt," die Art des Konversierens, Begrüßens, ja für den Stimmausdruck gibt es eigne Schulen. Und die jungen Amerikanerinnen besitzen ein erstaunliches Anpassungstalent. Sie lernen uud begreifen rasch und eignen sich in kurzer Zeit so viel Grazie und Takt an, daß man in vielen Häusern über den niedrigen Ursprung hinweggetäuscht wird. Diese Misses mit den hübschen Köpfchen und naiv klugen Augen können sich mit merkwürdiger Findigkeit in die verschiedensten Lebenslagen hineinpassen. Ich habe in London, in Paris, Rom und — anderswo Fürstinnen und Gräfinnen getroffen, die ihrem Range alle Ehre machten, in der Gesellschaft mit Glanz und Vornehmheit repräsentierten und die ursprünglich nur einfache Amerikanerinnen waren, von niedriger Herkunft. Durch ihre Schönheit, ihren Scharfsinn, starken Willen nnd last not least — ihr Geld kamen sie zu vornehmen Heiraten. —

Nachmittags statteten wir unseren jungen Bekannten Besuche ab. Andere junge Damen ihrer Kreise waren eingeladen worden, uns zu treffen, wir wurden vorgestellt, auch dort zu Besuchen, Ausflügen u. s. w. geladen, kurz, meine Reisegefährten waren nun, wie man zu sagen pflegt, „lanciert." Sie bedurften meiner nicht mehr, und ich trat am nächsten Tage meine eigne Badereise nach Narragansett Pier*) an.

Die Ungezwungenheit, deren sich die Amerikanerinnen zu Lande erfreuen, setzen sie auch im Wasser fort. Die Toilette thut hier gar nichts zur Sache. Mit der rührendsten Naivetät winken und nicken und rufen sie den in Schwimmtricots dem Bade zueilenden Herren ihres Bekanntenkreises zu, bewerfen einander mit Sand, bespritzen sich mit Wasser und tragen

*) Siehe Hesse-Wartegg: „Tausend und ein Tag im Occident." Leipzig, Carl Reißners Verlag. 1894.

wahre Fastnachtslustigkeit zur Schau, Herren und Damen bunt gemischt. Dabei zeigen die letzteren so frisches, unschuldsvolles Lächeln, wie Kindchen in der Badewanne.

Nach dem Bade pflegen die Misses, begleitet von ihren Bewunderern des starken Geschlechts, in triefendem Badeanzug den Strand auf und ab zu laufen, um das Blut wieder in Wallung zu bringen. Schließlich lösen sie vielleicht noch ihre Haarflechten los, um sie von ihren Bewunderern sorgfältig abtrocknen zu lassen! Dann wird rasch Toilette gemacht, und die ganze Gesellschaft begibt sich nach dem Kasino, um dort bei den Klängen der Kurmusik Erfrischungen einzunehmen. An diesem Tischchen hier sitzt eine junge unternehmende Miß ganz allein bei einem Gläschen Whisky und man erzählt sich, sie hätte bei dem Restaurateur eine laufende Rechnung. Die junge Witwe aus Baltimore, die im tête-à-tête mit einem New Yorker Millionär oben auf der Kasinogalerie sitzt, hat eine eigne Villa gemietet und empfängt mit Vorliebe Herrenbesuche. Aber sie gehört den fashionablen Kreisen Baltimores an, und niemand würde es wagen, an ihrer Tugend zu zweifeln. Jenes junge Pärchen dort ist auf einer Jacht ganz allein von New York auf Besuch herübergekommen. „Wohl ein Ehepaar?" frage ich. Gott bewahre. „Also doch verlobt?" Fällt ihnen gar nicht ein.

Nachher Lunch. An einem großen Tische in der Mitte des Speisesaales sitzen zehn junge Leutchen fröhlich beisammen, fünf junge Herren und ebenso viele zierliche Misses. Geschwister oder Verwandte? Gar kein Gedanke. Töchter der Villenbesitzer, kaum bekannt miteinander. Wurden erst bei Tisch einander vorgestellt. Der junge Herr an der Spitze der Tafel, Mister Brown oder Mister Green, hat einfach seine Bekannten zu einem Lunch eingeladen. — Oben in den Billardsälen spielen einige Misses Carambole und Pyramides — ganz allein. Kühn und gewandt führen sie den Billardstock.

Nachmittags allgemeine Spazierfahrt. Die jungen Herren fahren mit ihren „Buggies" (leichte, von ihnen selbst gelenkte Wägelchen) bei den einzelnen Hotels vor; ihre „best girls," Misses in reizenden Toiletten, springen auf den Wagen und nehmen neben ihren „best men" Platz. Im scharfen Trabe geht es nun nach Point Judith oder Tower Hill oder nach den schattigen Wäldchen der Umgebung. „Great fun, you know." Von dem nahen Newport dampfen oder segeln Privatjachten herüber, werfen ganz nahe am Badestrand ihre Anker aus und senden in kleinen Booten ihre Passagiere ans Land. Eines Nachmittags, als ich gerade am Strande promenierte, bemerkte ich unter ihnen auch Graf P. Er war wirklich nach Newport gefahren und wohnte als Gast bei der Familie von Miß K. Die Kleine hatte es ihm angethan.

„Wahrhaftig," meinte er, „ich komme aus den blauen Wundern nicht heraus. Denken Sie sich, wir fahren täglich miteinander spazieren, zuweilen begleitet von ihrer Schwester, die älter und womöglich noch hübscher ist. Seit einigen Tagen nehmen wir sogar die Seebäder gemeinschaftlich, und die Leutchen denken sich in ihrer lieben Unschuld rein gar nichts dabei!"

„Sie wissen ja jetzt, lieber Graf, daß Sie dies bei den Amerikanerinnen nicht zu schlimm aufzufassen haben. Aber haben Sie noch keine Nachricht von H.?"

Als Antwort zog er einen Brief aus der Tasche. Poststempel Mendoza, Montana. Er lautete:

„Seit vier Tagen wohne ich hier, inmitten der Prärien, auf einer Ranch. Ich begleitete Miß — nach Chicago. Dort erwartete sie ihr Bruder. Natürlich Vorstellung, Einladung, bei ihnen auf der Ranch zu wohnen. Gemeinschaftliche Fahrt nach Montana, täglich Jagd. Miß — ein herrliches Mädchen. Kann nicht aus ihr klug werden. Macht mit mir einfach, was sie will. Hat Freundinnen eingeladen, und ich lebe wie in einem aufsichtslosen Mädchenpensionat — ein Liebesgetändel, ein Flirten und Girren wie Turteltäubchen, dazwischen Lawntennis, Reiten, Jagen, ja sogar Football! Hören Sie wohl, Football? Dieselben charmanten Dingerchen, die abends in unserem einfachen Blockhaus bei einem großen Knabeflügel — ein Flügel in der wilden Prärie! — Schumann singen, werfen morgens in kurzgeschürzten Kleidchen den Football herum, und ihre Beine fliegen empor bis zur Nasenspitze! Es ist zum Tollwerden! Natürlich bleibe ich noch einige Wochen länger."

Baron G. war nach Chicago gereist

um sich die Ausstellung anzusehen. Ich traf ihn später dort bei einer Matinée musicale in einem Privathause. Etwa fünfzig der elegantesten jungen Damen Chicagos befanden sich in den Salons. Mit reizender Unbefangenheit nahmen sie meine Vorstellung entgegen, zogen mich in die Unterhaltung, sangen Schumann, Brahms, Mascagni um die Wette, sprachen von Aristoteles und Plato, zeigten mir die schönen, an den Wänden prangenden Daubignys, Rousseaus und Corots. Jede der Damen schien ihr eigenes „Bobby“ (Steckenpferd) zu haben. Einige hatten Lieder, Sonaten ꝛc. komponiert, die gedruckt auf dem Klaviere lagen und von anderen aufgeführt wurden; andere malten in Öl und Aquarell; Miß A. besaß Rennpferde; Miß B. eine Rindviehzüchterei in Dakota, die sie selbst verwaltete; Miß C. hatte ein Buch über ihre Reisen in Südamerika geschrieben; Miß D. malte eben mit eigner Hand die Empfangsräume ihrer neuen Villa; Miß E. hatte sich auf dem Landsitz ihres Vaters eine Sternwarte eingerichtet; fast alle hatten Europa besucht und sprachen über St. Petersburg, Karlsbad und Budapest, wie etwa über Milwaukee. Kaum hatte ich mit einer der Damen einige Worte gewechselt, so erhielt ich auch schon eine Einladung. Miß A. gab morgen abend eine Theatre Party im Opernhause, Loge Nummer 4. Ich möge doch kommen. Miß B. besaß eine Sammlung alter Bücher, die sie mir zeigen wollte; bei Miß C. sollte ich orientalische Stickereien, bei Miß D. eine Kollektion südslawischer Frauenkostüme ansehen. Natürlich sollte G. überall mitkommen. Er kam aus dem Staunen gar nicht heraus. „Eine von den Mädels heirate ich sicher,“ meinte er, als wir nach Hause fuhren. „Aber ich weiß noch nicht, welche. Am liebsten alle miteinander.“

Jeder der mit offenem Auge und ein paar guten Empfehlungen in der Tasche nach dem großen Yankeelande gefahren ist, wird ähnliche Erfahrungen mit den Amerikanerinnen der Großstädte gemacht haben. Sie verbringen ihre Jugend in angenehmster Weise, unterhalten sich nach Herzenslust, genießen alles, und kommt ihnen im Alter von vierundzwanzig und sechsundzwanzig Jahren der Wunsch, zu heiraten, dann suchen sie sich einen Gatten. Geändert wird durch die Heirat nur wenig. Sie vertauschen einfach das Elternhaus mit einem anderen, ihre Lebensweise und ihre Freiheit aber bleiben nach Thunlichkeit dieselbe. Bei keinem Volke leben die Frauen der besseren Stände so wenig in den Häusern, wie bei den Amerikanern. In den Nachmittagsstunden beherrschen sie sogar in den eleganten Stadtvierteln das Straßenleben. Sie sind überall, am wenigsten aber zu Hause zu finden, und sind sie es doch, dann ist wohl gerade ihr Empfangstag. Dieser fortwährende Wechsel, die Zerstreuung und Aufregung, sind ihnen Bedürfnis. Es wäre weit gefehlt, wollte man sie alle über denselben Leisten messen. Was sie alle gemeinschaftlich haben, ist ihr Streben nach Unabhängigkeit, das selbstbewußte Auftreten, die Ungezwungenheit, die lebhafte, oft zu laute Redeweise und schließlich etwas, ich möchte sagen halb Männliches in ihrem Wesen, das sich auch ein bißchen in ihren Körpern äußert. Dies wahrzunehmen hat man ja auf der Bühne, in den Turn- und Fechtanstalten, in den Seebädern ꝛc. hinreichend Gelegenheit. Der physische Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern ist lange nicht so ausgeprägt, wie bei anderen Völkern. Hände und Füße, ebenso die Gesichtszüge, sind von großer Zartheit, aber durch Körperübungen und männliche Spiele in freier Natur sind bei vielen die Glieder gestählt, die Muskeln kräftig entwickelt; ihre Taillen sind schlank, dafür fehlt der Brust die weibliche Rundung. Viele Frauen kokettieren mit ihrer Kraft und Gelenkigkeit, nehmen an weiblichen Preisturnen und Preisfechten teil. Korpulente Frauen sind in Amerika seltener als anderswo.

Bei ihrem bewegten Leben, dem fortwährenden „Excitement,“ das sie so sehr lieben, bei den vielen Vergnügungen, durch die sie jagen, würden sie viel rascher welken, wenn sie der Pflege ihres Körpers nicht so große Sorgfalt zuwenden würden. Sie baden womöglich täglich, und über das Massieren, Turnen, über die Geheimmittelchen der fashionablen Damen erzählt man sich Wunderdinge. Aber warum sie verraten? Indessen, wie gesagt, man darf sie nicht nach einer Schablone messen, wie es etwa bei den Frauen Andalusiens oder Italiens möglich wäre. Jedes Mädchen,

jede Frau muß für sich beurteilt werden jede hat ihre eignen Neigungen, ihren körperlichen oder geistigen Sport, dem sie huldigt. Die eine kaut Gummi, die zweite beschäftigt sich mit griechischer Litteratur, die dritte raucht Cigaretten, die vierte sammelt Theetöpfe.

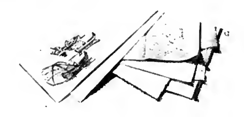
Aber jene Neigung, jene Leidenschaft, für die die Frauen anderer Völker leben, die ihr ganzes Wesen und Dasein erfüllt, ihnen das höchste Glück oder den tiefsten Schmerz verursacht, für die sie sich opfern, ja für die sie sterben können, die Liebe zum Manne wird in so leidenschaftlicher Heftigkeit von den Amerikanerinnen nur selten empfunden.

Viele Millionen Frauen des Yankeelandes sind vielleicht ebenso vortreffliche Hausfrauen, Gattinnen, Mütter, wie jene Europas, aber ihr segensreiches Wirken tritt nicht an die Öffentlichkeit. Die beste Frau ist und bleibt diejenige, von der man am wenigsten spricht. Aber die fashionable extravagante Minderheit wirkt doch wie Sauerteig auf die übrigen, ihr Einfluß geht, von den Hauptstädten in die Provinz, von der Öffentlichkeit ins Privatleben, von den oberen Ständen in die unteren, zumal in Amerika, wo jedermann frei geboren ist, wo man oben und unten gar nicht anerkennt, wo jeder sich so gut dünkt, wie der Reichste und Angesehenste, und wo die Wege zu Reichtum und Ansehen allen ohne Ausnahme offen stehen.

Auf der Rückfahrt nach Europa traf ich G. wieder im Plaza Hotel. Ich erkundigte mich nach dem Mädchen seines Herzens, der kleinen braunäugigen Miß. „Ach, sprechen Sie mir nicht von ihr!“ rief er aus. „Wissen Sie, daß sie längst verheiratet ist? Schon vor ihrer Europareise war sie verlobt, aber sie schwärmte von Baronen und ließ sich auch hier noch wochenlang die Kur machen, ohne daß irgend jemand etwas von ihrer Verlobung wußte. Sie benutzte mich einfach als Deckmantel. Als Braut hätte sie alle Bewerber und Anbeter sofort verloren, und sie wollte sich noch so lange wie möglich unterhalten. Deshalb schwieg sie sorgsam und genoß das freie Leben. Erst vierzehn Tage vor der Hochzeit platzte die Blase.“

Der vierte unserer Gesellschaft schiffte sich auf demselben Schiffe mit mir ein. Er war ein bißchen traurig, einsilbig, und seine Taschen waren geleert. Natürlich eine Herzensgeschichte. Er erzählte sie mir eines Abends im Rauchsalon. „Sie“ nahm alle seine Einladungen, seine Geschenke gern an, er wurde ihr erklärter „best man,“ sie sahen einander täglich, und besuchten sie nicht irgend welche Theater oder Vergnügungen anderer Art, bei denen er natürlich die Kosten trug, dann verbrachte er die Abende bei ihr im „Parlour.“ Schließlich gestand er ihr seine Liebe und warb um ihre Hand. Sie lachte ihm ins Gesicht. „Poor fellow — armer Junge! Es thut mir leid, aber ich denke gar nicht ans Heiraten. Fragen Sie nach ein paar Jahren wieder einmal nach.“ Er konnte sie aber nicht vergessen.

Im Herbst erhielt ich kurz nacheinander zwei gedruckte Verlobungsanzeigen aus Amerika. Graf P. und Miß K., Herr von H. und Miß X. — also zwei amerikanische Ehen mehr. Beide Damen glänzen heute in der europäischen Gesellschaft, und viele, die in ihren Häusern verkehren, wissen gar nicht, daß sie Amerikanerinnen sind. So leicht und so schnell haben sie sich in ihre neue Heimat, in ihren neuen Bekanntenkreis hineingefunden.



# Wie der Ritter von Wiesleben seine Herrin fand.

Novellette von

**Jeanne Bertha Semmig.**



Der Herr von Wiesleben saß in seiner Halle am Kamin. Ein großer Buchenklotz brannte darin, und der Rauch zog wirbelnd hinauf in den Schlot. Draußen pfiff der Wind und strich durch die Ritzen des Holzladens. Trotz des Teppichs, der diesen verdeckte, drang ein Luftzug bis an den Lehnstuhl des Hausherrn, der wie in schwerer Gedankenarbeit vor sich hinbrütete. Nun klang seine tiefe Stimme durch den einsamen Raum.

„O weh, wo ist der Wald —
Da Vöglein süße sangen,
Die Heide, die ist kahl —
... Die Heide, die ist kahl“ —

Er sah zur Decke und suchte wie verzweifelt einen Reim — es ist gar nicht so leicht, Dichter sein, und wenn man zehnmal garzün am landgräflichen Hofe war. — Nein, es kam nichts, unmutig sprang er auf und lief mit großen Schritten auf den Steinfließen herum.

„O weh, wo ist der Wald —
Da Vöglein süße sangen,
Die Heide ist so kahl ...“

„Wo wir zu zwei'n gegangen.“

Eine klare Frauenstimme ergänzte es mit leisem Spotte. — Er hob den Vorhang auf, der ein kleines Gelaß von der Halle trennte: An einer Wiege saß ein junges Weib und schaute ihn ganz gleichmütig an. Die junge Frau war sein Weib und das Kind in der Wiege ihr Erstgeborenes. — Sonderbar, daß sie gerade das Lied hören mußte, das war ja für seine hohe Herrin, die Frau Landgräfin von Thüringen, bestimmt, die mußte ja eigentlich die erste sein, die es zu Gehör bekam.

„Was machst du denn hier, Els?“

„In der Kemenate war es kalt, da trug ich das Kleine hierher. — Wenn Ihr noch so laut sprecht, lieber Herr, so werdet Ihr den Jungen wecken.“ Ihre Stimme war ruhig und klangvoll.

Der Ritter trat an die Wiege und schaute in das kleine, runde Gesicht. Mit ungeschickter Zärtlichkeit strich er dem Kinde über das krause Haar.

„Ich werde nicht mehr so laut sprechen —“, er wandte sich zur Thür, — dann sah er sich halb verlegen um.

„Du, Els, — wie war doch der Reim, den du sagtest?“

Wieder klang es halb spöttisch:

„Die Heide ist so kahl,
Wo wir zu zwei'n gegangen.“

„Das geht aber nicht,“ sprach er in heller Verzweifelung — „so was thut eine edle Frau nicht.“

Sie zuckte mit den Achseln.

„Das weiß ich nicht; zu Hofe ging ich nie.“

„Aber wie kamst du so leicht auf den Reim?“

„Muß man dazu suchen? — Das kommt so. Und als Ihr noch Junker wart, habt Ihr oft Lieder vom Hofe gesungen, da hab' ich mir manches gemerkt.“

Der Edle von Wiesleben wurde rot! Ja, ja, das hatte er gethan, da hatte er der Hohenburger Els erzählt, daß er sich eine Herrin erwählt: die Frau Landgräfin hatte ihn unachtsam auf den Fuß getreten, da wandte sie sich um und lächelte ihm halb entschuldigend zu —, und dies hochwichtige Ereignis machte sie zu seiner Herrin. — Die Els hatte ihn damals etwas erstaunt mit ihren großen Augen angesehen, gesagt hatte sie nichts. — Dann, ein paar Jahr später hatte der alte Wiesleben dem Hohenburger einen Besuch gemacht, und die Els ward dem Junker anvermählt. Sie nannte ihn willig ihren Herrn und quälte ihn nie mit Wünschen nach einer Hofefahrt. Sie war Mutter eines Kindes geworden und schaltete mit sicherer Hand, als er im Sommer zu Hofe ritt. Im Herbste kehrte er zurück, da wollte es ihm scheinen, als sei ihr Antlitz etwas schmäler geworden, aber das war wohl ein Irrtum; sie war ruhig und klar wie zuvor, wirklich eine treffliche Wirtin. — Der Ritter hatte keine Anlage zum Grübeln, sonst hätte er sich



Mittagsruhe. Nach dem Gemälde von Franz Gräſſel.

wohl den Kopf zersonnen, warum seine junge Wirtin im Sommer allein hausen mußte, während er nach einem Blick der alternden Landgräfin schmachtete — es war eben so Sitte, und das genügte seinem — trotz aller Unnatur der Zeit — kindlichen Gemüte.

Nun saß er wieder in seinem Sessel, und sein Dichten verschaffte ihm schweres Kopfweh. Da ward der Vorhang zurückgeschoben, Frau Else trat heraus, ein fast trotziges Lächeln spielte um ihren Mund. Sie legte die Hand auf seinen Arm.

„Ebbo, soll ich Euch helfen?"

Er sprang von seinem Sitze auf.

„Du, Else?"

„Nun ja," sagte sie ruhig, „ich will dir helfen, was ist dabei?"

Eine feine Röte überzog seine Stirn.

„O ich weiß, was du sagen willst — es schicke sich nicht, daß die Frau ihrem Herrn bei einem Liede helfe, das für die Herrin bestimmt ist! — Das kümmert mich nicht!"

„Dich kümmert's nicht?" — Er sah sie rasch fragend an.

„Nein!" — Wie kühl sie das sagte. — „Was einmal so Brauch ist, das rührt mich nicht. Ich spreche geradezu, Herr, das ist nun so bei mir, Ihr wißt's von früher. Wenn ich nun will, daß Euer Lied gefalle, ist das nicht ein rechter Wunsch? Laßt sehen, ob die Frau Landgräfin Euch nicht eine Rose dafür zuwirft."

„Spottest du?"

„O nein, ich spotte nie." — Und sie setzte sich ihm gegenüber. „Wollen wir anfangen, Ebbo?"

Der Ritter hatte seinen alten Platz wieder eingenommen, unter dem klaren Blicke seiner jungen Ehefrau wurde es ihm schier unbehaglich, und seine Stimme schien nicht ganz sicher, als fürchte er ihr Urteil.

„O weh, wo ist der Wald,
Da Vöglein süße sangen,
Die Heide ist so kahl —
Wo wir zu zwei'n gegangen."

„Ihr meintet doch, das ginge nicht?" fragte sie.

„O es geht doch," sagte er eifrig und froh, etwas weiterzukommen. „So wahr braucht ja alles nicht zu sein, es ist sogar besser."

„Ganz gewiß," nickte die schöne Else und lächelte unmerklich. „Also so singt der Ritter, der seiner Fraue gedenkt — und was meint Ihr, Ebbo, — was nun kommen wird nach der Klage um alte Zeit?"

„Ein Wunsch," kam es rasch von seinen Lippen.

„Ja, ihr anderen wünscht immer; aber wer weiß denn, ob die Fraue noch an den grünen Pfad denkt? Ich meine, er soll nun so fragen:

„Denkst du, Fraue, noch der Zeit?
— Sonst will es mich bedünken,
Die Minne sei verschneit."

Wie sie das so ruhig sagte, als wisse sie von gar nichts in der Welt, — das Antlitz des edlen Ritters war schier verblüfft. Sie merkte das und suchte ihn abzulenken.

„Ihr müßt aber mitthun, Ebbo! Auf eine Frage gehört eine Antwort. Was soll nun die Frau sagen?"

„Weißt du es nicht auch, Els, — ich finde nichts —," sagte er ehrlich. „Früher ging es viel besser, woher das nur kommt?"

Sie sah ihn unbefangen an.

„Fühlt Ihr nicht von selber, was Ihr singen sollt? Ihr müßt doch am besten wissen, wie es der Frau Landgräfin gefällt, sie muß Euch doch etwas darüber sagen."

„Nichts sagt sie mir," stieß er unmutig hervor.

„Aber in Euren Liedern klingt es doch nicht so?"

„Ja, in den Liedern, das ist etwas anderes, das muß so sein. — Woher kennst du denn meine Lieder?"

„O, die sang mir der Wernher, dein früherer Geselle — er vergaß keins, das er einmal für dich aufgeschrieben hatte."

Sie sagte es leichthin. Warum verdroß es ihn so, daß der Knabe, der seine Burg verlassen, ihr die Lieder gesungen? Wegen der Landgräfin, der sie gegolten? — Er sah die Else an, die schlank und fein vor ihm saß mit frauenhaftem Ernst in dem Kindergesicht. Warum war sie nur so abweisend, — warum lächelte sie ihm nicht zu?

Nun sah sie auf und wurde ein wenig rot, daß er sie so groß ansah.

„Sollen wir weitersingen, Ebbo?"

„Du wolltest doch die Frau antworten lassen, ich möchte wissen, was du sie sagen lässest."

Sie träumte ein wenig mit wachen Augen, dann ohne ihn anzusehen:

„Um Sang und Vögelein
Was willst du Leide tragen?
Die schliefen beide ein,
Doch wird es wieder tagen —"

Sie hielt inne — er sah sie gespannt an.

„Weiter, weiter —"

Fast zagend schloß sie:

„Die Minne ruht in Eis und Schnee,
Du mußt sie selber wecken,
Damit sie nicht vergeh —"

— Es war still im Zimmer, so still, daß man sich fürchten konnte — und dann wünscht man oft, sich an jemandes Seite zu schmiegen. — Die Stille mit ihren heimlichen Wünschen ward unterbrochen.

„Wird es Eurer Herrin leidlich gefallen?" Elsens Stimme klang hart und hell.

Er sah sie fast zürnend an und schwieg.

„Ihr müßt es aufschreiben lassen — aber von wem, da der Wernher fort ist?"

Wernher hatte sonst manches Liedlein säuberlich auf Pergament aufgezeichnet: der Klosterschule früh entlaufen, ein verschlagener, kluger Gesell und ritterbürtiger Abkunft, war er wohl zu gebrauchen gewesen. Doch als sein Herr von der Sommerfahrt heimkehrte, war er ohne Grund entwichen, — nun knüpfte dieser wieder einen zerrissenen Faden an.

„Warum ist er eigentlich gegangen, Else — weißt Du das?"

Sie zuckte mit den Achseln.

„Wie kann ich für den Knaben Rede stehen?"

War sie wirklich verlegen? Er trat ihr näher und sah sie prüfend an.

„Er sang dir meine Lieder. Du sahest ihn doch oft, du weißt mehr von ihm! Ich will's wissen — es läßt mir keine Ruh, daß in meinem Hause etwas geschieht, davon der Hausherr nichts weiß."

Herrisch klangen seine Worte, doch in seinen Augen sprach etwas von Unruhe, von Verlangen — ja, wovon nur —? Sie wußte es nicht zu nennen, aber es zwang die Frau zu reden:

„Ich will dir's sagen, — nur dich schonen wollt' ich bisher. Deine Lieder sang er — damit dein Weib durch deinen eignen Gesang dir abwendig werde, und als ich das sah, da hieß ich ihn die Burg verlassen, — er blieb nicht lange."

Ihr Auge leuchtete zornig! Wie schön war sie doch, und der Ritter fühlte sich wie gedemütigt bei ihren Worten.

„Aber du wußtest, daß die Lieder einer anderen galten! Konntest du nicht denken —"

„Schweig," rief sie, und nun blitzte ihr Zorn auf ihn, „was kümmert's mich, ob mein Herr über Land zog einer Frau zu Gefallen — sein Herd sollte rein bleiben wie ich."

„Else," rief er und streckte ihr die Hände entgegen — sie schien es nicht zu bemerken, sondern stand mit fest gefalteten Händen da und schaute in die Gluten.

Ihm schien ein Gedanke zu kommen. Er führte sie an den Lehnsessel und zwang sie liebevoll hinein.

„Also schreiben kann ich meiner Herrin die Weise nicht —, ich denke, es ist auch nicht notwendig. — Ob sie es wohl ebenso gern hören wird? — Was meinst du, Else?"

„Ich weiß nicht —". Ihre Ruhe war dahin, sie zitterte; fragend sah sie ihn an, als wisse sie nicht, was er wolle.

Da setzte er sich zu Füßen der Bebenden nieder und sprach leise und eindringlich:

„O weh, wo ist der Wald,
Da Vöglein süße sangen,
Die Heide ist so kahl,
Wo wir zu zwei'n gegangen."

„Zu zwei'n, Else," wiederholte er mit weicher Stimme.

„Denkst du, Fraue noch der Zeit?
— Sonst will es mich bedünken
Die Minne sei verschneit."

„Ist denn die Minne verschneit, Else? Weißt du nun, wer meine süße Fraue ist?"

Er schlang die Arme um sie und zog die vor Wonne Schauernde an sich. — Sie sah ihn erst an, als geschehe etwas Unfaßbares, — dann schmiegte sie ihre Wange an die seine und flüsterte:

„Du brauchst die Minne nicht zu wecken, — sie hat so lang auf dich gewartet — Liebster." —

---

So fand der Ritter von Wiesleben seine wahre Herrin. —


Eine Kolonie von grauen Reihern.

# Aus Sumpf und Ried.

Von

**Ernst von Dombrowski.**

Mit acht Originalzeichnungen von

**Carl von Dombrowski.**



Wenn das altklassische Sprichwort, daß über den Geschmack nicht zu disputieren sei, irgendwo seine volle Berechtigung hat, so ist dies bei der Jagd der Fall. Mögen auch gewisse, zum Teil seit Jahrhunderten feststehende zunftmäßige Regeln die jagdlichen Genüsse sozusagen kastenartig in „hohe“ und „niedere“ einteilen, mag die Mode, die längst einen leider nicht immer nutzbringenden herrschenden Einfluß auch im Weidwerk errungen hat, gleichfalls eine Stufenleiter der weidmännischen Freuden aufstellen, — zum Schlusse entscheidet doch immer neben der körperlichen Eignung und der bei der Jagd so sehr in die Wagschale fallenden Geldfrage die persönliche Vorliebe. Der zwischen rotglühendem Heidekraut ergraute Weidgeselle kennt keine höhere Freude als die, den edlen Birkhahn bei seinem Liebeswerben zu belauschen, wenn die zögernd aufgehende Aprilsonne die alten Föhrengipfel mit rosigem Schimmer überflutet und die schweren



Austernfischer und kleine Bekassinen.

weit ausgedehnte Sumpf hat seinen Reiz. Wer ihn etwa nur von einer Dampferfahrt auf einem der östlichen Ströme her kennt, dem schwebt er als eine im Herbst und Winter gelbbraune, im Frühjahr und Sommer eintönig grüne, unendliche Rohrfläche vor, die keinen Wechsel bietet als ab und zu einen seeartigen, trüben Wasserspiegel; lernt man aber ein solches Gebiet im Wandel der Jahres- und Tageszeiten näher kennen, dann geizt es nicht mit eigenartigen Reizen, dann entrollt sich in den scheinbar so wechsellosen Rohrwäldern oft ein unbeschreibliches, vielgestaltiges Leben, und die Landschaft selbst erscheint nicht mehr tot, in ihrer vollen Abgeschiedenheit übt sie einen bald prickelnden, bald schwermütigen Zauber aus, der nur ihr eigen ist.

Glüht die Mittagssonne im Hochsommer erbarmungslos vom wolkenlosen Firmament herab oder bannt der Winter den Sumpf in starre Fesseln, dann hat er nur zwei Farben, das Grün oder Gelb des Rohres und das trübe oder glitzernde Blau des Wassers oder Eises. Wie aber, wenn in einer Farbenpracht, wie man sie nur in den großen Ebenen des Ostens findet, die Morgensonne aus dem Nebelgewirr emporsteigt oder die Abendsonne hinter einer wie in hellem Brand auflohenden Wolkenburg versinkt, oder der Gewittersturm das Rohr peitscht und die Wasser zischend aufschäumen läßt! Hei, wie da die sonst so trägen Geister des Sumpfes wild ankämpfen gegen den zürnenden Wettergott! Und wie dann wieder, wenn der Regenbogen seinen Fuß in den kaum beruhigten Wasserflächen badet, in schillernder Sonnenglut nach und nach alles in tiefe Ruhe zurücksinkt, aus der nur das nie verstummende Geschwätz der Rohrsänger weithin schallt!

Die Landschaft selbst ist nicht so farbenarm, wie sie auf den ersten Blick hin erscheint, das Leben der beschwingten Bewohner aber, die sie birgt, spottet in seiner Vielartigkeit jeder Beschreibung. Zwischen dem winzigen Abendfalken, der auf einer

blassen Frühnebel in duftigem Goldrauch zerstäubt; der Hochgebirgsjäger tauscht nichts für die Wonne ein, dem kapitalen Gemsbock in der Brunft die Kugel unter den Bart zu setzen; der Glückliche, der ein Revier in den Karpathen sein eigen nennt, zählt zu den herrlichsten Augenblicken seines Jägerlebens die, in denen er dem dröhnenden Schrei des Urwaldhirsches gelauscht, bis im gegebenen Moment die treue Büchse das herrliche Bild des minnewerbenden Königs der Wälder zerriß. Und so hat jeder Jäger seine besondere Vorliebe, und jeder weiß sie in seiner Weise als die gerechtfertigteste darzustellen. Wer aber in Nord und Süd alles genossen, was die keusche Göttin zu bieten vermag, der wendet sich jenen Jagdarten zu, die am meisten Abwechselung bieten, jenen Jagdarten, die bei jedem Schuß immer wieder neue, vielleicht früher nie heimgetragene Beute liefern, und unter diesen Jagdarten nimmt die in Sumpf und Ried wohl für jeden nicht von Gicht oder Rheuma geplagten Jäger den ersten Rang ein. Wer vollends nicht bloß das Schießen liebt, sondern Jäger im echten Sinne des Wortes und als solcher auch mehr oder weniger Zoologe ist, der steht bei der Wasser- und Sumpfjagd vor einem unerschöpflichen Born, der in ewigem Wechsel immer wieder neues Material zu hochinteressanten Beobachtungen hervorsprudelt.

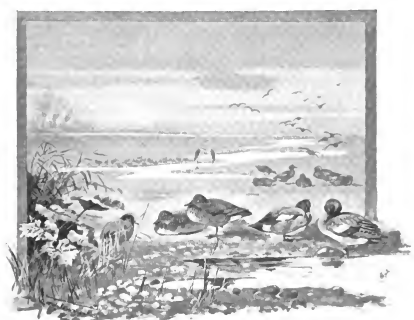
Freilich ist der landschaftliche Rahmen, in dem sich hier die jagdlichen Scenen abspielen, nicht so großartig wie jener, aus dem im Bergwald der gewaltige Brunsthirsch, im schroffen Hochgebirge der schmucke Gemsbock hervortritt, aber auch der meilen-

kleinen Weideninsel seine Kinderstube aufgeschlagen und dem gewaltigen Seeadler, dessen Horst eine uralte Silberpappel am Flußrande krönt, zwischen den winzigen Schilfsängern und der kaum mehr als lerchengroßen stummen Bekassine und dem Edelreiher und Kranich, zwischen dem emsig über die breiten Blätter der wuchernden Seerosen hinhuschenden Zwergsumpfhuhn und dem Schwan und Pelikan reihen sich die Mittelglieder zu einer endlosen Kette wechselnder Gestalten.

Selbst in der Nacht pulsiert tausendfältiges Leben. In den eintönigen Chor der Milliarden von Fröschen und Unken mischt sich das Herumplätschern der Enten, das dumpfe Brüllen der Rohrdommel, der Klageschrei des träge umherziehenden Triels, das Aufschnellen eines vom Otter getriebenen Fisches, der helle Ruf des Wasserhuhnes, und wenn sich im Osten der erste Farbenton in das Grau der Nacht drängt, bringt jede Minute neue Töne in die gewaltige Fuge aus ungezählten Vogelkehlen........

Pfeilschnell saust das feurige Dreigespann mit uns über die tischglatte Pußta, Scharen von Kibitzen und Brachschnepfen aus ihrem Schlummer aufstörend, und wie der Morgen zu grauen beginnt, erreichen wir den Sumpfrand, wo bereits ein alter, jagdkundiger Fischer mit seinem nußschalenartigen Kahn harrt. Rasch sind die Gewehre aus den Futteralen genommen, Patrontasche und Rucksack im Stern des Bootes untergebracht, und lautlos schiebt der Alte nun sein Fahrzeug auf dem schmalen Kanal vorwärts, den beiderseits doppelt mannshohe Rohrwände säumen. Ab und zu steht rechts und links dicht neben dem Kahn eine Ente oder Wildgans aus dem Rohrgewirr auf, für uns unsichtbar, ab und zu huscht eine ganze Schar von Enten gespensterhaft schnell über die schmale Lücke vor uns; mancher Schuß ließe sich schon jetzt im fahlen Dämmerlicht anbringen, wir wollen uns aber das schöne Bild nicht zerstören, das unser auf der ersten großen Blänke harrt.

Halbstündige schweigsame Fahrt liegt hinter uns; da wird der Alte immer vorsichtiger in seinen Bewegungen und immer lauter erschallt vor uns ein Gewirr von



Frühmorgens auf einer Blanke. (Fischreiher, Pfeif- und Krickenten.)

Stimmen. Endlich, wie eben der erste Sonnenstrahl die breiten, auf- und niederwallenden Nebelschwaden durchbricht, mündet unser Kanal auf eine seeartige, zum größten Teile von Wasserrosen bedeckte Blänke aus, und nun stehen wir vor einem Stück Vogelleben, wie es eben nur der große Sumpf birgt. Dort, wo das Wasser frei ist, tummeln sich Scharen von Enten und Gänsen, über die dichtgedrängten, tellerförmigen Blätter der Seerosen trippeln Rohrhühner und Sumpfschnepfen hin wie über festes Land, eine seichte Stelle nehmen Reiher aller Art ein, Möwen und Seeschwalben gaukeln gleich weißen Flockenwolken umher, weiterhin fischen ein paar Kormorane, Taucher und Pelikane, Rohrweihen suchen lüstern die Ränder des Rohrwaldes nach Nestern ab und hoch in der klaren Morgenluft schwebt der stolze Beherrscher dieser beschwingten Welt, der Seeadler. Einige Sekunden weiden wir uns an diesem Bilde, da hat uns aber eine nahe am Kahne vorbeischwimmende Stockente bemerkt, quakend erhebt sie sich und nun ist es Zeit, die Büchse sprechen zu lassen. Rasch ist ein würdiges Ziel erfaßt, und in den Knall der beiden Schüsse mischt sich sinnbetäubendes Plätschern, Schreien, Kreischen und Schwingensausen. Entsetzt erheben sich die Vogelscharen, oft direkt auf uns zu streichend, und wieder dröhnen die Schüsse durch den infernalischen Lärm, bis alle befiederten Bewohner dieses Unglücksortes nach allen Seiten hin geflüchtet sind oder hoch über uns schweben, entrückt jeder Gefahr.

Jetzt ist unser Alter lebendig geworden. Pfeilschnell läßt er den schwankenden Kahn bald rechts bald links hinschießen, um die Beute aufzulesen, und innerhalb weniger Minuten birgt der Kahn eine Anzahl prächtiger Vertreter der Sumpffauna, die der Ornithologe in uns wohl mit noch freudigerem Blick mustert als der Jäger. Da liegt ein alter Edelreiher mit den herrlichen schwanken Schmuckfedern, neben ihm eine große Silbermöwe, dann folgen zwei Löffelreiher, und ein rothalsiger Taucher vervollständigt nebst einem Rohrweih den Tribut, den uns die Vogelwelt in ein paar Sekunden leisten mußte.

Nach Bergung unserer Beute geht es in ähnlicher Weise wie früher weiter auf schmaler Fahrbahn zwischen hohem, alle Aussicht abschließendem Schilf und Rohr, noch einige Blänken werden berührt und vermehren die Beute im Kahn, der fast keinen Raum mehr bietet. Und doch liegen die beiden Hauptziele des Tages noch vor uns: der Besuch einer großen Reiherkolonie und der Abendanstand auf Enten.



Seidenreiherkolonie.

Die beiden Bilder festzuhalten, reicht keine Feder und kein Stift aus, nur im Umriß vermag man sie anzudeuten! Am Rande einer großen Blänke liegt die Kolonie der Reiher, Tausende von Paaren bergend, die ihre Nester teils auf dem sumpfigen Boden, teils im Gezweige einer Weidengruppe angelegt haben. Nach dem ersten Schuß rollt der gleichzeitige Schlag ungezählter Flügel wie Donner über das Wasser, wie in plötzlicher Explosion wirbeln schwarze, weiße, gelbe, graue und braune Körper in ungeheuren Mengen raketenartig empor, es braust und saust ringsum, und grell gellend, dumpf grollend und heiser krächzend schallt ein Chor aus dem Sumpf und aus den



Schwergetroffener Seeadler am Horst.

Lüften, der jeder Beschreibung spottet. Einen Augenblick steht man wie betäubt, erst nach und nach kehren Ruhe und Fassung wieder und nun erst vermag man die Einzelheiten des gewaltigen Schauspieles in sich aufzunehmen. Die aufwirbelnden Massen von Reihern, von denen die größeren Arten eine Flugweite von mehr als anderthalb Meter haben, verfinstern im buchstäblichen Sinne des Wortes die Sonne; da sind sie alle, die bekannten und die fremdartigen Gestalten, denen man sonst nur in Museen begegnet: die auch der Heimat angehörenden grauen Reiher, die schwerfälligen, prächtig gefiederten Purpurreiher, die imposanten großen Edelreiher und ihre kleineren Vettern, die Seidenreiher, deren blendend weiße Schmuckfedern in der Sonne funkeln, die merkwürdigen Löffelreiher, die braunen, kupferschillernden Ibisse mit ihren langen, gebogenen Schnäbeln, die kleinen Rallenreiher mit elegantem gelbweißen Gefieder und endlich die plumpen Nachtreiher mit weißer Brust, schwarzgrünem Rücken und langen, schmalen, weißen Nackenfedern.

Bald liegen von jeder Art ein oder zwei Stücke in unserem Kahn, dann führt uns derselbe wieder weiter durch den Sumpf, über den sich nun schon leise Dämmerung zu breiten beginnt, nach dem Platze, wo unsere Trapperfahrt mit einem Anstande auf Enten ihr Ende finden soll.

Jetzt harrt unserer noch ein herrliches Schauspiel, das uns die sinkende Sonne vorführt, wie zum Lohne für die Qualen, die uns am Tage ihre sengende Glut bereitete. Auch der Sonnenuntergang auf den großen Ebenen des Ostens ist unbeschreiblich! Unter und neben dem sinkenden Gestirn schieben sich starre, düstere Wolkenmauern empor, die erst einer ungeheuren Gebirgsmasse mit Schluchten und Schrunden gleichen, dann aber ihren Gipfel zu einer Burg mit Türmen und Zinnen ausgestalten; das ist das Heim der „Vila“, der Wolkenfee, von der die südslavischen Volkslieder singen. Und nun wogen die Farben durcheinander. In das ursprüngliche Blauschwarz mengen sich gelbe, violette, rote, blaugrüne, weiße Töne, und über das Rohr hin ergießen die schrägen Sonnenstrahlen eine rosige Glutwelle. Alles schwimmt in warmem gelben und roten



Große Rohrdommel oder Moorstier.



Vom Gewittersturm überrascht.

mit einem Zauberschlag geht nun ein wahrer Hexensabbath los. Pfeilschnell huschen Hunderte, Tausende von Enten unabläßig vorbei, bald einzeln, bald in dichtgedrängten, gewaltigen Scharen. In blendender Pracht taucht der Mond empor, überzieht alles mit weißgleißendem Geflimmer, und wo Enten auf einem Wasserspiegel einfallen, sprühen zischend glitzernde Tropfen umher. Endlich läßt der Ansturm nach, das pfeifende, sinnverwirrende Schwingensausen hört auf; da und dort gellt das Auflachen eines Erpels, der Triel klagt, und nach wie vor brüllt die Rohrdommel, sonst geht jeder Ton auf in dem gleichmäßigen, tausendstimmigen Unkenruf.

Jetzt gleitet unser Kahn aus seinem Versteck auf die Blänke hinaus, um die dort liegenden geschossenen Enten aufzulesen, dann läßt ihn unser Fährmann wieder auf schmaler Fahrbahn rasch dahinschießen, bis sich sein Kiel in den Uferlehm bohrt. Rasch sind Waffen und Beute auf dem bereitstehenden Wagen verladen, und in tollem Galopp sausen die Rosse über die tischglatte Pußta, deren kurzes Gras im Mondschein schimmert, als wäre es von Reif bedeckt. Taghell fast ist die Mondnacht, wir aber genießen ihren Zauber nur halb, wir sind erschöpft und betäubt von all' dem Gehörten und Gesehenen. Halb schlummernd sehen wir uns nochmals in den endlosen Rohrwäldern, in der gewaltigen Reiherkolonie, wo unser Erscheinen eine so furchtbare Panik hervorrief, dann auf einer weiten Wasserfläche, die in der Ferne Schwäne durchziehen, dann beim Horst des Seeadlers, in glühender Mittagshitze, wo alles ruht, unter dem Wetterdach eines wallachischen Fischers, dann wieder zwischen Schilf und Rohr, bis der Abend kam mit seinem wunderbaren Farbenspiel und dem tollen Ansturm der Enten.

Da schlagen Hunde an, das Gefährt hält vor der einsamen Csárda, die uns zur Herberge dienen soll. Schneidend schallen aus ihr die Klänge von Zigeunerfideln, — und da haben wir die Stimmung

Duft, die Tümpel und Blänken sehen aus wie rotglühende Eisenplatten, und nur dort, wo der hohe Rohrwald kleinere Wasserflächen eng mit leise schwankendem Walle gürtet, dämmert ein schwarzer, lichtloser Fleck.

Nach und nach blassen die Farben ab, nur die Wasserspiegel glühen noch; die schwarzen Flächen dehnen sich aus, saugen die letzten roten Töne auf, und bleiche Nebel wallen in gespenstischen Formen auf, gleich riesigen, in lange Schleier gehüllten Gestalten. Endlich sieht es aus, als sei die ganze Gegend ein grenzenloses, wogendes Meer, alles ist formlos, an der Wolkenburg im Westen erlöschen die Lichter, und glaubte man sie früher von lodernden Flammen bedeckt, jetzt gleicht sie einer ausgebrannten Ruine.

Es ist nächtig geworden, bittere Kühle umgibt uns, die meisten Vogelstimmen schweigen, es ist still und einsam im Sumpf; nur die Rohrdommel brüllt bisweilen dumpf auf, ab und zu pfeifen die Rohrhühner und durch die dämmernde Luft zieht meckernd die Bekassine. Plötzlich schießt ein größerer Vogel mit pfeifendem Flügelschlag vorbei, gleich darauf folgen ihm mehrere, und wie

der weiten, flachen, öden und doch so farbenprächtigen Sumpflandschaft in Tönen treu wiedergegeben.

Man hat diese Musik auch in den Konzertsaal übertragen, dort aber kann sie nie so wirken wie hier; hier gehört sie her, hier, wo sie mit voller Kraft im heimischen Boden wurzelt, übt sie eine überwältigende Macht.

Wie die Fidel jetzt klagt, wimmert, seufzt, in leisen, ersterbenden Lauten eine wundersame, getragene Melodie haucht, jetzt grell aufschreit, schneidend, gellend in ein rasendes Tempo verfällt und in wirrem Wirbel ein Chaos von Tönen hervorsprudelt, die scheinbar disharmonieren und in ihrer Gesamtheit doch wieder einheitlich zusammenfließen zum Grundakkord einer Volksmusik, die wie kaum eine zweite den Charakter ihrer Heimat, der Pußta und ihrer Bewohner wiederspiegelt!

Jetzt steht sich ein junges Paar regungslos mit verzückten Blicken gegenüber, auch die anderen Zuhörer rühren sich nicht. Alles lauscht atemlos den kaum vernehmbaren Lauten; aber die Töne schwellen an, jetzt brausen sie los wie der Sturm über die Pußta rasselt, in wahnsinnigem Wirbel dreht sich das Paar, helles Jauchzen hallt durch den rauchigen Raum, die Augen blitzen und funkeln, jedem schlägt das Herz fast hörbar in der Brust, und immer und immer noch toller wird das Tempo, auch die Alten springen auf . . . . . .

Da schweigt die Musik plötzlich, der Zigeuner läßt den Arm sinken; nach einer Pause hebt er sein Instrument und jetzt sind es wieder kindlich innige Töne, die er den Saiten entlockt; ein einfaches, kleines Volkslied; die Leute lauschen stumm, wie in Gebet versunken . . . . . .

Endlich wird der Raum leer und finster, still wie draußen die Pußta. Und wie sich endlich Schlummer auf die müden Augenlider senkt, da gaukeln uns im Traume immer noch bunte Gestalten in ewigem Wechsel vor, dann in der Csárda die erregten Tänzer. Immer wieder hören wir die Fidel klagen, sehnsüchtig rufen, hell aufjauchzen, und durch das Dunkel der Nacht glüht ein Paar schwarzer Mädchenaugen . . . . . .



Aufladen der Beute zur Heimfahrt.




von

## Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Das Jahrhundert, das zu Ende geht, hat mehr die realen Kräfte, als die idealen gefördert, mehr für die Steigerung des materiellen Behagens, als für die ästhetische und religiöse Lebenserhöhung gethan. Und daher hat es sich die Titel: Jahrhundert der „Technik“, der „Maschine“, des „Realismus“, der „Naturwissenschaften“ wohl verdient. Ebenso kennzeichnend aber wäre der Beiname „Jahrhundert der Zeitung“, denn nicht nur unsere Litteratur, — unsere ganze Kultur ist auf dem besten Wege, sich zu einer Zeitungskultur zu entwickeln. Keine frühere Epoche hat von sich selbst ein so getreues Spiegelbild geschaffen, wie die unsere in der Journalistik, wenn diese als ein Ganzes gefaßt wird. Aber die Zeitung ist nach und nach weit mehr geworden, als ein bloßer Abdruck, ein Wiederhall der Ereignisse, sie hat sich zu einem Faktor herangebildet, der auf die Ereignisse selbst bestimmend einwirkt, und der die Kultur, deren Sprößling er ist, aus seiner geistigen Eigenart heraus aufs stärkste beeinflußt und umgestaltet. Daß dieser Einfluß nicht überall ein förderlicher ist, daß er vielfach einer Vertiefung der Anschauungen und Empfindungen hemmend entgegenwirkt, darüber besteht wohl kein Zweifel. In einer bestimmten Richtung jedoch übt die Zeitung ohne Frage eine ebenso bedeutsame wie erwünschte Wirkung aus, — sie leistet die erfolgreichste Gegenarbeit gegen den maßlosen Specialismus unserer Zeit. Auf allen Gebieten ist die Arbeitsteilung Princip und Losung. Ja, man darf statt Teilung schon sagen Zersaserung. Sind wir doch bald so weit, daß der Schneider, der die Knopflöcher ausnäht, nicht mehr versteht, Knöpfe anzunähen, daß der Augenarzt genötigt wird, sich noch weiter zu „specialisieren“ zum rechtes- und linkes Augen-Arzt, der Zahnarzt zum Backen- Eck- und Schneidezahnarzt. Diesem Zug unserer Kultur gegenüber wirkt die Zeitung ausgleichend und ergänzend. Es ist kaum noch ein größeres Journal lebensfähig, das nicht neben der Politik auch die gesamte Geistesthätigkeit der Zeit berücksichtigte, das nicht von den Fortschritten in allen Fächern und Feldern ein umfassendes Bild entrollte und den Leser über das vielgestaltige Leben in Kunst und Wissenschaft, in Religion und Ethik auf dem „Laufenden“ erhielte. Jeder Specialist findet in der Zeitung, diesem modernen Mikrokosmos, die Universalität, der ihn sein Beruf zu entfremden droht. In diesem bequemen Allesmitlebenkönnen liegt wohl der unwiderstehliche Reiz der Zeitung begründet. Ein gewisses Streben nach Allseitigkeit ist der Presse von ihrem Ursprung an eigen. Aber der Weg von dem altväterischen Lokalblättchen, das sich die Nachrichten vom Zufall zusammentragen ließ, bis zu dem heutigen Weltblatt, das in jeder Weise dahin organisiert ist, alles zu erfahren, ist so weit wie der vom Ochsenkarren zur Lokomotive... Der eigentliche Pionier dieser journalistischen Universalität ist oder war vielmehr dereinst der „Feuilletonist“. Seine Blütezeit ist schon vorbei, denn statt der leichten Plauderei verlangt der heutige Leser auch unter dem Strich ernsthafte Belehrung. In älteren Tagen jedoch war der Feuilletonist, der Causeur der wahre spiritus rector der Zeitung. Er griff jede Frage, jeden Gegenstand auf, der gerade aktuell war und schwatzte und plauderte darüber so keck, amüsant und oberflächlich wie nur möglich, am reizvollsten dann, wenn er von der Sache gar nichts verstand. Und er verstand gewöhnlich von keiner Sache mehr, als sich innerhalb fünf Minuten aus dem Konversationslexikon herauslesen läßt. Mit Hilfe dieses Zauberbuchs geistreichelte er über Theater und bildende Kunst, über die jüngste Nordpolfahrt und die neueste Fischsauce, über die Zukunft der Elektricität und die Philosophie des Reifrocks, über die Ausgrabungen in Ninive und die Sittlichkeit der Marsbewohner. Immer witzelnd, sarkastisch, krittelnd, hier und da aber auch mit einem Zuschuß von Gemüt und Empfindsamkeit. In Berlin waren die Meister dieser Feuilletonistik der Reihe nach Glaßbrenner, Kossack, Paul Lindau; weit fröhlicher jedoch, als an der Spree, gedieh die Causerie auf dem leichten Boden der Donaustadt. Aber auch in Wien ist gegenwärtig die feuilletonistische Plauderei nur noch ein Nachhall von gestern. Einer der Wenigen, der noch heute diese litterarische Spielerei pflegt, wie er sie Jahrzehnte hindurch pflegte, der heute wie gestern alle litterarischen Zahlungen in „Kleiner Münze“ (Breslau, 1878) abmacht, in Nickel und Kupfer und Silber, nur nicht in Gold, ist der Wiener Ferdinand Groß. Es läßt sich ganz gut der Typus des Plauderers und Skizzisten an ihm studieren. Ob man zu diesem Zwecke die älteste seiner Sammlungen oder die jüngste „In Lachen und Lächeln“ (Stuttgart, Ad. Bonz & Co.) wählt,

macht nicht viel aus; so ein echter Feuilletonist schreibt im fünfzigsten Lebensjahr, wie er im zwanzigsten schrieb. Vom Essayisten unterscheidet sich der Plauderer dadurch, daß jener den Gegenstand, den er behandelt, ernst nimmt, ihn zu ergründen und alles, was er geistig an Anregung bietet, aus ihm herauszuholen sucht. Für den Plauderer aber hat der Gegenstand an und für sich gar keinen Wert; er dient ihm zu weiter nichts, als seinen Witz daran zu üben und die Raketen der eignen Geistreichigkeit an dem Stoff zu entzünden. Mit Vorliebe geht der Feuilletonist darauf aus, der allgemeinen Ansicht über irgend eine Frage, irgend ein Ding der Welt ein Schnippchen zu schlagen; er ist glücklich, wenn er an dem Gegenstand eine Seite entdeckt, die noch niemandem aufgefallen ist. Und er widersteht niemals dem Drange, sein Paradox an den Mann zu bringen, selbst auf die Gefahr hin läppisch zu werden. Dieser Gefahr entrinnt auch Ferdinand Groß nicht immer. So ergeht er sich in einer Plauderei über die Taschenuhr. Jeder Alltagsmensch sieht in dieser kleinen Maschinerie ein nützliches Instrument. Folgerichtig bemüht sich der Feuilletonist, sie als ganz wertlos und unausstehlich zu erweisen. Mit Hilfe einiger Übertreibung — die Hyperbel ist das Hauptwerkzeug des Plauderers — gelingt das auch ganz gut. Nur kann man sich zuguterletzt des Eindrucks nicht erwehren, daß in diesem Falle die Spielerei mit Worten nahe ans Kindische grenzt. Ergötzlicher wirkt es, wenn Groß seine Hyperbeln und Paradoxe satirisch verwendet, wenn er eine Zeiterscheinung, die auch der ernsthaften Betrachtung Bedenken abnötigt, ins Lächerliche zu ziehen sucht. Von dieser Art sind die Plaudereien „Eine neue litterarische Schule“ und die „Jubiläenfabrik“. Mit fröhlichem Humor verspottet Groß die Sucht, neue „Richtungen“ zu begründen. In der Versammlung von Neugründern, in die er den Leser führt, begeistert man sich zunächst für die Schule der „Telegrammisten“, die Romane, Dramen, Novellen im Depeschenstil abfaßt. Eine der Telegrammnovellen beginnt: „Mond bleich. Garten Schlosses Paar. Liebe geschworen. Ohne einander nicht leben. Vater Mädchens protestiert. Paar Selbstmordgedanken. Noch nie gestorben. Tod Geheimnis. Wollen Rätsel lösen.“ Übertrumpft aber werden die Telegrammisten von den „Interpunktisten“, die keiner Worte, keiner Silben, keiner Laute mehr bedürfen, sondern alle Empfindungen und Gedanken durch Interpunktion ausdrücken. Der tiefsinnige Vers ? ? ? . . ! zeugt von der Bedeu-

— — — : : :

tung der neuen Ausdrucksweise. Schließlich erringt den Sieg jedoch die Schule der „Stummen“, die gar nicht schreiben, sondern es dem Leser überlassen, aus den weißen Blättern der Stummenbücher herauszulesen was er will, Dramen, Epen oder Lyrik. „Der Leser wird schon wissen, wie er die unbedruckten Blätter richtig zu verwenden hat.“ Wirksamer noch ist die Satire in dem Artikel „Die Jubiläenfabrik“. Die Gesellschaft, die das Arrangement von Jubiläen jeglicher Art übernimmt und für ein Billiges Vorwände zu Jubiläen, Ovationen, Ehrengeschenken liefert, auch Jubiläumsabonnements veranstaltet, ist in der That ein „Bedürfnis“ unserer Zeit. Am anziehendsten aber gibt sich unser Plauderer, wenn er seine Satire, wie in den Reiseerinnerungen „Lombrosina“, „Eine Traumschule“, „Eine Europäerausstellung“ künstlerisch einkleidet und dem feuilletonistischen Gericht ein Gran poetischer Stimmung als Würze beifügt. Lombrosina ist eine Kolonie, zu deren Einrichtung die Theorien Lombrosos den Anlaß gegeben haben; die Genies werden dort als Irre behandelt. Auf diese Weise hat man Europa gänzlich geniefrei gemacht, da wissenschaftlich und behördlich festgestellte Genies unerbittlich nach Lombrosina abgeschoben werden. Hier dürfen sie schaffen, was und soviel sie wollen, werden aber, ohne daß sie es wissen, in ihrem Gehaben kontrolliert, und verfallen sie in Gemeinschädlichkeit, so hat man Mittel und Wege, sie zu bändigen. „Wie wir so dahingingen, stellte der Beamte mich einem Manne vor, den er mir flüsternd als einen der schrecklichsten Fälle von Geniepsychose bezeichnete: einen Dichter, der als Lyriker ebenso bedeutend sei wie als Erzähler und Dramatiker. Solch eine Komplikation komme selten vor, und deshalb werde der ‚schöne Fall‘ von den Ärzten mit besonderer Sorgfalt und Aufmerksamkeit beobachtet. Der Kapellmeister des Kolonieorchesters mußte schon in früher Jugend nach Lombrosina gebracht werden, „denn kaum, daß er in das Jünglingsalter getreten war, zeigten sich bei ihm die ersten Spuren von symphonischem Wahnsinn. Dazu gesellten sich schon Anfälle von Dirigentengenie, so daß der Ärmste doppelt belastet erschien. Von seiner Heilung ist kaum mehr die Rede; er wird wohl bis an das Ende seiner Tage einer der genialsten Musiker bleiben, — da ist schwerlich zu helfen“... Die „Europäerausstellung“, von der Groß zu berichten weiß, findet in einer Indianeransiedlung statt. Was sie den Rothäuten an Genüssen bietet, veranschaulicht folgendes Plakat: „Zoologischer Garten. Erste große Europäerausstellung. Eine europäische Stadt mit ihrer Einwohnerschaft, mit den daselbst herrschenden Sitten und Gebräuchen. Sechzig weiße Männer, vierzig Frauen nebst Kindern. Die verschiedenen Berufsgattungen werden öffentlich vor den Augen des p. t. Publikums ausgeübt. Täglich sechs Uhr Abends Eliteball, genau in den in der Heimat der Ausgestellten üblichen Kostümen. Es wird gebeten, den Europäern weder Trinkgelder zu geben, noch Eßwaaren zu verabreichen, da sie die hiesigen Nahrungsmittel nicht vertragen . . .“ In der „Traumschule“, die natürlich gleichfalls in Amerika ihren „Sitz“ hat, wird auf Grund der modernen Psychologie gelehrt, wie man die Träume vom Zufall unabhängig machen, sie regulieren kann, wie man durch systematische Trainierung beliebige Träume, je nach Wunsch heitere oder bedeutsame, phantastische oder hausbackene erzielt. Wenn die Schule Schule macht, wird schließlich auch „der Ärmste seinen täglichen, beseligenden Traum im Topfe haben . . .“ Wie man sieht, ist in den Feuilletons allerlei Niedliches und Graziöses bunt vereinigt. Aber ob auch die einzelne Plauderei einen Augenblick lang ergötzt, ein ganzer Band von solchen Nichtigkeiten hinterläßt doch

am Ende einen etwas deprimierenden Eindruck. Angebracht wäre es, dergleichen Büchern, die mit allen Dingen der Welt nur zu tändeln wissen, eine Rezeptvorschrift mit auf den Weg zu geben, die da lautet: Alle Tage höchstens einen Theelöffel voll; einzunehmen in der satten Stunde nach Tisch, da du auf dem Sofa dich ausstreckst und im Begriff bist, einzunicken. Wer sich streng an diese Weisung hält, dem nützt das Getändel nichts, schadet aber auch nichts.

Einen Übergang zu finden von einem Causeur wie Groß zu einem Dichter wie Richard Voß, ist ein hartes Stück. Die Brücke, die von der Tändellitteratur zur Litteratur der großen Anschauungen, der leidenschaftlichen Empfindungen führt, ist so lose gefügt und zerbrechlich, daß man sie am besten ganz unbenutzt läßt und sich lieber mit einem Saltomortale über die Kluft zwischen Feuilletonist und Poet hinwegsetzt. An ursprünglicher Begabung hat Richard Voß den Vergleich mit keinem der lebenden Dichter zu scheuen, an Größe der Empfindungen übertrifft er die meisten. Er ist ein Dichter, der zum Höchsten berufen erscheint und in guter Stunde auch das Höchste leistet. Ebenso gewiß aber wie sein Talent ist die Thatsache, daß sein Schaffen, als Ganzes betrachtet, die Ansprüche nicht erfüllt, die man an eine so glänzende Begabung stellen muß. Die Ursachen sind für denjenigen, der mit der Persönlichkeit und den Werken des Dichters genügend vertraut ist, unschwer zu erkennen. Sie lassen sich im Grunde auf eine einzige zurückführen, auf die große, sich leicht ins Krankhafte steigernde Reizbarkeit des Dichters. Sie ist sein Vorzug und seine Schwäche, sein Glück und sein Verhängnis. Ihr verdankt seine Phantasie die ungemeine Erregungsfähigkeit, aber auch die Überspannung, unter deren Einfluß sich die Bilder ins Schemenhafte verflüchtigen oder sich verzerren und verwirren, wie in den Träumen eines Opiumberauschten. Sie ist es, die sein Empfindungsleben ins Leidenschaftliche erhöht, die es jedoch andrerseits überhitzt und nervös überreizt. Sie ist es denn auch, die seinen Geist für alles Große empfänglich macht, die ihn aber ein andermal auf Irrwege führt, in deren Dunkel er jede Selbstkritik einzubüßen und den Maßstab für Menschen und Dinge, für ihre Wichtigkeit und Unwichtigkeit zu verlieren scheint. Das Wesen wie das Schaffen des Dichters breitet sich gleichsam in einer Fülle von Trieben, von Zweigen und Blättern und Blüten aus, aber es fehlt der feste Stamm. Voß zersplittert seine Kraft in hundert Dichtungen, die immer nur in Einzelheiten befriedigen, statt sie in einigen machtvollen Werken zu konzentrieren. So wenig wie sein Wesen sich zur Harmonie entfaltet hat, so wenig lassen seine Schöpfungen eine klare Entwickelungslinie erkennen; in seinen spätesten Werken steckt etwas Gärendes wie in seinen frühesten; so reich sein Schaffen in Blüten steht, so arm ist es an ausgereifter Frucht. Die Schwächen seines Könnens zeigen sich am deutlichsten in seinen Dramen. Es ist ganz natürlich, daß eine Reizbarkeit, wie die seine, durch die Bühne unheilvoll beeinflußt werden muß. Stachelt doch schon im allgemeinen das Theater den Ehrgeiz, der nach rascher und blendender Wirkung strebt, mehr an, als für ein gedeihliches Wachsen und Ausreifen des einzelnen Kunstwerks ersprießlich ist. Es erzeugt sich leicht auf dem Gebiet des Theaters etwas wie Treibhausluft und Treibhauszucht. Auch Voß hat der Erfolgssucht nur zu oft nachgegeben. In seinen Dramen, die stofflich fast alle Kreise umspannen, von der symbolischen Ideendichtung bis zum „Familienstück", künstlerisch aber im wesentlichen auf das heroische oder sentimentale Pathos beschränkt bleiben, artet die Sucht nach starker Wirkung vielfach in ein Haschen nach grellen und krassen Effekten aus. Ebenso bezeichnend für das Wesen des Dichters, dessen reizbare Empfänglichkeit und Nachgiebigkeit gegen äußere Einflüsse etwas Weibliches hat, ist die bunte Stilverschiedenheit seiner Dramen. Er hat so ziemlich alle Richtungen mit durchgemacht, die in den letzten Jahrzehnten eine Zeitlang Mode waren, er hat mit Wildenbruch in Geschichtstragödien, mit den Modernen in sozialen und psychopathischen Problemstücken und gelegentlich selbst mit Paul Lindau im Sensationsstück gewetteifert. Aber das meiste war überhastet in der Arbeit, zu überreizt in der Mache, zu überfüllt mit Motiven verschiedenster Art. Und so hat keins der Dramen, mochte auch jedes durch große Züge, durch hinreißende Einzelstellen erfreuen, mehr als ein augenblickliches Aufsehen erregt, keins eine bleibende Stätte auf der Bühne, in der Seele des Publikums gefunden. Weit lebensvoller und nachhaltiger als der Dramatiker, wirkt der Epiker Voß. Daß er, wenn ihm die Stunde günstig ist, als Erzähler und Schilderer geradezu Vollkommenes zu leisten vermag, das beweist sein „Römisches Skizzenbuch". Hier ist die Beobachtung so scharf und sicher, die Farbe so voll Glanz und Duft, Stimmung und Ton so überaus mannigfaltig, wechselnd zwischen Anmut und Erhabenheit, zwischen Humor, Phantastik und Satire, daß jede Seite des Buches berückend wirkt, wie die Natur, das Leben selbst. In seinen größeren Romanen erreicht Voß diese unbedingte, diese harmonische Vollendung nicht ganz. Immer wieder verfällt er dort der Übertreibung; die Menschen wachsen ihm leicht ins Unbestimmte, Gestaltlose hinein und die Empfindungen sind nur zu oft wie eine Flamme, die mehr flackert, als wärmt und leuchtet. Aber im Verhältnis zu den Dramen offenbaren doch auch die Romane die Kraft und den Reichtum des Dichters weit deutlicher; das Bedeutende überwiegt in ihnen durchaus das Verfehlte. Eine seiner frühesten Erzählungen „Bergasyl" (Stuttgart, Ad. Bonz & Co.) ist soeben in dritter Auflage erschienen. Sie erreicht vielleicht ideell die späteren Schöpfungen nicht und ist stilistisch ungleichmäßiger, als diese, aber im allgemeinen spiegelt sie bereits die volle Eigenart des Dichters, sein Wollen und Können, sein Empfinden und Denken klar und umfassend wieder. Die Besonderheit des Romans, sein innerster Reiz beruht nicht auf der Handlung, wie packend auch die Liebesgeschichte verläuft, nicht einmal auf den Charakteren, so kraftvoll auch die weibliche Heldin gezeichnet ist, sondern vor allem auf dem Verhältnis zwischen der Landschaft und den menschlichen Schicksalen.

Die Natur gibt im „Bergasyl“ mehr als den stimmungsvollen Hintergrund ab, sie ist gleichsam ein thätiges Glied der Erzählung, sie wirkt wie etwas Lebendiges, das die Menschen überwältigt und in ihren entscheidendsten Entschlüssen bestimmt. Wie ein Teil jener Urkraft, welche die Griechen Gäa und in geistigerem Sinne Maira nannten. Und ohne Frage ist die Landschaft, der diese Macht beigelegt wird, vom Dichter gut gewählt. Voß führt den Leser nach Berchtesgaden in die felsigen Einöden, die um den Königs- und Obersee gelagert sind. „Wie ein inmitten rasenden Sturmes erstarrtes Meer, unabsehbar auf- und absteigend in versteinertem Wogenschlag, ein graues Wirrwarr von Zacken und Zacken, von Graten und Gipfeln. Eis und Schnee sind der gleichfalls erstarrte Schaum und versteinerte aufsprühende Gischt dieses Felsenoceans.“ Diese Öde wirkt „wie ein entfesseltes Element: vernichtend! Denn sie beweist dem Menschen, daß er nur Geschöpf der Welt ist und nicht ihr Herr.“ Mit immer neuen Farben, Bildern und Gleichnissen malt der Dichter dieses Urgebirge; wir sehen es, überglänzt vom Morgen- und Abendrot, in brütender Mittagsstille, in lohenden Gewitterflammen, vom Sturm durchtobt und vom Hauch des Winters vereist. Eine der fesselndsten Schilderungen knüpft sich an den Eislauf auf dem winterlichen Königssee. „Die bereiften, flimmernden Waldungen umfaßten diese königliche Natur wie mit einem Diamantgürtel, und rings umstrahlte Eisgeschmeide die Majestät. Alle die Fälle, Bäche und Bächlein stürzten gefroren mit phantastischem Gezack die bleichen Felsen hinunter, im Sonnenschein in einem wahren Irisspiel von Farben leuchtend. Die vielen Uferhöhlungen hatte der Winter zu azurblauen Grotten verwandelt, von deren Wölbungen eisige Stalaktiten niederhingen und deren smaragdgrünem Grunde wunderbare Blumen entsproßten. Doch alle diese Wunder wurden von denen der Tiefe übertroffen. Durch den durchsichtigen Spiegel schauten die Eisläufer tief in den Wellenabgrund hinunter. Da wallten schwarze Seemoose aus dem Dunkel auf; da ragten in die Flut gesunkene, verdorrte, verwesende Riesenfichten empor; da stürzten zerklüftete Felsen vom Ufer hinab. Und zwischen all dem Gewirr von Gestein und Pflanzen schwammen bunte Forellen, riesige Saiblinge und riesige Seehechte. Mit Grausen blickt der Wanderer unter sich. Er scheint über Abgründe hinzuschreiten, über den Tod. Jeden Augenblick erwartet er, das Seeweib auftauchen, das Geäst und Gestein emporklimmen zu sehen, ihr weißes Gesicht, das ihre langen, grünen Haare umströmen, gegen die Eisscheiben drückend. Jeden Augenblick erwartet er, sie mit ihren blassen Händen voll ‚erstickten Jammers‘ an der starren Decke tasten und pochen zu hören. Horch, was für grausige Laute! Es schluchzt und seufzt, es stöhnt und ächzt. Und jetzt — mit gellendem Aufschrei scheint's unter den Füßen des Wanderes zu bersten. Unter wildem Geklirr, als ob Saiten zerrissen, splittert es auseinander, und das Grab öffnet sich . . .“ Die beiden Menschen, die in dem Roman an erster Stelle stehen, passen mit ihren Empfindungen und Schicksalen in die Landschaft hinein. Ihre Vorgeschichte bleibt etwas nebelhaft, und das trägt dazu bei, die Gestalten ein wenig ins Unbestimmte, Phantastische hinauszurücken. Realistisch sind nur die Nebenpersonen geschaut. Vor allem die Mutter des Helden, die aufs lebensvollste, offenbar nach einem Modell gezeichnet ist. Der Held selbst ist als menschlicher Charakter und ebenso als künstlerische Gestalt die schwächste Figur der Dichtung. Er bethätigt sich im Grunde nur lyrisch und rhetorisch, seine Weltverachtung aber ist nicht begründet genug, um tiefere Anteilnahme zu erzeugen; alles in allem weist er mehr weibliche als männliche Züge auf. Um so machtvoller und bedeutender ist die Heldin dargestellt; es steckt in ihrer Art etwas von der Natur einer Brunhild und Kriemhild. Von ihr geht denn auch alle Entwickelung und Steigerung der Handlung aus. Diese Handlung selbst ist ganz in Lyrik und Kontemplation getaucht, aber sie wirkt doch hinreißend und erschütternd wie ein Drama. Auf ihre schlichten Umrisse zurückgeführt, nimmt die Geschichte folgenden Verlauf. Oedin, der Held der Erzählung, hat in seiner Jugend, als er die Welt durchwanderte, ein Mädchen kennen gelernt, das ihm zuliebe, unbändig, wie es ist, die Heimat verläßt und mit ihm zieht. Eine Zeitlang hängen die beiden leidenschaftlich aneinander. Es kommt aber der Tag, da Oedin diese Leidenschaft als Kette empfindet und das Weib, das er verführt hat, in Stich läßt. Alexandra gebiert ein Kind, aber als Not und Elend über sie hereinbricht, tötet sie das schwache, kaum lebensfähige Wesen. Im Zuchthaus muß sie Jahre hindurch die That büßen. Inzwischen hat Oedin, der von diesen Ereignissen nichts weiß, weltmüde sich ein Haus in der Bergeinsamkeit erbaut. Hier lebt er, allem Menschentreiben fremd und feind, allein mit seiner Mutter, einer einfachen Frau, deren Blick ebenso klar wie ihre Seele fromm und liebevoll ist. Plötzlich taucht Alexandra wieder auf; Oedin wird von der alten Leidenschaft neu ergriffen, das Weib aber bleibt kalt und fühllos. Trotzdem folgt sie ihm in sein Haus, weil sie haßt, auf diese Weise sich an dem Verräter zu rächen, ihn quälen und peinigen zu können. Allmählich erwachen jedoch unter dem Einfluß der Mutter mildere Gefühle in ihr, die Erinnerungen an die Vergangenheit verblassen, und Alexandra erklärt sich schließlich bereit, Oedin ihre Hand zu reichen. Ehe es aber dazu kommt, verfällt sie in ein Fieber. Aus den Reden, die sie führt, errät die Mutter, welch' furchtbare Schuld die Braut ihres Sohnes auf sich geladen. Und als Alexandra genesen, wird sie von der Mutter gezwungen, das Haus zu verlassen. Schweigend gibt sie dem Zwange nach, obwohl sie selbst ihre That nicht als Schuld, sondern nur als Notwendigkeit empfindet. Sie verbirgt sich in der Felsenöde vor den Nachforschungen Oedins. Dieser glaubt, daß seine Mutter nur aus Eifersucht die Geliebte entfernt habe, und die Mutter läßt ihn bei dem Glauben, sie verrät das Geheimnis Alexandras nicht. Unmutig und erzürnt verläßt nun auch Oedin das Haus, und er kehrt erst nach dem Tode der Mutter zurück. Gleich nach der Heimkunft findet er Alexandra wieder. Beide aber gehen, da sie nicht

mehr die Kraft in sich fühlen, ein neues Leben zu beginnen, gemeinschaftlich in den Tod. Mit ihrem Geschicke bekräftigen sie das Wort Georg Büchners, das Baß dem Roman als Motto mitgegeben hat: „Es kommt mir ein entsetzlicher Gedanke — ich glaube, es gibt Menschen, die unglücklich sind, bloß weil sie sind . . ." Auf die Schwächen des Werkes habe ich bereits hingedeutet; das Reden überwiegt vielfach das Gestalten. Aber es ruht über der Dichtung, als Ganzes betrachtet, ein Atem von Größe, wie er aus unserer Romanlitteratur nur selten uns entgegenweht.

Der Kampf gegen die Welt, gegen die Gesellschaft bildet im „Bergasyl" nur ein nebensächliches Moment; in einer anderen Erzählung, dem Roman „Das Forum der Welt" (Dresden, E. Pierson) macht er die eigentliche Grundlage der Handlung aus. Der Verfasser Franz Rosen, den ich übrigens nach verschiedenen Einzelheiten in Charakteristik und Sprache für eine Franziska halten möchte, sucht nachzuweisen, daß eine fest in sich ruhende Persönlichkeit es getrost wagen darf, dem unbegründeten Gesellschaftsurteil zu trotzen, ohne an rechtem Lebensglück etwas einzubüßen. Der Verfasser führt diese Tendenz bis in ihre äußersten Folgerungen durch, aber man würde sich irren, wenn man ihn deshalb als eine Art Revolutionär, der etwa mit Nietzscheanschauungen liebäugelte, ansehen wollte. Im Gegenteil, sein Werk hat ein Gepräge von religiöser Frömmigkeit, und wenn er für die Freiheit der Einzelpersönlichkeit im Gegensatz zu den Vorurteilen der Masse eintritt, so meint er damit etwas Ähnliches, wie es dem Worte von der Freiheit der Kinder Gottes zu Grunde liegt. Die Menschen, deren Kampf er schildert, lehnen sich keineswegs gegen die herrschenden Sittlichkeitsanschauungen auf, sondern nur gegen die Unterdrückungsversuche, mit welchen die Beschränktheit der kleinen Geister das Emporwachsen einer eigenartigen Persönlichkeit über das Gewöhnliche hinaus zu hemmen strebt. Frau Brigitte, die im Mittelpunkt der Erzählung steht, versündigt sich im Grunde an der Gesellschaft durch weiter nichts, als daß sie unbekümmert um den Klatsch der anderen ihre Wege geht und nicht erst bei der Nachbarschaft anfragt, wann und wo es ihr erlaubt sei, lustig aber traurig zu sein. Durch ihre Eigenwilligkeit wird sie in eine fast vollständige Vereinsamung gedrängt, die sie jedoch mit frohem Mut erträgt. Aus Rache steigert die Nachbarschaft ihren Klatsch bis zur Beschimpfung, und mit Hilfe jener Kunst, die aus Mücken Elefanten macht, verzerrt sich im Hohlspiegel der Verleumdung die Gestalt einer einfach lebensfrohen Frau zu einer Art Messalina. Frau Brigitte aber ist reich und unabhängig, sie braucht die anderen nicht. Damit wird eigentlich dem Konflikt die Spitze abgebrochen. Was bedeutet die Entfremdung eines kleinen Kreises für eine Frau, die jeden Augenblick in die Welt fahren und sich neue Freunde suchen kann? Eine tiefere Teilnahme vermag dies Schicksal unmöglich zu erwecken, und man kann sich hier und da des Gefühls nicht erwehren, daß der Stoff, den der Erzähler mit so viel Pathos durchführt, ästhetisch eher eine humoristische als tragische Behandlung vertrüge. Weit packender und dramatischer gestaltet sich die zweite Hälfte des Romans. In dem Kreise, vor dessen übler Nachrede Frau Brigitte sich in die Einsamkeit geflüchtet hat, gibt es nur ein einziges Wesen, ein junges Mädchen, das sich durch den Klatsch nicht beirren läßt. Renate sucht die Freundschaft der Verkannten zu gewinnen und bleibt ihr dann, als es ihr gelungen, in schwärmerischer Liebe ergeben. So lernt sie denn auch den Sohn Brigittens kennen, der durch das Schicksal der Mutter früh verbittert, in allem übrigen aber das Ideal eines jungen Mannes bildet. Natürlich treten sich Heinz und Renate, diese Mustermenschen, von Tag zu Tag näher, bis ein schweres Geschick sie gewaltsam trennt. Heinz verteidigt in einem Gespräch die Ehre seiner Mutter, der Angreifende aber ist Renatens Vater. Der Zwist spitzt sich derart zu, daß ein Duell zwischen den Männern unvermeidlich wird; gegen seine Absicht erschießt Heinz den Vater der Geliebten. Renate ist tief erschüttert, doch mit ihrer Familie den „Mörder" verfluchen, das vermag sie nicht. Als sie ihn zum erstenmal wiedersieht, da weiß sie, daß ihr Herz nach wie vor ihm gehört. Trotzdem wagt sie es nicht, ihm dies Gefühl zu zeigen, weil sie meint, daß er selbst unmöglich jemals mit seinem Empfinden über das Geschehene, über das Grab des Toten hinwegkommen könne. Er aber findet ebenso wie sie den Frieden der Seele wieder, und er gelangt gleich ihr zu der Ansicht, daß es alles andere als christlich sei, Feindschaft von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen, daß vergossenes Blut nicht durch Haß und neues Blut, sondern allein durch Liebe gesühnt werden könne. Und da mithin von beiden Seiten die Sehnsucht eine Brücke über die Kluft spannt, so schließen die Liebenden doch noch den Bund, der sie für immer vereint. Die Welt aber verdammt diese Ehe und das junge Paar aufs schärfste. Wie Frau Brigitte müssen auch sie, die sie liebt, ihr Glück in der Einsamkeit suchen, ganz in sich selbst . . . Dieser Konflikt, wie ihn der zweite Teil der Erzählung vorführt, ist ohne Folge ein ethisch sehr bedeutsamer, und der Verfasser hat ihn mit tiefem sittlichen Ernst behandelt. Es liegt etwas Weihevolles über der Darstellung; sie ruht auf realistischer Grundlage, sowohl die Gestalten jedoch wie die Sprache sind idealistisch, ich will nicht sagen verklärt, aber doch gehoben und ins Licht gestellt. Hier und da gerät die Behandlung etwas ins stilisiert Goethische, ein Eindruck, der sich um so leichter geltend macht, als der Verfasser jede bestimmte Lokalbezeichnung vermeidet und seine Helden ohne Familiennamen durch die Welt irren läßt. Künstlerisch genommen bietet die Charakteristik der Personen nicht viel Eigenart, aber sie sind, besonders das junge Mädchen, überaus gewinnend und fesselnd gezeichnet.



# Zu unseren Bildern.



Unserem Hefte gibt diesmal eine stattliche Reihe von Reproduktionen der Werke Walter Schotts die Signatur. Unter den jüngeren Berliner Bildhauern nimmt Schott eine hervorragende Stellung ein; gerade die letzten Jahre haben ihn mächtig emporgetragen und ihn vor schöne und vielseitige Aufgaben gestellt. Wie denn überhaupt den Bildhauern der Reichshauptstadt, über deren Kunstleben man sonst gewiß sehr verschieden urteilen kann, in neuerer Zeit eine früher ungekannte Gelegenheit zur Bethätigung ihres Könnens geboten worden ist. Es wäre undankbar, wollte man verkennen, wie reiche und mannigfache Aufträge der Kaiser, der Staat und auch die Stadt der plastischen Kunst zugeführt haben.

Walter Schott ist ein Sohn des tannenduftigen Harzes. Am 18. September 1861 wurde er zu Ilsenburg geboren, wo sein Vater Leiter der altberühmten Stollbergschen Kunstgießerei war. An künstlerischen Anregungen hat es seiner Jugend daher wohl nicht gefehlt; trotzdem stand sein erstes Sehnen nicht nach der Kunst. Er wollte zur See, wollte Marineoffizier werden. Dann aber packte ihn das Verlangen, zu formen uud zu bilden, er ging zuerst in das Atelier Dopmeyer in Hannover, dann aber schon 1880 nach Berlin, wo er auch vorübergehend unter Schaper und Begas arbeitete, und nach Paris. Etwa von 1884 ab erschienen seine ersten selbständigen Arbeiten auf den Ausstellungen, fast alle gleich ausgezeichnet durch Frische und mit Anmut gepaarter Kraft. Zunächst einige ausgezeichnete Porträtbüsten: die seines Gönners, des verstorbenen Fürsten Stollberg-Wernigerode; die feinen Büsten seines Schwiegervaters, des berühmten Konzertmeisters de Ahna, seiner schönen Gattin — die Kaiser Wilhelms II. (S. 453); daneben — eine frühe Arbeit — die Gruppe „Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut," verkörpert durch Mutter und Kind, die Weintrauben spenden (zwischen S. 464 und S. 465); das ernste, schöne Grabdenkmal für Hermann von Helmholtz (S. 461). Es folgen die großen Kandelabergruppen für die Freitreppe des Neuen Palais in Potsdam, eine schöne Aufgabe mehr dekorativer Richtung, bei deren Lösung der Künstler den Zusammenklang mit dem mächtigen Fridericinischen Bauwerk im Auge behalten mußte (zwischen S. 416 und S. 417); vortrefflich gelang es ihm hier, je zwei Figuren, Satyr und Nymphe, Mars und Venus, Pan und Bacchantin 2c., um den aufstrebenden schmiedeeisernen Lichthalter in ungezwungener Bewegung zu gruppieren. Einen großen Erfolg bedeutete die von uns im vorigen Hefte reproduzierte „Kugelspielerin". Augenblicklich aber ist der unermüdlich fleißige Künstler mit der Ausführung einer der Gruppen für die Berliner Siegesallee beschäftigt. Ihm ist Albrecht der Bär zugefallen, den er als mächtigen Vorkämpfer des Christentums darstellt, zur Seite die beiden Prälaten, Wiger von Brandenburg und Otto von Bamberg. —

Albrecht der Bär.
Von Walter Schott.

Aus der Reihe unserer ganzseitigen Einschaltbilder sei zunächst das Gemälde von R. Eichstädt „Erika" herausgehoben (zwischen S. 400 und S. 401) — eine feine, schlanke Mädchengestalt, selbst eine Heideblume, inmitten einer weiten, stimmungsvollen Landschaft; die Figur ist scharf in den Vordergrund gestellt, kraftvoll herausgehoben, das Auge unmittelbar auf sich lenkend und doch wieder mit der ganzen Umgebung harmonisch verbunden. Ich füge die Landschaftsstudie von Adolph Schweitzer (zwischen S. 432 und S. 433) hier unmittelbar an. Der Künstler hat sich ein norwegisches oft schon gemaltes Motiv gewählt, einen Gebirgsbach, der rauschend über Felsblöcke und Geröll dahinströmt. Aber wie ist diese Studie gemalt! Man sieht den Schaum und Gischt leibhaftig vor sich, man hört förmlich das Tosen des Wassers aus dem Bilde heraus.

Von Adolf Oberländer bringen wir zwischen S. 384 und S. 385 eine lustige „Idylle": einen Löwen, dessen Kopf unheimlich menschenähnliche Züge trägt, und neben ihm ein munteres Baby, das sich harmlos, die Gefahr nicht kennend, auf das Ungetüm stützt.

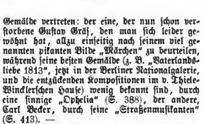
Zwei ältere Berliner Meister sind je mit einem, im kleineren Maßstabe reproduzierten



Bischof Wiger von Brandenburg.
Von Walter Schott.



Bischof Otto von Bamberg.
Von Walter Schott.



Gemälde vertreten: der eine, der nun schon verstorbene Gustav Gräf, den man sich leider gewöhnt hat, allzu einseitig nach seinem viel genannten pikanten Bilde „Märchen“ zu beurteilen, während seine besten Gemälde (z. B. „Vaterlandsliebe 1813“, jetzt in der Berliner Nationalgalerie, und die entzückenden Kompositionen im v. Thiele-Wincklerschen Hause) wenig bekannt sind, durch eine sinnige „Ophelia“ (S. 388), der andere, Carl Becker, durch seine „Straßenmusikanten“ (S. 413). —

Unter den Studien, welche in das Heft eingefügt sind, finden sich Arbeiten von Max Liebermann (S. 397 — alter Mann, daneben noch einmal besonders ausgeführt dessen über den Krückstock gefaltete Hände), von M. Roberth (zw. S. 448 u. 449 — lesendes Bauernmädchen), R. Raudner (S. 405 — der gemütliche Stammgast neben seinem Maßkrug) und E. Schwabe (S. 421 — Bursch aus dem bayerischen Hochland). Von einem der Worpsweder Künstler, dem hochbegabten H. Vogeler, ist endlich auf S. 457 eine Radierung „Feierabend“ wiedergegeben: ein greises Paar sitzt, dem Beschauer den Rücken zuwendend, auf einer Bank im Garten. Feinsinnig spiegelt sich in der Zeichnung der Doppelsinn des Titels wieder: der Abend des Tages und der Abend des Lebens. Über der Radierung liegt ein leiser Hauch friedlicher Ruhe, wie ihn ein glückliches Alter bringt — vor den beiden Alten liegt im Abendschein das Dörflein, das ihre Jugend sah, im Hintergrunde aber öffnet sich ein Blick auf eine weite, ebene Landschaft, wie in die Unendlichkeit. —

Einige Worte noch über das Titelbild des Heftes.

Professor Hugo Vogel hat es übernommen, den Saal des Ständehauses zu Merseburg, das Baurat Franz Schwechten, der Schöpfer der Berliner Kaiser Wilhelms-Gedächtniskirche, erbaute, mit großen Wandgemälden zu schmücken. Die Kartons sind fast vollendet, und der Künstler hatte die Liebenswürdigkeit, uns eine seiner Studien zur Reproduktion zu überlassen. Die drei Hauptgemälde schöpfen ihren Stoff aus der Geschichte der Provinz, für deren Ständehaus sie bestimmt sind: auf dem schmalen linken sitzt Herr Heinrich am Vogelherd, und die Sendboten nahen, ihm die Krone des Reichs anzubieten; auf dem rechten Seitenbilde ist der Kampf König Heinrichs mit den Ungarn dargestellt; das Mittelbild aber, zu dem unsere Studie eine Vorarbeit bildet, zeigt uns Otto I., wie er mit seiner Gemahlin Editha, gefolgt von den Großen des Reiches, die Stadt Magdeburg besucht, um seine Stiftung, das Moritzkloster, zu besichtigen. Die Kartons schon verraten, daß die Gemälde des Ständehauses einen großen Zug tragen werden; unsere Zeit bringt so wenig bedeutende geschichtliche Bilder hervor, das leidige Schlagwort von der „überlebten anekdotischen Historienmalerei“ hat unseren Malern die Freude an geschichtlichen Vorwürfen so gründlich verdorben, daß es doppelt erfreulich ist, wenn einmal wieder ein Künstler von dem Range Hugo Vogels sich für solch eine große Aufgabe begeistert.

H. v. S.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Seppl. Ölstudie von Marie Wunsch.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

Velhagen & Klasings
# Monatshefte.
Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XII. Jahrgang 1897/98. Heft 11, Juli 1898.

---

# Die Anfänge einer deutschen Handelsstadt in China.

Von
**Ernst v. Hesse-Wartegg.**

Mit zwölf im Auftrage des Verfassers ausgeführten Originalaufnahmen.



„Meine Herren, lassen Sie Ihre Siebensachen zurecht machen, wir sind in zwei Stunden in Tsingtau." Das waren die Worte, mit denen der Kapitän des deutschen Postdampfers „Swalow," des einzigen, der Kiaotschau mit der Außenwelt verbindet, uns an einem kühlen Märzmorgen begrüßte.

„Tsingtau? Wir wollen ja nach Kiaotschau," wagte einer der Passagiere schüchtern und in Unkenntnis der Sachlage einzuwenden. Da wurde er darüber aufgeklärt, daß der Hafen des „Kiaotschau" genannten deutschen Besitzes in China nicht in der Stadt Kiaotschau, ja nicht einmal in der Bucht dieses Namens läge, sondern auf der nördlichen der beiden Halbinseln, die die Bucht vom Meere abschließen. „Kommen Sie auf die Brücke, meine Herren," meinte der freundliche Kapitän, „ich werde Ihnen die ganze Küste erklären." Als wir zwischen den kleinen Felseninseln, welche Kiaotschau vorgelagert sind, gewissermaßen den Portierlogen des neuen Deutsch-China, hindurch fuhren, wies der Kapitän auf ein langes felsiges Vorgebirge, das von Süden her weit vorspringt und das er mit Kap Evelyne bezeichnete. Diesem gegenüber, aber weiter landeinwärts, verläuft eine zweite langgestreckte Halbinsel im Meere, gegen Osten an eine Gruppe von mächtigen, schwarzen Bergen anschließend, von denen bis zur Besetzung des Gebietes durch die Deutschen nur der höchste, der bis auf elfhundert Meter in die Wolken ragende Laoschau, einen Namen besaß. Seither sind auch die anderen Berge mit Namen belegt worden. Dem Laoschau zunächst liegt der Prinz Heinrich-Berg mit seinen an die Mythen bei Schwyz gemahnenden Spitzen; dann folgt der Kaiserstuhl, und noch näher an die Einfahrt zur Kiaotschaubucht der Diederichsberg, und als Wahrzeichen und Signalpunkt der Bucht der teilweise bewaldete Kegel des Truppelberges, genannt nach dem wackeren Kommandanten in Kiaotschau, Kapitän Truppel.



Der deutsche Stempel des Gouverneurs von Kiaotschau.

Ich kann nicht sagen, daß mich der Anblick dieses Hafens besonders fesselte. Die Berge, und selbst die zwischen ihnen liegenden Thäler, zeigten nur wenige Spuren von Grün, auf

dem zackigen Grat des schwarzen, düsteren Laoschaugebirges lag Schnee, und von Besiedlung, von Dörfern, Städten und Gärten war nicht das geringste zu sehen. Und doch ist Schantung eine der reichsten, fruchtbarsten, am dichtesten besiedelten Provinzen Chinas.

Erst als wir der Küste der nördlichen Halbinsel ganz nahe waren und die Ankerkette rasselnd in dem hellgrünen Seewasser verschwand, lenkte der Kapitän unser Augenmerk auf eine Anzahl niedriger Lehmmauern, die sich von der graugelben Umgebung kaum abhoben, und nur durch die schwarzen Dächer kenntlicher gemacht wurden. „Das ist der Sitz der deutschen Regierung, das ist Tsingtau, der Hafen von Kiaotschau.“ Ich richtete mein Fernglas auf diese öde Häusergruppe. Nahe dem sandigen Meeresstrande breitete sie sich aus, rings umgeben von Militärlagern, über denen schwarz-weiß-rote Flaggen wehten. Das nächste Lager, oder Fort, wenn man will, liegt unmittelbar am Meere, und von dort streckt sich eine lange, eiserne Brücke in die See, der Landungsplatz von Tsingtau.

Bald war unser Dampfer umschwärmt von kleinen weißen Dampfpinassen, bemannt mit fröhlichen, frisch aussehenden, deutschen Matrosen, welche die Post für die verschiedenen Schiffe abzuholen hatten. Die Frachten und Passagiere wurden in einer chinesischen Dschunke an die Landungsbrücke gebracht, die noch aus der Chinesenzeit stammt, geradeso wie alle Militärlager und die meisten von der deutschen Regierung besetzten Gebäude. In den wenigen Wintermonaten, die seit der ersten Landung der deutschen Truppen verstrichen sind, ist wohl sehr viel gearbeitet worden, aber ein chinesisches Küstendorf kann nicht so ohne weiteres in eine deutsche Hafenstadt verwandelt werden. In Deutschland war der Name Tsingtau bis zu meiner Abreise, Anfang Februar, ganz unbekannt, und Kiaotschau war in aller Mund. Nach Kiaotschau wurden die Postkarten aller Kolonialenthusiasten gerichtet, nach Kiaotschau die Briefe von zahlreichen Briefmarkensammlern, die sich chinesische Briefmarken mit dem Poststempel Kiaotschau erbaten. Kiaotschau liegt aber etwa fünfzig Kilometer landeinwärts und ist von der See aus ganz unzugänglich, ja es ist überhaupt nur ganz vorübergehend von den deutschen Truppen besetzt worden. Tsingtau ist, wie gesagt, nur ein kleines Fischerdörfchen, aber es ist für die Schiffahrt und die künftigen Hafenanlagen so günstig gelegen, daß es von den Behörden auch zum



Der Haupttempel von Tsingtau.



Der Anmarsch der Feldbatterie wird erwartet.
Ein Straßenbild aus Tsingtau.

Sitz der Regierung ausersehen worden ist. Kiaotschau hat in Deutschland den Rahm abgeschöpft und ist ganz unverdienterweise zu einer Berühmtheit gelangt, die eigentlich Tsingtau zufallen sollte.

Von der Landungsbrücke führt ein Fußweg an dem von deutschen Soldaten besetzten Brückenfort vorüber, dem sandigen Meeresstrande entlang, nach dem Dörfchen, als dessen erstes Gebäude sich ein ganz ansprechender, hübsch gebauter Götzentempel präsentiert. Zwei hohe Flaggenstöcke ragen über die mit wunderlichen Steinfiguren geschmückten Dächer der verschiedenen Tempelbauten hinaus. Diese letzteren sind auch die größten des ganzen Ortes, denn zum Yamen des Gouverneurs schreitend, sah ich zu beiden Seiten der engen Hauptstraße nur kleine niedere Chinesenhäuser mit winzigen, papierbekleideten Fensterchen. Glas ist in dieses entlegene Nest von Schantung noch ebensowenig gedrungen wie Seife. Hunderte von den langbezopften Söhnen des Reiches der Mitte drängten sich in dieser Straße zwischen den ärmlichen Kaufläden, alle in der gleichen charakteristischen Kleidung: blaue Baumwolljacken, blaue Beinkleider. Im Sommer tragen sie nur diese, im Winter werden Jacken und Beinkleider mit Baumwolle gefüttert. Wird es kälter, so legen sie darüber noch eine zweite dick wattierte Jacke an und häufig noch eine dritte und vierte, so daß manche von ihnen aussehen wie wandelnde Baumwollballen, zumal die Ärmel wie bei Zwangsjacken um einen halben Fuß länger sind, als die Arme. Daß von einem Wechsel der Kleider während des Winters keine Rede sein kann, sah ich auf den ersten Blick, und auch meine Nase konnte diese Wahrnehmung machen. Zwischen den Kaufläden kauerten ambulante Händler mit ihren nichtigen Waren, Nägeln, Streichhölzern, Tabak in Papierbeutelchen, Pfeifen, Nüssen, Kuchen. Hier und da war an der Häuserfront auch ein Kochherd angebaut, mit einem kleinen Schutzdach darüber, und darauf wurde in riesigen Töpfen der Tschau-Tschau, das Mittagmahl, zubereitet.

Von der Marktstraße zweigt sich zur Rechten eine zweite, breitere ab, und diese war augenscheinlich das vorläufige Europäerviertel des Ortes. Freilich zeigt auch diese Straße nur langgestreckte, ebenerdige Chinesenhäuser mit Steinmauern, Papierfenstern und Strohdächern, aber der frische Anstrich, die neu eingesetzten Hausthüren und vor allem die große Reinlichkeit, die überall herrscht, zeigen, daß hier unmöglich Chinesen wohnen können. In der That tragen zwei der Häuser die Namen der zwei einzigen deutschen Handelsherren, welche sich

bisher hier angesiedelt haben: Schwarzkopf & Co. aus Hongkong und Sietas & Co. aus Tschifu. Ihnen gegenüber trägt ein Haus die Bezeichnung „Kaiserlich Deutsche Post“. Ein paar Schritte weiter öffnet sich ein großer Platz, auf welchem sich der Yamen des Gouverneurs von Tsingtau erhebt, ganz so eingerichtet, wie alle Yamen der chinesischen Mandarine. Dem von einem Militärposten besetzten Haupteingang gegenüber erhebt sich eine hohe Schutzwand gegen die bösen Geister, und der große Ein breiter Durchgang in dem Mittelhause führt in einen zweiten Hof, ebenfalls von chinesischen Gebäuden mit schön geschwungenen Dächern und Veranden aus geschnitztem Holz eingefaßt. Das mittlere und größte Haus enthält die nur aus zwei Räumen bestehende Wohnung des Gouverneurs, und die beiden Zimmer, die für den bevorstehenden Besuch des Prinzen Heinrich eingerichtet werden. Bureaus nehmen die anderen Gebäude vollständig ein, ja es mußten noch die dahinter befindlichen Kasernen der



Hauptstraße von Tsingtau.

Flaggenstock, auf dem heute die weiße Kriegsflagge mit dem schwarzen Kreuz weht. Ins Innere des Yamens tretend, gelangte ich zunächst in einen geräumigen Hof, von ansprechenden chinesischen Häusern umschlossen, in welchen sich die Bureaus und Wohnungen der Offiziere des Stabes befinden. Hier sollte auch ich Unterkunft finden, denn von Hotels oder Logierhäusern war zur Zeit meines Eintreffens, Mitte März, noch keine Spur vorhanden, und erst jetzt, Anfang April, geht man daran, das frühere chinesische Zollhaus zu einem Absteigequartier für Fremde einzurichten. — längst verschwundenen chinesischen Soldaten dafür eingerichtet werden.

Dieses Einrichten der Kasernen und Wohnhäuser, das Reinigen der Straßen und Plätze des Dorfes, die Verbesserung der Wege, Brücken, Flußläufe, Dämme ꝛc. war die größte Aufgabe, welche die wackeren deutschen Truppen während der bisher verflossenen kalten Wintermonate auszuführen hatten. Der chinesische Bauer und der chinesische Soldat sind keineswegs für ihre Reinlichkeit berühmt, und andere Bewohner besaß Tsingtau überhaupt nicht. Polnische Dörfer hätten in Tsingtau vor der deut-



Chinesischer Stempel des Gouverneurs von Kiautschau.

schen Besetzung als Muster von Reinlichkeit angesehen werden können, und daß auch die chinesische Regierung für ihre Unterthanen nur sehr wenig thut, ist sattsam bekannt. Um diese Mistgrube von Deutsch-China zu reinigen, wurden allerdings alle bezopften Kulis, deren man habhaft werden konnte, in den Dienst gepreßt, allein die Matrosen von den Kriegsschiffen und die Soldaten des Marine-Infanteriebataillons mußten fleißig mithelfen. Ihr Fleiß, ihre Ausdauer, und die Freudigkeit, mit der Offiziere sowohl wie Mannschaften sich an das ungewohnte, und man kann wohl sagen, unwürdige Werk machten, verdienen alle Bewunderung. Wohl gab es in Tsingtau das Gouverneursyamen, und die fünf großen mit Lehmmauern umgebenen Militärlager, in deren ebenerdigen Gebäuden das chinesische Militär bis zur Besetzung wohnte, ja dieselben waren sogar in einem besseren Zustande, als ich sie sonst bei früheren Reisen im chinesischen Reiche angetroffen hatte. General Tschang, der arme Befehlshaber von Tsingtau, war für chinesische Verhältnisse ein ganz ausgezeichneter Offizier. Zur Zeit des chinesisch-japanischen Krieges sollte Tsingtau in einen festen chinesischen Kriegshafen umgewandelt werden, und Tschang hatte rings um den Ort der ganzen Seeküste entlang Mauern aufführen, die festen Militärlager anlegen, und alles in — allerdings chinesischen — Verteidigungszustand setzen lassen, so daß die Deutschen bei ihrer Besetzung des Ortes viel vorgearbeitet fanden. Wollten aber deutsche Soldaten die chinesischen Kasernen beziehen, so mußten diese doch von Grund aus neu gereinigt, verbessert, neu eingerichtet werden. Wo die Maurer, Schlosser, Zimmerleute &c. finden? Da wurde denn der Offizier zum Maurerpolier, der Soldat zum Handwerker, und statt mit Gewehr und Säbel, mußten sie mit Kelle und Hobel arbeiten, aber das Gewehr doch stets zur Seite. Nur der umsichtigen Leitung, der Ordnung, Disciplin, Anspruchslosigkeit und dem guten Mute, der alle beseelte, gelang das anscheinend Unmögliche. Nach der harten Tagesarbeit kamen die Entbehrungen der Nacht. Betten gab es nicht und gibt es auch heute nur wenige, es gab keine Öfen zum Wärmen der eisig kalten, dunklen Räume, keine Glasscheiben für die papierüberklebten Fenster, keine Küchen — die armen Leute mußten in Hängematten schlafen, Offiziere wohnten zu zweien und dreien in engen, dunklen, feuchten Räumen, speisten wie im Felde vor dem Feinde, entbehrten der notwendigsten Bequemlichkeiten und mußten dabei auch noch den anstrengenden Garnisonsdienst versehen.



Der 80jährige blinde Abt von Tsingtau.



Das Ostlager in Tsingtau mit dem Truppellager.

Das Ergebnis dieser harten Arbeit springt aber allerorts in die Augen. Die Kasernen, die ganzen Militärlager sind heute Muster von Sauberkeit; ganz Tsingtau ist gesäubert, die Straßen sind beleuchtet — ein in einem chinesischen Dorfe unerhörtes Ereignis; die Häuser sind mit Nummern versehen, an den Straßenecken sieht man Tafeln mit Benennungen wie Marktstraße, Bankgasse, Yamenplatz, Paroleplatz ꝛc. Die Wege sind ausgebessert, zwischen dem Yamen und den verschiedenen, Tsingtau umgebenden Militärlagern herrscht Telephonverbindung, auf dem hohen Truppelberg, der sich über Tsingtau erhebt, befindet sich bereits eine Signalstation, in den Straßen sieht man zwischen dem hellblauen Chinesengedränge schon Polizisten, überall herrscht Ordnung und die Grundlage ist nunmehr gelegt für eine gesicherte Weiterentwickelung der jungen Hauptstadt von Deutsch-China. Auch die vorläufigen Untersuchungen über den neuen deutschen Kriegshafen und über das zukünftige Handelsemporium sind beendet. Die Offiziere der Kriegsschiffe, welche jenseits der Halbinsel Tsingtau in der Bucht von Kiaotschau ankern, haben diese Untersuchungen durchgeführt und gefunden, daß dieser Hafen längs der Nordküste der Halbinsel von Tsingtau, an der Bucht von Kiaotschau angelegt werden müsse, denn dort befindet sich ein etwa zehn Kilometer langer, einen Kilometer breiter Streifen tiefen sicheren Fahrwassers, der durch die fortschreitende Anfüllung und Verseichung der Bucht erst nach Jahrhunderten gefährdet werden dürfte.

Von dem hohen Erdwalle des Höhenlagers, das nahe der Spitze der Halbinsel Tsingtau liegt, gewann ich den ersten Über-



Vor dem Yamen des Gouverneurs.

blick über die ganze zukünftige Anlage. Die Zeiten sind gewiß nicht fern, wo an Stelle der sandigen Gerstenfelder, die sich zwischen dem heutigen Tsingtau und dem Hafen in der Bucht ausdehnen, eine blühende deutsche Handelsstadt sich erheben wird, mit allen modernen Einrichtungen, wo elektrische Bahnen zwischen beiden Küsten verkehren und der Hafen gefüllt sein wird mit Schiffen aller Flaggen. Dort auf jenem sanften Hügel soll sich das neue Regierungsgebäude erheben, umgeben in den Zeitungen und durch zahlreiche öffentliche Vorträge eingetreten für diese Erwerbung, und jetzt, da ich sie gesehen, bin ich mehr überzeugt als jemals, daß sie dem deutschen Handel zum Segen gereichen wird. In Hongkong und Shanghai lagen die Verhältnisse in den Anfangszeiten viel ungünstiger als jetzt in Tsingtau, und es hat Jahre gebraucht, bis auch nur der Keim gelegt war zu den Weltstädten von heute. Gewiß wird Tsingtau niemals ein Hongkong oder Shanghai werden, aber




Bei der Parole auf dem Paradeplatz in Tsingtau.

1. Teil der chinesischen Mauerumfassung des Yamen. 2. Gebäude der deutschen Bank. 3. Gouverneur Kapitän Truppel. 4. Leutnant Vitzthum von Eckstädt. 5. Major von Lassaw vom Marine-Infanteriebataillon. 6. Adjutant Leutnant von Basse. 7. Hauptmann von Broakawski.

von einem großen botanischen Garten; die Feldwege zu meinen Füßen sollen durch moderne Straßen ersetzt werden, und an Stelle der Felsenklippen, die heute den Küsten der Kiautschaubucht vorgelagert sind, werden gemauerte Docks und Warenlager sich befinden. Vor meinem geistigen Auge sehe ich an Stelle der Götzentempel christliche Kirchen stehen, und längs des sandigen Meeresstrandes, der die Bucht von Kiautschau umfaßt, werden Eisenbahnzüge die Schätze der Provinz zum Hafen, die deutschen Industrieprodukte aber nach der Provinz führen. Seit Jahren bin ich es wird sich in den ersten Jahren schon entwickeln, weil eben die Grundbedingungen für diese Entwickelung jetzt schon vorhanden sind.

Gegenwärtig ist Tsingtau freilich noch ein ganz merkwürdiger Ort. An fünftausend deutsche Männer wohnen hier, aber keine einzige deutsche Frau, und seit Monaten haben diese fünftausend ein weibliches Wesen ihrer Rasse überhaupt gar nicht gesehen. Keiner der fünftausend ist über fünfzig, Keiner unter zwanzig Jahre alt, es gibt keine Greise, keine Kinder. In den Straßen ist niemals ein Wagen

2 3 4 1



Gesamtansicht von
1. Tsingtau mit dem Yamen des Gouverneurs im Vordergrunde. 2. Gegenwärtiger Handelshafen. 3. Gegenwärtige

gefahren, in den Ansiedelungen hat niemals ein Hotel oder eine Wirtschaft unserer Art bestanden. Bürgermeister, Richter, Militärkommandant, Landrat, alles ist der Gouverneur in eigner Person, und Zivilbeamte gibt es noch keinen einzigen. Niemals hat es unter so viel Männern so viel Ordnung, Gemeinsinn, Arbeitseifer, und dabei so wenig Erwerbssinn und Eigennutz gegeben. Ich habe auf meinen Reisen, hauptsächlich in den jungen Minenstädten der Felsengebirge Ansiedelungen gesehen mit einer Bevölkerung, die auch nur aus Männern bestand. Aber wie anders waren die Verhältnisse hier und dort!

Das regierte Element bilden hier die Chinesen. Als die rotbärtigen Teufel mit ihren blinkenden Waffen landeten, gab es in Tsingtau nur einige hundert Einwohner, heute sind ihrer ebenso viele tausend, und die Einwohnerschaft mag sich während des Winters verzehnfacht haben. Ein Winter hat genügt, um dieser armen elenden Bevölkerung verhältnismäßigen Wohlstand zu geben, und so viel Geld wie jetzt haben sie in ihrem Leben gar nicht gesehen. Früher erhielten sie 30 bis 40 Cash, das heißt 6 bis 8 Pfennige am Tage, heute 130 Cash, also das Vierfache! Es hat sich in der ganzen Gegend herumgesprochen, daß die Deutschen nicht stehlen und bedrücken, wie es die chinesischen Soldaten gethan haben, sondern daß sie alles bar bezahlen. Arbeit gibt es in Hülle und Fülle, und täglich kommen Dschunken mit Waren, täglich lange Züge von Schubkarren. Diese letzteren sind die Equipagen, Lastwagen, Karren — das einzige Beförderungsmittel der ganzen Provinz. Für diesen Zuzug müssen Quartiere gebaut werden, überall entstehen neue Häuser, überall wird gemauert, gezimmert, gehämmert.

Die Umgegend von Tsingtau ist weitaus nicht so reizlos, wie sie sich vom Schiffe aus zeigt und wie sie vielfach geschildert wird. Der Winter hat den Bäumen den Laubschmuck, den Feldern das Grün ent-




Tsingtau-Kiautschau.
Landungsbrücke. 4. Stellung der Kriegsschiffe (hinter der Landzunge). 5. Der Truppelberg. 6. Das obere Dorf.

zogen, aber jetzt, im April, mutet die Landschaft den Beschauer schon viel freundlicher an. Zwischen den einzelnen Küstendörfern ist jedes irgendwie verwendbare Stückchen Land sorgfältig von den fleißigen Chinesen geackert und bebaut worden, rings um die Dörfer und in diesen selbst erheben sich zahlreiche Obstbäume; über den kegelartigen Erdhügeln der Toten stehen Föhren nnd Pinien, und der Baumwuchs würde noch stattlicher sein, wenn es den Bewohnern nicht vollständig an Brennmaterial fehlen würde. Die Chinesen lieben die Natur, sie umgeben ihre Heimstätten und die Heimstätten ihrer Toten mit Baum- nnd Blütenschmuck, aber der Selbsterhaltungstrieb ist stärker. Um die Bäume zu schützen, brennen sie trockene Gräser, die sie mit den Wurzeln ausreißen, sie fällen nicht die Föhren, sondern schneiden die grünen Nadeläste ab, und jeder abgestorbene Baum wird durch die Pflanzung eines nenen ersetzt. Dabei liegen reiche Kohlenschätze nur hundertfünfzig Kilometer nördlich von ihnen! Die Eisenbahn, welche jetzt schon von deutschen Ingenieuren vermessen wird, wird auch in dieser Hinsicht segenbringend sein!

Den wenigen Besuchern von Tsingtau, die nicht dem Militärstand angehören, bot die äußerst liebenswürdige Gastfreundschaft der Offiziere mehr als hinreichenden Ersatz für die vollständige Abwesenheit von Hotels und Restaurants. Das Offizierscorps des Marine-Infanteriebataillons unter Anführung des Majors von Lossow verdient dafür die uneingeschränkteste Anerkennung. Die Offiziersmessen stehen dem gebildeten Fremden offen, und wenn die leiblichen Genüsse sich auch nur auf Gerichte in Büchsen, schlechtes Fleisch und hartes Brot beschränken, so ist dafür doch die geistige Anregung unter den hochgebildeten Tischgenossen groß. Ein reizender Geist der Kameradschaft und gegenseitigen Hilfeleistung verbindet alle, vom Gouverneur bis zum jüngsten Leutnant. — Das zeigt sich besonders in den entlegenen Außen-

posten an den Grenzen des deutschen Gebietes, wo junge Offiziere mit kleinen Abteilungen Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten. Sie wohnen in den mehr als bescheidenen Bauernhäusern der Chinesen, kaum viel besser als die Chinesen selbst, auf Stunden in der Runde umgeben nur von solchen. Aber der Aufenthalt auf dem Lande entbehrt nicht eines gewissen Reizes, besonders jetzt, wo der nahende Frühling alles verklärt, wo die Sonne wärmer scheint und wo auch schon wie traute Grüße aus der fernen Heimat die lieblichen Veilchen zu blühen beginnen. Ich habe das ganze große Gebiet kreuz und quer durchzogen und war dabei nicht so sehr überrascht von der Sorgfalt, mit welcher Obstgärten und Felder gepflegt und gehütet werden, denn ich kannte den Fleiß des chinesischen Landmannes von früheren Reisen. Was meine Verwunderung in viel höherem Grade erregte, war die Dichtigkeit der Bevölkerung, die große Zahl von Dörfern, die innerhalb Deutsch-China liegen und die zusammen wohl an siebzigtausend Einwohner zählen mögen. Es ist keineswegs ein wertloses Stück Land, das deutsche Missionare ihrem Vaterlande mit ihrem Blute erkauft haben, denn es kann diese ganze Bevölkerung nähren. Auf den elenden Fußwegen zwischen den Feldern, längs ausgewaschenen Flußläufen und gefahrvollen Schluchten entlang reitend, gewahrte ich überall junge Gerste, Bohnen, Erdnüsse, süße Kartoffeln; in den Obstgärten stehen in langen Reihen Birnbäume, sorgfältig beschnitten und mit abgeschälter Rinde, um die Bäume gegen Insekten zu schützen; in den Dörfern sah ich über die steinernen Umfassungsmauern der Häuser mitunter Bambusstauden, Myrten und Lorbeerbäume, Pinien ja sogar große blühende Kamelienbäume. Am Eingang jedes Dorfes erhebt sich ein Götzentempel, gewöhnlich überschattet von alten, hohen Bäumen; in den Straßen wurde überall fleißig gearbeitet, an Stelle der Mistjauchen unserer Dörfer liegt der Dünger, mit zerkleinerten Bauziegeln vermischt, im Hinterhause und wird mit rührender Sorgfalt und Sparsamkeit auf die Felder verteilt. An freien Stellen befinden sich in jedem Dorfe Mahlmühlen, aus großen flachen Steinen bestehend, auf denen sich eine schwere Steinwalze, gewöhnlich durch



Chinese mit Schubkarren in Tsingtau.

Eselchen gezogen, im Kreise wälzt. Frauen bringen die schweren Säcke herbei, verteilen die Körner auf der Mühle, treiben das Eselchen an und verbringen die Zwischenzeit noch mit Nähen und Flicken. Bei der Annäherung eines Europäers wenden sie ihr Gesicht ab oder laufen davon, so schnell ihre winzigen Füßchen sie nur tragen können. Ich war überrascht, wie sehr die Qual der Fußverkrüppelung in diesem Gebiete verbreitet ist. Unter den Tausenden von Frauen, die ich zu Gesicht bekam, besaß keine einzige ihre natürlichen Füße. Selbst wenn sie auf den Feldern arbeiteten, oder Lasten trugen, steckten ihre Füßchen in den kaum spannenlangen gestickten Seidenschuhchen. Sonst war ihre Kleidung jener der Männer ähnlich, nur daß sie an Stelle der blauen oder weißen Beinkleider solche von knallroter Farbe trugen. Die Knaben von fünf Jahren an tragen den langen Zopf, der mit Hilfe von eingeflochtenen Schnüren bis nahe dem Boden herabbaumelt; die Frauen stecken ihre prächtigen, rabenschwarzen Haare mit Silbernadeln fest.



Deutscher Soldat mit chinesischer Jugend.

Auch an landschaftlichen Schönheiten ist das deutsche Gebiet reich; auf der tiefblauen, weiten Fläche der Kiaotschaubucht liegen kleine und große Inseln; die letzteren, mit Dörfern und Tempeln bedeckt, sind gut bebaut, vor allem Potato-Island und die Tschiposaninsel, welche jüngst nach den deutschen Schiffen Cormoran und Kaiser benannt worden sind. Etwa in der Mitte des Gebietes erhebt sich der mächtige schwarze Woschau, mit seinem östlichen malerischen Ausläufer, dem bewaldeten Prinz Heinrich-Berg. Die Grenze gegen das chinesische Gebiet aber bildet der lange scharfgezackte Gebirgszug des Laoschau, dem einer meiner letzten Ausflüge galt. Aus dem ungemein lieblichen, wohlbebauten Connythale mit seinen Dörfern, Tempeln und Friedhöfen erhebt sich seine gewaltige Masse, überragt von himmelanstrebenden Felsnadeln und Spitzen. Die Besteigung dieses mit ungeheuren Trümmern besäten, vollständig vegetationslosen Gebirgszuges war nicht gerade ein Genuß, aber wir wurden doch belohnt durch den Anblick des reizenden Thales von Hia-tung-tiën, mit dem gleichnamigen Kloster, das zwischen Bambusstauden, Myrten- und Lorbeerbäumen halb verborgen daliegt. Die freundlichen Taoistenmönche zeigen als ihren größten Stolz einen wunderbaren Kamelienbaum von etwa sechs Metern Höhe und anderthalb Metern Stammesumfang.

Je mehr ich von dem neuesten und gleichzeitig entferntesten Besitz des Deutschen Reiches zu sehen bekam, desto mehr stieg meine Dankbarkeit für diejenigen, die ihn dem deutschen Volke gegeben haben, denn ich bin überzeugt, daß er mit jedem Jahre an Wert gewinnen und dem deutschen Handel, wie der deutschen Industrie Segen bringen wird.

---



Nach einer Aufnahme von Michael Frankenstein in Wien.

Arbeitszimmer von Goswina von Berlepsch.

# → Goswina von Berlepsch. ←

## Eine litterarische Studie.

Von

**Bruno Walden.**

(Abdruck verboten.)

Zu den fesselndsten Erscheinungen unter den Schriftstellerinnen, die im letzten Jahrzehnt in die erste Reihe gerückt sind, gehört ohne Zweifel Goswina von Berlepsch.

Eine seltene Vereinigung von Eigenschaften hat ihr diesen Ehrenplatz so rasch erworben. Quellende Frische des Talentes und sonnige Vollreife; eine Kraft nnd Energie der Zeichnung, die sich hier und dort, immer am rechten Platze, zu launiger Drastik zuspitzt, bei einer zarten Innigkeit des Empfindens, die im komplizierten Gewebe des Gemütslebens die feinsten Fäden bloßzulegen weiß; eine bis zum Übermute sprühende Fülle des Humors und, last not least, das, was eine echte Künstlernatur kennzeichnet: der ehrliche, unermüdliche Fleiß in der Arbeit an sich selbst, sein Bestes zu leisten.

Da ist denn jedes ihrer Bücher ein Markstein auf dem Wege nicht nur vorwärts, sondern auch aufwärts. Indem ich sie in ihren Grundzügen der Reihefolge nach zu charakterisieren suche, ergibt sich der Entwickelungsgang, die litterarische Physionogmie der Verfasserin von selbst.

Das erste Buch Goswinas von Berlepsch „Ledige Leute" erschien 1886 (Leipzig, Wilhelm Friedrich), nachdem sie sich durch die Veröffentlichung kleinerer Skizzen in veeschiedenen Blättern, namentlich ihres Heimatslandes, der Schweiz, schon einen geachteten Namen errungen hatte. Der Band, dem Andenken ihres Vaters, des berühmten Alpenschriftstellers H. A. von Berlepsch gewidmet, erhält zwei Erzählungen: „Der Chevalier", das Bild eines originellen Junggesellen, und dessen Widerpart, eine prächtige alte Jungfer in „Jakobe, eine Schweizergeschichte". Beide Gestalten sind plastisch herausgearbeitet. Hier: der aus dem Lehrling des Dorfschneiders erwachsene „Bekleidungskünstler", den das auf Abwegen in seine Adern geratene gräfliche Blut, zu demütigender Ernüchterung, höheren Gesellschaftssphären zudrängt; dort: die ein Stück guter alter Zeit verkörpernde Näherin, die schlichte Würde ihrer Tüchtigkeit mit etwas gern über Gott und die Welt perorierender Bildungseitelkeit versetzt, im Kampfe ihrer altjüngferlich pedantischen Pädagogik mit dem lebensübersprudelnden Naturell des Kindes, dessen sie sich erbarmt hat. Barocke Individualitäten überzeugend zu veranschaulichen, ist eine sichere Probe des seltenen Talentes,

lebensvolle Menschen zu gestalten. In den „Ledigen Leuten“ wird es auch noch durch einige ganz vortreffliche Nebenfiguren beglaubigt. Der geradelinig geführte Ausbau der einfachen Handlung bekundet gleichfalls eine kräftige Hand, wie die Fülle bald ergötzlicher, bald gemütsbewegender Episoden jenen warmen, kernigen und zugleich weichen Humor, der eine Eigentümlichkeit ausschließlich der germanischen Rassen ist. Doch liegt noch eine Schwerflüssigkeit der Darstellung über dem Ganzen, die den Eindruck dieser Vorzüge beeinträchtigt. Namentlich durch die Überwucherung des Details zu allzu epischer Breite. Jeder dieser Kleinzüge ist an sich gut, allein ihre Menge steht außer Verhältnis zu dem im Grunde doch dürftigen Vorwurf, zu dessen Charakteristik sie dienen soll. Noch ist die Verfasserin nicht zur vollen gleichgewichtigen Freiheit der Bewegung gelangt. Unverkennbar beherrscht sie der Einfluß Gottfried Kellers, engen sie noch die Grenzen des schweizerischen Milieus ein, unter dessen Eindrücken sie herangewachsen ist.

Kaum ein halbes Dutzend Jahre, in dem bald in dieser, bald in jener Zeitschrift eine Erzählung Zeugnis von ihrem Wachsen abgelegt, und Goswinas von Berlepsch Talent tritt in prangender Entfaltung zu Tage in der Novelle „Thalia in der Sommerfrische“ (1892 Leipzig, Carl Reißner), die dem „Mütterchen“ gewidmet ist. Eine Novelle, die sich ganz wohl Roman benennen könnte, mit ihrer zeit- und lokalcharakteristischen Reichhaltigkeit.

Welch' gewaltige Wandlung prägt sie an der Schriftstellerin aus! Eine von jeglicher äußern Hemmung frei gewordene, aber in künstlerischer Reife selbstbeherrschte vollpulsige Lebensfrische, wie sie zu jeder Zeit, ganz besonders aber in der unseren, selten ist, und eine ganz außerordentliche Erweiterung des Gesichtskreises tritt da auffällig hervor. Die Übersiedelung nach Wien, die des Vaters Tod im Gefolge geführt, hat reiche Früchte getragen. Fräulein von Berlepsch besitzt besonders ganz feine Fühlfäden für die Eigenart eines Volkstums, und sie ist mit dem specifisch österreichischen, wie auch jenem unserer Alpenländer ungleich verständnisinniger vertraut, als gar mancher auf der Scholle geborener Schriftsteller, der sich von dessen Schilderung nährt. Mit der Aufnahme dieses fremdartigen Elementes und zugleich dem buntgemischten des Großstadtlebens, hat sich eine wunderbare, befruchtende Transfusion in ihr vollzogen. Wie scharf prägt sich dies aus im Vergleich ihrer „Thalia in der Sommerfrische“ mit „Ledige Leute“!

Die Komposition ist reich gegliedert, bei einer Straffheit der Führung, die jede der abwechselungsvollen Episoden in sachlichen Zusammenhang zur anderen stellt, und hier und da nur eine oder die andere über das strenge Proportionsmaß hinausgeraten läßt. Das Detail ist zu vollblütiger Knappheit konzentriert, und mit wenigen Strichen sind ganze Menschen lebendig hingestellt. Ja mehr noch, mit dem energischen Umriß einiger Gestalten ist das Typische ihres Standes fixiert. Während die große Mehrzahl der Schriftsteller, darunter auch viele der allerbesten, nur einige Gesellschaftsklassen mit vollebiger Plastik zu schildern verstehen, ist es der große Vorzug Goswinas von Berlepsch, allen gleich lebenstreu gerecht zu werden.

Die bunt zusammengewürfelte, im Sommerquartier um ihr kärgliches Stücklein Brot mimende Wandertruppe bietet Gelegenheit zu großer Mannigfaltigkeit solch' treffsicherer Zeichnungen. Zwei Gesellschaftspole, die aristokratischen Insassen des Schlosses und die derben Dörfler, ergeben ihr Publikum. Die einen: in der Verfeinerung ihres Geschmackes, je nach ihrem Naturell, in herablassendem Mitleid oder mit hochfahrend spöttischer Geringschätzung, die andern: erpicht darauf, durch die Wonnen des Gruselns oder die Schmerzhaftigkeit unbändigen Lachens auf Heller und Pfennig ihre Kosten herauszuschlagen. Welch' glückliche Kontrastwirkung durch diese so grundverschiedenen Gruppen! So lebenswahr stehen sie da, daß sich an ihnen auch der Untergrund ausweist, aus dem ihre Wesenheit erwachsen ist. Hier die edelfromme Schloßfrau, die milden Sinnes den Traditionen des Noblesse oblige lebt, die junge Gräfin, im modernen Sinne erfaßt, und das boshafte Stiftsfräulein wie seine Excellenz Moma, in kleinlicher Konventionalitätsverknöcherung; dort die stramme Derbheit der warmherzig-robusten Wirtsköchin Burgei, des Forstgehilfen, der zeitweise so lässig siegessicher, zeitweilig so feurig um sie wirbt, mit der wohlverdienten Strafe, die sie ihm köstlich drastisch zu teil werden läßt, und der kleine Hansei, der als Geist im „Müller und sein Kind“, von der Kunstatmosphäre berauscht, Schauspieler werden möchte und dafür so kräftige Püffe einheimst! Und nun erst das fahrende Völklein selbst! Mit welch' scharfer Ironie ist seine innere und äußere Misere gekennzeichnet durch die relativ sichere Behädigkeit des Menageriebesitzers gegenüber der steten Angst des Theaterdirektors um des Lebens Notdurft! Wird doch selbst — eine prächtige, wenn auch etwas zu breite Episode! — der verendende Elefant zur erdrückenden Konkurrenz für die Künstlerschar. Wahre Kabinettsfiguren: der Heldenspieler und die cynisch frivole, todesscheue und doch so erbarmungslos kokette, lungenkranke Liebhaberin, beide noch eingesponnen in momentan berauschende Illusionen, und neben ihnen der Direktor und seine Frau, durch ihre Elendssorgen längst schon aus den Höhen einer schmeichelnden Traumwelt herabgedrückt zum simpelen Ringen nach Brot. Unter diesen Pseudokünstlern aber ist einer, dem seine Begabung höhere Ziele weist und ein hingebend liebendes Weib, das deren Erreichung zum Opfer fällt. Dieser Vorgang bildet die innerlich fesselnde Handlung der Erzählung. Fein und kräftig ist Alexander geschildert, in der gemütvollen Leichtlebigkeit, die seinen Ehrgeiz im Banne hält bis Ermutigung von außen dem Drang seines Könnens zu vollem Durchbruche verhilft. Die Freude an seinem Kinde, die Gutmütigkeitstreue, mit der er an seinem bescheidenen Liebchen hängt, diese echt menschlich warmen Züge vertiefen die Teilnahme an ihm und seinem Geschick. Dieses arme Liebchen aber schwingt sich mit all seiner Schlichtheit, ja eben in ihr, zu dem vollen

Weibesheroismus der Selbstopferung auf, indem es ihm, nach des Kindes Tod, durch ihr Verschwinden den Weg zu vollem Wirken, zum Ruhme freigibt. Eine rührende Gestalt, die zur Arbeiterin gewordene kleine Schauspielerin, deren einzige, gar wehmütige Freude es ist, ihn von der Galerie aus heimlich zu bewundern, sich an dem rauschenden Beifall, der ihm wird, zu erquicken!

Der Titel des Buches ergibt den Standpunkt der Darstellung. Würde es sich um eine Künstlernovelle handeln, so müßte der Evolutionsprozeß Alexanders ungleich eingehender psychologisch vertieft klargelegt sein, allein Thalia als notgedrungene Sommerfrischlerin, ist die eigentliche Heldin der Erzählung und dementsprechend ist diese auch im al fresco-Stile flott vorgetragen, im Tone kräftig, beinahe übermütig sprudelnden Humors, doch auch mit jenen Anklängen von Pathos, wie sie keiner echten Schilderung von Menschengeschicken fehlen. Ein Band, sinnerfrischend und herzerwärmend in seiner strotzend gesunden Lebensfülle.

Wenige Jahre später folgte ihm ein zweiter, der wieder einen gewaltigen Schritt aufwärts bedeutet in der psychologischen Vertiefung seines Gehaltes: die Erzählung „Mutter“ (1895, Leipzig, Velhagen & Klasing). Eine einfache alte Frau, wie es deren, Gott sei Dank, viele gibt, ist ihre Heldin, deren Geschick in seiner schlichten Tragik ist das gar manch stiller Leidensgenossinnen rings um uns. Also ein Alltagsvorkommnis, aber in dieser sich nie als solche verratenden Kunst der Darstellung, die mit zarter Hand all' die feinen Fäden des Leidensgewebes bloßlegt, von einer ebendarum um so mehr nur ergreifenden, seelenbewegenden Gewalt. Eine jener Witwen, die im Sohn den Abgott ihres Herzens hegen, hat sie sich im Verein mit der Tochter die Mittel zu seinem Bildungsgang abgedarbt, und die beiden fühlen sich hoch belohnt, wenn die immer seltener und auch kürzer werdenden im Landstädtchen einlaufenden Berichte seine Erfolge melden. Mit allen Fibern ihres Wesens fühlt sich die alte Frau dem fernen Sohn verwachsen, ahnungslos, wie er vom Zusammenhang mit ihr fortgewachsen, in ästhetisch intellektuellem Genießen ihre kleinliche Welt, in gedankenloser Selbstsucht die Größe ihrer Liebe mißachtend, die unermüdlich gebensfreudig für sich nichts fordert. Wie sie, lange nicht fähig, es zu fassen, nur allmählich schmerzhaft zögernd inne wird, daß er sie aus seinem Leben hinausgedrängt, weil er sich ihrer Schlichtheit schämt, ist in all den Leidensstationen des so tief gedemütigten Mutterherzens, bis es im Innersten getroffen stille steht, mit geradezu sublimer Einfachheit geschildert. Diese rührende Gestalt vergißt wohl niemand! Es liegt ein Zauber naiver Innigkeit über ihr, der tief zu Herzen dringt. Mit seiner Schärfe ist an ihrem Sohne eine besonders in unserer Zeit stark hervortretende Erscheinung dargestellt: die innere Verrohung zur Rücksichtslosigkeit in der Einseitigkeit intellektuellen Verfeinerungskultes und seinem Hoffahrtsgefolge. Er ist durchaus kein böser Mensch, dieser junge Professor Bremer, allein im Bewußtsein seiner Geistes- und Bildungsüberlegenheit schreibt er sich die Berechtigung zu, alles, das sein Behagen stört, von sich abzuwenden, unbekümmert darum, ob es anderen Schmerz verursacht. Seine kokett verwerteten zeitweisen Sentimentalitätsanwandlungen entspringen zum Teile auch dem Bedürfnisse nach Selbsttäuschung über den toten Punkt in seinem Wesen. Bremer ist eben einer jener zahlreichen Menschen, die, was die Großmut des Herzens ihnen gewährt, als ihnen zukommend, achtlos mit Füßen treten, weil ihre Natur an deren Verständnis nicht hinanreicht und die erst schweres Unglück, das ihre Selbstsicherheit erschüttert, zu einem Empfindungsleben aufzurütteln vermag, das in seinem letzten Grunde denn doch auch nur durch selbstisches Unbehagen wachgerufen wird. Dieser weit verbreitete Typus könnte nicht prägnanter gezeichnet sein. Wie ganz anders stellt sich die selbstlose Gefühlserweckung in seiner etwas kühlgemuteten Frau dar, die als Braut der so warm gebotenen Liebe Mütterchens fremd-freundlich gegenübersteht, als sie aber ihr eignes Kind in den Armen wiegt, seiner Mutterrechte tief empfindend eingedenk wird. Gleich plastisch treten zwei Mädchengestalten hervor, die eine in kräftigem, die andere in unendlich weichem Umriß, Bremers Schwester Gertrud — von der Mutter unbewußt stets ein wenig zurückgesetzt gegen das glänzende Sorgenkind, den Sohn — mit ihrem pflichttreu warmen Herzen aber strengem Klarblick und unbeugsamen Charakter, und Dorchen, das in schwärmerischer Treue dem Manne anhängt, dessen „Studentenliebe“ es gewesen, die Verkörperung seiner Jugendpoesie, mit deren Verlöschen abgethan bis zum Vergessen. Mit gleicher Meisterschaft sind die Episodenfiguren durchgeführt. Welch' köstlicher Kontrast, der weltmännische berühmte Gelehrte und der bescheidene, ja verschämte Gymnasiallehrer in seiner altfränkischen Junggesellenpedanterie!

In „Mutter“ ist die Komposition vom sachlichen zum vollkommen organischen Zusammenhange ausgereift. Da steht jeder scheinbar noch so nebensächliche Vorgang in innerlichster Beziehung zur Entwickelung des Ganzen. Jegliche Situation bildet ein Glied im Gesamtorganismus der Handlung und ergibt sich somit als natürlich. Der festen Zeichnung gesellt sich eine Wärme des Kolorites, die alles Geschilderte fühlbar werden läßt. Die feinste künstlerische Ökonomie vermeidet die Grellheit alles Zuviels, sie tönt an Menschen und Geschehnissen die Übergänge sorgfältig ab, die alles in Erscheinung tretende unbemerkt vorbereiten, so daß es bei einer anscheinend plötzlichen Wendung überzeugend wirkt. Ist der Untergrund der „Thalia“ ein durchweg humoristischer, hier und dort nur von Menschenleid beschattet, so ist hier dem Zug von schlichtem Pathos, der die Klangfarbe der Erzählung ergibt, ab und zu ein köstlich humoristischer Lichtpunkt verwebt, leicht durch Milde gedämpft, in feinem Zusammenstimmen mit dem Grundton des Ganzen. Dieser sichere Geschmack, der, ebensosehr dem Herzenstakte wie künstlerischer Bildung entstammend, sich in den Gesetzen der Harmonie als in seinem Selbstgesetz bewegt, ist eine der

seltensten litterarischen Gaben. Sie tritt glänzend zu Tage in der fein zusammengetönten Darstellung der „Mutter", die fernab aller rührseligen Sentimentalität, eben durch ihre keusche Einfachheit so tief wirkt.

Einen Sammelband van Novellen gar verschiedener Tonart hat uns die verwichene Weihnachtszeit beschert; „Mann und Weib" betitelt (1898, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Widmungen sind charakteristisch. Zumeist sind sie nach außen gerichtet, an irgend einen berühmten Namen, der die Ehrung schmückt, die ihn zu schmücken bestimmt ist. Bei Goswina van Berlepsch ist die Widmung allemal ein Herzenstribut. Hier lautet sie: „Meinen treuen Weggenossen Lilly und Franz Hanke." Sie gilt der liebevollen Schwester und dem vollbrüderlichen Schwager, die sie und das „Mütterchen", das jüngst erst die ja ehrlich freudlichen Augen geschlassen, aus der Schweiz nach Wien gelockt. So gebührt denn diesen treuen Weggenassen recht eigentlich die Widmung eben dieses Bandes, dessen Erzählungen nicht nur zumeist auf Wiener Boden spielen, die auch gesättigt sind von Wiener Atmasphäre und in deren Gestalten echtestes Wiener Vollblut fließt.

Jeder Zoll ein Wiener Kind ist die Heldin der humorsprühenden „Vendetta", das zur gefeierten und eben ja launenhaften Primadonna herangeblühte Hausmeisterstöchterlein! Ein köstliches Persönchen, in der Urwüchsigkeit seines temperamentvallen Wesens. Sehr hübsch ist dessen Zweiteilung gezeichnet. Die in genialem Instinkte rasche Bildungsfähigkeit innerhalb der künstlerischen Veranlagung bis zum vollen Aufschwunge und die bruchstückweise nur, auf dem reinmenschlichen Terrain, auf dem in der Diva immer wieder das ungebundene Vorstadtmädel mit dem Accenten seines vormaligen Milieus zum Varschein kammt. Doch immer aber auch mit dem Stempel der talentvollen Persönlichkeit. Zur prächtigen Folie ist ihr das verwandtschaftliche Anhängsel gesetzt, das praktische Faktatum der Künstlerwirtschaft, der Souffre Dauleur der Künstlerin, die „Kusin", deren hochergötzliche Unorthagraphie das Symbol ihrer rabusten Unbildsamkeit abgibt. Auch der nur in satirischem Umriß gehaltene Recensent gibt sich verzweifelt lebenswahr, nur der vornehme Künstler, nach dessen Liebe die Heldin in sa naivem Ungestüm verlangt, erscheint etwas allzu blutlos stolz. Der brillante Situationswitz in dieser Episode aus dem Künstlerleben, veranschaulicht jede Scene so lebhaft, daß man sie beinahe thatsächlich sich abspielen zu sehen vermeint. — Ein vallendetes Kabinettstück ist „Ein Maitag". Der Leichtsinn vollsaftiger Frahlebigkeit, das Hingenommensein vom Augenblick gedankenlos und hoffnungssicher nur van Trieben geleiteter Jugend ist personifiziert in dem jungen Mädel, das die von schwerer Krankheit genesene Mutter ins Freie führt. Eine streng rechtliche Frau, hatte diese sich van der Tochter abgewendet als sie das Liebchen ihres Brotherrn geworden. Erst am Krankenbette hat sie ihr Kind wieder um sich geduldet, nach langem, heißem Bitten erst hat sie sich zu der Landpartie — der Wiener lleinen Leute größtes Vergnügen — herbei gelassen. In vollen Zügen genießt das junge Ding den hellen Sonnenschein, den Duft der Wiesen und Wälder, den Anblick der weit sich hindehnenden lachenden Gegend. Die Mutter aber bleibt dem Naturzauber verschlassen, bedrückt von der Schande ihrer Tani, des einzigen Kindes, das der Witwe verblieben, die lieber darbt, als von der Tochter Unterstützung annimmt. Auch die ungewohnte köstliche Sammerwärme, die den alten Gliedern so wahlthut, vermag sie nicht aufzutauen, der Anblick der strotzenden, anmutig blühenden Jugendfülle ihres Kindes verdüstert sie nur nach mehr. Widerstrebend nimmt sie ein paar der Chokaladeplätzchen, die das Naschkätzchen in der Tasche seiner eleganten Jacke mit sich führt. Mit valler Herbigkeit drängen sich Vorwürfe über die Lippen der Alten, mit einem Anklang van Hohn über die Hoffnung, der Mann werde sein Wort halten und Toni heiraten. In seiner Abwehr wird dem Mädchen erst bewußt, daß es selbst nicht mehr überzeugungssicher daran glaubt. Und als der einstige traute Spielgenosse, jetzt ein geistlicher Herr, grußlos an ihm vorbeischreitet, da fühlt es sich gebrandmarkt. Am selben Abende noch muß es sich Gewißheit schaffen, ob seine Verlrauensseligkeit es betrogen hat, und da der Geliebte sich als brutaler Schuft erweist, geht die Tani mit demselben Tratz des Ungestümes, der sie in die Schande getrieben, in die Donau. In knappen Zügen ist da ein Menschengeschick umrissen, ein Typus mit einer Intensität ausgeprägt, die der schlichten Erzählung den Wert eines document humain verleiht. — In „Nora" erhält wieder der feine Humor die Oberhand. Das echte Hätschelkind der in den wohlhabenden Wiener Kreisen verziehend mütterlichen Überliebe, stellt sich die junge Frau dar, die durch den Berufsernst ihres Mannes sich in ihren Frauenrechten vermeintlich gekränkt fühlend, ihre Theaterlebenserfahrung fruktifiziert und ein wenig Nora spielt. Doch nur um seiner klugen Festigkeit gegenüber ihr ungeschädigt warmes Frauenherz zu entdecken. — „Der Trampeter auf der Türkenschanze" präsentiert sich als ein, dem Staffe angemessen, mit einiger Drastik koloriertes Idyll aus den untersten Volksschichten. Hochergötzlich und doch auch das Gemüt warm anklingend, bringt es den demokratischen Zug im Talente der Verfasserin zur Geltung, der sie an den kleinsten Leuten, in den primitivsten Lebensformen den echt menschlichen Kern und damit auch die Paesie ersehen läßt, die allem Echtmenschlichen inne wohnt, sie mit Vorliebe zu deren künstlerischen Gestaltung drängend. Wie lebendig tritt aus dem Rahmen dieser Skizze wieder der Charakter des Wiener Valkstumes hervar! — Durch seine französische Heldin, eben so markant national gefärbt, erhält „Achilline" einen kosmopalitischen Schimmer. Auch ein Idyll, aber ein Künstleridyll, mit entzückender Anmut und Feinheit ausgeführt.

Was bei dem Überblick auf diese gesamte Bilderreihe, von den „Ledigen Leulen" an bis zu Klein „Achilline", überrascht, ist ihre Grundverschiedenheit und dabei doch an jedem einzelnen das unverkennbare Individualitätsgepräge seiner

Schöpferin zu ersehen. In all der Mannigfaltigkeit tritt immer die geschlossene Persönlichkeit der Verfasserin hervor.

Goswina von Berlepsch ist eine optimistische Künstlernatur. Sie gestaltet nur, was aus dieser heraus sie zu gestalten drängt. Die kernige Gesundheit und sonnige Helle ihres Talentes, in seiner strotzenden Kraft und zugleich harmonischen Ausgeglichenheit — eine gar seltene Erscheinung! — bestimmt im Affinitätsgesetze die Wahl ihrer Stoffe. Wie alles Pathologische liegen ihr auch die unlösbaren Probleme in der Menschennatur fern. Abgründe, die unüberbrückbar oft auch im Wesen der Schlichtgemütetsten aufklaffen, der bis zur Verzweiflung ringende Zweifel, Dissonanzen, die schrill ausklingen, der dämonische Zug maßloser Leidenschaft sind ihr fremd. Gleich sehr wie das Krystallklare ihrer Wesenheit, schließt das fühlbar in ihrem Talent warm pochende Herz erbarmungslos unversöhnlich verlaufende Konflikte von ihrer Darstellung aus. Nicht das seelenaufwühlende, das tief gemütbewegende Menschenleid ist ihr Vorwurf, erhält durch die einfache und doch potenzierte Innigkeit ihrer Schilderungen ergreifende Macht. Durch ihre Schatten, wie dunkel sie auch seien, bricht allemal erhellend ein Lichtstrahl, sei es auch der bleiche nur der Resignation; ihre Mißklänge lösen sich stets friedsam auf, sei es auch — ihre höchste Tragik — im Todesseufzer. Und neben dem Dunkel leuchtet so heller warmer Sonnenschein, daß es, obwohl sich von dem lichten Hintergrunde doppelt wirkungsernst abhebend, nicht zu umdüstern vermag, nur mit weicher Traurigkeit umfängt, wehmütig stimmt, nicht schmerzhaft aufreizt. So kommt es, daß sie leidvoll wie freudvoll stets wohlthuend wirkt.

Darin weicht Fräulein von Berlepsch erheblich von der vorherrschenden Litteraturrichtung ab. Es liegt mir sehr fern, damit einen Vorwurf gegen diese zu erheben. Je mehr Formen des Lebens und der Lebensanschauung künstlerisch ausgestaltet werden, um so mehr weitet sich die Erkenntnis des Lebens dem einzelnen aus, dessen eigne Erfahrungswelt ja stets eine eng beschränkte, eine minimal fragmentarische nur ist. Mit diesem wachsenden Verständnis für die Vielheit heterogener Erscheinungen erhebt sich das Lustgefühl des anmutenden Eindrucks auch zum künstlerischen Nachempfinden der überreichlich tragischen Lebensmomente. Ist aber die Litteratur Lebenswissenschaft in der Kunst und somit vor allem auf Wahrheit basierend, so muß sie, durch den Komplex ihrer Einzelzüge dem Gesamtbilde gerecht zu werden, ebensowohl die lichten, wie die dunkelen Daseinselemente darstellen. Der ausschließliche Pessimismus in der herrschenden Richtung beschränkt sich einzig auf Nachtbilder, ganz abgesehen von der hier und dort fühlbaren Effektberechnung auf den nervösen Anreiz des Quälenden. Da berührt es denn geradezu erquickend, ja gleich einem Akte der Gerechtigkeit befreiend, auch einmal der anderen Seite der Lebenswahrheit ihr Recht eingeräumt zu sehen und einer echten Künstlernatur zu begegnen, die unbeirrt von allen Strömungen, fest in sich selbst beruhend, in allen ihren Bildern ursprüngliche Lebensfreudigkeit bekundet. Jene Freudigkeit, die nur einer starken Persönlichkeit eigen ist, deren harmonische Fülle ehrlich dem Schmerze seinen Tribut zollt, dennoch aber den schönen Augenblick in ungebrochenem Frohmut genießt. Diesen zu ersehen, zu erfassen, zu empfinden bedarf es allerdings einer besonderen Gabe: der Liebe zu den Menschen und der Natur.

Solche Liebe ist recht eigentlich die Signatur des Talentes der Verfasserin all' dieser Erzählungen und Skizzen. Vermöge dieses Empfindens dringt sie in die Tiefen der Menschenbrust, ersieht sie an dem Unscheinbarsten sein Körnchen Wert, versteht sie es ins Licht zu setzen. Und siehe da, nicht einzig nur die Hochverfeinerten, die den geistigen Höhen zu Ringenden oder gar nur die Übermenschen und Neurastheniker vermögen unser Interesse wachzurufen und zu fesseln, auch diese schlichten, zumeist nicht über das Mittelmaß reichenden Leute bringen es voll zu wege, kraft der Lebenswahrheit ihrer Gestaltung, die an ihnen das Ewigmenschliche klarlegt, das in jedem, sei er groß oder klein gewachsen, den festen Untergrund seines Wesens bildet. Auch ihre hochgemuteten Gestalten tragen dieses überzeugende Wahrheitsgepräge, durch die ebenso ehrlich gezeichneten Begleiterscheinungen ihrer Schwächen und Fehler, wie sie ihr Menschentum und oft auch selbst ihre Vorzüge bedingen. Einzig aber die Liebe zu den Menschen vermag sie so verständnisinnig volllebig zu gestalten. Ein kräftiges Agens zu eben dieser Gestaltungsform ist ihr starker und doch so gemütsreicher Humor. Wie ihre von innen heraus dem Gesunden, Lebenskräftigen zugewendete Anschauung unterscheidet sie auch ihre Darstellungsweise von der vorherrschend üblichen. Sie zerfasert ihre Menschen nicht, jeden zuckenden Nerv bloßzulegen, sie stellt sie in festem Umriß hin, mit einer lebensfülligen Plastik, die ihren Kernpunkt eben so eindringlich ersichtlich und fühlbar macht, wie die feinst verästelte psycho-physiologische Ausarbeitung.

Und die gleiche Intensität der Schilderung veranschaulicht auch ihre Naturbilder. Nur wer in innigem Konnex mit dem Leben und Weben der Natur steht, vermag den Zauber einer Landschaft, den Reiz einer Momenterscheinung, das tief aufatmende Wohlbehagen, das ein Frühlingslüftchen, ein warmer Sonnenstrahl erweckt, so stimmungsgesättigt zu zeichnen, daß es den Leser zum Mitempfinden bewegt. Sie sieht eben mit Maleraugen, erfaßt das Gesehene mit tiefem Gemüt und feinem Verstande, es mit kräftigen Künstlerhänden zu gestalten. Und was sie in dem Komplex der Erscheinungswelt sieht, das ist ihre gesunde, helle, gute Seite.

So stellt sich aus ihren Schriften heraus Goswina von Berlepsch dar.





Dilettantinnen. Nach dem Gemälde von Ludwig Dettmann.



# Die Erforschung der südlichen Polargegenden.

Von

**Dr. Klein.**

(Abdruck verboten.)

Während durch die immer wiederholten Anstrengungen der Europäer und Nordamerikaner das nördliche Eismeer an der europäisch-asiatischen Seite und in den Gegenden der sogenannten nordwestlichen Durchfahrt so weit bekannt geworden ist, daß wesentliche Entdeckungen dort nur noch in der Nähe des Poles und über diesen hinaus in der Richtung auf Kap Barrow hin zu erwarten sind, ist unser Wissen über die geographischen Verhältnisse der südlichen Polarzone noch überaus lückenhaft. Von der gesamten durch den südlichen Polarkreis umschlossenen antarktischen Zone, die einen Flächeninhalt von $21^1/_2$ Millionen Quadratkilometer besitzt, also mehr als doppelt so groß ist wie ganz Europa, kennen wir nur vereinzelte kleine Teile, einzelne Küstenstrecken und Landspitzen ohne Ahnung über den etwaigen Zusammenhang derselben untereinander. Der Grund hiervon ist in der Entlegenheit und Unwirtlichkeit der antarktischen Regionen, sowie in den großen Gefahren, welche die überaus zahlreichen Eisberge des südlichen Polarmeeres der Schiffahrt darbieten, zu suchen. Gelang es doch erst am 17. Januar 1773 dem großen Weltumsegler James Cook, den südlichen Polarkreis zu überschreiten, worauf ihn das Eis sofort wieder nach Norden trieb. Damals traf man auch zum erstenmale eine der für das antarktische Meer charakteristischen, ungeheuren Eistafeln, die wie Mauern aus der See aufragen, aber fast völlig horizontal sind und deren Ende nicht abzusehen ist. Im folgenden Jahre versuchte Cook von Neuseeland aus abermals den südlichen Polarkreis zu überschreiten, wurde aber wiederum durch gewaltige Eismassen zurückgetrieben und kam zu der Überzeugung, daß dort ewiges Eis vorhanden sein müsse, welches wahrscheinlich ein Festland bedecke und den Ausgangsort der zahlreichen Eisberge bilde, welche bis zu 55° südlicher Breite umherschwärmen. In der That hat auch 1821 der Kaiserlich russische Kapitän v. Bellingshausen in der Nähe der von Cook bezeichneten Stelle eine Eismauer und ostwärts davon eine Küste gesehen, der er sich aber nur bis auf 70 Kilometer nähern konnte und die den Namen Alexander I.-Land erhielt. Durch Cooks antarktische Forschungen war die alte Fabel eines großen südlichen Festlandes endgültig beseitigt worden, allein über die speziellen geographischen Verhältnisse innerhalb des südlichen Polarkreises blieb man noch immer im Dunkelen. Die Erforschung des antarktischen Gebietes ruhte lange fast völlig, und erst seit 1815 wurden durch Robbenschlägerschiffe südöstlich vom Kap Hoorn verschiedene Inselgruppen entdeckt. Der Kapitän eines solchen Schiffes, James Weddell, war es auch, der im Jahre 1823 weit über Cooks südlichsten Punkt hinaus gelangte, indem er (zufällig) ein ziemlich eisfreies Meer antraf. Ein anderer Robbenschläger, John Biscoe, entdeckte 1832 Grahamsland. Gegen Ende der dreißiger Jahre treffen wir zum erstenmale wieder auf größere Unternehmungen im antarktischen Meere. Die französische Regierung sandte Dumont d'Urville mit zwei Korvetten und die Vereinigten Staaten fünf Schiffe unter Führung von Charles Wilkes, behufs Forschung in das südliche Eismeer aus. Diese

Expeditionen entdeckten eine lange Reihe von Küstenpunkten zwischen 100 und 160° östlicher Länge, fast genau dem südlichen Polarkreise folgend, die man heute Wilkesland nennt. Währenddessen wurde in England eifrig an der Ausrüstung einer antarktischen Expedition gearbeitet, die erdmagnetische Beobachtungen in möglichst hohen südlichen Breiten ausführen und, wenn möglich, den magnetischen Südpol erreichen sollte. Zum Führer derselben, die aus den Schiffen „Erebus“ und „Terror“ bestand, war James Clark Roß bestimmt, und am 30. September 1839 stach die Expedition in See. Die eigentliche Polarfahrt begann von Neuseeland aus im November 1840, und nach schweren Kämpfen mit den Eismassen drang Roß am 9. Januar 1841 bis zu einer mit Bergen bedeckten Küste vor, von der ungeheure Gletscher in das Meer heraustraten. Die Küste wandte sich in ihrem Verlaufe gegen Süden und Roß folgte ihr bis über 77° südlicher Breite hinaus, wo man völlig unerwartet einen riesigen, Rauch ausstoßenden Vulkan sah, dessen glühende Lavamassen die untere Fläche der Rauchwolken feurig erhellten. Der Vulkan, dessen Höhe zu 3750 Meter berechnet wurde, erhielt den Namen „Erebus“; ein östlich daneben liegender 3300 Meter hoher Berg, dessen schneefreie Flanken innere vulkanische Glut verrieten, wurde „Terror“ genannt. Meerwärts zeigte sich am Fuße des letzten Berges ein weißer Streifen, der sich ostwärts bis über den Horizont erstreckte. Es ergab sich, daß derselbe, der 50 Meter hohe senkrechte Absturz eines Eismassivs, eine wirkliche Eismauer war, hinter der in weiter Ferne gewaltige Berge aufstiegen. In den nächsten Tagen folgte Roß mit seinen Schiffen dieser Eismauer 185 Kilometer weit, ohne deren Ende zu erreichen, bis ein Schneesturm ihn dazu zwang, den Kurs auf Nordost zu setzen und sich von der gefahrvollen Mauer zu entfernen. Dennoch unternahm er bis zum 8. Februar wiederholte Vorstöße gegen Süden, um die Eismauer genauer zu untersuchen. Man fand, daß sie bis wenigstens zum 160. Längengrade, möglicherweise noch weiter bis 155° westlicher Länge reichte und sah vom Mastkorbe aus, daß die obere Fläche völlig horizontal war. Aber bereits begann sich junges Eis zu bilden und nur einem glücklichen Zufalle verdankten die Schiffe, daß sie nicht in der Nähe dieses Eismeeres einfroren, was wahrscheinlich den Untergang der Expedition zur Folge gehabt hätte. Das Festland oder Inselgebiet, auf welchem die Vulkane sich erheben, erhielt den Namen Victorialand. Roß wandte sich wieder nordwärts; Ende Februar entschwand Victorialand den Blicken, und der weitere Kurs ging dann westlich, um das östliche Ende von Wilkesland zu erreichen. Indessen zeigte sich dort durchaus keine Spur von Land, und die Expedition ging nach Australien zurück, um ihre Schiffe auszubessern und deren Ausrüstung wieder zu vervollständigen. Im nächsten Jahre drang Roß von neuem gegen den Südpol vor und sah am 22. Februar die große Eismauer wieder, erreichte auch in 78° 10′ südlicher Breite die südlichste bis jetzt von Menschen betretene Breite, mußte aber bald wieder nordwärts segeln. Anfangs März befanden sich die Schiffe in fast völlig eisfreiem Meere, aber in der Nacht vom 12. zum 13. März während eines fürchterlichen Schneegestöbers, trafen sie unvermutet auf einen ungeheuren Eisberg. Nur mit Mühe gelang es, den „Erebus“ zu wenden, wodurch er indessen mit dem „Terror“ zusammenstieß und fast an dem Eisberge gescheitert wäre. Die Fahrt ging nun nach den Falklandinseln, aber kurz vor Jahresschluß brach Roß abermals gegen Süden auf. Er versuchte östlich um Grahamland herum zu fahren, doch verhinderten dies die Eisverhältnisse, weshalb der Kurs auf Osten gesetzt wurde und nur noch einmal ein Vorstoß gegen Süden möglich war, wobei $71^1/_2$° südlicher Breite erreicht wurde. Der südliche Sommer neigte sich mittlerweile zu Ende, Roß trat deshalb die Heimreise an und erreichte am 2. September 1843 den Boden Englands. Diese Entdeckungsfahrt reiht sich würdig den größten Heldenthaten aller Zeiten an. Fast vier Jahre hindurch waren beide Schiffe von Hause abwesend, sie kamen bis zur höchsten bis jetzt erreichten südlichen Breite und entdeckten völlig unerwartete geographische Verhältnisse, machten zahlreiche magnetische und überhaupt naturwissenschaftliche Beobachtungen, und schließlich erreichte die ganze Mannschaft (mit Ausnahme eines einzigen)

glücklich die Heimat wieder. Seitdem sind in den antarktischen Regionen keine Forschungsreisen mehr ausgeführt worden, welche auch nur entfernt an das große Unternehmen von Roß reichen. Indessen haben in der Zeit vom September 1892 bis Juni 1893 mehrere Schiffe aus Dundee eine antarktische Reise ausgeführt, die in erster Linie nur dem Walfischfange galt, die jedoch auch wissenschaftliche Ergebnisse zeitigte. In der Nähe von Joinvilleland traf man auf zahlreiche Eisberge, darunter einen solchen von dreißig Seemeilen Länge und fast fünfzig Meter Höhe. Sie erschienen sämtlich tafelförmig, aber mehr oder weniger verwittert. Diese Eismassen sind von Höhlen durchsetzt, die mit schornsteinförmigen Löchern in Verbindung stehen, durch welche, sobald der Wogengang der See in die Höhlen schlägt ungeheure Säulen von Gischt emporgeschleudert werden. Die Spalten der strahlend weißen Eisberge zeigten eine kobaltblaue Farbe, und weithin funkelten die Eismassen, wenn die Sonne darauf schien. Während in den nördlichen Polargegenden der Sommer sich wenigstens einigermaßen geltend macht, herrscht im antarktischen Gebiet eigentlich ununterbrochen Winter, und der Schnee schmilzt niemals. Einer von den Teilnehmern der Expedition, schreibt: „Wie weit der Mensch auch nach Norden vorgedrungen ist, hat er im Sommer Renntiere und Hasen und das Land mit Pflanzen bedeckt angetroffen, innerhalb des südlichen Polarkreises ist indessen keine Pflanze zu finden. Lange werde ich aber der Schönheit dieser eisumgürteten Scenerie, der Großartigkeit und des ewigen Schweigens gedenken. Unsere Gefühle lassen sich nicht aussprechen, unsere Gedanken lassen sich nicht ermessen, wenn wir während der Nachtwachen allein auf dem einsamen Decke stehen, während die Sonne am Horizont hinstreift und das weiße Eis in den ruhigen schwarzen, Gewässern schwimmt." Fast gleichzeitig mit den Schotten war Kapitän Larsen auf dem norwegischen Waldampfer „Jason" im antarktischen Polarmeere erschienen und entdeckte eine bergige Insel, die er König Oskar II.-Land nannte und die vielleicht der Ostküste von Grahamland vorgelagert ist. Außerdem fand er in der Nähe noch zwei kleinere Inseln, von denen jede einen thätigen Vulkan besitzt. Ein anderer norwegischer Dampfer, die „Antarctic" fuhr am 20. September 1894 von Melbourne südwärts auf den Walfang und erreichte dann ohne große Schwierigkeiten das seit Roß nicht wieder gesehene Victorialand. Ein Teil der Mannschaft, unter ihnen der norwegische Naturforscher Borchgrevingk, betrat sogar den Boden dieses Festlandes, wahrscheinlich die ersten Menschen, die jemals den Fuß auf diese Erdscholle gesetzt haben.

Das ist die jüngste antarktische Fahrt, und man wird hiernach erkennen, daß seit der erfolgreichen Expedition unter Roß, also seit länger als einem halben Jahrhundert, unsere Kenntnisse der südpolaren Gegenden nur äußerst wenig fortgeschritten sind. Es ist fast beschämend, daß heute noch ein Gebiet der Erde, doppelt so groß als der Weltteil Europa, wissenschaftlich völlig unbekannt ist, trotzdem dort wichtige Fragen der Geographie, Oceanographie, Meteorologie und Geologie ihrer Beantwortung näher gebracht werden können. Auch ist nicht zu bezweifeln, daß dort mit den Hilfsmitteln der Gegenwart verhältnismäßig leicht erhebliche Forschungsresultate erzielt werden könnten. Deshalb ist schon vor Jahren Professor G. Neumayer nachdrücklich für eine, womöglich deutsche Expedition nach den Südpolargegenden eingetreten, und seinen Bemühungen ist es gelungen, auf dem Geographentage zu Bremen die Bildung einer deutschen Kommission für Südpolarforschung zu veranlassen. Von dieser ist nun weiter ein Plan ausgearbeitet worden, der als Grundlage für eine deutsche Expedition dienen soll. Hiernach soll auf der Kerguíeleninsel im südlichen Teil des Indischen Oceans eine Station errichtet werden, welche mit der bewohnten Welt in Verbindung bleibt. Dazu ist ein Schiff erforderlich, während ein zweites Schiff die eigentliche Forschungsreise gegen Süden in der Richtung auf Wilkes- und Enderby- oder Kempland unternimmt. Dieser Teil der antarktischen Regionen ist zur Zeit noch völlig unbekannt, denn nur die Challengerexpedition gelangte dort 1874 bis zum Polarkreise, ohne indessen Land zu sehen. Die in Aussicht genommenen Schiffe müssen natürlich starke, für die Eisfahrt besonders ausgerüstete Dampfer sein, und als Dauer

der Expedition wurde ein Zeitraum von drei Jahren vorgesehen mit mindestens zweimaliger Überwinterung. Die Kosten dieses Unternehmens berechnen sich auf etwa 950000 Mark. Leider ist es nicht gelungen diese großen Mittel aufzubringen, und eine am 19. Februar 1898 in Leipzig stattgefundene Tagung der Kommission hat sich für eine Beschränkung des ursprünglichen Planes ausgesprochen. Demnach soll nur ein Schiff in das Südpolargebiet vordringen und dort an passender Stelle überwintern, um meteorologische und magnetische Beobachtungen anzustellen. Im Frühjahr soll dann ein Vorstoß mit Schlitten auf dem zusammenhängenden Südpolareise gegen den Südpol hin unternommen werden, um, wenn möglich, die Westseite von Victorialand zu erforschen. Im Herbst (der südlichen Halbkugel) soll die Rückreise der Schlittenexpedition erfolgen. Die ganze Dauer des Unternehmens ist auf zwei Jahre bemessen und als Termin für die Ausreise der Anfang August 1900 in Aussicht genommen. Die Anzahl der Teilnehmer ist auf fünfundzwanzig beschränkt worden, darunter fünf wissenschaftliche, fünf Schiffsoffiziere und fünfzehn Mann Besatzung. Als wissenschaftlicher Leiter der Expedition ist Dr. Erich v. Drygalski gewonnen, ein Gelehrter, welcher durch seine Reisen in Grönland sich als praktischer Polarforscher bewährt hat. Durch Beschränkung des ursprünglichen Projekts auf die Ausrüstung eines einzigen Schiffes und die Dauer von zwei Jahren sind die Kosten des Unternehmens erheblich vermindert worden, und es steht zu hoffen, daß dieselben wirklich aufgebracht werden. Ob gerade in den Jahren 1900 bis 1902 die Eisverhältnisse günstig sein werden, läßt sich natürlich nicht voraussagen, denn die von einer Seite geäußerte Meinung, daß gerade jetzt eine Periode höherer Erwärmung herrsche, welche das Unternehmen begünstige, ist nicht ernst zu nehmen. Dagegen ist es wirklich hohe Zeit für Deutschland, wenn es sich thatsächlich an der Erforschung des Südpols beteiligen will, denn in England beginnt man sich ebenfalls für eine antarktische Expedition zu rüsten, und hat dabei Victorialand ins Auge gefaßt. Von Australien aus ist bereits eine Expedition nach diesem Gebiet abgegangen, welcher sich der oben genannte Borchgrevingk angeschlossen hat, mit der Absicht, auf Schneeschuhen gegen den Südpol vorzudringen. Wie weit er dabei kommt, ist freilich eine andere Frage, da wir zur Zeit absolut keine Ahnung davon haben, wie es im Inneren des Südpolarlands aussieht. Möge dem aber sein, wie ihm wolle, jedenfalls ist es überaus wünschenswert, daß der Plan einer deutschen Südpolexpedition, wie er jetzt in vereinfachter Form vorliegt, zur Ausführung gelange. Am Südpol sind die letzten großen geographischen Entdeckungen auf unserer Erde noch zu machen, und es wäre einer Kulturnation wie der deutschen wohl würdig, an diesen Entdeckungen ruhmvoll teilzunehmen. Hoffen wir, daß diese Teilnahme nicht an der Geldfrage scheitern wird!



## Heimatland.

Von

**Carl Bulcke.**

Mit einer Zeichnung von **Albert Richter.**

Ein Bauernhäuschen, strohbedeckt,
Auf der Weide zwei grasende Schimmel,
Ein kleiner Garten, von Linden versteckt,
Darüber der blaue Himmel,

Und schnittreife Felder im Sonnenbrand,
Und Friede auf allen Pfaden, —
Heimatland, liebes Heimatland,
Schütze dich Gott in Gnaden!

# Alfred Rethels letzte Jahre.

Mitgeteilt von

**M. Schmid-Aachen.**

II. (Schluß.)

Mit sechs Abbildungen.



Bis Kempten waren wir mit der Eisenbahn gefahren; da übernachteten wir und wollten den anderen Tag mit der Post nach Lindau; auf dem Bahnhofe bot uns ein Fuhrmann seinen Einspänner an, versprach nicht teurer zu sein als die Post, wir ließen uns überreden und bereuten es auch nicht, als er am anderen Morgen ganz früh uns abholte und wir beim prachtvollsten Wetter den Alpen entgegenfuhren! Wie herrlich war es, so im offenen Wägelchen, Koffer und Studienmappe hinten aufgeschnallt, hinein in die wundervolle Alpennatur! Als ich die ersten Genzianen sah, mußte der Kutscher halten, damit wir einen Strauß pflücken konnten. — Wir fuhren mehrere Tage mit diesem Kutscher, er sollte uns über Chur und den Splügen bis nach Colico bringen. Hoch oben auf dem Splügen stand das einsame Haus der Douane — ein paar verstreute, dürftige Gebäude daneben, und die ziemlich verwahrlost aussehenden, dunkeläugigen Bewohner vor denselben, welche neugierig unser leichtes Gefährt musterten. Die Koffer waren schnell visitiert, aber die den Beamten fremd aussehende, in Leinwand verpackte Mappe erregte Bedenken. Routinierte Reisende hätten dies wohl mit einem gewichtigen Händedruck zu beseitigen gewußt — mein Mann war darin unerfahren und wußte nichts Besseres, als dem voranschreitenden Diener zu folgen, welcher die Mappe zum Öffnen ins Haus trug; ich blieb im Wagen, denn wir konnten doch das Handgepäck nicht verlassen, und der Kutscher war mit den Pferden zum Füttern im Stall verschwunden. Da saß ich nun in dem abgespannten Wagen und kam mir so einsam und verlassen vor, daß ich vor Angst zu vergehen meinte. Die braunen, herumlungernden Männer sprachen zu mir, ich konnte sie aber nicht verstehen; es war vielleicht ganz harmlos, flößte mir jedoch Furcht ein, besonders da sie neugierig den Wagen von allen Seiten betrachteten, die Ketten untersuchten, mit denen die beiden Koffer festgebunden waren, miteinander gestikulierten und mich immer mehr in Schrecken jagten. Dazu verging die Zeit und mein Mann kam immer und immer nicht zurück — was mußte passiert sein? Endlich, fast eine Stunde war vergangen, erscheint er mit ganz vergnügtem Gesicht, beide Douaniers hinter ihm, die ihm wieder und wieder die Hand schüttelten, während Bedienstete mit großer Sorgfalt die Mappe wieder über die Koffer festschnallten. Was war geschehen? Die Herren hatten sich so vertieft in den ungewohnten Kunstgenuß, Alfred hatte so eifrig seine Kompositionen erklärt und alles gezeigt, daß sie mich und den Wagen und die Zeit ganz und gar vergessen, nur bewundert



Abb. 1. Bildnis der Frau Rethel. Zeichnung von A. Rethel, Rom.

und genossen hatten und jetzt mit einem warmen Händedruck des Dankes sich verabschiedeten. Schließlich kam aber noch ein unangenehmes Nachspiel: unser Kutscher wurde gerufen und wollte sich eben zur Abfahrt bereit machen, als der Steuerbeamte ihn als einen erkannte, der schon wiederholt ohne Paß sich über die Grenze geschmuggelt, so daß man ihm das letzte Mal gedroht hatte, man würde ihn keinmal mehr so durchlassen und diese Drohung nun wahr gemacht wurde. Welche Verlegenheit nun! Wir, mit Paß und allem sonst ganz in Ordnung, durften natürlich weiter, aber wie ohne Kutscher? Endlich machte man uns den Vorschlag, einen der herumstehenden Italiener zu engagieren, daß er uns nach Colico herunterfahre und anderen Tages unserem Kutscher den Wagen wieder zurückbringen solle. Das war ungemütlich genug, es blieb uns aber nichts anderes übrig, und nach betrübtem Abschied von unserem netten Kutscher, mit dem fremden unbehaglichen Gesellen auf dem Bocke, fuhren wir endlich ab. Das war eine ungemütliche Fahrt! Der Fremde hieb auf die Pferde ein, daß wir nur so heruntersausten und ich bei jeder Biegung der gewundenen Straße überzeugt war, wir würden umwerfen; endlich sah ich doch ein, daß trotz der rasenden Schnelle unser Kutscher die Pferde völlig in der Gewalt hatte und, wie die Italiener meist, trefflich zu fahren verstand. Wir kamen so schnell und sicher herunter, daß es eine Freude war und wir's wahrhaft genossen. Nach unglaublich kurzer Zeit fuhren wir in der Ebene an Ölbäumen und echten Kastanien vorbei und zuletzt in das altertümliche Chiavenna hinein. Da hatte der Kutscher wieder viel zu sprechen, was wir nicht verstanden, bis er die fruchtlose Mühe aufgab, durch die schmalen, holprichten Straßen bis zum Gasthofe fuhr und da anhielt, ohne daß wir begriffen, was er wollte. Der hinzugeeilte Wirt klärte uns auf: Der Kutscher hatte einfach gesagt, es sei für die Pferde genug, er fahre nicht weiter, sondern am anderen Morgen wieder zurück. Wir waren so ärgerlich, weil wir doch die Fahrt bis Colico schon bezahlt, diese nun verlustig gingen und am anderen Morgen mit neuem Wagen und Pferden von Chiavenna bis Colico fahren mußten. Es blieb uns aber nichts anderes übrig und wir konnten froh sein, bei unserer Vertrauensseligkeit, mit der wir uns jedem in die Hände gaben, wenigstens keine schlimmeren Erfahrungen gemacht zu haben, als daß wir das Fahrgeld für vier Wegstunden doppelt bezahlen mußten. Auch sind wir hinterher noch besonders froh gewesen, denn während wir in Chiavenna ein sehr gutes Nachtquartier fanden, wäre es in Colico sehr viel schlechter gewesen; dazu hatten wir fast vor unserem Fenster die wundervolle Ruine eines römischen Amphitheaters aus ältester Zeit; über den schön geschwungenen Bogen, den malerischen Überresten des alten Bauwerks leuchtete der Vollmond mit zauberhafter Pracht, und um all dem Schönen noch besonderen Nachdruck zu geben, so hatten Knaben unter den Trümmern dieses alten Gemäuers, mitten in der Arena, ein Feuerchen angezündet, ließen es bis auf ziemlich niedrigen Stand herabbrennen und sprangen dann wie die kleinen Teufel unter endlosem Jubelgeschrei über die prasselnde Glut. Dazu leuchtete der große klare Vollmond so ruhig herab, alles verklärend mit seinem zauberhaften Lichte — das war unser erster Eintritt in das wunderbare Land Italien!

Am anderen Morgen fuhren wir im schönsten Sonnenschein den Ufern des Comersees zu, immer an reichtragenden Weingeländen hin; ich hatte solche Pracht nie gesehen und staunte über die von Baum zu Baum sich ziehenden üppigen Ranken, von denen die schweren blauen Trauben niederhingen! Der helle Sonnenschein durchleuchtete auch unsere Herzen — ich weiß noch, wie selig wir waren und wie Alfred besonders sich freute, nun wirklich in Italien zu sein!

Dann finde ich uns in La Spezia wieder — der Mailänder Aufenthalt ist mir verwischt —; wir hatten dort Wohnung in einem Hotel, ziemlich nahe am Meer, von unseren Fenstern sahen wir über den blauen Meerbusen, und ferner am Horizont einen lichten Streifen — da fing das Meer an. Dahin richtete sich meine Sehnsucht, denn ich hätte für mein Leben gern einmal das offene Meer gesehen; wir wagten uns aber nicht hinaus, wir lebten ganz still, einen Tag wie den anderen. Jeden Tag früh morgens ging Alfred hinaus, die

Badeanstalt lag fast vor der Thür, und kam meistens sehr begeistert von seinem Bade zurück. Dann machten wir weite Spaziergänge am Ufer entlang und sammelten mit Passion kleine Muscheln, oder wir besuchten nach der anderen Seite einen kleinen Hain immergrüner Eichen. Oft schlenderten wir auf die Mole, wo die Schiffer sich abends zu versammeln pflegten, an deren schönen, kräftigen Gestalten Alfred sich erfreute. Aber dann erkältete er sich beim Baden, das Wetter wurde rauher, wir verloren die Lust am Aufenthalt, in dem unsicheren Gefühle, daß es nicht das Rechte wäre. Der Arzt sagte uns nicht zu, oder wir verstanden nicht ihn richtig zu befragen — ich fürchte, das ist überhaupt unser Unglück gewesen, daß wir zu wenig verstanden haben, die Ratschläge anderer zu befolgen. Ende September brachen wir von Spezia auf und fuhren mit dem Vetturin bis Pisa — ein herrlicher Tag, an der Riviera entlang! In Pisa sahen wir am anderen Vormittag das Campo santo und Alfred kam, wie ich nach Hause schrieb, sehr erfrischt und begeistert von dem Gesehenen zurück. Nachmittags fuhren wir dann nach Florenz. Da hatten wir wieder Unglück beim Ankommen: während ich beim Handgepäck bleibe, will Alfred die Koffer holen; ein Gepäckträger, den er um Auskunft fragte, bemächtigte sich gleich seines Scheines und ist, noch ehe Alfred folgen kann, im Gedränge verschwunden. Glücklicherweise sieht er gleich unsere abgeladenen Koffer, ruft mich dazu, und es gelingt uns, sie ohne Schein heraus zu bekommen. Inzwischen waren aber alle Omnibusse fortgefahren, auch keine Droschke da, nur ein Facchino ist bereit, unser Gepäck mit seiner Karre zu befördern und uns den Weg zu einem Hotel am Lung'



Abb. 2. Rethel. Taufe Wittekinds. Farbenskizze, in Rom gefertigt.

Arno zu zeigen (Hôtel royal de la grande Bretagne). Der Portier sah uns freilich verwundert an, als wir so in der Nacht, zu Fuß und mit einem Kofferträger erschienen, und hatte wenig Lust uns aufzunehmen. Nur ein kleines Logis im Parterre war frei, ganz für ein junges Ehepaar eingerichtet, Wohn- und Schlafzimmer, gut möbliert, unter besonderem Verschluß, das schien, nach unserem Aussehen zu urteilen, ihm entschieden zu fein für uns, aber wir besannen uns nicht lange, wir konnten doch nicht, fast in der Nacht, auf der Straße bleiben, sondern nahmen die Zimmer, die übrigens reizend behaglich waren. Am anderen Morgen akkordierten wir doch, ehe wir blieben, für die Woche, fanden den Preis sehr hoch und wollten uns andere Wohnung suchen; es ist uns aber nicht gelungen etwas zu finden, wir sind in dem netten Logis geblieben; nahmen uns aber vor, baldmöglichst nach Rom zu reisen, um da ganz in Ruhe zu kommen. Reihel besuchte einen Aachener Jugendfreund, den preußischen Gesandten Alfred von Reumont, einen fein gebildeten Mann, der mit großer Liebenswürdigkeit uns gleich wieder besuchte und seinen Arzt empfahl, einen Dr. Tausi; ich schrieb dann an meine Eltern einen ganzen Brief voll von allen Ratschlägen, die uns derselbe gegeben; sie zu befolgen hatte mein Mann aber keine Lust. Wir haben Florenz durchwandert, die Uffizien und Palazzo Pitti gesehen, einen Teil des Tages auch zu Hause gesessen, geschrieben und gezeichnet und uns sehr behaglich gefühlt. In einem Briefe schrieb ich, Alfreds Zeichenbuch füllt sich recht, indem er leicht aus der Erinnerung manches von den schönen alten Bildern aufzeichnet und dadurch für uns beide auch bleibende Genüsse schafft. Ich erinnere mich einer Fahrt durch die Cascine, eines wunderbaren Abends auf St. Miniato. — Dann trafen wir Friedrich Pecht aus Dresden, und der war uns noch den letzten Abend behilflich bei der schließlich so unverschämten Wirtshausrechnung. Er hat tüchtig für uns heruntergehandelt, dafür sind wir dann auch den anderen Morgen recht ohne Sang und Klang abgereist. —

Für die Post von Siena nach Rom hatten wir uns Plätze bestellt; sie fuhr sehr früh von dort ab, wir reisten also schon den Tag vorher nach Siena — die letzte Eisenbahnfahrt — um dort zu übernachten und uns die Stadt anzusehen — leider hatten wir Regenwetter. Es war Sonntag und wir konnten nicht viel vornehmen; ich erinnere mich, daß ich unser Reisegeld in Gold, aus Furcht vor Räubern, in das Innere meines Korsetts einnähte und daß wir ein ganz altes, uns gegenüberliegendes römisches Haus abzeichneten. Als wir am anderen Morgen die für die Diligence bestellten Plätze einnahmen, fanden wir die beiden anderen der viersitzigen Chaise von einem Italiener mit seiner siebzehnjährigen Tochter besetzt. Diese beiden Leute haben uns die erdenklich größte Liebenswürdigkeit erzeigt. Der Herr war Beamter der römischen Dogana; er sprach nur italienisch, mein Mann nur deutsch — aber das junge Mädchen konnte sich mit mir auf französisch verständigen, und so haben wir beide uns unterhalten und das, was die Herren sich sagen wollten, gedolmetscht. Der liebenswürdige Mann merkte wohl, welche unpraktischen Reisenden wir waren, und war in jeder Weise bemüht, uns zu helfen; so hatten wir es versäumt, Lebensmittel mitzunehmen, und konnten doch während der mehr denn vierundzwanzigstündigen Fahrt nirgends etwas bekommen; da teilte er denn seine Vorräte redlich mit uns; ja, das Hühnchen seiner Tochter habe ich bei meinem stets regen Appetit fast allein aufgegessen. Als wir am frühen Morgen eine kleine Station erreichten, wo die Post eine halbe Stunde Frühstückspause machte, veranlaßte er uns, statt den schlechten Kaffee des Postwirtshauses zu trinken, ihm zu einem ihm bekannten kleinen Café zu folgen. Da bestellte er sofort für jeden von uns ein Glas mit einem roh geschlagenen und gezuckerten Ei, auf welches der kochende Kaffee gegossen wurde, und das schmeckte so ausgezeichnet, daß wir die fehlende Milch durchaus nicht vermißten. In Rom kam uns seine Stellung als Doganabeamter erst recht zu statten. Als die Post vor der Dogana hielt, schickte er mich mit seiner Tochter sogleich in seine nebenan gelegene Wohnung und unterstützte meinen Mann bei der Visitation, d. h. er besorgte sie für ihn, so daß wir nicht die geringste Last hatten, und führte uns dann noch in das zunächst gelegene Gasthaus,

wo wir die erste Nacht bleiben sollten. Wir konnten diesen liebenswürdigen Leuten wirklich nicht dankbar genug sein. Den anderen Tag fuhren wir gleich nach der Casa Tarpea aufs Kapitol. Die Frau des deutschen Gesandtschaftssekretärs Schulz vermietete dort Zimmer; ein junger Herr Müller, den wir in Florenz kennen gelernt, hatte sie uns empfohlen. Wir fanden auch glücklich noch zwei Zimmer, die wir gleich nahmen, holten unsere Koffer aus dem Hotel und hatten das behagliche Gefühl, uns nun häuslich einrichten zu können. Wie wohl that das uns beiden! Leider wollte sich unsere Wirtin nicht darauf einlassen, auch die Beköstigung zu übernehmen. Fürs Frühstück war durch eine kleine Kaffeemaschine rasch gesorgt, aber zum Mittagessen blieb uns nichts übrig, als die steile Straße vom Kapitol täglich herunterzusteigen und in eine der Trattorien zu gehen. Mit besonderem Entzücken sahen wir auf unserem Wege an allen Straßenecken die kleinen Öfen, auf welchen Kastanien geröstet wurden; — jetzt auch bei uns überall bekannt — damals aber waren Kastanien in Deutschland ein Luxusartikel, und sich hier für wenige Soldi genug für eine Abendmahlzeit kaufen zu können, erschien uns wunderschön. Beladen mit einem Sack voll heißer Kastanien und einem zweiten voll Trauben, kehrten wir gegen Abend auf unsere Höhe zurück, verzehrten sie nebst Brot und Butter und fanden dies frugale, aber uns so neue Abendessen vortrefflich. — Wir hatten nun wieder einen dummen Streich gemacht und in der Idee, bei Deutschen zu wohnen, beim Fortgehen ganz sorglos unsere Stubenthür nicht abgeschlossen. Beim Wiedereintritt sah ich sofort, daß mein ganz neues Plaid, welches ich über das Bett gebreitet hatte, heruntergerissen war, und mein Mann vermißte ein Paar Stiefel, die unter dem Bett gestanden. Wir benachrichtigten sofort die Wirtin, der das schrecklich leid that; sie sagte aber gleich, daß sie nichts dafür könne, es gingen zu viel Menschen im Hause aus und ein, wir müßten eben beim Fortgehen abschließen.

Wir suchten ein altes Ehepaar auf, den Maler Johann Veit (Bruder des berühmten Philipp Veit) und seine Frau, eine entfernte Verwandte meiner Mutter, Königsbergerin. Von diesen alten kinderlosen Leuten wurden wir unendlich liebevoll aufgenommen und mußten Sonntags zuweilen bei ihnen essen. Die alte Frau Flora hätte gern alles gethan, um der jungen Verwandten eine Liebe zu erweisen, und so ist mir ihr Bild rührend gut und treu in der Erinnerung geblieben. Sie und ihr Mann, beide zum Katholicismus übergetreten, lebten nur so zurückgezogen und weltfremd, daß sie uns im praktischen Leben nicht behilflich sein konnten. Ihre Wohnung war nicht weit vom Kapitol, in einer kleinen Straße, nahe beim Forum — diese alte herrliche Stätte vergangener Größe zu durchwandern, wie schön war das! Wir unternahmen es nun, Rom kennen zu lernen, thaten es aber sehr langsam, ohne Führer, und das Wie? ist mir nach so langer Zeit nicht mehr erinnerlich. Ich glaube, daß Rethel nicht mehr so empfänglich gewesen ist für die Eindrücke der Kunst wie früher; zuweilen wohl wallte es in ihm auf, ergriff ihn die Größe und Schönheit eines Werkes, daß er begeistert nach Hause kam und sich nachzeichnend noch damit beschäftigte; aber ich erinnere mich nicht, daß er das Bedürfnis hatte, wie das doch sonst auf Reisen üblich ist, täglich zu sehen und der Reihe nach die Sehenswürdigkeiten aufzusuchen. Möglich auch, daß es meinem Gedächtnisse nur entschwunden, denn daß wir gesehen haben, ist sicher — manches einzelne ist mir ja lebendig in der Erinnerung geblieben. So der erste Besuch der Peterskirche, und daß ich mir ihre gewaltige Größe noch anders, eindrucksvoller vorgestellt hatte. Natürlich der Vatikan — die Stanzen, aber auch sie waren mir faßlicher von unseren alten schönen Kupferstichen her, die teilweise Zerstörung der Bilder störte mich. Aber ich kann darüber nichts mehr schreiben, es ist zu lange her, um mir noch einzelner Eindrücke bewußt zu sein, ich weiß nur, daß wir jeden Tag den beschwerlichen Weg vom Kapitol herunter gingen und er mir, besonders die Rückkehr immer beschwerlicher wurde, und daß wir sehr bedauerten, unser Mittagessen nicht oben haben zu können. Vielleicht hätte sich das aber mit der Zeit gemacht, denn die Wirtin war sehr gefällig. Da trafen wir aber mit der Familie Hauschild zusammen. Die Frau war eine Tante



Abb. 3. Rethel. Hannibal und die Karthager.
Pause aus dem Hannibalszug.

von mir, auf deren Ankunft wir schon gewartet hatten. Ihnen uns anzuschließen, war das Selbstverständlichste. Sie waren außer sich, daß wir auf dem Kapitol wohnten, so fern von ihnen, in einem Kreis, mit dem sie nicht verkehrten, und drangen so lange in uns, bis wir uns entschlossen, ihrem Rate zu folgen und mit ihrer Hilfe eine Wohnung fanden und nahmen, ganz nahe bei der Via felice, wo sie wohnten, Via del Tritone 33. Heute glaube ich, daß es unklug von uns war, daß meinem Manne das Leben auf dem freien luftigen Kapitol ungleich gesünder gewesen wäre, als unten, mitten in der Stadt; mit dem Essen hätte es sich gewiß gemacht — hatte uns doch Frau Schulz einmal schon, weil es so regnete, oben behalten und aus ihrer Küche ein Mittagbrot geschickt. Aber begreiflich war es auch, daß wir in dem Gedanken, Verwandte zur Seite zu haben, eine Familie, die durch langjährigen Aufenthalt in Rom ganz dort eingebürgert war, uns bestechen ließen und ihrem dringenden Zureden nachgaben. Wir schieden übrigens in aller Freundschaft von den guten Schulzens und haben uns auch später manchmal noch besucht. Am schlimmsten war es, daß wir so in den Tag hineinlebten und unsere Lebensweise bestimmten, ohne jeden ärztlichen Rat. Den hätten wir doch zu allererst bei dieser Wohnungsfrage haben müssen. Aber den Empfehlungsbrief unseres Hausarztes gaben wir, weil er an einen homöopathischen Arzt gerichtet war, nicht ab, da mein Mann eben die Homöopathie nicht mochte; er sagte mir ja täglich, daß er sich wohl fühle und von Rom völlige Gesundheit erwarte. Er wurde stärker, was mir ein gutes Zeichen schien, auch heiterer, und er hatte das größte Verlangen, in Rom zu studieren und unter diesem römischen Eindrucke seine Farbenskizze zur Taufe Wittekinds zu malen. Wohl schrieben meine Eltern, ob wir nicht lieber zurückkommen wollten, ehe die schlechte Jahreszeit dies unmöglich machte. Mein Vater, der aus meinen Berichten wohl gelesen, wie wenig wir das Reisen verstanden, schlug vor, zu kommen und uns zu holen; beinahe hätten wir das auch angenommen, aber da ver-

anlaßten uns Hauschilds, erst noch ihren Arzt, einen Dr. E. zu konsultieren, und der — war es Unverstand oder der Wunsch, uns als Patienten zu bekommen —? redete unbedingt zum Bleiben zu. Er sagte zwar, wir möchten die Sache nicht leicht nehmen und seine Vorschriften befolgen, aber das römische Klima könne nur günstig für Alfred sein, und er hoffe bestimmt, ihn ganz wiederherzustellen.

So blieben wir, nicht auf der gesunden luftigen Höhe des Kapitols, sondern in der engen, niedrig gelegenen Straße. Ach, wer weiß, ob nicht da die schwere Krankheit sich erst zu dem unheilbaren Leiden ausgebildet hat, welchem der große, gewaltige Geist eines Rethel erliegen mußte!

Nun begann erst für uns das eigentliche römische Leben, wie es den ganzen Winter dauern sollte. Die Wohnung, einem Advokaten gehörend, hatte Schlaf- und größeres Wohnzimmer nach der Straße und ein ganz schmales, sogenanntes Studio, rückwärts vom Wohnzimmer nach einem kleinen Gärtchen. Dieses hat Rethel nicht benutzt, es war nach Norden liegend kalt und ohne Ofen; da seine Arbeiten hauptsächlich Zeichnungen waren — nur die Oelskizzen für Aachen machte er zuerst — genügte es ihm, eine Staffelei an das eine Fenster des Wohnzimmers zu stellen; am anderen stand ein Schreibtisch, an dem ich mich beschäftigte (Abb. 1) und zwischen beiden war ein großer Kamin mit darüber hängendem Spiegel; sonst noch Sofa und Tisch an der Wand. Bedienung durch eine alte Magd und einen jungen Diener hatte der Wirt übernommen. Zu meiner größten Verwunderung erschien am ersten Morgen dieser Diener, um die Betten zu machen, das sei so üblich in Rom. Fürs Mittagessen versuchten wir zuerst die verschiedenen Trattorien und als uns das nicht behagte, ließen wir von einem Koch das Essen kommen, nach dem Speisezettel, welcher morgens gebracht wurde. Die Bedienung im Hause war aber ziemlich mangelhaft, die Leute hatten so viel zu thun, daß wenig Zeit für uns übrig blieb. Da nahm ich denn auf Rat meiner Tante ein eigenes Mädchen, welches diese genau kannte und mir empfehlen konnte. Sie war schon ältlich, hieß Constanza, war grundhäßlich, aber treu wie Gold. An ihr habe ich eine fast mütterliche Stütze gehabt, denn sie hatte mich ins Herz geschlossen, sorgte nach Kräften und that, was sie mir nur an den Augen absehen konnte. Als uns das Restaurationsessen gar nicht mehr munden wollte, versuchte sie hier und da selbst ein Gericht, da wir das Recht hatten, die Küche des Wirtes mitzubenutzen, und als sie sah, wie sehr uns das schmeckte, schlug sie vor, ganz für uns zu kochen, wenn ich erlaubte, daß sie unseren Kamin im Wohnzimmer benutzen dürfte; denn in des Wirtes Küche, da die Hausfrau selbst kochte, behagte es ihr nicht, die benutzte sie nur ausnahmsweise. So wurde denn eine echte Künstlerwirtschaft geführt: während mein Mann und ich — jedes an seinem Fenster zeichnete, schrieb und dergleichen — kniete die gute Constanza vor dem Kamin und überwachte den Topf mit „Carrelesse" einem Stückchen Rindfleisch, das sie früh geholt, mit gelben Rüben und anderen Wurzeln kochen ließ, vielleicht noch etwas Reis oder Makkaroni dabei, und unser frugales Mahl war fertig. Zuweilen holte sie auch ein halbes Huhn oder eine Putenkeule — denn das war ein Vorteil für den kleinen römischen Haushalt, daß man von jedem Tier die kleinsten Teile einzeln kaufen konnte; vor allem wohlschmeckend war ein Gericht: Fritto! Da wurden Lebern, Gehirn, Kalbsmilch, dann Blumenkohl, Broccoli und anderes Gemüse, jedes Teilchen einzeln in Teig getaucht und in Öl gebacken, und auf den Tisch kam dann eine große Schüssel voll, lauter gebackene Stückchen, denen man nicht ansah, welches dieser Teile jedes der braunen Klößchen enthielt; das schmeckte vortrefflich.

Wir blieben natürlich nicht den ganzen Morgen zu Hause, wir durchwanderten Rom soviel als möglich; der fast tägliche Spaziergang, weil er uns am bequemsten lag, war über den Monte Pincio! Ich sehe uns so deutlich auf diesem herrlichsten aller Wege: zuerst der Blick über die spanische Treppe hinab auf die belebten Straßen der Stadt, in der Ferne am Horizont die Peterskuppel, die Engelsburg; dann weiterwandernd die Villa Borghese, in deren schattige Gartenwege man gerade hineinsah — dahinter die weite, braunhügelige Campagna, der Monte Soracte und die herrlichen Formen des in blauem Duft ver-

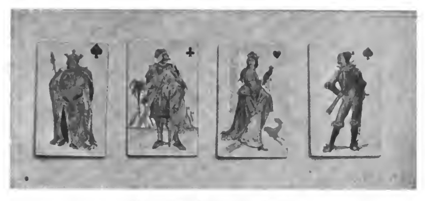


Abb. 4. Rethel. Spielkarten. Aquarelle.

schwimmenden Albanergebirges — wie oft haben wir zu diesem hinüber geschaut, gelehnt an den Stamm der zwei alten, mächtig hohen Cypressen, die wie ein Wahrzeichen auf dem Monte Pincio standen; dann uns umwendend, sahen wir plötzlich die Klosterzöglinge der verschiedenen Nationen in langer Reihe über den Platz wandern — waren es die Deutschen, so leuchtete schon von weitem die krebsrote Farbe, die sie trugen — denn jede Nation war in eine andere Farbe gekleidet. Zuweilen gönnten wir uns auch einen Wagen. Einmal benutzten wir, um billiger zu fahren, auf den Rat unsrer Constanza den Omnibus nach dem Lateran — aber nicht ohne sie selbst mitzunehmen, als Führerin, was auch gut war, denn sie war behilflich, ihre Signorina, wie sie mich immer nannte, vor dem allzu starken Drängen und Stoßen in dem übervollen Wagen zu schützen. Einmal nahm ich sie auch mit, weil ich kleine wirtschaftliche Einkäufe zu machen hatte — Alfred war erkältet und wollte nicht ausgehen; wir wanderten bis zur Piazza navona, ich ergötzte mich an dem Treiben in den alten Straßen, die Zeit verging schneller, als ich gedacht, und es dunkelte schon stark, als wir heimkamen. Da fand ich meinen armen Mann in der größten Aufregung. Er hatte gefürchtet, daß mir etwas zugestoßen sei, weil er sich das lange Ausbleiben nicht erklären konnte, und war glücklich, daß er mich wieder hatte — ich mußte versprechen, nicht wieder so lange fortzubleiben. Die gute Flora Veit konnte uns nicht so oft besuchen, als sie wohl gewünscht hätte, noch wir zu ihnen gehen, die Entfernung war zu groß. Da lud sie uns eines Sonntags zum Mittagessen ein, um uns mit einem Ehepaar Hofmann bekannt zu machen, das in unserer Nähe wohnte und an dem wir gewiß eine Stütze haben würden. Die Hofmanns sind uns denn auch die besten Freunde geworden und die Frau hat bis zu unserer Heimkehr wie eine Mutter für uns gesorgt. Sie hatte spät geheiratet und war älter als ihr Mann, der mit mir ungefähr gleich alt war. Sie war eine ungemein häßliche, kleine kugelig runde Frau, Württembergerin und ganz den Dialekt noch sprechend, wodurch ihr Italienisch, das ihr natürlich ganz geläufig war, doch sonderbar klang. Mit süddeutscher Lebendigkeit betrachtete sie uns gleich als ihre Schützlinge. Nachdem wir Veit verlassen, richtete sie es ein, daß wir mit zu ihrer Wohnung gingen und den Abend da zubrachten. Die beiden Herren wurden noch spazieren geschickt, ich aber zum Ausruhen in eine Sofaecke placiert; dann schickte sie ihren vierzehnjährigen Knaben Carlo zum Pizzicarole, Schinken, Eier und Salat zu holen, und ein behagliches, frugales, aber reichliches Nachtessen war im Umsehen fertig. Ihre fünfzehnjährige Tochter wurde am Rhein in einem Kloster erzogen, denn sie waren streng katholisch: sie von Jugend auf, er übergetreten. Er war Bildhauer und arbeitete gerade an einer riesengroßen Gruppe der Auferstehung, die aber noch in den ersten

Anfängen war; über seine Bedeutung als Künstler habe ich nie etwas gehört, jedenfalls war er eine feine vornehme Künstlernatur, doch stark unter dem Einflusse seiner Frau stehend, von der man nicht recht wußte, ob sie ihn mehr als Sohn oder als Gatten, jedoch mit der innigsten Neigung behandelte und beherrschte. Sie führten uns beim alten Overbeck ein, dessen Atelier man Sonntags besuchen durfte; er arbeitete an einer großen Komposition — ich glaube er nannte sie „den Brunnen der Glückseligkeit", zu dem in langen Scharen die Menschen aller Zeiten pilgerten — das Nähere ist mir entfallen. Ich sah bewundernd auf zu der langen hageren, fast ascetischen Gestalt des berühmten Künstlers. Das scharfe, längliche Gesicht mit dem schlicht in der Mitte gescheitelten Haar hatte einen fast scheuen unbehilflichen Ausdruck Fremden gegenüber. Hofmanns waren eng befreundet mit ihm, sie nannten ihn nur Papa Overbeck. Später hörte man, daß sie ganz zu ihm gezogen sei, ihm den Haushalt geführt und er Frau Hofmann schließlich als Tochter adoptiert habe, seine Verwandten dadurch beeinträchtigend; viele haben ihr das verdacht — ob mit Recht kann ich nicht sagen; ich selbst weiß nur, daß ich nie aufopferndere Freundschaft erfahren als die ihre und ihr das durch mein ganzes Leben gedankt habe. Leider habe ich sie im späteren Leben nie wiedergesehen.

Von nun an wurde unser Leben immer häuslicher und behaglicher, mein Mann fühlte sich frischer, und reger Arbeitseifer beseelte ihn. Er hatte aus Aachen Nachricht bekommen, man wollte von ihm Angaben, in welcher Weise er sich die farbige Umgebung seiner Bilder dächte. Ein großer Bogen mit der architektonischen Angabe und Gliederung der Säulen und steinernen Umrahmung der Bildflächen war ihm geschickt worden, nun ging er eifrig dran, das ganze Blatt farbig zu stimmen, in jedes Feld die betreffende Komposition hinein zu malen, darunter farbige Ornamente, darüber den Ton der gewölbten Decke, kurz alles liebevoll ausgeführt. Wie erfreute ich mich an diesem fast einem Bilde gleichenden Werk, dessen späteren Besitz er mir versprach, wenn es in Aachen nicht mehr gebraucht würde. Sobald es fertig war, schickte er es seinem Bruder nach Aachen; leider

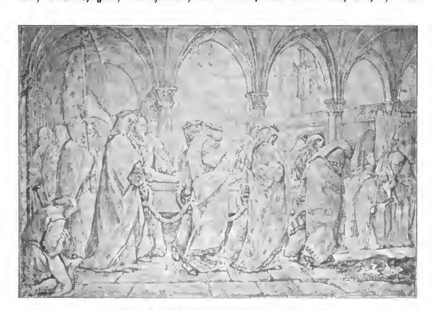


Abb. 5. Rethel. Frauenlobs Begräbnis. Zeichnung.

ist es nie wieder in meinen Besitz zurückgelangt, soviel Mühe ich mir später auch darum gegeben. Nach diesem malte er mit großem Eifer die Farbenskizze zur Taufe Wittekinds, vielleicht etwas roher als die ersten vier, aber doch klar und lebendig, mit genauer Farbenangabe (Abb. 2). Dann nahm er leider eine Arbeit vor, die besser unterblieben wäre. Auf seinem Hannibalzuge hatte ihm immer die Gestalt des Hannibal nicht genügt. Während die fünf ersten Blätter Episoden des gewaltigen Alpenübergangs darstellen, erscheint erst auf dem letzten Blatte der Führer selbst, auf der Spitze eines Felsens stehend, von welchem er herunterzeigt in die lachenden Gefilde Italiens. Wie er so, symbolisch, fast am Schlusse erst auftritt, mußte auch seine Erscheinung gewaltiger wirken als die der anderen Helden, und weil das nicht der Fall war, hatte Rethel immer den Wunsch, dieselbe noch zu ändern. Nun erhielt er aus Dresden, als neueste Erfindung, ein Stück Radirgummi mit welchem man auch die Farben vom Papier wegradieren konnte, und da hielt es ihn nicht mehr — Hannibal sollte verändert werden. Vor allem fand ihn Rethel, so wie er ihn dargestellt hatte, zu zahm und schön: „einäugig ist er gewesen," erzählte er mir, ein roher, gewaltthätiger Mann — ich darf ihn nicht so schön darstellen! Er zeichnete auf Pauspapier die beiden Nebenfiguren durch und dann in diese hinein den Hannibal, wie er ihn jetzt dachte (Abb. 3) — es wurde eine ganz bedeutende Gestalt. Aber die Änderung gelang ihm nicht: erstens ließ sich die Farbe doch nicht ganz verlöschen — darum wollte er einiges der Gewänder stehen lassen, dann aber die Gestalt drehen — aus der Vorder- eine Rückansicht machen und das ist ihm nicht gelungen. Aus dem schönen harmonisch ausgeführten Werk fällt diese eine Gestalt nun traurig heraus — teils verwischt, teils überzeichnet, und man weiß nicht, ob man sie von vorn oder vom Rücken sieht, hält man aber die Pause daneben, so sieht man, daß der Künstler wohl gewußt, was er wollte, es war ihm nur nicht gelungen, das Alte genügend auszulöschen und das Neue richtig hineinzufügen. Ferner hatte Alfred von meinem Vater aus Antwerpen von einem japanischen Bazar Pinsel erhalten, die bis in die äußerste Spitze zusammengeklebt, mehr wie ein Stift zu gebrauchen waren; sie behagten ihm beim Tuschen, weil man so scharfe und eckige Linien damit ziehen konnte; in seiner Mappe hatte er einzelne, erst ganz flüchtig angedeutete Kompositionen, die er weiter ausführen wollte; da verlockten ihn nun diese Pinsel hauptsächlich zu konturieren, und damit hat er ein Blatt besonders „Theodosius der Große und Bischof Ambrosius" verdorben. Dagegen hat er in wunderbarer, ergreifender Großartigkeit die Beerdigung des Frauenlob ausgeführt, zum Schönsten gehörend, was wir besitzen — es wurde im November mein Geburtstagsgeschenk, von dem ich mich nie wieder getrennt habe (Abb. 5).

Auch abends zeichnete er zuweilen; so hatte ich — im jugendlichen Schaffensdrange wie so manche Primaner — ein Drama geschrieben „Alfred der Große", wollte es meinen Eltern schicken, und da war er liebenswürdig genug, zu jedem Akt ein Blatt zu zeichnen. Der Strich dieser Zeichnungen ist nicht mehr so klar und sicher — die Kompositionen aber sind noch wunderschön. Wir saßen dann nebeneinander am Tisch mit der Lampe; er in seine Arbeit vertieft, ich mit einer Handarbeit oder heimlich ihm zuschauend, aber beide glücklich und zufrieden! Dann lag der Gedanke an Krankheit uns so fern — wir waren nur glücklich miteinander. Weil die Eltern das Büchelchen bekamen, sollte doch für den lieben alten Großvater auch etwas dabei sein, und weil der gern Karten spielte, kam ich auf den Gedanken, für ihn auf beschriebenen Visitenkarten ein ganz kleines Spiel zu fabrizieren; ich machte die Carreaus, Treffs rc. und Alfred zeichnete und tuschte die zwölf Bilder dazu — das sind ganz reizend komponierte Figürchen, jede Farbe als Königspaar mit den sie begleitenden Knappen; so ist Treffkönig ein Kreuzritter, die Dame seine Gemahlin, die vor dem Betpult knieend für ihn betet, während der Bube als Knappe das Roß des Herrn hält (Abb. 4). Welche Freude hatten wir, diese beiden kleinen Werkchen als Weihnachtsüberraschung unseren Lieben daheim zu senden; durch die Gefälligkeit einer Familie, welche noch vor dem Feste nach Deutschland reiste und unser Paketchen mit-

nahm, ist es auch zur rechten Zeit angekommen. — Das Fest kam heran, auch für uns ein Kistchen aus der Heimat, das wir uns glückselig vom Zollamt holten! Auf Wunsch meiner Tante, welche den heiligen Abend auch für uns gern mit möglichst vielen Überraschungen verherrlichen wollte, mußten wir es ihr übergeben, damit auch wir unter ihrem Weihnachtsbaum beschert werden konnten. Vorher feierte ich noch meinen Geburtstag — den ersten ohne die lieben Eltern. Diese hatten es aber eingerichtet, daß ich am Morgen schon einen Gruß von ihnen bekam; sie hatten auch meine Tante zur Vermittlerin gewählt, durch sie eine schöne Conquillebrosche, einen Kuchen und einen großen Blumenstrauß besorgen lassen, damit sie mir das früh morgens schon ins Haus schicke, samt lieben Briefen von allen! Es war kindisch, aber das direkte Erhalten einer Gabe, so frisch und geburtstaglich, als käme sie wirklich aus dem Elternhause, machte mir einen so beseligenden Eindruck, daß ich denselben heute noch nicht vergessen habe. Als ich dann in unser Wohnzimmer trat, kam erst die größte Überraschung durch meinen lieben Mann; er hatte mir die Zeichnung „Frauenlobs Beerdigung" (Abb. 5), welche er noch in den letzten Tagen so sorgfältig vollendet, zum eigensten Besitz auf den Schreibtisch gestellt; seitdem hängt sie eingerahmt in meinem Zimmer und hat mich nie verlassen! Heute noch blickt die alte Großmutter liebevoll auf das Blatt, auf welchem jeder Strich ihr bekannt: dann steigt die Vergangenheit vor ihrer Seele auf, dann leuchtet ein warmer Strahl aus jenen Tagen herüber, den nichts verlöschen kann, und das Glück, das ihr nur für die Dauer kurzer Monate geblüht, war so innig, daß es trotz der langen, langen Zeit nichts verloren hat von seinem reinen ungetrübten Glanze.



Abb. 6. Letzte Zeichnung Rethels aus dem Gedächtnis nach der „Aurora" von Guido Reni.

Von unserem ruhigen Weiterleben den Winter hindurch ist nicht viel zu berichten. Natürlich suchten wir auch die Kunstschätze auf, für welche der Fremde in Rom ist; ich erinnere mich, daß wir eine Messe im Vatikan hörten, eine besondere Feierlichkeit, zu welcher die Frauen im schwarzen Schleier, die Herren im Gesellschaftsanzuge gingen, und wo unter der Decke des Michelangelo die wunderbare päpstliche Kapelle mit den Männerstimmen, die Sopran sangen, altitalienische Kirchengesänge aufführte. — Ich erinnere mich einer Sonntagsfahrt nach

dem Lateran im Omnibus; wir hatten die alte Constanza als Führerin mitgenommen und sie behütete mich vor dem Andrängen der gewöhnlichen Römer, die auch hinausfuhren, indem sie sich breit neben mich setzte und kräftig stieß, um mir genügend Platz zu erhalten. Ich ging mit meiner Tante auf die Piazza navona den Wochenbedarf für die Küche zu kaufen und die Campagnolen zu sehen, die da mit den rinderbespannten Wagen in buntem Gedränge hielten. Wir waren im Collisseo, staunten über die wunderbare Größe dieses mächtigsten aller alten Bauwerke, und mit stillem Schauer pflückte ich von den Kleeblättern, die den Boden bedeckten und bräunliche Flecken hatten, wenn sie, wie die Legende erzählt, da wuchsen, wo Märtyrerblut geflossen. Auch die kleinen italienischen Theater besuchten wir, saßen auf den billigsten Orchesterplätzen und gingen hinterher in die Trattoria, wo man am besten patate alla podella (Bratkartoffeln) bekam. Hauschilds, die jedes Jahr in gleicher Weise in Rom lebten, jeden Winter in einem anderen Chambre garnie und im Sommer dann nach Sorrent gingen, priesen dies etwas studentische Leben als das schönste und waren meist unsere Führer. — Dann kam der Weihnachtsabend: wunderschön sieht der hohe orangenbehangene Lorbeerbaum aus, welcher in Rom den Deutschen statt des Tannenbaumes die Weihnachtsstube schmückt; aber wehmütig war es uns beiden doch, Kinder und Eltern in ihrer Freude zu sehen und die Unserigen so fern zu wissen! — In einer Lotterie wurden die Gaben verteilt, und als letzten Gewinn bekamen wir das liebe Dresdener Kistchen — das war ein wehmütiges Glück! Als wir mit unserem Schatze heimzogen in stiller Nacht, über die Piazza del Tritone, bestrahlte der Mond den alten schönen Wassergott, und aus seiner Schale rieselte es wie leuchtendes Silber! Der Himmel aber spannte sich weit aus, so tiefblau, und die Sterne so leuchtend, klar und hell, wie man es im Norden wohl niemals sieht — wortlos standen wir lange, tiefergriffen von der wunderbaren Schönheit, deren die Nacht voll war! —

Mit unseren neuen Bekannten, Hofmanns, verkehrten wir immer freundlicher; ihre Liebenswürdigkeit konnte sich gar nicht genug thun, leibliche Verwandte hätten sich unserer nicht besser annehmen können.

Gleich das erste Mal, als wir sie besuchten, trafen wir bei ihnen einen alten Bekannten Alfreds, aus der Zeit seines ersten römischen Aufenthaltes: den Bildhauer Lotsch. Ich habe später nie wieder etwas über ihn gehört, damals in Rom galt er als sehr talentvoll unter seinen Freunden; aber als altgewohnter Junggeselle mit den denkbar anspruchlosesten Bedürfnissen hatte er sich ein ganz zurückgezogenes Leben angewöhnt, arbeitete nur, wenn er besonders Lust empfand, und trat mit seinen Arbeiten kaum an die Öffentlichkeit; er erzählte sehr humorvoll, als er eines Abends bei uns saß, von den Leiden, welche das Podagra ihm zuweilen verursachte, besonders da sein Zimmer jeden bequemen Stuhles ermangelte, und machte in komischer Weise die Stoßseufzer nach, welche er dann nach einem solchen ausstieß! Auf dem Tische lag zufällig ein Heft, in welches ich manchmal etwas einschrieb — das ergriff er und zeichnete — leider halb auf dem Deckel, so daß ich es aus dem Buche nicht trennen kann, aber ich habe es noch — sich selbst mit starkumwickeltem Bein auf einem harten Holzstuhl sitzend — wie vor ihm auf Wolken ein bequemer Lehnstuhl schwebt, nach welchem er vergeblich seufzt.

Am Sylvesterabend schrieb ich an meine Eltern, dankerfüllt und hoffnungsvoll dem neuen Jahre entgegenblickend, das uns gewiß nur Glück bringen würde. Über Alfred berichtete ich, daß es sich stets mit ihm zu bessern scheine, daß er wohl und blühend aussehe und seine trüben, gedrückten Stimmungen immer seltener würden; ich erwähne, daß alle, mit denen wir verkehrten, mir nur Gutes über sein Aussehen sagten und mir immer wieder rieten, den augenscheinlich guten Einfluß, den der römische Aufenthalt auf ihn zu haben scheine, ja nicht zu früh abzubrechen; er selbst aber, schrieb ich, wäre so fest überzeugt, daß er nur in Italien wieder ganz gesund werden könne, daß es ein Unrecht wäre, ihn zu einer zu frühen Heimkehr zu bereden, und unsere Pflicht, da zu bleiben, wo er sich entschieden besser fühle! — Ja, es war ein körperliches Besserwerden, und daß dies auf Kosten seines geistigen Befindens statt-



Studienkopf von Anton Schöner.

fand, das ahnte ich nicht. Ich hatte mich so völlig in sein Wesen eingelebt, und er hing an mir mit dem ganzen Bedürfnis des Sichanlehnens, daß wir beide vollkommen wunschlos und befriedigt und voll Glück und Seligkeit dahinlebten. Was galt uns die Zukunft, die Gegenwart erschien uns ja so schön!

Die Ratschläge meiner Eltern konnten ja nur bedingte sein; so aus der Ferne und nur durch meine Briefe über Rethels Gesundheit benachrichtigt, erhielten sie ein zu unvollkommenes Bild von derselben, um sich danach ein Urteil bilden zu können. Wie ich selbst keinen Begriff von seinem wahren Zustande hatte, so vermochte ich auch nicht richtig darüber zu schreiben. Freunde und Verwandte in Rom haben denselben auch nicht richtig erkannt, oder sie wollten mich nicht beunruhigen, oder ich habe ihre angedeuteten Ratschläge nicht verstanden — aber Thatsache ist, daß nichts geschah, um den leise vorschreitenden ungünstigen Einfluß des Klimas abzuschneiden, die Nervenerschlaffung der weichen römischen Luft zu hemmen, indem wir möglichst schnell kräftigere Luft, womöglich im Gebirge, aufgesucht hätten. Ob das noch etwas genützt, wer könnte es sagen, aber richtig beraten waren wir leider nicht.

Der Ankunft eines Kindes sah ich für den März entgegen! Meine Natur war Gott sei Dank eine so gesunde, daß ich nicht die geringste Rücksicht darauf zu nehmen brauchte — aber wie gern hätte ich meine Mutter in der entscheidenden Stunde zur Seite gehabt! Sie selbst wird wohl nicht weniger dies gewünscht haben, doch war es bei unseren Familienverhältnissen und der damaligen Beschwerlichkeit einer Reise nach Rom nicht möglich. Zu unserem Haushalte gehörten der alte Großvater und noch sechs Kinder, von denen das jüngste vier Jahre alt war — wie konnten da beide Eltern zugleich für mehrere Monate das Haus verlassen! Auch gehörte mein Vater zu den Männern, welche äußerst umsichtig sind und er war bei der Schar seiner eignen Kleinen auch in der Kinderstube wohl erfahren. So war er es denn allein, der sich aufmachen wollte und die zur Winterszeit gar beschwerliche Reise nicht scheute, um helfend zu uns zu kommen; im Februar durften wir ihn erwarten. Unser Leben muß ziemlich still und einförmig gewesen sein. Ich schrieb nach Hause, daß mir der Tag lang würde und ich von Alfred wenig hätte, weil er so eifrig an seiner Farbenskizze arbeite, aber so leicht und freudig arbeite, daß dies das beste Zeichen fortdauernder Besserung sei. „Seine Arbeit wird gelobt, schreibe ich, und er selbst sagte mit dem fröhlichsten Gesichte: ‚Ich komme jetzt wieder auf meine gute alte Art zurück.‘“ Er bittet in diesem Briefe auch, mein Vater möchte ihm die in Dresden gelassenen Kaiserstudien mitbringen (der Kaiser zweimal auf demselben Blatte gezeichnet), weil er sie für seine Farbenskizze brauche. — Dann schrieb ich immer nur, wie viel besser es ihm ging, daß er immer zufriedener, vergnügter und arbeitslustiger wurde. „Sein Hannibalzug gefällt hier sehr,“ fahre ich fort, „Hofmann besah die Mappe, und er konnte nicht aufhören, zu bedauern, daß er für solche Kompositionen noch keinen Auftrag zur Ausführung erhalten. Er meinte, er möchte wohl einen unter den jetzigen Künstlern sehen, der ihm das nachkomponierte. — Keiner sieht den Hannibalzug, der nicht äußert, er möchte ihn wohl schon auf der Wand sehen. — Wenn ich hier sitze und schreibe, muß ich immer zuweilen eine kleine Pause machen und mich nach Alfred umsehen, der am anderen Fenster vor seinem Bilde sitzt; es ist so schön, einen Künstler schaffen und arbeiten zu sehen und das innere Wirken des Geistes auf dem Gesichte zu lesen; ich möchte wohl ein Bild von ihm haben, das solchen Moment auffaßt!“ — Nach dem nächsten Briefe, 15. Jan., fühlte Alfred sich nicht so wohl infolge des Sirocco, aber ein furchtbares Gewitter mit Hagel und Regengüssen hatte die Luft gereinigt; ich erinnere mich, wie wir am Fenster standen und diesen Regengüssen zusahen. In wenigen Minuten war die Straße so mit Wasser gefüllt, daß sich in der etwas tieferen Mitte fast ein Strom gebildet hatte, der reißend zur tieferliegenden Piazza hinabstürzte; und weiter schreibe ich: „Ich wünschte, liebe Eltern, Ihr könntet in diesem Augenblicke einen Blick in unser Zimmer werfen, das ist wirklich zum Lachen! An einem Fenster sitze ich und schreibe, am anderen ist Alfreds Atelier, bestehend aus dem Brett, mit dem im Sommer der Kamin zugestellt wird und

auf dem jetzt seine Komposition fest angesteckt ist, nach der er arbeitet; auf einem umgekehrten Stuhl sitzt er, vor sich ein mit Malpapier bestecktes Brett, das auf einem durch eine Fußbank erhöhten Stuhl steht und sich gegen die Lehne eines anderen lehnt, — das ist die Staffelei. Zwischen uns beiden ist die Küche, d. h. der Kamin, vor dem Constanza kniet und Bratwürstchen brät, die eben tüchtig im Tiegel brodeln; sie erzählt mir dabei von Carciofoli, die sie so gut zu machen wüßte und die dem Vater vortrefflich schmecken würden. Doch — Mittag ist fertig, eine Schüssel Maccaroni steht auf dem Tische und saure Linsen — also auf Wiedersehen."

Anfang Februar war Karneval, den wir mit großem Eifer genossen, soweit dies für mich noch möglich war. Mit Hanschilds zusammen, die alles kannten und uns gut führen konnten, lernten wir das bunte Treiben kennen; doch war gerade in diesem Winter nicht viel los, und das rohe Confettiwerfen, welches die Blumen und Zuckererbsen fast ganz verdrängt hatte, machte keinen angenehmen Eindruck. Für einen Tag hatten wir ein Fenster gemietet, um es bequem zu sehen, und am Moccoliabend einen Wagen. Die Fahrt zwischen den Tausenden von bunten Kerzchen und das Jauchzen und Jubeln beim Ausblasen derselben war doch sehr interessant. Aber alle, die den Karneval von früher her kannten, versicherten, daß er nicht wiederzuerkennen, so roh sei alles geworden. — Die Tage gehen langsam weiter und wir leben in Rom so still und ruhig, so gleichförmig und unternehmungslos dahin, wir hätten ebenso gut im kleinsten, unbedeutendsten Orte sein können! Mir selbst wurde alles Unternehmen schon schwerer, und mein Mann fühlte sich am behaglichsten in der gleichmäßigen Beschäftigung des Zeichnens und Malens. Da wir wußten, daß mein Vater bald kommen würde, verschoben wir alles Sehen und Aufsuchen der Kunstschätze bis zu seiner Ankunft.

Endlich im Februar traf er ein, gesund und frisch, trotz der sehr anstrengenden Winterreise. Mit welcher Freude wurde er empfangen! Über den Zustand meines Mannes äußerte er sich nicht, bedauerte aber sehr, daß wir seinem Rate nicht gefolgt und früher schon die Heimreise unternommen hätten; er hätte uns am liebsten gleich aufgepackt und wäre mit uns nach Haus gereist — das war aber meinetwegen nicht mehr möglich. Unser Arzt gefiel ihm nicht, er setzte sich mit einem Dr. Braun in Verbindung, der am archäologischen Institut auf dem Kapitol angestellt war, aber auch Medicin studiert hatte und als Homöopath sein besonderes Vertrauen erweckte; er wurde sogar ausschließlich zu Rate gezogen, nachdem Dr. C. durch ein Versehen dasselbe ganz verloren: nach der Geburt meines Töchterchens nämlich verschrieb er mir, als ich Fieber bekam, Chinin, unser Mädchen wurde mit dem Rezepte zur Apotheke geschickt, kam wieder und berichtete sehr eifrig, ein italienischer Arzt, der zufällig da war und von ihr hörte, das Mittel sei für eine Wöchnerin, habe ihr aufgetragen, ihrer Herrschaft zu bestellen, „der Arzt, der das einer Wöchnerin verordnet habe, sei ein Esel!" Natürlich bekam ich kein Chinin, sondern von Dr. Braun Akonit und war bald wieder gesund. Doch habe ich mit diesem Berichte vorgegriffen.

Wir hatten noch einige Wochen Zeit und benutzten sie unter der Führung meines Vaters, der Rom genau kannte, vieles Schöne noch zu sehen, vor allem auch die herrlichen Villen mit ihren Gärten, welche schon anfingen, im ersten Frühlingsschmuck zu prangen. Den größten Eindruck machte mir die Villa Pamphili. Lange, lange ist's her, aber nie vergesse ich die hoch gewölbten Pinien und unter ihnen den grünen Rasenteppich, ganz durchwebt von einer Fülle bunter Anemonen; ich sah diese Blumen zum erstenmal und konnte mich nicht satt daran sehen, nicht genug von diesen roten, blauen, weißen Sternen sammeln — beladen mit Sträußen kamen wir heim; eine große Schale voll stand in meinem Zimmer! Es war meine letzte Ausfahrt gewesen! Als am 14. März ein süßes kleines Mädchen in meinen Armen lag, blühten sie noch, wurden mir zum Symbol meines Frühlingskindes! Und als ich wieder genesen, zum erstenmal mit ihm hinausfahren durfte in die herrliche sonnige Lenzespracht, war es wieder zur Villa Pamphili hinaus, wieder die noch blühenden Anemonen zu pflücken und die Wiege meines Lieblings damit zu kränzen. Wie

unendlich groß war mein Mutterglück! Wie selig lächelte auch Alfred auf das winzige Geschöpfchen herab, das in meinen Armen lag! Ja, wir waren ganz glücklich!

Meine Kräfte erstarkten bald wieder, nach vier Wochen schon unternahmen wir für den ganzen Tag eine Tour ins Albaner Gebirge und an den Nemisee, sahen das herrliche Feuerwerk mit der Girandola, besuchten die Kaiserpaläste, sahen noch soviel als möglich von der alten Roma in ihrem duftenden Frühlingsschmuck, Rosen, Veilchen, Goldlack, Jonquillen — ach, wie blühte und duftete es um uns her und machte uns den Abschied noch schwerer.

Einer unserer letzten Ausflüge war nach der Villa Rospigliosi, die herrliche Aurora des Guido Reni zu schauen — es ist mir besonders erinnerlich geblieben um des tiefen Eindrucks willen, den dies Kunstwerk auf Rethel machte: gar nicht trennen konnte er sich von der herrlichen Gestalt! Zu Hause angekommen, suchte er gleich nach einem Blatt Papier und weil dies schon eingepackt war, ergriff er seine, in einen groben grauen Bogen eingeschlagenen Pinsel, wickelte sie aus, und ungeachtet einiger Oelflecken skizzierte er auf diesen Bogen aus dem Gedächtnisse das ganze Bild, die schreitenden Horen, Musen, mit so markig kraftvollen Strichen, daß man sie noch heute staunend bewundern muß! (Abb. 6.)

Lebe wohl, du schöne herrliche Roma! und mit dir all mein Glück! Ich habe zum Schlusse nicht aus der Fontana Trevi getrunken — ich habe dich auch nicht wiedergesehen — aber leuchtend, unvergeßlich lebt jener eine Winter fort und fort in meinem Herzen, wie auch dein Bild, du großer, herrlicher Mann, wie die unvergänglichen Meisterwerke, welche dein Genius geschaffen hat!

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen in den ersten Tagen des Mai, als wir hinausfuhren, der Heimat entgegen, noch begleitet bis zur Porta pia von den treuen Hofmanns. Sie hatte mich wie eine Mutter gepflegt, bei mir geschlafen und bei mir gewacht und mein Töchterchen zuerst auf treuen Armen gewiegt — darum wurde uns der Abschied gar schwer — lange standen sie noch, sahen unserem Wagen nach, winkten und riefen: „Auf Wiedersehen!"; aber wir sind uns im Leben nie wieder begegnet!

Wie schön ist unsere Rückreise gewesen! Mein Vater hatte die alte Straße über Orvieto gewählt; wir fuhren mit demselben Vetturino viele Tage! Mein Vater und mein Mann saßen vorne im Cabriolet, ich und die Amme auf dem Vordersitz des Wagens und auf dem Rücksitz hatten wir den kleinen Korbwagen festgebunden, in welchem das Kind bequem und gut, fast immer schlafend, lag. Nena, die Amme, hatte ihr eignes Kind verloren, lebte mit ihrem Manne nicht zum besten, und deshalb hatten wir sie leicht zum Mitreisen bewegen können. Es war eine hübsche, stattliche Frau, welcher der Kranz von rotseidenem Band, der Ehrenschmuck der Ammen, vortrefflich stand, und die mit ihrem heiteren, lustigen Sinn das Kind ein Jahr lang wohl gepflegt hat, ehe sie nach Frascati zurückkehrte. Wir schmückten die Wiege des Kindes mit Blumen, so oft wir aussteigen konnten. Oben auf dem Appenin wuchs die weiße Erika in hohen Büschen; ihre vollblühenden Zweige umrankten in einem dichten Kranz das kleine Bett, winkten dem Kinde den letzten Gruß seiner schönen, sonnigen Heimat!

Über Florenz, Venedig, Triest und Wien reisten wir der Heimat zu, waren fast vier Wochen unterwegs, haben noch viel Schönes gesehen, doch ist mir das einzelne nicht mehr in der Erinnerung. Alfred war mit allem zufrieden und unterwarf sich mit Behagen jeder Anordnung meines Vaters. Doch ihm wie mir wurde — je mehr wir uns der Heimat näherten, das Verlangen, am Ziel zu sein, um so größer. Ich konnte kaum den Augenblick erwarten, meiner geliebten Mutter ihr erstes Enkelchen ans Herz zu legen! Alfred hatte Verlangen nach seiner Mutter — so war es fast selbstverständlich, daß mein Vater den Plan machte, ich sollte wenn wir heimgekommen, ganz ruhig mit der Kleinen dableiben, und er wollte mit Rethel noch zum Rhein reisen. — Ich war ja so reisemüde, für mich und mein Kind der Pflege so bedürftig, daß eine, wie ich wähnte, kurze Trennung von meinem Manne, mir nicht zu schwer wurde. Ihn aber drängte es, nach Düsseldorf zu kommen; etliche Tage genossen wir noch das Behagen des

Elternhauses, dann rüstete er sich zur Abreise mit meinem Vater, versprach sehr bald wiederzukommen und schied — ohne Ahnung, daß es für immer war! —

Noch sehe ich, wie der Wagen im Thorweg hielt: eine letzte Umarmung, ein Losreißen, er steigt ein, fährt ab — ich stürze ans Fenster — ach immer noch sehe ich seine winkende Hand, sein rückwärts gewandtes Haupt und den letzten, letzten Gruß — wir haben uns ja nie wieder gesehen! — — —

* * *

Diesen beredten Zeilen der Witwe Alfred Rethels ist kaum etwas beizufügen. Glücklich war die junge, harmlose Frau zu preisen, daß sie selbst in der römischen Einsamkeit die Gefahren kaum fühlte, die ihr an der Seite des erkrankten Mannes drohten. Glücklich, daß sie bis zum letzten Augenblicke des Zusammenseins auf Besserung zu hoffen wagte.

In Wirklichkeit war der bedauernswerte Meister unheilbar erkrankt. Als harmloser Gehirnleidender hat er noch manches Jahr in der Pflege seiner Verwandten am Rheine verlebt und ist erst 1859 von seinen Leiden erlöst worden.



## Tagesanbruch.

Von

**Gustav Falke.**

Mit einer Zeichnung von **O. Groß.**

Aus dichten Nebeln steigen
Die Bäume schwarz herauf,
Die dunklen Finger zeigen
Zum blassen Himmel auf.

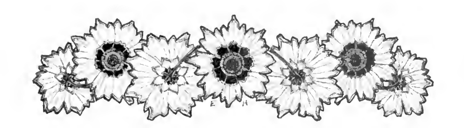
Noch schweigt's in allen Gründen,
Nur manchmal, hörbar kaum,
Sirrt schon ein Tagverkünden
Nestheimlich, wie im Baum.

Jetzt wehen da und dorten
Die Schleier sachte auf,
Und durch die grauen Pforten
Steigt eine Lerche auf.

Der Fluß mit leisem Klingen,
Er schlief nicht in der Nacht,
Begrüßt das erste Singen,
Das über ihm erwacht.

Bald spiegeln seine Wellen
Ein morgenfroh Gesicht,
Und seine Fische schnellen
Sich in das warme Licht.





# Die Drei.

Roman von

**Bernhardine Schulze-Smidt.**

(Fortsetzung.)



„Ihr Herr hat's gut," sagte der Kranke mit seiner schwachen Stimme und gab der derben Pfote einen leisen Druck. „Ich möcht' auch schon so einen Baumann zur Pflege haben anstatt des Guglielmo."

„Ach nee, Herr Graf — der gnädige Herr Graf sind viel zu gnädig! — Wenn mein gnädiger Herr —"

„— die Gnade haben will, gnädigst zu gestatten, daß ich die Bedienung vom gnädigsten Herrn Grafen mit besorgen dürfte, so thät ich's gleich. — Das sollte doch wohl aus deiner Begnädigung herauskommen, du Unterthänigkeitsfatzke du?"

„Ach Gott, ja, gnädiger Herr! — ja wirklich. Wenn das angehen möcht' —"

„Gut, wir wollen es hernach mit dem Doktor und dem Herrn Grafen überlegen. Jetzt geh' einstweilen an deine Kramerei zurück. Kerl, stramm sein; Regen brauchen wir heute nicht! Wer wird denn? — So, Abgang. — Möchtest du ihn faktisch, Adrian?"

„Es wäre wie im Freundeshaus, nicht mehr wie im Irrenhaus mit ihm und dir." — Der Kranke kehrte sich schwerfällig gegen die Wand und lag eine Weile ganz still. „Freund in der Not — Freund im Tod —" hörte Curhoven ihn zweimal vor sich hinflüstern.

Dann wendete er sich wieder um, und die schwache Stimme sagte:

„Wo habt ihr meinen Sohn begraben?"

‚Die schlichte Wahrheit auf seine Fragen.' Curhoven dachte an Fortis' Anweisung und antwortete:

„Auf dem Camposanto von Maria Formosa."

„Unter den anderen Gräbern —? Oder —?

„Unter den anderen."

„Hat man am Grabe gesprochen?"

„Ja."

„Auch ein Gebet?"

„Ja — (nur nicht die Frage: ob Priester oder Laie!)"

„— Und — ist eine Seelenmesse gelesen?"

„Kiliany hat für alles Sorge getragen vor der Abreise. Du weißt, daß ich Lutheraner bin, lieber Freund — (Lob sei Gott für die glaubhafte Ausrede!) Das Begräbnis hat von der Casetta Bini aus stattgefunden. — Die Kilianys, die Wirtsleute aus der Casetta, deines Sohnes guter Freund, der Sänger Matteo Broschi und ich — wir haben ihm das Geleit gegeben."

„Ihr guten Menschen — — ich dank' euch allen. — Aus meinem tiefsten Herzen. — Gott vergelt's. — Aber — — eine Blume?"

„Doch. — Comteß Muschi hat Blumen gebracht, und in ihrem Namen habe ich einem Gärtner Auftrag gegeben."

„— — Muscherl —!"

Er faltete die Hände vor den Augen, und jetzt weinte er lange. Allein es waren erlösende Thränen; der Regenguß auf ein verödetes Land, und er floß still, ohne drohendes Gewitter zwischen seinen Wolken. Von draußen klang das Läuten des Engelgrußes, bald nah, bald fern, von den Inseln und von der Stadt her durchs offene Fenster

in das Schweigen des Krankenzimmers hinein und der Ruf irgend eines Fischers oder Barkenführers. Das Sonnenlicht war noch dunkelgolden, aber der heiße Hochsommertag sank schon dem erquickenden Abendschatten entgegen. —

* * *

Curhoven begab sich, als er seinen Kranken wieder im ruhigen Schlummer atmen hörte, in sein neues, kleines Reich nebenan. Die Verbindungsthür schloß er nicht, um des leisesten Rufes gewärtig zu sein.

Baumann war nicht mehr drinnen; er hatte alles nach bester Möglichkeit in der gewohnten Weise für seinen Herrn geordnet, und das Stübchen, wenn es auch in seiner schmucklosen Einfachheit einer Klosterzelle glich, mutete doch heimisch an. Es war hell und hatte einen weiten, freien Blick über die Lagunen und die Inseln hinaus.

Das vergitterte Fenster ging nach Südwesten, und die Luft war spiegelklar, die lebende Lagune lag jetzt um die Zeit der Fluthöhe glatt und zartbläulich wie ein Stück Meer. Kaum, daß die Köpfe der „Capisaldi", der Pfählungen längs der Tiefs, hervorragten, um die Fahrtlinie zu kennzeichnen. Von Venedig nichts zu sehen, als Kuppel und Spitztürme der „Redentore" auf der Giudecca, in starker Verkürzung und fern hinter San Clemente, der Schwesterinsel mit dem Hause der weiblichen Irren, die duftigen Veroneser Höhen. Südwärts, fast greifbar nahe in der durchsichtigen Atmosphäre, San Lazzaro mit dem armenischen Kloster, das einst, zur Kreuzritterzeit, den Aussätzigen des Ostens Herberge gab. Dahinter, als dunkler Punkt, das äußerste Malamoccafort. —

Der einsame Mann in seiner weltlichen Klosterzelle legte sich schauend ins Fenster. Auf dessen Sims stand die weinrote Kelchvase, und silberblättrige Ölzweige steckten darin anstatt der Blumen. Giulietta von der Riva dei Schiavoni hatte sie ihrem Romeo-tedesco mit der gebrannten Lockenpracht beim geräuschvollen Abschied in die Hand gedrückt, und der ungetreue Romeo widmete sie seinem Herrn, den er noch heftiger vergötterte, als die venetianischen Liebchen.

Curhoven nahm das Glas auf und ließ die Sonne hindurchfunkeln und die Ölzweige noch heller versilbern. Wie das schön zu einander stimmte: Vase und Inhalt!

„Liebe, rot wie Herzblut und die Symbole des Friedens —" dachte er. — Das eine gebraucht man hier in Fülle, und das andere wünscht man all' den Unglücklichen dieses Hauses und sich selber auch. Nun fehlt nur die weiße Taube zum Ölzweig: die Botschaft. — Woher denn? —"

Er setzte sich aufs Fenstersims, neben sein Andenken an das liebe, junge Kind und dessen Vater drüben in Paris, nahm sein kleines Manuskript vom Tische auf, das den Anfang der venetianischen Novelle enthielt, und blätterte darin. Es erschien ihm mit einem Male albern und abgeschmackt; nichts Wirkliches, Packendes, nur etwas mühsam Anempfundenes. Ebensowenig wahr, wie die Muschi in seinem Tagebuche, über die das Original so sittlich entrüstet gewesen. — Nein, wie deutlich sah er's wieder vor sich, das ablehnende Gesicht der „großen Dame im Werden"! Sie hatte recht gehabt: was mußte ein ernster Kriegsinvalide durchaus unter die Legion der Novellensündiger gehen wollen? Besser bei Geographie und Ethnographie geblieben. Mit dem phantastischen Federvieh, den Phönixen, Paradiesvögeln und stelzenden Flamingos im Sumpf hatte solch ein alter, zerschossener Bussard im Leben nichts gemein, und machte er sich damit gemein, so war's wider die Natur. — „Hand weg von der Belletristik, mein guter Contin! Laß dir raten —!"

Während er sich so in seine Sophistik verlor, stieß drüben, von San Lazzaro eine Barke ab, und darin saß eine kleine Gesellschaft, lustig und hell gekleidet, die zurück nach Venedig wollte. — Sie fingen also schon wieder an zu schwärmen, die Fremden. Mit den ersten Zugvögeln aus Norden oder noch ein wenig früher, so wie jene dort, pflegten sie sich einzustellen und die unerschöpfliche Pracht der Lagunenstadt zu durchforschen.

Deutsche waren's sogar; ihr Chorsingen tönte deutlich herüber: ein Schnadahüpfl mit jauchzendem Refrain, und dann, wie sie San Servolo näher kamen, eine Frauenstimme allein; tiefer Alt — wahrscheinlich war auch die Sängerin alt und häßlich. Der Zufall liebt ja solche Neckereien. — Da kam sie, seine Botschaft:

Schumanns Lied aus der „Dichterliebe". Wie das schön und weich klang; nein, die Stimme mußte notwendig jung sein:

„Aus meinen Thränen sprie—ßen
Viel blühende Blumen hervor,
Und meine Seufzer wer—den
Ein Nach—ti—gal—lenchor.

Und wenn du mich lieb hast, Kindchen,
Schenk' ich dir die Blu—men all',
Und vor deinem Fenster soll klin—gen
Das Lied — der — Nach—ti—gall!"

Nun kam die Barke ganz nahe an San Servolo vorüber; man konnte die Gesichter erkennen. Richtig, die Sängerin war jung und hochblond; was man so ein „nettes Pusselchen" nennt in Berlin. Einer der beiden Barkenführer zog das Ruder ein und zeigte mit elegantem Armschwunge aufwärts; Curhoven meinte, er deute genau auf ihn, und wich beiseite. Ein sehr unangenehmes Gefühl durchzuckte ihn: jetzt hoben sich die fremden Gesichter voll neugieriger Scheu empor, weil der Barkenführer wahrscheinlich erklärte: „Hier leben die Irren Venedigs, meine Herrschaften, — i pazzi — sehen Sie, da droben hinter dem Gitter im linken Flügel sitzt gerade einer und guckt."

Er verließ seinen Platz auf dem Simse und lachte in sich hinein mit wahrem Ingrimm.

„Bin ich denn nicht, weiß Gott, ein Narr, wie die anderen hier? Ein alter Esel, den die Heinesche Kaustik senttimental macht, diese jämmerliche Liebeslüge! Nein, zum Donnerwetter, das wäre doch die Eselei zu weit getrieben! Und das verschwommene Zeug da —" (er stieß sein Manuskript von sich) „— fort damit —. Ein Ofen existiert nicht; Baumann kann seine Buttersemmeln und Stiefel drin einwickeln — meinetwegen, es soll aus der Welt! — Wo bleibt übrigens der Mensch? Gewöhnt sich am Ende so bei kleinem das Gruseln ab. — Na, laß ihn; Feuerzeug ist ja vorhanden."

Er zündete sich seine erste Abendcigarre an und setzte sich damit ins offene Fenster zurück. Der Himmel rötete sich schon im Westen; bald mußte man, der Moskitos wegen, jedes Scheibchen schließen und auch noch die verhaßten Räucherkerzen anbrennen, um stichfest für die Nacht zu werden.

Köstliche Abendstimmung der Natur! Die Fremdenbarke gondelte jetzt hell auf violetter Flut dahin. Noch immer Heine! — — Und es klang doch zauberhaft, wie es über die stillen Wasser zurückschwebte:

„Am fernen Horizonte
Erscheint, wie ein Nebelbild,
Die Stadt mit ihren Türmen
In Abenddämm'rung gehüllt. —"

— — — — — — — — —

— — „Venedig? — Paris? — — Heinrich Heine? — Constantin Curhoven? — — — Herrgott! Ich bin wahrhaftig verrückt geworden; das ist ein schnellwirkendes Kontagium. Besinn' dich doch, alter Esel. — — Herein!"

Doktor Fortis und Baumann in schönster Eintracht; o, wie die beiden Biedermänner beruhigend auf die sentimentale Eselei wirkten!

„Nun Signor? Vabene?"

„Haben mich der gnädige Herr auch nich entbehrt? Ich bin nämlich bloß —"

„Er hat eine Konferenz nachgesucht, Signor, und mich auf Venetianisch gebeten, ihn auch für den Signor Conte zur Pflege und Bedienung anzustellen."

„Venetianisch? Der? Junge, wo hast du dir das angeeignet?"

Der Gefragte schmunzelte vergnügt:

„Man spricht doch manchmal mit den Mächens, gnädiger Herr."

„Immer und immer wieder die ars amandi, Dottore! So viel männliche Huldgestalt und Pomade: was ist da zu machen?" Lächelnd drohte er dem Schmunzelnden mit dem Finger. „Unser Patient schläft seit einer Stunde ganz ruhig. Scheint Ihnen sein Wunsch, meinen Baumann betreffend, irgendwie der Überlegung wert?"

„Durchaus begreiflich und erfüllbar, Signor. Mir war der Gedanke bereits gekommen, ehe Sie das Zimmer dort betraten. Für den Guglielmo ist sonst noch überreichlich Verwendung; wir haben ein volles Haus. Er soll Ihren Diener ein wenig anlernen; ich bitte, daß derselbe für diese erste Nacht bei Ihnen auf einer Matratze schlafen darf."

„Versteht sich, Dottore. Nun? und was sagst du dazu? Fühlst du zum neuen Amt auch die nötige Grütze in dir?"

„Wenn ich unterthänigst bitten dürft' — bitte — monkieren der gnädige Herr

sich nich über mir. Ich werd' es Herr Graf schon zu Dank machen, aber vor allem dem gnädigen Herrn."

„Das weiß ich, mein Alter, das weiß ich! — (Wollen Sie mich abrufen, Dottore, wenn Sie meine Anwesenheit da drinnen wünschen?) — Du kannst unterdes ein bißchen massieren. — Wie gefällt dir's denn hier?"

„O, ich finde es hier sehr nett, gnädiger Herr. Hier auf dem Flügel geht es ja auch ganz stille zu, und in der Wärterstube, wo wir Bedienung zusammen essen, sind zwei nette, fixe Kerls. Der eine spricht das akkurate Deutsch wie Herr Graf, und der andere is ein Kusäng von unserer Julietta, und sie wäre von sehr anständiger Herkunft, gnädiger Herr."

„Na gottlob; dann kannst du's ja aushalten. Hernach stecke hier drinnen die Reiselampe an, setze dich an den Tisch und rechne den Juli ab, bis du gerufen wirst."

„— — Er ist wach, Signor, und verlangt nach Ihnen."

„Ich bitte nur noch um fünf Minuten, Dottore."

„Auch zehn, Signor; im Augenblick bin ich noch nicht geeilt. Massage will die gehörige Zeit."

„Gnädiger Herr," sagte Baumann, als er die letzten Daumenstriche gethan hatte und die Schlinge wieder um den kranken Arm legte, „ich möcht' bloß fragen: hier liegt lauter vollgeschriebenes Aktenpapier 'rum. Soll ich das wohl zusammenbinden und in den Koffert schließen?"

„Nein, schneid' es in acht Teile, alle sechs Bogen. Da ist das Falzbein: halt — erst pünktlich zusammenbrechen, Menschenkind! Siehst du, nun hast du einen ganzen Packen Unterlage für deine Wichsschachteln, und ich erwarte, daß die ewigen, schwarzen Ringel auf den Möbeln nicht mehr vorkommen, verstanden? — — Ich bin schon unterwegs zu dir, Adrian!"

„Entschuldigen gnädiger Herr bloß noch einen Momäng, das hätt' ich beinah verschwitzt! Hier den Brief hat der Postmensch für gnädigen Herrn mit aus Venedig 'rübergebracht. Eingeschrieben und aus Paris. — Unten im Büreau haben sie das für gnädigen Herrn in Ordnung gemacht."

„Schön, schön —." Curhoven warf einen flüchtigen Blick auf die Handschrift des Umschlags, die er nicht kannte, ließ kopfschüttelnd den Brief in die Tasche gleiten und verschob die Lektüre ins Ungewisse, weil Hochbrunn abermals nach ihm rief und Doktor Fortis von der Schwelle aus winkte.

* * *

Erst spät abends — die ganze Anstalt lag schlafend im Dunkeln, und über die Lagune hin lief der Wiederschein fernen Wetterleuchtens — konnte Curhoven, im Bette liegend, seinen Brief aus Frankreich lesen.

Derselbe kam von Mruschi. Vier großbeschriebene Oktavseiten.

„Paris, Rue de Rivoli, Hôtel Meurice, am 28. 7. 91.

Geehrter Herr von Curhoven!

Der Herr Doktor Fortis schrieb uns, er hoffe, daß Sie schon recht bald mit dem Onkel auf eine Reise zu seiner Zerstreuung gehen würden. Dieser Gedanke gewährt mir eine große Beruhigung in meiner Hoffnungslosigkeit.

Dem teuren Papa ergeht es sehr, sehr schlecht, und er spricht davon, daß er fürchtet, nicht mehr nach Wien zurückzugelangen. Er hat in diesen letzten Wochen zwanzig Pfund am Gewicht verloren, er weiß die Zahl nicht, mir sagt sie der Arzt an jedem Samstag, wenn neu gewogen wird. Auf dem Père-Lachaise, wo die Mama begraben ist, wünscht er auch zu liegen. Jeden Tag beredet er's mit mir.

Ich weiß, daß ich bald keinen Vater mehr haben werde, niemanden mehr als den Onkel Adrian und einen Freund, der mir erlaubt hat, daß ich ihn den Trost nennen darf. Werden Sie für den heißgeliebten Onkel Adrian sorgen, daß er mir erhalten bleibe und gesund werde für mich? Ach, wie ich ihn so schmerzlich vermisse! — Hoffentlich ist meine Bitte nicht zu viel verlangt vom Trost. Es thut den Trauernden gut, einen Trost zu haben, aber die Traurigkeit darf nicht unbescheiden machen.

Noch eine zweite Bitte habe ich, oder vielmehr beauftragt mich der teure Papa mit ihr, da er einen sehr elenden Tag hat und ihm das Schreiben eine rechte Mühe wird. — Wenn Sie wirklich bald mit dem Onkel Adrian auf die Reise gehen, bitten

wir also, daß Sie ihn daran verhindern, uns hier in Paris Rendez-vous geben zu wollen. Die Erregung eines solchen Wiedersehens möchte den Papa vielleicht auf der Stelle töten und dem Onkel einen Rückfall verursachen.

Jeden Tag mit dem Papa zusammen nehme ich als ein Geschenk von Gott hin und nehme es mit vielen, heimlichen Thränen.

Vor der Hand bleibt unsere Adresse Gott wolle mir den heißgeliebten Onkel doch bald genesen lassen und sich über meinen einzigen Papa erbarmen.

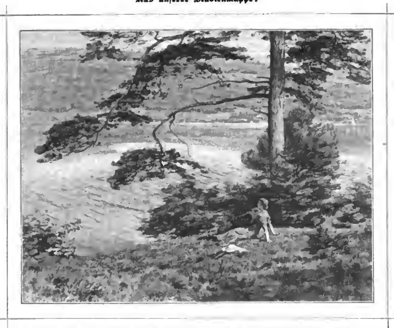
Nehmen Sie, geehrter Freund und lieber Trost, einen Gruß von Ihrer dankbar ergebenen

Muschi Killany."

* * *

Zweimal durchlas Curhoven diesen Brief vor dem Einschlafen, an dem ihn

**Aus unserer Studienmappe:**



Studie zu dem folgenden Einschaltbilde „Heide am See" von Robert Poetzelberger.

fortwährend dieselbe wie die in diesem Briefe bemerkte. Eine Veränderung werde ich Ihnen persönlich durch den Telegraphen melden, zur Mitteilung an den Onkel, wenn dieses möglich oder notwendig ist. — Ich erwarte Ihre neuen Adressen von der Reise auch telegraphisch.

Der Papa sendet Ihnen seine verbindlichsten Grüße und die besten Wünsche für des Onkel Adrians völlige Rekonvalescenz nebst einer Empfehlung an den Doktor Fortis.

überdies des getreuen Baumanns Schnarchen auf der Matratze zu seinen Füßen lange verhinderte. Einmal las er dem Inhalte nach, und das zweite Mal alles, was sich an Leid und Verlassenheit zwischen die regelmäßig abgesetzten Zeilen und die einfachen Sätze drängte.

Die erste, ungestörte Stunde des nächsten Tages benutzte er gleich zu seiner Antwort an sie. Er hätte sein ganzes, warmes Mitfühlen in diese Antwort legen

mögen, aber das war ihm nicht gegeben. Die Abgeschlossenheit seiner Existenz seit langen Jahren hatte ihn unausgiebig und unbeholfen gemacht, da, wo es einmal galt seine Innerlichkeit ans Tageslicht zu ziehen und aus ihrem Schatze zu verschenken.

Daran lag es, daß seine Briefe niemals „er selbst“ waren, sondern steife Nachbildungen der Seele ihres Urhebers und daß sein erster Brief an sie, deren er oft und oft gedachte, in nichts weiter bestand, als in der höflichen Beantwortung ihrer Fragen und Erwiderung ihrer Grüße; in der gehaltenen Versicherung seiner Freundschaft und steten Ergebenheit, und dem Berichte über das Befinden des Grafen Hochbrunn: kindlichem Verständnisse angepaßt.

### Neuntes Kapitel.

„Ich werde dennoch dankbar an dieses Gehenna und Golgatha der zerstörten Seelen zurückdenken,“ sagte Hochbrunn und streckte dem Freunde, der neben ihm saß, die Hand hin. Sie fuhren, nach kurzem Abschiede, von San Servolo nach Venedig hinüber. Das Gepäck mit Baumann war bereits in der Barke vorausgegangen, und sie warfen noch einen letzten Blick hinter sich, wo die grauen Gebäude der Anstalt jetzt scheinbar hart auf dem Wasserspiegel schwammen. — — Es war im September und die Beleuchtung von wundersamer, farbenreicher Schönheit.

Hochbrunn setzte sich so, daß er das Inselchen vor sich behielt.

„Dort versinkt gar manchem sein —? Nun, ihr habt eine versunkene Stadt droben bei euch in der See, von der die Glocken nachts heraufläuten durchs Wasser — — Vineta, gelt?“ — Er stützte seinen Ellbogen auf den Bootsrand und sah, die Wange in der Hand, dem ziehenden Kielwasser nach. „Mir ist gleichfalls mein Vineta versunken. Mehr noch als nur die eine Stadt. — Mein ganzes Königreich liegt drunten. — Ich hab' eben keine Zukunft mehr. — Du ahnst nicht, was das einen Kleinmut gibt. — Denn die Muschi, mein letztes, die wird man mir auch noch fortnehmen — irgend ein Grasaff' wird sie zum Altar führen und ihr einreden: ‚Ich ersetz' dir Vater und Mutter.‘ Einen solchen Vater ersetzen und eine solche Mutter! — Du wirst schon sehen; so wird's kommen, bald genug, und dann? Dann darf man mich ganz begraben.“

„Ich glaube schwerlich, daß sie neben ihrer Tochterliebe und der zu dir, noch an irgend etwas Selbstisches denkt,“ sagte Curhoven ernst. „Sie ist nicht ganz mit dem gewöhnlichen Maße zu messen; sie wird dir das Verlorene in anderer Form ersetzen, und du wirst ihr noch sehr viel im Leben sein können und müssen.“

„Wenn sie mein bleibt und ganz mein wird, werd' ich ihr jetzt vielleicht sogar mehr sein dürfen als zuvor.“ Hochbrunn hob den Kopf aus der Hohlhand und heftete seine Augen wieder auf San Servolo. Schon wob die wachsende Entfernung ihre bläulichen Schleier darum her. — „Nun verschwindet's, die große Schule. Es ist eine Schule; nicht allein das Gehenna mit dem Heulen und Zähneklappen und das Golgatha, wo du die Kreuzigungsnägel im Fleisch spürst. Man lernt dort, glaube mir's. — Der Wille ein Nichts. Gebändigt wird man, und ob man rast. Vom Leben oder vom Tod. — Alles tobt sich einmal aus, die größte Krankheit und das größte Unglück. Man geht elend zu Grund, oder man überlebt's und gewinnt an seiner Erkenntnis. — — Wie ich jetzt erkenne, daß die Schickung Weisheit war, die mir meinen Buben nahm. — Ich hab' da drüben die Höllenqual gelitten für ihn und das Fegfeuer — das fürchterliche Ringen im Dunkeln. — Ich erhoffe, daß Gott ihm gnädig sein wird um meinetwillen.“

„Liebster Freund, sieh jetzt vor dich; philosophiere dich nicht immer noch einmal in die krankhafte Vergangenheit zurück —“

„Banal! Mit dem Schwamm über die Schiefertafel hin und ausgelöscht, was dreißig Jahre darauf geschrieben! Gelt, so möcht'st du's jetzt? Wozu auslöschen? Wozu die Schicksalsschrift entwerten? ‚Vergiß — fürs Gewesene zahlt der Jude nichts,‘ — so tröstet man einen armen Narren, mein Lieber, keinen gesunden Mann. Der bin ich wie sonst; — heraus beim Chaos — jetzt muß fortgelebt werden! — Eccoci: — da sind wir in Venezia.“

Der erste Blitz der alten Lebendigkeit zuckte wieder in den hellen Augen auf, deren Brauen jetzt grau gesprenkelt waren, wie die Sechserln an den Schläfen und

der sorgsam gestutzte Knebelbart. „Ich werde damit zustand' kommen, mit dem Schweren und dem Leichten," sagte er im Aussteigen, „und dann ein ander Bild — — nicht mehr die Lagune — — — frisches Wasser!"

* * *

Solche starken Temperaturschwankungen zwischen Mut und Kleinmut, die übergroße Empfindlichkeit für Gemütsbewegungen, das Sichhinein- und herausphilosophieren, wie Curhoven es sehr richtig nannte, das war der letzte Krankheitsrest, den diese Mannesnatur, gesund im Kern wie wenige heutigen Tages, noch in sich niederzwingen mußte, und, nach der ärztlichen Versicherung, auch binnen kurzem niederzwingen würde.

Vorläufig fuhr die Wage fort auf und ab zu schnellen, je nach dem Gewichte, das hineingeworfen ward. — Der vernichtende Schmerz am vorsorglich geschmückten Grabe des Sohnes, das Durchirren der verödeten Gemächer in der Casetta Bint; hier die Rast auf dem Rande des alten Bettes, dort das Knieen und Weinen am Sofa im dunkeln Winkel — das Geschenkgeben und Bezahlen kleiner Rückstände — schwere Stunden brachte es für den kaum Genesenen und bange für seinen Freund und Beschützer. Aber sie mußten sein. Ohne sie hätte sich eben diese kerngesunde Mannesnatur niemals aus dem düsteren Banne des Trauerspiels lösen können, das hinter ihr lag.

Freilich, zum vollständigen Lösen genügten die kurzen zwei Tage vor der Abreise in die Levante längst nicht. Dann jedoch war schon die Seefahrt von Brindisi aus mit dem heimischen Lloyddampfer wieder ein Genuß. An den lächelnden Jonischen Inseln hin; kurze Rast vor Corfu, ein Blick hinein nach Athen und ein Gang auf die Akropolis und vom Piräus auf die türkische Wunderstadt zu, durchs enge Thor der Dardanellen. Hochbrunn begann da und dort den Mentor zu spielen; noch so blitzwenig hatte Curhoven von der schönen Welt gesehen. Ein Stückchen Vogesenland im blutigen Nebel des Krieges, den Brenner, den Gardasee, Verona und Venedig; das war alles, und wie dankbar und verständnisvoll reiste er jetzt, wie frisch fühlte er sich!

„Wart', bis wir den Bosporus haben," sagte Hochbrunn wieder und wieder. „Da will ich genesen; da lebt die edelste Seele fort und fort für mich. — Keiner hat je besessen, was der Kiliany besessen hat: — die Mutter vom Muscherl, und ich bin gewiß, daß er den Tod so stoisch nimmt, das macht, weil er weiß, wen er droben finden wird, wenn's ein Droben für die Menschheit gibt und nicht nur ein Drunten, weil die Engel zu zählen sind und die Sünder kein End' haben." — — — — — — — — — — — — — —

So passierten sie denn die Dardanellen, lagen zum letztenmal schlafend in ihrer schaukelnden Kabine, und am nächsten Morgen breitete sich das herrliche Bild im roten Glanze der jungen Sonne vor ihnen aus. Die schlanken Minarets und goldigen Kuppeln, die Cypressen der Bergfriedhöfe und der graue Feuerturm oberhalb Galata; das Häusermeer an den Hängen hinauf und die Paläste an der blauen Fluthin; das schneeige Dolmabagtsche, das lichtgelbe Tschiragan und droben das Schloß des Sternes: Yildiz-Kiosk. —

Auf dem Schiff gab's ein unruhiges Hin und Her unter den Reisenden, aber bis zum entlegenen Stammplatze der beiden großen Gestalten, hinten am Heck, drang die Menschenwoge nicht. Die beiden standen und schauten stumm. Hochbrunn vergaß das Erklären, so tief bewegte ihn das Wiedersehen der alten Stätten.

Nun die letzten Quarantäneförmlichkeiten. Das gelb beflaggte Schiffchen kehrte zum Lande zurück, der Weg war frei, und der Kampf um den Vorrang am Fallreep begann. — Immer dieselbe Komödie! Die Kaïks mit den armfuchtelnden Ruderern und den malerisch ausgebreiteten Teppichfetzen zum Sitzen für den Fahrgast, umkreisten und belagerten den Dampfer, und es ward ein wildes Rufen und Schreien, ein Lärm von der anderen Welt. Mittenhindurch schoß das elegante Boot der russischen Gesandtschaft. — Irgend eine alte Dame, die während der Reisetage niemals aus der Kabine ans Tageslicht gekommen war, wurde erwartet, und da turnte schon der junge Attaché, vom Kavassen des Botschaftshotels gefolgt, eilfertig die Fallreepstreppe hinauf an Bord zur Abholung.

Hochbrunn kehrte ihm den Rücken, Cur-

hoven sah ihn kommen und suchend umherblicken. Ihm fiel sofort eine lächerliche Ähnlichkeit dieses Fremden mit Muschi auf, trotzdem er blond war. Ein hoher, peitschenschlanker Wuchs, das längliche Gesicht bartlos und überfein, mit Muschis Mund und grauen Augen, und auch derselbe, klassische Ansatz des Kopfes auf die Halssäule. Nur eins, das Muschi fehlte: der Ausdruck lachender Lebenslust in jeder Linie.

Plötzlich stutzte er und stand offenen Mundes: gradezu dumm wurde das hübsche Gesicht so im Staunen. Dann sprang er mit hohem Satze über ein zusammengerolltes Tau, fiel dem ahnungslosen Hochbrunn von rücklings um den Hals und küßte ihn mit Emphase auf beide Wangen:

„Onkel Adi! —“

„O — — Duschan!“

„Salemalek unter uns Türken! Nein — der Onkel Adi; — diese Überraschung!“

„Wie — — was treibst du dahier?“

„Lehrbursch bei unserer Botschaft seit dem August, und du? Wo steigst du ab? Im ‚Londres?‘ Gleich morgen werde ich dich interviewen, Onkel Adi. — Bitte, stelle mich vor.“

„Mein — — der Prinz Trubeszko — mein — der Neffe vom Ferdl Kiliany. — Dies ist ein sehr lieber Freund von mir, Duschan, der Baron Curhoven — ein Preuße —“ (Hochbrunn brachte seine Worte kaum zusammen.)

„Es ist mir eine Ehre, Baron. Ich vermute, Sie kennen Konstantinopel noch nicht? Er wird staunen, nicht wahr, Onkel Adi? — Und wo hast du deinen —“

„Madame la Baronne attend Son Altesse“, meldete der Kawaß dazwischen.

„Très-bien, Gabriel; j'arrive. — Heilige Dreifaltigkeit, ich habe ja die dringendsten Kavalierspflichten! Also nicht wahr, im ‚Londres?‘ Es war mir eine unbeschreibliche Freude!“

Eiligst küßte er Hochbrunns Wangen zum zweitenmale und strebte von dannen: „Me voilà à vos ordres, Baronne, mille excuses —!“

Das ungleiche Paar verschwand alsbald mit seinem Gefolge. Hochbrunn blieb, wo er war, rücklings an die Reling gelehnt, und faßte Curhovens Arm gewaltsam mit beiden Händen:

„Ich kann ihn nicht sehen, den Duschan — hörst du's? Er wird nach dem Diner fragen — er fing schon an damit — das ertrag' ich jetzt nicht! Gelt, du thust mir's zum Gefallen und besuchst ihn — morgen in der Frühe? — Du wirst ihn schon finden — ich geb' dir einen Führer — du klärst ihn auf — mit Beschränkung, gelt? Wär' ich doch schon wieder fort! — Nur nicht nach Pera — in kein Hotel!“

Er sprach abgerissen und heftig; sein Gesicht hatte sich verfärbt; die ängstliche Spannung von San Servolo tauchte in den Augen auf. Kaum, daß er sich von Curhoven ein wenig beschwichtigen ließ. In zitternder Unruhe fragte er einen der Schiffsoffiziere nach den Abfahrtsstunden der türkischen Lokaldampfer von der Validebrücke.

„Wohin, Gnaden, Herr Graf?“

„Fort, nach Bebek hinaus — zur Landung hinter Bebek. — Lassen's — lassen's nur gut sein: Kaïkdji! — Kaïkdji —!“ Er stampfte mit dem Fuße, als der barfüßige Ruderer in Turban und rosakattunener Pumphose, der sich, menschliche Beute suchend, auf Deck herumtrieb, seinen „Salaam“ von der Erde auf machte, und mit: „Wallah — efendim!“ anhob. „Nicht nach Pera — zum Bosporus, nach Bebek! So sag's ihm doch, Contin —! Maria, Joseph, du kannst's ja nicht — und ich? Wo ist mein Türkisch? Jesus-Maria — gibt's dahier an Bord keinen Dragoman?“

„Voassi est un, Musié, here is one, mein Herr.“ —

Curhoven segnete den schmierigen Juden in der verschabten und fast knopflosen Stambulina, ohne weißen Halskragen, auf den Krollhaaren einen alten Wiener Filz. Mit der schlauen Gefügigkeit seiner Rasse verstand er alles, wußte er alles, ging auf den cholerischen Herrn ein; denn dieser Herr, dem die Augen hierhin und dorthin wanderten, sah ihm aus, als müsse er viel Geld haben. Und ein Graf war er obendrein; das faßte er sofort auf:

„Konak an die Landung? Bebek? Is ßu habbe, natihrlich gnädige Grof, is ßu habbe natihrlich! Ass Herr Grof winsche mir ßu gehn, sprech' ich mit Eigenthimer. Is sich Photiades Dhimitri in Arnautkjöi.“

„Geh' und rede. Nimm dir einen zweiten Platz und fahre mit. Ich zahl's

— pack dich!" — Hochbrunn wandte dem beflissenen Reb Löw den Rücken und hieß ihn in der Barke mit Baumann und dem Gepäckträger dem Kaïk zur Brücke folgen.

Eine Viertelstunde später furchte das türkische Dampferchen die blauen Wogen der Bosporuseinfahrt und glitt am schimmernden Sultanspalast von Beglerbey vorüber.

Hochbrunn saß drunten in der Kajüte allein mit Curhoven, das Gesicht an dessen Schulter verborgen und weinte wie ein Kind. — Ach, die Vergangenheit: ihre dunklen Schatten, ihr helles Licht! Dahin — alles dahin!

* * *

Schon am Nachmittage lag er still und in Frieden auf der bedeckten Veranda des alten, teuren Landhauses am herrlichen Gestade. Sogar das korbgeflochtene Ruhebett hatte sich in irgend einem unbenutzten Raume wiedergefunden, schadhaft und verschimmelt. — Gleichviel. Baumann war flink zur Hand gewesen mit Bürste und Seife, und als Reb Löw seinen Geschäftsfreund und persönlichen Feind, Photiades Dhimitri, den Griechen aus Arnautkjöj, zur Stelle gebracht, um den Mietsvertrag auszufertigen, strahlte das verwahrloste Besitztum bereits im Morgenglanze deutscher Reinlichkeit. Der Hauswirt führte Lemonia, die schönäugige Alte und Schafferin der verflossenen Sommerbewohner seiner Villa, und Abram, den Koch, gleich im Schlepptau mit sich, und Hochbrunn hatte Curhovens Hand krampfhaft gepreßt und ihn dann von sich geschoben:

„Bring' es in Ordnung um jeden Preis — sieh den Gulden nicht an — nur hier bleiben will ich!"

So geschah es. Hinten im aufgetreppten Kabinett mit den bunten Glasfenstern und feingeschnitztem Holzgegitter davor, verhandelte Curhoven, den Juden rechts, den Griechen links von sich am Tische. Der Jude dolmetschte und machte sein hübsches Profitchen, und der edle Grieche that in erhöhtem Maße desgleichen. Anderthalb Stunden nahm die schwierige Verhandlung hin. —

Unterdes regte sich Hochbrunn nicht auf seinem Lager im Freien. Vor ihm, über den Wipfeln des wildschönen Gartens, den er einst mit seinen Lieblingen, Dimo und Muscherl, durchstreift, stand die ferne Turmruine von Anadoli-Hissar trotzig am tiefblauen Septemberhimmel. Von drunten hörte er das dumpfe Gurgeln und Dahinschießen der reißenden Strömung auf Scheitan-Burnu, das Teufelskap, zu, und neben der Veranda in der hohen Cypresse ruckften die zärtlichen Turteltauben.

Ganz ruhig, glücklich beinahe, fühlte er sich, körperlich wohl, im Geist gefaßt, obgleich ihm noch immer, von keinem gesehen, die Thränen an den Wangen hinschlichen. Die geliebte Seele dieses Hauses war bei ihm und half ihm, wie sie ihm so oft geholfen. —

Als Curhoven die beiden Blutsauger abgefertigt und entlassen hatte und die Veranda betrat, um dem Freunde zu berichten, fand er ihn schlafend, die Hand unter der Wange, der natürlichste Ausdruck gab den Zügen das Gepräge gesunder Tage zurück. — Curhoven zog einen Seufzer großer Erleichterung und ging lautlos hinunter in den Garten. Der drohende Rückfall abgewendet, dem Himmel sei gedankt!

* * *

Curhovens Besuch beim Prinzen Trubeszko unterblieb vorläufig. Hochbrunns ungestümes Verlangen, dem nochmals unvermutet eine starke Krankhaftigkeit angehangen hatte im Moment der Erregung und Überreizung, verlief einfach im Sande.

„Wenn der Duschan dich und mich sehen will, mein Lieber, so mag er seine Erkundigungen einziehen und sich zu uns begeben," sagte er. „Falls er sich nicht hier blicken läßt, erweisest du mir vielleicht späterhin, nach genügender Orientierung, die Güte, ihn doch einmal aufzusuchen. Ich möchte wissen, ob seine Vermählung zustande kommen wird. — Ich würde ihn sehr beklagen, den Buben. Seine Mutter war eine Halbschwester vom Kiliany — tot seit zehn Jahren. Der Fürst, ihr Gemahl, ist in Wolhynien begütert."

Damit war dieses Thema vollständig abgethan, und die Frage: „Hast du aus Paris gehört? Wie steht's dort?" kam nicht, um so weniger, als die Nachrichten von Muschi ausblieben und Kiliany schon seit Wochen alles Briefschreiben unterließ.

Es hatte den Anschein, als gehe die Rückerinnerung an alles, was mit Venedig

zusammenhing, noch über die unsicheren Kräfte des Genesenden, und in den Vordergrund trat neu aufgelebt die verklungene Zeit vor mehr als einem Decennium, in der das sanfte Frauenideal noch hier in paradiesischer Stille für ihn gelebt und ihn wieder zum brauchbaren Menschen gemacht hatte.

Nur nicht ins städtische Treiben der großen Perastraße hinein, nur keine Österreicher sehen! — Entzückt war Hochbrunn, als Curhoven feststellte, daß er trotz des steifen Kniees ganz leidlich zu Pferde sitzen und dies und das von den alten Kavalleriekünsten hervorsuchen konnte.

Nun ritten sie in der Frühe der köstlichen Herbsttage miteinander ab, ohne Führergeleit. Jeden Zollbreit Landes erkannte Hochrunn wieder und entsann sich der kleinsten Kleinigkeiten. Sein vergessenes Türkisch kam ihm zurück, Satz für Satz, und er ging den Spuren seiner einstigen Freunde nach. Er besuchte den braven Jellinek, der zum Islam übergetreten war, und den Leuchtturmwächter von Rumeli-Fener, dort, wo das türkisfarbene Wasser des Bosporus sich dem indigoblauen des Schwarzen Meeres vermählt; er plauderte mit den eisgrauen Fischern drüben in der Idylle von Beikos, und brachte dem heiter blickenden Chodja der Aussätzigen im Cypressendüster des Riesenfriedhofs von Skutari seine Gabe für die „Schicksalsgehetzten", die „Hoffnungslosesten der Hoffnungslosen".

Ein andermal führte er den Freund von einer Moschee in die andere und trat zum Eingang in rote Babuschen, während der Vorhofswächter seine Lackstiefel und Curhovens Galoschen aufbewahrte. Dann stand er mit gekreuzten Händen vor dem dämmernden Mihrab, der Altarnische, rätselte an den goldgestickten Ajen des Korans auf dem violetten und maigrünen Teppichsammet, der die Nische bekleidete, ließ die türkische Perlenschnur des Zeitvertreibes, den Tisbeh, durch die Finger gleiten und sagte im Hinausgehen zu Curhoven:

„Der Islam — der ist das einzige: — der Fatalismus: Inschallach: wie Allah will."

„Wir haben dasselbe Wort als einen unserer christlichen Kardinalsätze," wandte Curhoven ein, und dann blickten ihn die Augen, die noch immer nicht ganz den früheren freien und klaren Ausdruck hatten, grüblerisch an:

„Wir deuteln und moralisieren an den Kardinalsätzen umher und kämpfen dawider, aber der Türk' — sieh, der ergibt sich blind, und das ist das einzige. Ich wollt', daß ich's noch lernen könnte — — so schwer ist's, so schwer!" — Und auf solch eine kleinmütige Betrachtung folgte nach kurzer Zwischenpause der Schmerzensschrei: „Mein nutzloses Leben! Was leb' ich den überhaupt noch?"

„— und Comteß Muschi und deren Zukunft?"

„Bah — sie wird sich grad' zu einem hingezogen fühlen, der im Tollhaus war — das ist vorüber — rede nicht davon; ich habe mich völlig resigniert."

Von dieser Auffassung brachte ihn neuerdings kein Argument ab, und Curhoven gab das Argumentieren auf und setzte seine Hoffnung auf die Zeit. —

* * *

Endlich eines regnerischen Morgens — Hochbrunn hatte sich Tags zuvor verleiten lassen, in Téké von Skutari die heulenden Derwische zu sehen und fühlte sich miserabel danach — konnte Curhoven seine Unruhe, der Kilianys wegen, nicht länger bemeistern.

„Weißt du was," meinte er, da er den Freund sehr schweigsam und thatenunlustig auf dem Diwan liegend fand, die Wärme des kohlenglühenden Kupfermangals um ihn her und Baumann in sicherer Nähe, „ich werde diesen Tag für Pera benutzen; unternehmen können wir doch nichts. Ich möchte dein Bromkali und mein Chinin persönlich in der Apotheke besorgen, irgendwo im Restaurant Mittag essen und nebenbei meine Karte beim Prinzen abwerfen. Bist du damit einverstanden?"

Hochbrunn nickte nur und hob mit müder Bewegung seine Rechte gegen die Stirn. Nach einer langen Pause sagte er flüsternd und schleppend, wie in seinen schwerkranken Tagen: „In Galata findest du einen Wagen — und nimm dir dort einen Orientierungsplan von Pera mit. — Erfrage den Duschan in der Rue Kumbaradschi bei der Botschaft — der russischen natürlich."

„Ich kann genau so gut morgen gehen, wenn du mich lieber bei dir hast, liebster

Adrian," sagte Curhoven, beugte sich zu dem Liegenden nieder und nahm seine Hand. Hochbrunn jedoch schüttelte den Kopf:

„Geh' in Gottes Namen — grüße den Duschan und kehre mit etwas Neuem zurück — — ach, Contin! Gib meinem Leben einen Inhalt — so leer ist mein Leben! — — Ich vergreif' mich nicht daran, hier hast du meine Hand darauf, geh' ruhig; mir ist's lieb, wenn du Frische zurückbringst — ade."

Curhoven drückte Hochbrunns Rechte stark, ließ sich von Baumann in den Mantel helfen, nahm im Stehen einen Schluck Samos und einen Bissen Brot und schaute vor dem Fortgehen noch einmal durch den Thürspalt zu Hochbrunn hinein. — Er lag steif auf dem Rücken, die Hände fest ineinander gefaltet, die Augen geschlossen, und Thränen standen auf seinen Wangen.

„Ich muß einen Arzt heransbestellen zu uns; er versinkt mir wieder in den Abgrund," dachte er sorgenvoll, während er im feinem Regen auf der Landungsbrücke stand und den Dampfer von Emirgian herunter erwartete. — Es war der erste Oktober und ein empfindlich kühler Morgen. Selbst hier im Paradiese an blauer Flut meldete sich der Herbst an.

Der Dampfer war schwach besetzt und das Wasser sehr bewegt. Curhoven stand am wärmenden Schornstein und sah zurück, bis die tiefe Einbuchtung von Bebek den schwarzgrünen Busch seinen Blicken entzog, hinter dem das kleine Landhaus versteckt lag. —

Auf der Validébrücke lungerte Reb Löw herum, und so ekelhaft der Mensch Curhoven auch war, heute konnte er ihn abermals gebrauchen. Im Nu hatte er für seine zwei Piaster die Adresse des Doktors Psalidas, der ein „großartiger mé'cin" für die Nerven sei und ein „großartiges timarhané greek", ein regelrechtes Tollhaus, drunten in Psammatia leite — hatte ferner seinen Wagen gleich am Hafenplatze, und der Kutscher bekam die „großmächtig-noble" Adresse des Prinzen Trubeszko, Durchlaucht: Rue Derwisch.

Dahin trugen die zwei feurigen Mytilini-Ponies den Wagen und seinen Insassen, daß die Funken des entsetzlichen Pflasters stoben und die wilden Hunde mit eingekniffener Rute beiseite schlichen oder aus den schlammgefüllten Straßenhöhlungen aufsprangen und scharf hinter dem Gefährt dreinbläfften.

Das prinzliche Quartier lag in einer düsteren Seitengasse der Großen Perastraße. Die Häuser hatten über dem Erdgeschosse vorspringende Erkerbauten, die sich da und dort fast berührten und ohnedies neigte sich das alte Gemäuer und Gewinkel gegeneinander, als wolle es den Himmel aussperren um jeden Preis.

Parterre wohnte eine dicke, ältliche Levantinerin mit drei jungen, schönen Töchtern. Die jüngste und ihre Mutter erschienen neugierig und in saloppem Negligé, sowie die Hufe der Ponies draußen klapperten und der Thürklopfer ans Holz schlug. Curhoven ging an den beiden brennenden Augenpaaren und der Opoponaxatmosphäre vorüber und geradeswegs die steile Stiege hinan. Droben alles mit den schönsten Kelims und Sennéteppichen verhängt, und zwischen deren leuchtenden Farben das Namensschild Seiner jugendlichen Durchlaucht; neben dem Schilde ein türkisches Handtrommelchen mit lederbezogenem Tampon zum Anmelden für den Diener.

Der erschien mit dem gepochten Signal gleichzeitig: so eine Art von Phantasiediener, ein russischer Muschik in Kittel und Fes, der einen türkischen Salaam machte und ein leidliches Französisch sprach:

„Son Altesse n'est pas présent."

„Wird Seine Durchlaucht lange fortbleiben, daß Sie wissen?"

„Ich kann es dem Herrn nicht sagen. Ich habe Seine Durchlaucht an den Dampfer begleiten müssen."

„Welche Linie?"

Der Pseudomuschik hob das Haupt und besann sich. „Vermutlich nach den iles des Princes: Kysel-adalar, Monsieur. Gepäck haben Seine Durchlaucht nicht mitgenommen, nur den Mantel. — Welchen Namen darf ich Seiner Durchlaucht nennen?"

Curhoven nahm seine Karte heraus — der Pseudomuschik war ihm in diskreter Weise dabei behilflich — und legte sie auf das ciselierte Silbertablettchen. „Halt — ich möchte meine volle Adresse geben und eine schriftliche Mitteilung machen," fügte er bei, „können Sie mir dazu verhelfen?"

Der Diener, der den Namen der Visitenkarte in sein Verständnis aufgenommen

hatte, schlug schweigend die beiden Kelims auseinander und öffnete eine schmutzigweiße Flügelthür, die er sofort hinter sich verschloß. Dann legte er Wappenpapier, -karten und -kärtchen nebst den dazu gehörigen Umschlägen auf die Schreibunterlage, öffnete das emaillierte Tintenfaß, rückte den Sessel zurecht und zog sich zur Thürschwelle zurück, um weitere Befehle des Fremden abzuwarten.

Curhoven schrieb eine ganze Weile. Er mußte seine Mission sehr vorsichtig einkleiden. Dimos plötzlichen Tod und Hochbrunns schwere Erkrankung erklären, ohne direkte Lüge und direkte Bloßstellung, und schließlich seinen persönlichen Wunsch daran knüpfen, daß Prinz Duschan von etwaigen Nachrichten über die Kilianys Mitteilung machen und des Schreibers heutigen Besuch mit aller möglichen Diplomatie am Bosporus erwidern möge. Zugleich zwecks energischer Ablenkung des leidenden Freundes von seinen Grübeleien.

Während er seine Worte erwog, warf er flüchtige Blicke auf die Pracht der Zimmereinrichtung, die an sich schon ein ganzes Vermögen repräsentieren mußte, und namentlich auf die große Photographie, die im edelsteinbesetzten Silberrahmen zwischen der Stutzuhr und antiken Bronzen stand, so daß sie zu dem Schreibenden herabblickte.

Ein wundervoller Mädchenkopf, eine wahre Venus victrix in Hoftoilette, dekolletiert bis hart an die Grenze des Statthaften. Drei Brillantsterne im Haar, das die kurze Stirn umlockte; das Kinn emporgehoben, so daß die mandelförmigen Augen halb verschleiert von ihrer Höhe niedersahen. Es lag etwas unbeschreiblich Kaltes und Stolzes in dieser Haltung und um den schmalen, wie mitleidig lächelnden Mund des jungen Gesichtes. — „Beatrix Isolani à Duschan" stand schräg und so rücksichtslos hingeschrieben über die zartgraue Platinphotographie, daß die langen, spitzen Buchstaben den schneeigen Hals verunstalteten.

„Beatrix Isolani à Duschan." — Jetzt verstand Curhoven Hochbrunns Äußerung das prinzliche Verlöbnis betreffend: „Ich würde ihn sehr beklagen, den Buben!" — Auch dieser Lebensfreudige eine Isolani, einen Eiszapfen in Hofrobe. —

Er verschloß seinen Brief, gab dem Diener ein Trinkgeld und ließ sich von ihm die Adressen der besten Apotheke und eines Restaurants in der Großen Perastraße sagen, machte seine Besorgungen und eine Spazierfahrt über den Taksimgarten hinaus und versuchte ohne Erfolg Doktor Psalidas zu treffen. Dann speiste er bei Lebon & Bourdon und fuhr gegen zwei Uhr nach Galata hinunter, um im Café al Genio an der Brücke die Rückfahrtszeit seines Dampfers beim Mokka und der Cigarette abzuwarten. Er war sehr müde und ertappte sich ein paarmal beim Einnicken über dem Levant Herald vom gestrigen Tage.

Gerade hatte er sich erhoben und bezahlt, um vor der Abfahrt noch eine Viertelstunde auf der großen Brücke hin und her zu schlendern und im internationalen Getreibe wieder wach zu werden, da sah er vom Fenster aus Prinz Duschan des Weges daherkommen, die Kapuze des Regenmantels über den Hut geschlagen, die Beinkleider sehr hoch gekrempt und Galoschen an den Füßen. Er sah ernst oder mißgestimmt aus, blieb stehen, musterte die Zweispänner und wollte eben die Verhandlungen mit den Kutschern eröffnen, als Curhoven auf ihn zukam.

„Soeben war ich in Ihrer Wohnung, Durchlaucht; ich habe ein Billet zurückgelassen."

„Sehr liebenswürdig, Baron, und ich war in Bebek bei Ihnen und dem Onkel Adi."

„Wie haben Sie unser Asyl ausgemittelt?"

„O, man ist findig. Ihr Dragoman, der Reb Löw, hat mir die Auskunft gegeben, daß ich nicht prahle. Ehrlich gestanden hatte es mich stark froissiert, daß der Onkel Adi mich so wenig verwandtschaftlich behandelte. Meine Braut nämlich ist die Nichte seiner verstorbenen Gemahlin."

„Empfing er Sie in leidlicher Stimmung? Sie wissen vielleicht, daß er schwerkrank war?"

„Ja, er erwähnte es, um seine Zurückhaltung zu entschuldigen, und ich erfuhr auch von seines Sohnes Tod. — Ich habe den Domenico niemals als legitim betrachtet, nebenbei bemerkt. Eine solche Ehe ist ein Unglück oder eine Farce. Empfangen hat mich der Onkel sehr gut; mein un-



Heide am See. Nach dem Gen



…ilde von Robert Poetzelberger.

erwarteter Besuch schien ihn sogar zu erfreuen. Er lag auf dem Diwan und machte einen gelangweilten Eindruck. Leider mußte ich der Überbringer trauriger Nachrichten sein."

„Großer Gott — woher, Durchlaucht?"

„Nun, vom Onkel Ferdinand Kiliany aus Paris, durch meinen Vater. Der Papa hat vor Jahren den nämlichen Arzt für meine Mutter konsultiert. Sie starb am gleichen Leiden wie der Onkel Ferdinand: am Carcinom."

Curhoven packte den Arm des Prinzen: „Er ist tot —?"

„O nicht doch, aber eine plötzliche Verschlimmerung ist eingetreten, die den Zustand völlig hoffnungslos werden läßt. Ich weiß das Nähere nicht; ich bin zu sehr Laie. Allein ich fürchte, der Tod wird nicht mehr lange warten lassen —"

„Die arme Comteß, das arme, junge Kind!"

„Nicht wahr? Auch ich bedaure sie von Herzen, die Muschi. Wirklich, ein seelensgutes Geschöpf. Ist sie Ihnen sympathisch?"

„Wem wäre sie es wohl nicht?"

„Mich hat sie niemals im mindesten gereizt. Das genre Sainte Cathérine langweilt mich; ich bevorzuge ein entgegengesetztes. Ein jeder nach seinem Geschmack. — Aber wozu stehen wir da im Kote, Baron? Bré, sus el arabadji: Schweige, Kutscher und gedulde dich! Steigen Sie doch zu mir in den Wagen und plaudern wir in meiner Wohnung bis zum letzten Boot."

„Unmöglich, ich muß sofort nach Bebek, mein Dampfer geht gegen drei."

„Allah, Allah! Seien Sie nicht ängstlich! Nun gut, so könnte ich Sie bis Beschiktasch zurückbegleiten und Ihnen aus meines Vaters Brief mitteilen. Mir ist es ein Vergnügen. Der Brief ist russisch geschrieben. Sprechen Sie russisch?"

„Zu meinem Bedauern kein Wort. Bitte, lassen Sie sich nicht aufhalten, Durchlaucht, ich habe nur den Wunsch, thunlichst rasch wieder bei meinem Freunde zu sein."

„Erlauben Sie; wenigstens das Billet werde ich Ihnen lösen. Nehmen Sie sich Zeit, Baron, überanstrengen Sie Ihren Fuß nicht," mahnte der gutmütige Prinz Duschan und strebte eilends voraus, die Hände in den Manteltaschen und den Kopf im Nacken.

Es war wirklich höchste Zeit. Eben wollte man den Steg einziehen, und die Dampfpfeife stieß ihren schrillen Ruf aus, als Prinz Duschan mit seinem Invaliden im Gefolge erschien, um eine kleine Verzögerung zu bewirken. Herrische Mienen und die Zauberformel: „bakschisch" vermochten hier zu Lande außerordentlich viel, und mit beiden geizte der durchlauchtige Jüngling nicht.

„Ich bezweifle leider, daß wir uns am Bosporus wiedersehen werden," sagte er zum Abschied. „Morgen nacht fahre ich auf Urlaub nach Jalta: ein Rendezvous mit der Familie meiner Braut — —" die Wellen rauschten schon um die arbeitende Schraube; Curhoven verstand das Weitere nicht mehr. Dann rief der Prinz noch einmal so laut er's vermochte: „Nicht ängstlich sein!" und Curhoven hob dankend und grüßend den Hut.

Beruhigt indessen fühlte er sich nicht und fand keinen Mut, sich während der halbstündigen Fahrt behaglich zu setzen. Da, wo bei den rasch aufeinander folgenden Stationen der Landungssteg ans Ufer hinübergeschoben wurde, blieb er stehen wie angewurzelt, und das Herz war ihm voll Furcht. Was würde er in Bebek vorfinden?

Der Dampfer mit dem rotgrünen Wimpelchen zickzackte hinüber und herüber, von Europa nach Asien und von Asien nach Europa. Diese Fahrt immer zwischen zwei Erdteilen, nur getrennt durch die blauwellige „Rinderfurt" der Alten, hatte für Curhoven, so oft er sie auch in diesen Wochen gemacht, jedesmal einen besonders poetischen Reiz gehabt. — Heute nichts davon. — Er bemerkte sie kaum, die schneeige Goldkuppelmoschee von Ortaköi, noch das Marmorwunder des Palastes von Beglerbey, der sich an seinen dunkelbuschigen Hügel schmiegt. Die lachenden Gärten von Kurutschesme, in denen die Rosen der zweiten und dritten Blüte regentriefend übers Gemäuer hingen und am Boden rankten, beachtete er nicht; das liebliche Arnautköi ließ ihn gleichgültig. Alles wolkenbeschattet, herzbedrückend, traurig: was gibt es Trübseligeres als den leuchtenden Süden an kühlen Herbsttagen unter weinendem Himmel? —

Nun öffnete sich der tiefe, sammetgrüne Thaleinschnitt vor Bebek. Der Dampfer legte sich auf die Seite und keuchte und fauchte qualmpuffend wider die reißende Strömung zwischen den gefährlichen Kaps: Akynty- und Scheitan-Burnu; surrend schossen die Wellen unter dem Schiffskörper dahin. — Drüben zerrissen die Wolken; ein erster, siegreicher Strahl blitzte hervor und malte den siebenfarbigen Bogen von Rumili- nach Anadoli-Hissar hinüber in der duftigen Entfernung. Die ganze bezaubernde Landschaft lebte auf; die trüben Wellen blauten wieder. Vorbei an den Konaks am Hange, mit ihren zierlich vergitterten Haremsfenstern und den schlanken, grauen Halbbogen, die das obere Stockwerk vorspringend stützten; pfirsichblütenfarbig gemalt die Mauern oder hellgrün wie der Kaftan des Propheten, und vor den verschwiegenen Wohnungen sprangen die Brunnen zwischen Myrtengesträuch. Vorbei an den uralten Platanen des Lustgartens; jetzt noch den großen Bogen um die Sandbank von seichten Wellchen überrieselt, dann endlich kam die Landungsstelle in Sicht, und rechts von ihr, zurückgelagert gegen die Hügel hin, das Gebiet des verwilderten Gartens um die weiß getünchte Villa des klugen Photiades Dhimitri. —

Curhoven beugte sich weit über die Reling und streckte den Hals vor, um besser zu unterscheiden, was sich dort an der Landung hin und her bewegte: Da erkannte er zu seinem freudigen Schrecken vorn auf dem Brückchen Hochbrunn im langen Mantel, den Schirm wider den rasch tröpfelnden Sonnenregen ordnungsgemäß über Haupt und Hut gespannt. Dies prosaische Zeichen erschien dem von Furcht Gepeinigten zum Aufjauchzen gut, so gut, daß er Prinz Duschans schlimme Nachrichten für den Moment vergaß und grüßend hinüberwinkte. Hochbrunn winkte mit langsamer Handbewegung zurück. Er hielt sich sehr aufrecht und setzte den rechten Fuß energisch vor, so wie damals, als Curhoven das erste Wort mit ihm gesprochen hatte, im Restaurant Bauer-Grünwald bei Lampenschein und Vollmondglänzen durch den Vorhangsspalt.

„Fünf Minuten Verspätung; ich habe dich ungeduldig erwartet," sagte er und sprach laut und kräftig wie seit Monaten nicht mehr. Dabei legte er seinen Arm um den Ankommenden, drückte ihn fest an sich und führte ihn so in den wilden Garten, der erfüllt war von feuchtwürzigen Düften und Diamantgeglitzer an Halm und Gezweig. — „Mein Inneres ist sehr bewegt, Lieber; laß dir berichten. Vormittags, eine halbe Stunde nach deiner Abfahrt, läßt sich der Duschan anmelden und bringt mir die Nachricht von der Verschlechterung in unseres armen Ferdls Befinden, und sagt mir ohne Umschweif, daß es hoffnungslos um ihn stehe. Darauf — ich muß mich dir gegenüber zu einer strafbaren Indiskretion bekennen und ein mildes Urteil erhoffen — darauf hab' ich diese an deine Adresse gerichtete Depesche geöffnet. Eine Estafette brachte sie über Beschiktasch, kaum, daß der Duschan an der Landung sein konnte für sein Schiff."

Curhoven nahm Hochbrunn das Papier ab, und es zitterte in seiner Hand, so sehr erregte ihn der Inhalt und zugleich die Wandlung, die mit Hochbrunn vorgegangen.

Erst heute morgen war das Telegramm in Paris aufgegeben worden und mit „Dringend" bezeichnet:

„Mein Vater in der Frühe ruhig entschlafen. Beisetzung am Sonntag. Erbitte flehentlich des Onkels Kommen, wenn irgend möglich.

Muschi Kiliany, Hotel Meurice."

„Sag': vergibst du mir mein unerhörtes Verbrechen gegen die Diskretion, Contin?" fragte Hochbrunn, drückte den Freund noch fester an sich und blieb mit ihm unter der hohen Sykomore stehen, deren geflügelte Samen in großen Büscheln zwischen den Zackenblättern hingen und aromatisch wie Balsamkörner dufteten. „Als Gentleman dürftest du mir freilich kaum vergeben, allein es ist ein mildernder Umstand dabei. Des Duschans Bericht hatte mich gar zu sehr auf die Folter gespannt, bevor dann die Depesche gekommen ist."

„Aber selbstredend verzeihe ich," entgegnete Curhoven. „Ich segne noch dazu den Besuch des Prinzen und die Folter, die dich auf dies Schmerzlichste vorbereitet hat. Aber wie fühlst du dich jetzt, Bester?"

„Der Situation gewachsen — vollständig."

„Also bleibt nur zu überlegen, was nun zunächst gethan werden müßte."

„Was braucht's da Überlegung, mein

Lieber? Alles ist aufs beste geordnet. Also: tritt ein, setze dich hier — (lege den Fuß auf, ich bitte dich!) nimm ein Glas Samos, und ich werde dir Bericht erstatten, eines nach dem anderen. Erstens hab' ich das ausführliche Antworttelegramm an mein armes Muscherl sofort mit der Estafette zurückgesandt nach Pera. Zweitens einen Buben vom Jellinek nach Arnautkjöi zum Photiades abgeordnet. Der Bub' hat den Photiades mit sich hergeführt zu mir, und in zehn Minuten war die Abrechnung zwischen uns im reinen. Frag' mich nicht um die Summe — nein, frag' nicht, Contin! Ich werde gerad' markten und feilschen, und nun erst heute! — Laß ihn den Überschuß in den Sack schieben — meinethalben! Drittens packt drinnen der Baumann mit der Lemoniá unsere Effekten, und der Abram bereitet uns einen Imbiß anstatt des Diner. Jetzt ist's bald halb fünf; um ein viertel auf acht verläßt der Orient-Expreß Stambul und in dreiundsiebzig Stunden von jetzt ab, also Samstag abends, sind wir bei der Muschi. —"

„Ich auch?" — Curhoven bog den Oberkörper zurück.

„Ja, auch du. — Ich bitte dich ernstlich darum. Es könnten unvorhergesehene Lagen eintreten, die deine Zeugenschaft wünschenswert und erforderlich machen dürften. Oder willst du vor dem letzten Akte heimfahren, und händereibend zu deinem Soupertisch hinsitzen und sprechen: ‚Der Schluß erregt mein Interesse nicht mehr, und von den Akteurs hab' ich jetzt vollends genug!'"

Curhoven blickte stumm vor sich nieder. Er überlegte und kämpfte. Im Schutze des Schnurrbartes verbiß er die Lippen, und schloß hinter der Tischleiste die gesunde Hand auf dem Knie langsam zusammen.

„Gut — also reise ich mit dir," antwortete er dann und erhob sich. „Ich muß noch allerlei Vorbereitungen treffen. Sind unsere Paßvisa in Ordnung?"

„Alles."

„So entschuldige mich jetzt für eine Viertelstunde."

„Laß dir Zeit; wir speisen nach fünf — und sei sehr bedankt, Lieber. Von jetzt an werden wir als zwei Brüder reisen und nicht mehr als der Kranke und sein Aufseher. Ich bin gesund; das Leben hat wieder einen Inhalt! Ja, mein treuer Ferdl darf unbesorgt schlafen: die Muschi ist nicht verwaist." —

## Zehntes Kapitel.

Baumann mit dem Gepäck war schon voraus zum Quartiermachen im Hotel Meurice. Seine beiden Herren hielten mit ihrem Einspänner noch vor dem großen Blumenladen, da, wo der Boulevard von Magenta sich mit dem von Straßburg kreuzt. Hastig und geschickt wand die Verkäuferin ihre schönsten Rosen und Chrysanthemen zu Sträußen und stapelte sie auf den Rücksitz. Sie hatte den starken, österreichischen Comte, der einst sehr oft bei ihr gekauft, wahrhaftig wiedererkannt, und fünf Jahre sind eine hübsche Spanne Zeit. Sie machte sich mit der ganzen Gefühlsgrazie ihres Volkes zur Herrin der Situation: „Gestorben? Der Vater der charmanten jungen Dame? O gewiß, ich entsinne mich genau; Monsieur le Comte hat sie oftmals mitgebracht. Sie liebte die Veilchen so sehr: elle était folle des violettes; — darf ich dieses Bouquet für Mademoiselle hinzufügen? Ich nehme aufrichtigen Anteil. — Et Monsieur?" — Ein fragender, sehr vielsagender Blick auf Curhoven. Der erstand einen zweiten Veilchenstrauß, und Madame hinter ihrem Ladentische lächelte fein. — —

Schweigend durchfuhren die beiden im schlechtfedernden Einspänner den Boulevard de Strasbourg, der, zwischen den Portes St. Denis und St. Martin, in den Boulevard de Sebastopol übergeht und als breite, schnurgerade Verkehrsader von Norden nach Süden läuft, bis über die Rue de Rivoli hinaus, zum Kai de la Mégisserie, dem Justizpalast und der Sainte Chapelle gegenüber.

Ein kribbelnder Ameisenhaufen unter dem goldklaren Herbstabendhimmel. Alle Tischchen und Stühle der Cafés und Cabarets unter buntstreifiger Markise aufs Trottoir hinausgeschoben, vollbesetzt; von den Baumreihen wirbelte der Wind gelbe Blätter in die heitere Gesellschaft. Das schwatzte und gestikulierte, schrie Zeitungen und allerlei ephemeren Krimskrams aus, sprach Politik und winkte die weißbeschürzten Kellner heran. Grüner Absynth in Gläschen neben braunem Mazagran in Gläsern und Straß-

burger Bier in Tulpen. Vor den verlockenden Pyramiden der Früchte und Gemüse standen die guten Hausfrauen, ihre munteren Kinder neben sich, plauderten, betasteten Huhn und Kaninchen und versorgten ihren Tisch für den morgenden Sonntag; die hübschen Dämchen von der Leinen- und Konfektionsbranche lachten ihre Kunden an und freuten sich auf den Ausflug nach Meudon oder Fontenay-sous-bois oder sonst ein verschwiegenes Plätzchen der „Banlieue" mit ihren Kavalieren, die manchmal wirkliche Kavaliere waren. Die elegante Welt ging und fuhr spazieren: Räderrollen und Hufgetrappel ohne Ende. Alles anmutig aufgeputzt, der Schritt leicht, Gewissenswurm und nagende Sorge versteckt und im Schatten gehalten. Die Sonne schien, und man genoß! —

Seiner ernsten Stimmung unbeschadet glänzte es hell in Hochbrunns Augen auf. Ihn entzückte dieser Anblick über die Maßen; er feierte Wiedersehen mit seiner Jugendfreundin, der bezaubernden Kokette an der Seine.

Eurhoven bemerkte es wohl, aber er kam nicht dazu, Neid zu empfinden. Eine dumpfe Unruhe beherrschte ihn ganz und gar, ein quälender Widerspruch in seinen Gefühlen. So peinlich ihm auch dieses Anhängsel Paris an die Genesungsreise des Freundes für seine Person war — er erwartete sich doch von der nächsten Stunde etwas, dessen bloße Vorstellung sein ganzes Sein und Wesen durchschauerte. Dergestalt, daß er, bei dem die Phantasie ein sehr seltener Gast war, sich jenes Etwas mit blühenden Farben ausmalen mußte, er mochte wollen oder nicht. Es kostete ihn die größte Mühe, neben dem Schauenden ruhig auszuhalten auf den kargen Polstern des Wagensitzes. —

Er sah die schlanke, schwarze Mädchengestalt sich gegenüber, zum Greifen deutlich, da, wo sich jetzt die gelblichen und weißen Rosen und die vielfarbenen Chrysanthemen türmten. Mit dem gesunden Arme — (er regte sich schon heimlich unterm Mantel!) umfing er sie. Das blasse Antlitz legte sich ihm an die Brust; zwei Hände umschränkten ihm den Nacken, und er küßte die reine Stirn, die weinenden Augen, die schmal gewordenen Wangen und den Mund, der sich ihm vertrauend darbot. — Er hörte die tiefe Stimme, ein wenig heiser vom vielen Weinen: „Ich habe dir's ja niemals zeigen können — ich liebe dich — nur dich über alles!" — — — — — — — — „Der Wagen stößt entsetzlich; gelt Lieber, du spürst's im Bein?" fragte Hochbrunn und beugte den Kopf aus dem Fenster. „Gottlob, bald werden wir angelangt sein; schau, hier hast du bereits la tour St. Jacques. Ein Ding ohn' Ende, dieser Boulevard Sebastopol, aber höchst interessant, meinst du nicht auch, grad' als der Gegensatz zu Konstantinopel? Gelt, du Armer; dein Knie spürt's recht arg?"

„Ein wenig."

Eurhoven war völlig und grausam ernüchtert. — „Krüppel — vierzig Jahr alt —" langsam und eindringlich sprach seine Seele ihm die vier Worte vor und wiederholte sie mit trauriger Stimme: „Krüppel — vierzig Jahr alt." — Spurlos verduftet die Vision. So ergeht's der Seifenblase, wenn nur die Spitze eines Fingers ihren Glanz antastet.

„Mein Muscherl — wie werd' ich sie finden? Wer mag ihr einstweilen beistehen?" fuhr Hochbrunn fort, den Kopf immer halb aus dem Fenster. „Jesus, Maria, wenn nur der Trubeszko père mir nicht mit Ansprüchen und Verwandtschaften in den Weg tritt! Beiläufig hat er sich niemals um die Kilianys bemüht, soviel ich weiß, und hat von der Muscherl kaum eine Idee. Nun, ich baue auf dich, mein Lieber; deine Zeugenschaft ist mir alles in solchem Falle, und der arme Ferdl — Gott hab' ihn selig, — that wohl, daß er diese Punkte mehrfach in deiner Gegenwart besprochen hat. — — Jetzt sind wir in der Rue de Rivoli: eine wunderbare Straße; gleich beginnen die Arkaden. Überhaupt — das ganze Paris, wunderbar, findest du nicht? Höre, mein Lieber: im Hôtel werde ich noch zwei Worte mit dem Portier zu reden haben, wegen der Kutsche zur Beisetzung — nimm einstweilen den Lift hinauf zur Muschi, und drück' dem armen Schatz die Hand, und sag' ihm, daß ich da sei." —

Der Wagen hielt in demselben Augenblicke vor dem Hôtel Meurice, und der Portier öffnete den Schlag:

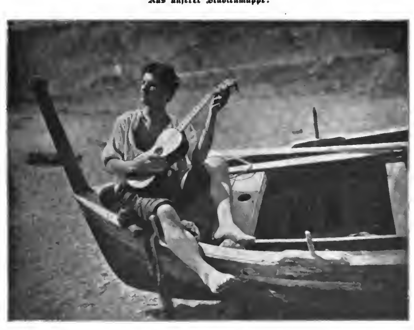
„Der Diener des Herrn Grafen ist

droben im zweiten Stock schon bei der Einrichtung," meldete er, Hand an der Mütze, auf gut Deutsch, und Hochbrunn wendete sich rasch zu Curhoven:

„Ich werde dir Baumann, den Getreuesten, laut dieses Omens, abspenstig machen müssen, mein Lieber," meinte er in scherzendem Tone, aber die Hand, die er dem Freunde bot, war wie ein Stück Eis, und wieder sah Curhoven, daß ihm am dritten Stock stillstand. „Le domestique de feu monsieur le comte attend les visites."

So verwirrt war Curhoven, daß er zuerst nach rechts ging und hastig den Thürnummern mit den Augen folgte, ohne sich die Zahlen klar zu machen. Erst bei der Achtundfünfzig stutzte er, eilte zurück bis an die geschlossene Gitterthür zum Lift und fand seine Richtung.

**Aus unserer Studienmappe:**



„Addio bella Napoli." Liebhaberaufnahme von W. von Gloeden-Taormina.

sein Herz unter dem Hemde flog. Diesmal war's keines aus grobem Flanell, wie damals an jenem furchtbaren Morgen im Hotel zu Venedig, sondern ein elegantes Reisehemd aus Brussaseide.

„Wie er sich zusammennimmt," dachte Curhoven, und der andere dachte: „Wie er heut so jammervoll ausschaut, der liebe Kerl!"

— — — — — — — —

„C'est ici, monsieur; à gauche et tout droit ensuite: la numéro quarante-huit," sagte der Angestellte zu Curhoven, als der Lift

Ein enger, sehr finsterer Korridor, vor dessen letzter Thür, unter einer brennenden Gaslampe, Thaddäus stand im schwarzen Schnurenrock, Trauerrosette und Flor an der Schulter.

Schweigend machte er seinen Bückling — (er sah aus, als leide er an Heimweh) — und öffnete die Thür, um seiner Herrin die Karte des Besuchers zu bringen, und als er verschwunden war, schoß es dem Draußengebliebenen durch den Sinn: „Du hast ja vergessen das ‚p. f. c.‘ unter deinen Namen zu schreiben." Nebendinge pflegen

am Vorabende großer Ereignisse mehr zu erregen, als die Hauptsache. —

Im Zimmer mußte ein Fenster offen stehen, wenigstens trieb der Luftzug die angelehnte Thür ein wenig zurück. Curhoven sah, daß es drinnen dämmerig war; das letzte Rot des Sonnenunterganges füllte den großen Raum jenseits des kleinen Vorgemaches, dessen Plüschportieren ganz zurückgeschlagen waren. Irgendwo brannte ein Kaminfeuer; seine Lichter huschten und spielten über den Teppich hin und über die kleine, schweigsame Gruppe in den niederen Lehnsesseln. Curhoven unterschied eine starke, ältliche Dame, und einen alten Herren, dessen schneeweißes Haar und ebensolcher Bart durch die Dämmerung leuchteten. Er hielt die Hand der zweiten Dame, die den Kopf gegen die Sessellehne zurücklegte. — Unter Tausenden hätte Curhoven sie erkannt.

Thaddäus gab ihr die Karte; im nämlichen Moment erhob sie sich und hastete, den Diener hinter sich, ins Wohnzimmer, und nun stand sie vor dem Eintretenden.

Gott wußte, was er in ihren dunklen Augen las, was ihn zurückhielt, die Vision von der Fahrt zur Wirklichkeit zu machen. Angst war in ihrem Blicke, in der Bewegung ihrer Hände, der längstbekannten, als sie die gefalteten emporhob; Angst, und kein Funken von etwas anderem in ihren Worten:

„Sie allein? O Herr von Curhoven — Herr von Curhoven! — Wo ist der Onkel Adrian?"

Kaum daß sie geendet, hielt der schmerzlich Vermißte sie schon in seinen Armen! im Fluge war er die drei Treppen emporgesprungen. „Muscherl! Liebling, armes Herz — da bin ich bei dir; mein liebstes Kind! — Sei ruhig — es wird wieder gut."

Sie drängte ihn in den Korridor hinaus, Thaddäus wich beiseite und verschwand, um den Zugang zum halbdunklen Winkel zu bewachen, in dem seine junge Herrin am Halse des Grafen hing, der aus dem Tollhause kam, und ihn küßte und weinte und schluchzte und abgebrochene Sätze hervorstammelte, den Mund an seinem Ohre, als habe sie selbst in der großen Trauer um den gestorbenen Vater ihren Verstand verloren. — Der Preuße mit dem Arm in der Binde und dem schmalen Gesichte gefiel dem Huzulen besser als der Graf, und nun erst der Bojar drüben am Kamin: der stolze Fürst aus Wolhynien!

— — — — — — — —

Fürst Trubeszko hatte sich gleichfalls erhoben und erwartete den Eintritt des Angekommenen. Nur einen Moment hatte Curhoven dagestanden, wie festgebannt zwischen Thür und Angel; dann raffte er sich zusammen und trat auf den Fürsten zu, der augenscheinlich in den traurigen Räumen seiner Nichte den Wirt machte. Er redete ihn gleich richtig beim Namen an — (also war doch von ihm gesprochen worden) — und stellte ihn der ältlichen Dame vor, einer Bekannten der Kilianys von der österreichischen Botschaft.

Sie war diskret und verabschiedete sich: an zwei „Vätern" hatte Gräfin Muschi Schutz genug; dann schloß Thaddäus die Läden und brachte Licht, und Hochbrunn, den Arm um Muschis Schultern gelegt, erschien auch. Man setzte sich, Muschi immer fest an Hochbrunn geschmiegt, seine Hand zwischen ihren beiden. Ihre Wimpern noch thränenfeucht, aber die ängstliche Spannung aus ihren Zügen verschwunden, und wenn sie Curhoven anblickte, versuchte sie ein wenig zu lächeln. — Er fand sie noch schmaler und zarter geworden: kein Wunder, und die tiefe Trauer machte sie sehr blaß.

Das Gespräch wurde französisch geführt; der Fürst beherrschte die deutsche Sprache nur unvollständig.

„Ich werde Maria mit mir nach Trubeszko nehmen," sagte er, und Hochbrunn erwiderte rasch:

„Über diese Frage möchte ich privatim verhandeln, das heißt ohne die Muschi. Der Ferdinand hat eine Abmachung mit mir getroffen. Für den Augenblick verlangt's mich von seinen letzten Tagen zu hören und der Muschi recht viel Liebes und Tröstendes zu erweisen."

„Also nach der Beisetzung, wenn es Ihnen genehm ist," sagte der Fürst und stellte sich mit dem Rücken gegen das Kaminsims, weil es ihn fröstelte. So konnte Curhoven ihn besser betrachten und feststellen, daß er ein außerordentlich schöner alter Herr war, adlernasig mit großen Augen und einer Gesichtsfarbe wie Milch

und Blut zu den weißen Haaren. Allein, trotz der Adlernase sah er nicht aus, als ob er einen starken Willen habe. Hochbrunns lebhafte Züge trugen das Dreifache dieser männlichen Eigenschaft in sich.

Mitten im Gespräch über Duschan fils und Beatrix Isolani berührte Hochbrunn Curhovens Arm und sagte halblaut:

„Diese Konversation ist so intim, daß sie dich unmöglich interessieren kann, Lieber. Wenn du dich also vor dem Diner noch ein bissel strecken willst? — Wir dinieren um acht Uhr hier im Salon.“

„Dann also möchte ich um Urlaub bitten bis morgen früh,“ entgegnete Curhoven. Er verstand den freundschaftlichen Wink und verabschiedete sich.

„Ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie meinem liebsten Papa — —“ Muschi konnte nicht enden und flüchtete an Hochbrunns Brust zurück, noch während sie Curhovens Hand fieberhaft preßte zur guten Nacht. —

— — — — — — — —

Ein bitteres Wehgefühl war in seiner Brust. Er ließ sich in sein Zimmer bringen und von Baumann den Pelzmantel umhängen und einen offenen Wagen bestellen.

Dann kletterte sein Getreuer zum Kutscher des voiture de remise auf den Bock, er selbst setzte sich allein in den Fond des grünausgeschlagenen Viktoria und fuhr über zwei Stunden lang nach des Kutschers Plan und Absicht kreuz und quer durch das lichterglitzernde Paris. Vom Konkordienplatz hinauf zum Triumphbogen; die Champs Elisées wieder hinab und durch die Rue Royale auf die Madeleine zu und dann entlang an den großen Boulevards mit ihrem Drängen und Wagenrollen, ihrem lachenden Reiz und ihrer seidenrauschenden Sünde in Weibesgestalt, ihren feenhaften Schaufenstern und belebten Cafés und Brasseries.

Wie eine Dosis Chloroform wirkte die Fahrt.

Todmüde, als hätten ihm die Räder seines eigenen Vehikels die Glieder zermalmt, stieg er, kurz nach zehn, abermals in den Hôtellift, und Baumann hatte nichts dawider, daß er ohne Diner schlafen zu gehen beschloß. Wortkarger als gewöhnlich besorgte der Diener heute seines Herren Nachttoilette. Nicht daß er schwarze Ahnungen in seinem biederen Gemüte trug; — nur die Pariser Kammerkätzchen hier im Hotel waren höchst schnippisch und widerhaarig gegen den schmucken Prussien gewesen.

— — — — — — — —

Es kam, wie Curhoven innerlich vorausgesetzt: Hochbrunns stärkerer Wille besiegte den des Fürsten, und Muschi war nun vorläufig unter seinen väterlichen Schutz gegeben, für die nächsten fünf Jahre wenigstens.

Schon am Spätabende der Beisetzung reiste der Fürst nach Trubeszko zurück und Curhoven nach Berlin. Nicht eine Minute unter vier Augen mit Muschi war ihm vergönnt gewesen, und die Vision hatte keine Gestalt angenommen.

„Du besuchst uns in Przmbol, sobald deine Arbeit es verstattet,“ sagte Hochbrunn ihm beim Lebewohl, und er antwortete:

„Für das nächste Jahr darf ich an kein Reisen mehr denken.“

„Es betrübt uns sehr, und gewiß vergessen wir Sie gar niemals; und noch tausendmal Dank für alles,“ fügte Muschi hinzu. Ihr Gesicht beugte sich noch übers Treppengeländer und sah ihm nach. Der Lift war nicht zur Stelle, und langsam schritt er zu Fuß hinunter zum Wagen.

Er hatte mehr gewollt als Dankbarkeit und Erinnerung! Eine Hoffnung hatte er gewollt. — — „Krüppel — vierzig Jahr alt!“ sagte die traurige Stimme seiner Seele. — Ausgespielt seine Rolle als „Trost.“ —

## Zweiter Teil.

### Elftes Kapitel.

Einem verwirrten Traume gleich ging der Rest des Oktober an Muschi vorüber und dann noch die erste Hälfte des November.

Die Lembergs hatten sie sich als Gast in ihr Palais an der Freiung gebeten, und Gräfin Marie, ihre Pate, die sich trotz ihrer achtundfünfzig Jahre unentwegt „Mischl“ rufen ließ, half ihr den Wiener Haushalt auflösen. Die Gräfin war eine runde kleine Dame, munter und zanklustig wie eine Baummeise, behend wie ein gutgedrehter Quirl, und ihr kastanienbraunes Haar zeigte noch keinen Silberfaden.

Ihr zierlicher Fuß stieß alle Schwierigkeiten und Bedenken, die sich vor Muschi auftürmten, über den Haufen. Ihr Gatte war Vormund, zusammen mit Hochbrunn, und sie fühlte sich natürlich zur Vormünderin par excellence berufen und sagte der unentschlossenen Schutzbefohlenen ihre Ansicht frei heraus ohne Rücksichten:

„Sich mit dem ganzen Mobiliar der Eltern belasten? mit lauter recht gediegenen, aber durchaus unoriginellen Sachen? — Ein solcher Blödsinn, Schatzl mein! Des Papas Sèvresuhr behälst du und den Boulesekretär nebst der dazu gehörigen Chiffoniere und den Nähtisch von der Mama. Ferner die Bilder der Eltern vom Angeli, eine Truhe Nippes und Silber, und die zweite mit dem Hausleinen. Das gibt man, samt dem Ballen alter Perserteppiche einstweilen in ein solides Depot, bis du heiraten wirst, und den Rest macht man zu Kapital, das Interessen bringt."

„Muß denn das sein, Tante Rischl? Ach Gott — muß es?"

„Herz, du bist kein Krösus. Häng' dich nicht an Dinge, die dir nur im Weg stehen. Sei vernünftig."

„Würdest du verkaufen, was dir lieb ist?"

„Ich bin nicht du. Für mich liegt's nicht auf der Hand, wie für dich, Schatzl mein."

Muschi machte mit gesenktem Haupte, die Hände vor sich gefaltet, einen nachdenklichen Spaziergang durch die prächtige und wohnliche Zimmerflucht des ersten Stocks im Palais Lemberg, stand am Salonfenster still und blickte starr hinüber zum Harrachschen Palais. Dann kehrte sie zur Tante Rischl ins Lesekabinett zurück, küßte ihr die Hand und sagte, ohne ein Zeichen äußerer Erregung:

„Ich werde vernünftig sein und dir folgen."

„So ist's brav, komm, laß uns einen Plausch machen, wie man's am besten arrangiert."

Und Muschi machte den Plausch. — Was sie innerlich litt, behielt sie für sich allein.

— — — — — — — —

„Weißt du, Maxl, die Muschi hat ganz das kalte Naturell von ihrem Vater," meinte später die Gräfin zu ihrem Gatten. „Ob der Adi mit ihr reüssieren wird zum Herzerwärmen? Mir ist's fraglich. Er wird sich sein Spielzeug etwas kosten lassen der juif errant, und dafür erhält er höchstens —"

„Aber Rischl, ich bitt' dich: der ewige Jude und ein Spielzeug. Mit deinen Gleichnissen bist du reif für ein Witzblatt."

„Ah, von mir aus — warum nicht? Wenn nur du verstehst, was ich sagen will."

„Allerdings, das ist nicht schwer." Der Graf lachte laut, und da ihm eben der Roßhändler aus Mezöhegyes gemeldet ward, blieb das Thema Muschi und Zubehör in der Knospe stecken.

— — — — — — — —

Die Gräfin fand es eine geradezu wahnwitzige Idee, daß der Adrian Hochbrunn allem Anscheine nach so etwas wie eine Adoption beabsichtigte. Nach dem begonnenen Gespräche mit ihrem Manne nahm sie sich fest vor, in dieser Sache einen ernsten Brief nach Trubeszko an den Fürsten Duschan senior zu schreiben, obwohl dieser die Vormundschaft abgelehnt hatte. Allein einmal war der unruhigen Frau jegliche Korrespondenz eine verhaßte Anstrengung, und zweitens gab es gar zu viel Besuche, Toiletten- und Menüfragen für die beginnende Saison, Konzerte und Theater lockten und, last not least, mußten die neuen Kutschpferde ausgiebig bewegt werden. Kurzum, die Tage verstrichen, und der Brief an den Fürsten ward niemals geschrieben.

Hätten die Lembergs nicht selbst drei Töchter besessen, alle drei äußerer Reize bar, sehr mokant und deshalb schwierig zu vermählen, wer weiß, ob sie nicht dem Adrian Hochbrunn einen Querstrich durch seine Adoptionspläne gemacht und dem Kinde des Freundes ein ständiges Heim unter ihrem eigenen Dache bereitet haben würden. So jedoch, wie es war, regte man sich ein wenig auf, kritisierte ein wenig, gab der stillen, nun ganz verwaisten Tochter des armen, charmanten Ferdl Kiliany väterliche und mütterliche Ratschläge, und ließ den Ereignissen ihren Lauf. Muschis bescheidenes Vermögen, das etwa zwölfhundert Gulden Jahreszinsen abwerfen mochte, war in sicheren Staatspapieren angelegt. Graf Lemberg wollte die Verwaltung für sein Mündel übernehmen und

Aus unserer Bildermappe:



Teuker. Nach der Bronzestatuette von Hanno Thornycroft.

bedauerte, daß man nicht ihn allein, sondern auch noch den Adrian Hochbrunn zum Vormund bestellt habe:

„Der Adi kommt, nach der Gesetzesbestimmung, viel zu selten ins Österreich herein, um ein solches Amt versehen zu können, und vom Geldgeschäft hat er keine blasse Ahnung."

„Aber eben zu ihm hab' ich von Kind auf Vertrauen gehabt," begegnete Muschi ein- für allemal den Zweifeln und Ausstellungen an ihrem Ritter Bayard ohne Furcht und Tadel.

So hatte sie auch noch Entrüstung zu ihrem Weh und ihrem verschwiegenen Gedanken, an einen fernen Jemand, dessen Namen sie keinem Blättchen anvertraute, geschweige denn ihn aussprach. Dieser Jemand, der sie, ach, nicht verstand, dem ihre Ehrlichkeit den Titel „Trost" nicht mehr geben konnte, seit seinem einzigen Briefe aus San Servolo. Damals hatte sie zu ihm nach Brot geschrieen und einen Stein dafür empfangen. Ihr Mädchenstolz setzte sich wider ihn; sie gehörte nicht zu den weichen Seelen, die zwischen heute und morgen vergeben und vergessen können.

Immer tiefer und stiller ward ihre Trauer im geräuschvollen Wiener Treiben, zwischen denen, die ihr von Herzen wohlwollten, und denen die Rücksicht auf sie doch die unangenehmsten Beschränkungen für ihren Markt der Eitelkeiten auferlegte. Dies Bewußtsein peinigte sie wie eine Folterschraube. Sie atmete erst freier, als sie, von Thaddäus und der neuen Jungfer geleitet, im mährischen Zuge nach Straßnitz saß. —

## Zwölftes Kapitel.

Des Zweigbähnchens halber, das von Rohatetz nach Osten geht, war die Reise schon morgens angetreten worden. Wien hatte im fahlen Lichte der letzten Gasflammen und im ersten Dämmergrau gelegen. Der Zug schlich gemächlich von Station zu Station und hielt vor kleinen Gebäuden mit frostig vermummten Bahnwärtern und hastig einsteigenden Marktweibern in kurzen Jacken über wulstigen Röcken und mit scharlachnen Kopftüchern um die braunen Gesichter.

In Straßnitz sollte Muschi feierlich eingeholt werden vom Onkel Adrian, allein der Ungeduldige hatte es nicht über sich gewonnen ihre Ankunft abzuwarten. Bereits seit dem gestrigen Abend saß er in Göding, hatte die halbe Nacht L'hombre gespielt mit dem Bezirkshauptmann und dem Bezirksrichter und die zweite Hälfte im Bett gelegen mit der Uhr in der Hand, bis es ihm einfiel, daß Muschis Zug ja nicht etwa vor Tau und Tag, sondern erst um elf Uhr vormittags fällig sei. Daraufhin hatte er noch einen prächtigen Schlaf gethan und war nun soeben zur rechten Zeit erwacht und in die Kleider gekommen.

Als der Zug in Göding hielt und Muschi ihren „Daudet" sinken ließ, um einen flüchtigen Blick hinauszuwerfen, sah sie den Viererzug hinter dem Bahnhofsgitter. Die schönen Tiere, deren goldbraunes Atlaskleid spiegelte, tänzelten im Stehen und warfen wählig die feinen Köpfe auf, voll Ungeduld abkäuend, daß der weiße Schaum troff. Der Kutscher, beide Füße gegen die Bockwand gestemmt, hielt die Leinen in festen Fäusten. Gerade eben hatte er sie seinem Herrn abgenommen, und der sprang vom Rade, flott wie der Jüngsten einer. —

Sie erhob sich und blickte ihm durch das herabgelassene Coupéfenster entgegen, als er herzueilte. Er erschien ihr größer als sonst, weil er schlanker geworden war, Gesicht und Hände gebräunt von Herbstwind und Höhenluft; scharf stach der ergraute Bart dagegen ab. Seine Augen strahlten vor Freude, und der matte Novembersonnenglanz setzte Lichter auf seine flaschengrüne Pikesche mit dem Otterkragen und streifte die schwefelgelben Treibhausrosen, die er in der herabhängenden Rechten hielt.

Im raschen Gehen herrschte er einem der Beamten einen tschechischen Befehl zu; dann schob er den Schaffner, der diensteifrig ans Coupé trat, beiseite, öffnete selbst und hob Muschi vom hohen Tritt herab auf den Perron.

Er drückte ihr seine Rosen, von deren Stengeln er Dorn um Dorn sorgsam entfernt hatte, in die Hand, und führte sie wortlos, ihren Ellbogen gegen sein schlagendes Herz gepreßt, zum menschenleeren Wartesaal der ersten Klasse. Dessen Thür verschloß er, und während draußen der Zug zur Abfahrt pfiff, hielt er hier drin-

nen, wo die Sonne durch staubig rote Gardinen auf staubiges Mobiliar schien, sein schwer errungenes Glück in den Armen. Nicht müde ward er sie zu küssen, zu streicheln, zu betrachten, seine neue Tochter; die keusche Diana für den Altar seines Tempels, dessen Abgötter ihm das harte Schicksal zu Scherben zerschlagen und in den Hades des Grabes versenkt hatte.

„Dich in Wien empfangen — am Perron und die Lembergs dabei, die ganze Gesellschaft — nimmermehr hätt' ich's gekonnt. Fünf Wochen hab' ich dich nicht gesehn," warf er zwischen seine Liebkosungen hinein und bohrte den Blick förmlich in ihr Gesicht. „Weißt du, daß ich einfach nicht mehr ohne dich leben mag? Fünf Wochen! Dafür schuldest du mir ein Reugeld — ein großes! — Dein ganzes liebes Herz will ich dafür, du Schatz du!"

Sie schlug beide Hände vor ihr Gesicht, weinte und wiegte sich in seinen umschlingenden Armen hin und her.

„Ach — mein Herz! — Mir ist's — — beim Papa liegt's in der Erde —!"

Er bettete ihren Kopf gegen seine Schulter und hielt ihn dort mit leichtem Druck seiner weichen Handfläche. „Mein liebes Kind — so wart' ich noch, bis der Frühling kommt, bis am Grab die Blumen blühen. Gelt Kind? Sei nur ruhig, sei gut und hab' Vertrauen zu mir. Ich mein's wie dein zweiter Vater, dein bester Freund. Sei gut, Muscherl."

Sie umfaßte seinen starken Nacken mit beiden Armen, küßte ihn wieder und trocknete ihre Thränen.

„Mach's wie ich: wenn mich das Schicksal blutig geschlagen hat, so hab' ich's in den Koller gepackt und geworfen und ihm den Fuß auf die Brust gestellt," sagte er. „Schau mich an, und bedenk' wie mich's geschlagen hat, und sieh zu, ob du noch eine Blutspur an mir findest. Daß du keine finden kannst und niemand, das ist mein Stolz — das hilft leben!"

Sie lehnte sich schweigend gegen ihn und zog seine Hand von ihrer Schläfe fort an ihre Brust. —

Ja, was sie trug, was auf ihr lastete, wollte sie nach und nach in sein Herz legen. Alles — nur eines nicht! —

— — — — — — — — —

Dienerschaft und Gepäck gingen bis Straßnitz, wo der große Jagdwagen sie erwartete. Der Viererzug setzte sich erst zwei Stunden später, nach der frühen Mittagsmahlzeit, mit großem Hufgetrappel wieder in Bewegung. Der Kutscher behielt die Leinen in Händen, weil seine Herrschaft hinter ihm im Gefährt saß. —

Zuerst ein langes Stück unter den entlaubten Baumkronen des Dubravawaldes hin und zwischen Rohatetz und Znorow über die March. Dann immer nach Osten weiter. Am Horizont stand die Kuppe der Zalostina, in die das Weiße Gebirge ausläuft, und nordöstlich die höhere der Javorina; dahinter ragte die Zacke des Lopenik auf. Allmählich sank der frühe Abend; die Fahrt fiel in ein sachteres Tempo, und die Berge rückten näher und näher. Als es dunkel ward, machte sich ein kalter, würziger Wind auf; er trug den frischen Duft der Tannenwälder von den Höhen in die Thäler hinab.

Beim Sternenlicht erreichten die beiden, die stumm unter ihrer Wolfsfelldecke saßen, eines im Arm des anderen, Prczmbol. Die Gegend funkelte im Rauhreif, der sich aus dem Nebeldunste niederschlug, und über das Himmelsgewölbe zuckten und schossen die Sternschnuppen des „großen Falles."

Muschi schlief fest, und Hochbrunn trug sie über seine Schwelle in die matt erleuchtete Halle mit dem knisternden Holzfeuer im Steinkamin. Da sie sich, auf seinem Knie sitzend, den schlaffen Kopf an ihn geschmiegt, durchaus nicht ermuntern konnte, brachte er sie, wieder auf seinen Armen, hinauf in ihr eigenes Heiligtum unter seinem Dache, und die Jungfer legte sie zu Bett wie ein todmüdes Kind.

— — — — — — — — — — —

Wie Prinzessin Dornröschen hinter den Rosenhecken, so saß sie jetzt hinter den entlaubten Linden von Prczmbol und hielt Winterschlaf nach all der Unruhe, die nun in der Vergangenheit lag.

Die Novemberstürme kamen auf ihren triefenden Wolkenrossen herangebraust und peitschten den Herbst samt seinen heuchlerischen Sonnenblicken zum Lande hinaus. Dann hielt der Winter Einzug, strenger und herrischer gesinnt als seit langen Jahren. Er warf ungeheure Schneelasten auf die schwarzgrünen Schleppäste der Rottannen, die den Kamm des Höhenzuges säumien

mit vereinzelten Felsnadeln darüber hinausragend; er polsterte die breiten, kahlen Buchenwipfel und die runden der herrlichen, alten Linden und jagte Raben und Krähen zwischen die weiße, unheildrohende Pracht, des Konstrastes halber. Der Karpfenteich am Parkrande, da wo man Sommers, am blühenden Schilf stehend, die goldrote Sonne hinter der bläulichen Bielagora, dem Weißen Gebirge emporsteigen sah, war eine schneeverwehte Eisfläche von ödem Gestrüpp eingehegt. Nachts heulte und stöhnte der Nordost von der Tatra her zum Fürchten und die Stämme fielen krachend dem Windbruch zum Opfer. Mehr als einmal hatte Muschi im hastig umgeworfenen Mantel, die nackten Füße in den Pantöffelchen, die flackernde Kerze in der Hand, um Mitternacht an des Onkels Schlafzimmerthür gestanden, zitternd vor Angst. Aber schließlich war ihr die Scham gekommen und hatte sie zurück unter die Decke getrieben. Die Schlitten der Holzschläger klingelten dann in der Frühe vorüber, und der Förster ließ Raufen unter Dach aufstellen für das darbende Wild. Bis fast zur Schloßrampe wagte sich's in seiner Not; eines der scheuen Tiere war Muschi so nahe gekommen, daß sie's hätte streicheln können, wäre der russische Windhund nicht bellend herzugesprungen. Wüsten und Wälle von Schnee häuften sich wochenlang zwischen der Außenwelt und Schloß Przcmbol.

Es lag, weitab von seinen Wirtschaftsgebäuden, der Herrschaftskanzlei und dem Forstgewese, auf der abgeplatteten Bodenerhöhung. Nur Luxusstallungen und Remise befanden sich in der Nähe. Keine Brennereien, Mühlen und Fabriken gehörten dazu, wie zu den anderen Fideikommißgütern; Schafweiden, ein wenig Flachs und große Waldstrecken machten sein Reich aus. Es war weder ein uraltes Feudalkastell mit Rundturm, Zwinger und Zugbrücke wie Hochbrunn, noch ein vornehmer Renaissancepalast nach dem Vorbilde des Vendramin, wie Waßnitz, sondern ein Barockbau aus Meister Fischer von Erlachs letzter Zeit, und nur auf diesem ernstruhigen Waldhintergrunde konnte er so wunderbar malerisch wirken, daß man sich schnurstraks in ihn verlieben mußte, und mochte man der größte Bauklassiker auf Gottes Erdboden sein. Ein Juwel, dies versteckte Przcmbol.

Gegen die Buchenwand mit ihrem scharfzackigen Saum dunkler Tannen, baute sich's auf mit seiner statuenbesetzten Dachgalerie und dem freien Frontgiebel über der Rundbogeneinfahrt. In kräftig geschwungenen Linien strebte der Giebel empor. Um die Spitze lief eine Arabeskenwulst, und gewundene Säulen auf weit hervortretenden Sockeln trennten die Fenster. Auch die Kapitäle wuchsen, als vielfach gerolltes Akanthuslaub, frei aus dem Gebälk heraus. Die breite Umrahmung des Thorbogens zeigte eine quellende Überfülle von Masken und Kariuschen, von Schleifen und Bändern, die sich um Blumengarben und Fruchtkränze wanden und knoteten. Zwischen Früchten und Blumen guckten pausbäckige Putten hervor, mit fleischstrotzenden Gliedern, die in lebhafter Bewegung versteinert waren. Den überreichen Thoraufsatz, dessen springende Löwen das Wappen hielten, trugen Atlanten und Karyatiden mit gequälten Angesichtern, ihre Gewänder liefen zu Hermensäulen zusammen. Neben der Front traten rechts und links die Wände, zum Halbrund gekrümmt, in die kurzen Flügel zurück und die weiten Nischen zierten laufende Brunnen unter Heiligenbildern. Achtfelderige Kuppeltürmchen mit kreischenden Windfahnen und umschnörkelten Ochsenaugen schlossen die Flügel ab, und sie verschwanden Sommers fast im Lindengrün. Alle Schloßfenster besaßen noch die alten Scheibchen, rötlich und violett schillernd in enger Gitterung, so daß sich beim Ausblick die Landschaft in viele kleine Bilder zerlegte.

Die, schmale zopfige Gartenanlage zu beiden Seiten des Perrons hatte ihre Eigenart schon halb eingebüßt, die Taxuswände und die Truthühner von Buchs waren längst aus ihrer steifen Form herausgewuchert und standen als struppige Groteskgebilde im Schnee. In Schnee versteckt lagen auch die entzückenden Blumenrabatten der Frühlings- und Sommerzeit, darauf sich Meerzwiebel, Safran und Tulpe um den Rang stritten, bis Laurenzröschen und Resede, Lavendel und Flordame kamen, sich breit zu machen, nebst dem kriechenden Eisenkraut und der bunten Kartäusernelke; und die alle vertrieben Dahlien und Astern, wenn der September die Bätter des Waldes färbte. Gleich jenseits des Zopfgärtchens begann die künstliche Parkwildnis, wo der

**Aus unserer Studienmappe:**



Aus Ludwig Knaus' Skizzenbuch.

Epheu sich an den Stämmen festsog und das seltsame Knabenkraut aus feuchtem Grunde wuchs, wo das Hasenöhrchen und die bienendurchwühlte Heide auf den Lichtungen standen, hohe Glockenblumen den nächtlichen Elfentanz einläuteten und der Bläuling um die gelbe Königskerze gaukelte. Ganz unmerkbar verlor sich so die Parkwildnis in tiefen Forst, dessen vereinzelte Gäste, neben dem schön geäugten Reh und dem starken Hirsch, Luchs und Wildkatze waren.

— — — — — — — — — — — —

Muschis Heim lag über dem Bankettsaale im zweiten Stock, bis in den linken Flügel hinein. Vier oder fünf Zimmer, wie sie wollte, und die Bibliothek obendrein. Die war neben ihrem Schlafgemach und ging, wie dieses, nach Osten auf den Waldberg. Jetzt fiel geisterhaftes Schneelicht von dorther herein, und anstatt des Amselsanges und Finkenschlages schrieen die Eulen in den langen Nächten. Muschi liebte die Westseite mehr. Da saß sie gern in der Fensternische und blickte von Buch oder Stickrahmen empor und hinaus, zur breiten, ausgetretenen Steintreppe des Perrons und über das kuppelgekrönte Deckengeländer der Mauer hinab bis zum „Beauséjour", der eigentlich ein Begräbnisplatz war. Denn dort unter dem Obelisken schlief der vierte Reichsgraf Adrian seinen ewigen Schlaf, der General vom Heere des Waldsteiners im dreißigjährigen Kriege, nachdem man ihm sein altes, finsteres Przcmbol zur rauchenden Ruine verwüstet hatte. Hinter dem Obelisken das löwenbewachte Brunnenbecken von bemoosten Steinbänken umgeben. Noch tiefer treppte sich's von da ab hinunter zum Küchengarten, immer zwischen allegorischen Gestalten hin: die Tugend und die Weisheit, der Hochmut und die Gerechtigkeit mit ihrem Emblemen und alle-

samt derb, fleischig, verschwollen und verrenkt, die Gewandung in gebrochenen Falten flatternd.

Allein auch hier überwuchs Natur die Unnatur. Welche Epheupolster, welches Wirrsal von Rankrose und Jungfernrebe um die Balustraden, über dieselben hinweg, am Obelisken in die Höhe kletternd, das Brunnenbecken einspinnend. Bezaubernd wie Armidens Garten mußte dieser sein im ersten Maiengrün, wenn die Rosen in Knospen standen und die Maiglocken zwischen den Farnen dufteten, die Linden ihre Herzblättchen auseinander wickelten und Fuchs und Pfauenauge die sammetnen Flügel dem Sonnenlichte öffneten. — Ja, Meister Fischer von Erlach war ein kluger Baukünstler gewesen; er hatte auch das Hochbrunner Mausoleum gut machen müssen, das zum grauen Kastell paßte, wie die Faust aufs Auge.

Das Schloßinnere erging sich keineswegs in sklavischem Nachäffen französischer Muster. Es zeigte fast überall die üppiganmutige Vornehmheit des italienischen Barockstils. Einzig die Kapelle wirkte schwer und schwülstig. Goldbequastete Marmorvorhänge, goldstrahlendurchschossenes Marmorgewölk, Engel in so gewagten Stellungen, als wehe sie der Sturm daher und blähe und bausche ihre Gewänder, deren plastische Drapierung in die flache Deckenmalerei überging. — Gewundene Säulen wie buntscheckige Riesenschlangen; neben dem Kruzifix das Totengerippe im Feldherrenmantel, die Sanduhr in den Knochenfingern. Über dem Altare an himmelblauer Kuppel das dreieckige Gottesauge, und das Gestühl ein wahres Wunderwerk der Holzschnitzkunst.

Seit den Totenmessen für die Gräfin Hermance ward in der Prczmboler Kapelle nicht mehr celebriert. Wer kirchliches Bedürfnis empfand, ging und fuhr nach Lipau oder Nivnitz und das barocke Gottestempelchen durchzog kühle Moderluft. —

Vollends der Schloßherr betrat seine Kapelle nicht. Merkwürdig, trotz aller guten Kaminfeuer und leuchtenden Kerzen oder Krystallkronen, ward er auch in den übrigen Räumen seines Besitztums weder warm noch heimatlich. — So hell und heiter sie sich darstellten mit ihrem prächtigen Goldstuck auf zartfarbigen Wänden, mit Agricolas Landschaften, französischen Gobelins und venetianischen Spiegeln, mit getriebenem Flieder in Alabastervasen und Marmorstatuen zwischen Azaleen und Kamelien — die Kälte der acht Ehejahre an der Seite des schönen Eiszapfens durchhauchte sie noch, und in den Falten der lichten Seidengardinen lauerten graue Schatten, nur ihm sichtbar, der sie einst als Wirkliches gekannt und gehaßt hatte.

Er war viel zu stolz, um das wundervolle Abbild seiner ersten Gemahlin nach Romanbrauch in die Rumpelkammer zu verbannen. In dreifacher Wiederholung blickte es auf ihn nieder. Hier als idealistisch aufgefaßter Mädchenkopf, dort als Kniestück scharf im Profil und droben im Bankettsaal lebensgroß, in ganzer Gestalt; edelsteinfunkelnde Hoftracht, das Rubinendiadem über dem weißen Gemmengesichte. Neben ihrem Bilde das des Gatten, männlich, hoch gewachsen und doch nur um wenig höher als sie. In vollkommenster Harmonie miteinander diese beiden. Er aber las aus dem seinen Lächeln des klassischen Frauenmundes nur die cynische Ironie heraus, der nichts heilig gewesen war im Himmel und auf Erden. — All' seine Freude an Muschis beglückender Gegenwart vergiftete ihm dieses sein Phantom. —

Es ward ihnen beiden überhaupt sehr schwer, in das richtige Verhältnis zu einander zu gelangen. „Vater“ „Kind“ — das sagt sich so rasch und leicht, und wieviel Zeit, Liebe und Wollen brauchen diejenigen zur wahrhaftigen Bethätigung des Leichtgesagten, bei denen die mächtige Sprache des Blutes kein Wort mitredet. Stiefvater und Stiefmutter, die wirkliche Eltern geworden, sind verehrungswürdig, und Stiefkinder, die in sich das Gefühl echter Kindschaft tragen, sind rührend und glücklich zugleich.

Diese Beiden hinter den Mauern des stillen Schlosses standen inmitten der Konflikte, die sie nicht vorgeahnt hatten. Der Mann vollbewußt als Kämpfender, das Mädchen wie eine Nachtwandlerin auf dem Dachfirste. Von keiner Absturzfurcht befangen, tastete ihr Fuß sich seinen Weg; denn ihre Seele schlief.

Nicht die kindliche Psyche mit dem bunten Schmetterlingsflügelchen, sondern jene zweite, irdischer geformte Seele, die längst in diesem neunzehnjährigen Körper hätte wach sein dürfen. Die des reifenden Weibes,

das seine Macht zu erkennen beginnt und dem Manne entgegenstrebt, suchend, verlangend und feindselig zugleich. Noch ungeboren in ihr diese zweite Seele. Auch ihre Neigung zu Curhoven hatte etwas ganz Jugendlich-Herbes. Sie war so körperlos wie ein lyrisches Gedicht. Niemals das schauernde Sehnen nach heißer Umarmung und langem Kusse; nur die ruhige, kräftige Stimme des „Trostes," der seinem Ehrentitel nicht gerecht wurde, tönte an Muschis geistiges Ohr, wenn sie ihre einsamen Trübsalsstunden droben in der kleinen vom kalten Schneelicht erhellten Bibliothek durchlitt, und aus Eichendorffs ewig schönen Liedern, an denen sie sich besonders gern aufrichtete, sprach er zu ihr mit Wort und Blick. — Denn Eichendorff war der Lieblingsdichter seiner Jugendzeit gewesen, das hatte er ihr einst am Gardasee erzählt und ihr sogar zwei oder drei Gedichte vorgesagt. —

„Ach, lieber Trost — wo bist du? warum hältst du mir nicht Wort?" fragte sie oft in's Leere hinein, und dann beschloß sie ihn aus ihrem Herzen zu reißen. Aber er blieb darin. 'Zwei Dinge gibt's, die der Wille nicht regiert: die Liebe und die Hoffnung. —

Sie freute sich, daß sie den Eichendorff, den sie nicht gekannt, hier im Prezmbol aufgestöbert hatte, und der Onkel Adrian schenkte ihr das Bändchen mit Wonne. Was hätte er ihr nicht mit Wonne geschenkt? Alle die alten Schweinsledernen und die Neuen in Halbfranz und rotem Schnitt mit Wappen und Namenschiffre der Hochbrunn-Isolani konnte sie haben. Das, was aus der Bibliothek Fideikommißeigentum war, stand verpackt in einem der unbenutzten Säle.

„Hier sollte der Contin sein zum Stöbern und Federfuchsen," meinte Hochbrunn mehrfach. „Mich wundert's, wo er stecken mag? Ich werde ihm einmal schreiben."

Aber es blieb beim Vorsatze, und er selbst ließ nichts von sich hören; er war wie verschollen für seine Freunde. Muschi wagte, aus Instinkt, nicht das Gespräch auf ihn zu bringen, und Hochbrunn schien andere Dinge im Kopfe zu haben. Nicht etwa eifersüchtige Regungen. — Nach seiner Meinung gab es für einen Mann wie ihn keinerlei Grund zur Eifersucht auf einen Invaliden, mochte derselbe auch die Liebenswürdigkeit in Person sein. Ihm deuchte die Paarung des Starken mit dem Zarten Naturgesetz; wer davon abwich, den beklagte er. Seiner erwählten Tochter gab er alles, was er an Güte, Zärtlichkeit und Feingefühl in sich trug, und sie zeigte sich dankbar, gefügig und anschmiegend. Mehr durfte er von einem lebenswunden Geschöpfe, wie sie es war, nicht verlangen. Ihr Leid mußte ausheilen, ihr Verlust verschmerzt werden. Erst nach voller Genesung wollte er im Hinblick auf sie Wünsche formen und äußern. Bis dahin packte er gleich seinem Schicksal, auch sein Temperament in den Koller, zwang es nieder und hielt es nieder.

Dennoch nahmen die Kammerbeamten eine augenfällige Veränderung an ihm wahr. Er beschränkte sich nicht, wie ehedem, darauf, den gegenwärtigen Zustand der Herrschaft zu prüfen. Nein; er tiftelte über Verbesserungen, saß, erörternd und kritisierend, vor Wegkarten und Wiesenplänen, revidierte die Holzschlags- und Aufforstungsbücher und bestimmte, daß der Karpfenteich frische Setzlinge bekommen und lebendes und totes Inventar ergänzt werden müsse. Die Summen, die er auswarf, waren reichlich bemessen, aber durchaus nicht verschwenderisch. — Er rechnete zum erstenmale wie ein guter Hausvater, der eine Familie und eine Zukunft hat.

„Der Gnädige wird schon eine dritte Gemahlin suchen; drauf möcht ich die Hostie nehmen, Hochwürden," sagte der Hofverwalter einmal nach der Kirche zum Lipauer Kaplan, der ein Stück Weges mit ihm auf der hart gefrorenen Landstraße wanderte. „Nun, das möcht' der gnädigen Comtesse schon ein harter Bissen sein; denn sie sitzt im Schloß so warm wie im Vaterhaus."

Übrigens sahen die Beamten und das Gesinde sehr wenig von der Comtesse. Nur einzeln erschien sie am Arme des Gebieters im Umkreise der Wirtschaftsbauten oder guckte flüchtig in die Kanzlei, trotz ihres dicken Pelzes kindlich schlank, den kleinen Kopf unter dem runden Ottermützchen hoch getragen, in den hübschen Augen ein Gemisch von Scheu und Unnahbarkeit. Für jeden und jede hatte sie einen freundlichen Gruß, mehr nicht. So völlig unbekannt war ihr die Kaste der Arbeitenden, daß sie über naive Verwunderung und kopfschüttelndes Bedauern ob ihrer vielfachen

Plage und Mühsal nicht hinausgelangte. Sie in ihren Wohnungen heimzusuchen als Griseldis oder heilige Elisabeth, sich vor ihnen als Tochter des Herrn oder gar als Herrin aufzuspielen, das kam ihr niemals in den Sinn. Es gab unter des Onkels Beamten einen angestellten Armenpfleger, und der Lipauer Kaplan schickte den Diakonen, wenn er selbst etwa verhindert war; das genügte. —

Vater und Mutter hatten sie, von Kindheit auf, ängstlich vor der „Hefe“ und jedem Kontakte damit behütet. Sie unterschied nur Bettelleute, denen man ein Almosen hinausreichen ließ, besoldete Dienerschaft, mit der man sich nicht gemein machte, wenn man auch Anhänglichkeit durch Anhänglichkeit vergalt, und Handwerker, die Bestellungen ausführten und Rechnungen sandten. — Daß in der Armut Würde und im Dienen Freiheit liegen kann, und daß Arbeit unabhängiger macht als Reichtum — für dies Stückchen Lebensphilosophie fehlte ihr der Begriff. —

Nur zweimal hatten solch' untergeordnete Wesen ihr Thränen entlockt. Das erstemal war's die venetianische Schneiderin mit dem aufgedunsenen Leidensgesichte gewesen, die händeringend nach ihren dreißig Gulden gejammert. Das zweite Mal gab Thaddäus den Anlaß, als er sie verließ, nachdem er fünf Jahre beim verstorbenen Vater in Dienst und Brot gestanden. Aber endlich wollte er doch sein Mädchen drüben in der galizischen Heimat heiraten. —

— — — — — — — — — — —

So war und blieb sie in Przembol für alle, mit Ausnahme des Herrn selbst, eine Fremde. Der Herr hielt sie im Gewahrsam so ängstlich wie den Familienschmuck, sagten die Leute und fügten wohl in natürlicher Logik hinzu:

„Es wird sie sicherlich krank machen im Gemüt, die junge Gnädige. Einen Ochsen und zwei Kälber könnte der Koch miteinander in seiner Küche braten, und niemals ein Gast im Schloß zur Kurzweil für die junge Gnädige, und kein einzigmal sind die Rionitzer Musikanten droben gewesen. — Der Herr gönnt doch sonst dem geringen Manne seinen Verdienst nach Gebühr. Was haben die Rionitzer Spielleute dem Herrn zuleid gethan?“

Mit der Thatsache hatten die Leute recht; in ihren Voraussetzungen aber irrten sie. Muschi war keineswegs in Gefahr, krank zu werden, noch ward ihr vorläufig Zeit und Weile lang, und Hochbrunn hütete sich, den Grund seiner Ungastlichkeit laut werden zu lassen. Jedenfalls waren die Rionitzer Spielleute unbeteiligt; nur die Standesgenossen ging der Grund an. — Bäte er Gäste, so würden dieselben unfehlbar ihre Köpfe zusammenstecken, sprechen, andeuten und für sich denken:

„Der Adi Hochbrunn ist ein Faun: nimmt sich ein schönes Kind ins Schloß und keine Gardedame dazu; das ist auch eine seiner Zigeunerallüren! Eine Duenna wäre eben nicht mehr wie schicklich. Die ausgemachteste Unschuld braucht ein Relief.“

Er kannte die Welt seines eignen Kreises; ihre Sittengesetze und ihr raffiniertes Ahnden verwegener Übergriffe. — Daß die Steinigenden gewöhnlich selbst verdienten, was sie austeilten, besserte nichts. Deshalb kehrte er auch jetzt wieder dieser engbegrenzten Welt den Rücken und lebte nach dem Gesetze des eigenen Gewissens.

Um ganz sicher vor diesem gestrengen Richter in seiner Brust zu bestehen, fragte er eines Abends um Ende Februar, als Muschi vor Schlafengehen noch ein bißchen auf seiner Sessellehne neben ihm saß, ihre Wange still an seine geschmiegt.

„Sag, Muscherl: möcht'st du, daß ich dir eine Gesellschafterin engagierte, wenn ich einmal nach Wien verreisen müßte?“

„Eine Fremde zwischen dir und mir? Nein, nein!“ erwiderte sie schnell und fiedelte zum Schluß auf sein starkes Knie über. „Ach wozu denn? Seit ich erwachsen war und die Mama starb, bin ich's gewohnt gewesen, allein mit dem Papa zu leben. Du nimmst jetzt des teuren Papas Stelle ein auf Erden, und wenn du nicht eine andere Gesellschaft möchtest — eine bessere —?“

Statt der Antwort preßte er sie an sich mit aller Macht, faßte sie unters Kinn und sah tief in ihre klaren Augen mit seinen hellen, aus denen unruhige Fragen blickten. Dann gab er sie frei, stand auf, und als sie ihm den Mund zum Gutenachtkuß bot, küßte er an ihren Lippen vorbei auf die weiche Wange. Sie aber wollte ihr Recht und schaute ihn an wie ein gestraftes Kind.



Der Maler. Nach dem Bilde von Fritz Steinmetz-Noris.

„Solang' du mich deine Tochter nennst, ist dies das erste Mal," sagte sie und legte den Arm um seinen Hals und spitzte die Lippen zum zweitenmal: „Sei gut zu mir, Onkel Adrian!"

Er indessen machte den Nacken steif und zwickte sie liebkosend in die andere Wange. „Heut' nicht, Muscherl; ich hab' mich heut früh bei der Fahrt im Genick verkühlt — laß sein, es thut weh," wehrte er ab und lachte dazu ein kurzes, lautes Lachen.

Sie errötete und ging hinaus, langsam, gesenkten Hauptes. Er rief sie nicht zurück. Sowie ihr leichter Tritt verhallt war, stieß er mit dem Feuerhaken heftig zwischen die glühenden Scheite im Kamin, schleuderte den Haken zu Boden, daß es rasselte, und warf sich wieder in seinen Sessel. Da saß er wohl eine Stunde lang, beide Ellbogen auf die Kniee gestemmt und die Fäuste gegen die heiße Stirn. In seine hin und her flutenden Gedanken mischte sich das Geknister, und das Bild seiner ersten Gemahlin über dem Kamin kehrte das schöne, hochmütige Profil halb von ihm ab, als wollte es sagen:

„Ich verachte dich — du Narr von dreiundfünfzig Jahren. Geh in dein Narrenhaus zurück und laß dir deine Greisentollheit austreiben. Von ganzer Seele veracht' ich dich!"

— — — — — — — — — — — —

Endlich, da die verkohlten Scheite prasselnd auf dem Roste zusammenfielen, schrak er aus seinen Gedanken empor und hob den Kopf. Sein erster Blick traf das Bild, und er las in diesem gemalten Antlitz etwas, das ihm die Thränen in die Augen trieb. Er stampfte mit dem Fuße und biß hart auf die Unterlippe. Dann verschränkte er die Arme über der Brust, blies die Lampe aus und durchmaß, im roten Scheine des verlöschenden Feuers, den großen, heiteren Raum, dessen Goldstuck geheimnisvoll da und dort glitzerte, dessen Blumen in den weißen Alabastervasen dufteten, während draußen der Winter Flocken stäubte. —

Ja, der Schnee fiel, das Feuer starb, und er war ein alternder Mann!

## Zwölftes Kapitel.

Am Morgen nach dieser Nacht, als der Frost die Erde in klirrenden Ketten hielt und der Wald diamantenes Gezweig zum tiefblauen Himmel ausstreckte, kam Muschi ein wenig später als gewöhnlich zum Vorschein. Der Onkel hatte bereits gefrühstückt, saß am Theetisch mit der Zeitung, gestiefelt und gespornt zum Ausritt, und die beiden zottigen Windhunde lagen ihm zu Füßen auf dem Teppich.

Er blieb nicht sitzen wie sonst und streckte ihr die Hände entgegen, sondern erhob sich, streifte ihre Stirn mit seinen Lippen und wollte sie an ihren Platz führen, sie jedoch drückte ihn in seinen Sessel zurück und kauerte sich, nach kindischer Gewohnheit zu ihm auf die Lehne.

„Ich habe im Bett meinen Thee genommen," sagte sie, „eigentlich fühle ich mich krank, aber ich bin dann doch aufgestanden, weil ich dich sehen mußte."

„Im Bett gefrühstückt? Schau', wie das Kind zur verwöhnten Dame wird," meinte er scherzend, allein der Versuch mißglückte. Sein Gesicht blieb ernst und gedankenvoll, und sein Arm kam auch nicht, um die zarte Gestalt so nahe heranzuziehen wie möglich. „Ja wirklich, ganz marode schaut sie aus, die Kleine. Was war's denn?"

Sie duckte sich an ihn, die schlaffen Hände im Schoß gefaltet, und rieb ihre Wange gegen seinen vielgetragenen Manchesterärmel. „Du bist anders wie sonst zu mir gewesen; das kann ich gar nicht verwinden. Ja, es hat mich um den Schlaf gebracht."

„Mach' dir keine Gedanken, Muscherl, höre. Wenn wir anfangen wollten einander nachzurechnen —"

„Nein, nein! Ich bin beruhigt. — Und wie steht's mit deiner Verkühlung, du Lieber?"

„Verkühlung? — Wann war denn ich verkühlt?"

Sie lächelte und drohte ihm. „O Onkel! Also hab' ich recht vermutet, und es ist nur eine Ausrede gewesen, das steife Genick, gestern abend, als ich —"

Er legte seine Hand auf ihren Mund und brachte sie so zum Schweigen. Sein stark gefärbtes Gesicht rötete sich noch mehr. „Komm, da hast du deinen Gutnachtkuß nachträglich und den Morgenkuß zur rechten Zeit. Nun sei zufrieden, klaub' nicht Worte, Schatz, und gib mir noch eine Tasse Thee. Gleich bin ich auf und davon nach Göding. Du sollst mit mir trinken."

Breitbeinig setzte er sich an den Speisetisch, klemmte den Kopf des größten Hundes, der sich fordernd herzudrängte, zwischen seinen gespreizten Knien und füllte selbst die beiden Tassen aus dem Samovar. Dann wirtschaftete er zwischen Toast, Hausbrot und kaltem Fleisch, häufte davon auf Muschis Teller, als ob sie ein unmündiges Kind sei:

„Da — trink und iß, daß dir's wieder wohl wird. Ich mag kein marodes Gesicht an dir sehen; meine Freude will ich an dir haben, das ist dein Beruf, daß du mir eine Freude im Haus bist."

Der barsche Ton, in dem er das sprach, wie man einen Soldatenbefehl ausgibt, machte sie stutzig und verschüchterte sie aufs neue. Aber sie nahm sich mit allem Willen zusammen, zog Teller und Theetasse heran und fing gehorsam zu genießen an, was er ihr vorbereitet. Allein jeder Bissen würgte sie und quoll ihr im Munde, am Thee hätte sie sich fast verschluckt, und ihre Lippen begannen konvulsivisch zu beben.

Er sah's und zerschnitt sein Brot und Fleisch in Atome für den bettelnden Hund, der mit geifernden Lefzen unbeweglich zwischen seinen Knieen saß und innerlich knurrte vor Freßlust. Dann warf er Messer und Gabel brüsk auf den Teller zurück, stürzte seinen Thee hinunter, glühend und ungesüßt, wie er's im Grunde haßte, stieß den Hund fort und sprang auf.

Auch sie hatte sich erhoben, erschrocken, daß ihr Herz laut klopfte und die Thränen in die Augen traten. Aber sie beherrschte jetzt ihre Stimme vollkommen.

„Onkel Adrian," sagte sie und hielt ihn auf, weil er mit großen Schritten hinausstrebte, „du bereust, daß ich hier bei dir bin — du hast dich in mir getäuscht, ich fühle es. Was muß ich thun? Hilf mir so werden, wie du mich gern hast. — Außer dir hab ich niemanden — ich — —"

Er hielt sie schon in den Armen und bat ihr ab in ordnungslosen Worten.

„Vergib — versprich mir, daß du dies vergissest, Muscherl. Ich Barbar, ich grober Wasserpolack! Vergieb Muscherl, willst du's gewiß? Schau, Kind, einen jeden sticht die Fliege einmal, und hernach ist's wieder vorbei, gelt? Liebe mich — laß mich in dein Herz sehen, das wünsch' ich mir! Schau, ich bin sehr einsam geworden, grad' wie du auch."

Sie drückte ihn an sich, küßte seine Hand, und als er das verhindern wollte, erzwang sie sich's und sah ihm innig ins Gesicht, während die Thränen auf ihren Wangen standen.

„Ach du — wir thun unrecht, weißt du's wohl? Sind wir denn einsam und verlassen? Hab' ich nicht dich und du mich? Mein geliebter, zweiter Vater!"

Er strich mit beiden Händen hart und hastig über die weichen, dunklen Scheitel, blähte die Nasenflügel und zog die grau gesprenkelten Brauen über den hellen Augen und der kühnen Adlernase scharf zusammen. „Armer Schelm —! Recht hat er, der arme Schelm. Immer noch ein besserer Vater werd' ich ihm sein müssen, gelt? — — Nun laß mich fort, Muscherl, da ist der Schlitten. Vor Nacht bin ich wieder da; sorg', daß dir die Zeit nicht lang wird."

„Ist's ganz gut zwischen uns?" fragte sie nochmals und hielt ihn zurück.

„Ganz gut — sehr gut, keine Sorge. Der Fliegenstich ist geheilt. Addio, addio, Kind."

Er pfiff den Hunden, sie sprangen ihm nach und dann voraus. Muschi blieb am Fenster zurück und folgte dem Schlitten mit den Augen, soweit sie konnte, durch die wunderschöne Winterlandschaft. Vom Frühstückszimmer hatte man den einzigen freien Blick, die Thalenge und den schlängelnden Fahrweg entlang, zu dessen beiden Seiten die duftigen Wälder in blendender Pracht standen. —

— — — — — — — — — — — —

Der erste einsame Tag in Przmbol. Keine bemutternde Frau Aya, keine geschwätzige Haushälterin oder Vertraute in weißem Zofenhäubchen und seidener Tändelschürze. — Nicht einmal das beliebte eisgraue Spinnweibchen, wohlbewandert in des Schlosses Chronik und Geheimnissen, hauste hoch droben in dohlenumkreister Turmkammer, immer bereit, dem holden und neugierigen Grafenkinde zu erzählen, von verjährter Bluthat und Mißheirat mit „des Spielmanns Tochter", während das Rad mit dem Kater auf dem Kissen um die Wette schnurrte. — — — — — — — Der Haushalt und seine Verrichtungen gingen im Seitenflügel ihren pünktlichen Gang. Der Koch in der Küche

dichtete das Menu für Prinzessin Dornröschens einsames Mittagsmahl und Dornröschens Kammerjungfer, nachdem der Morgendienst gethan, saß drüben in ihrer überheizten Schneiderstube an der Nähmaschine. Im Frühstückszimmer räumte der Diener den Tisch ab, brachte die Kiste von Prix aus Wien — schon geöffnet — herein, die Muschis neues Reitkleid enthielt, und fragte nach weiteren Befehlen. Da es keine zu erteilen gab, machte er seinen ergebensten Kratzfuß und glitt lautlos von dannen, um vor dem Silberputzen noch ein paar Augen voll Schlaf nachzuholen. —

Nun war's wirklich Dornröschens verzaubertes Schloß. Muschi war durch das französische Fenster des Erdgeschosses in das Zopfgärtchen hinausgegangen, um sich frische Wangen vom schneidenden Wind anblasen zu lassen, und drinnen herrschte ungebrochene Stille durch die lange Zimmerreihe, die sich nach und nach mit Sonnenglanz erfüllte, weil das winterliche Himmelslicht allmählich von Osten nach Süden emporwandelte.

Trotz alledem, Romantik gab's keine in im Prczmbol; die gehört nicht zu Barock und Rokoko. Die Romantik und die Sagen wohnten im grauen Hochbrunn mit der Ahnengalerie in getäfelter Halle. Dort würden auch dermaleinst die Prunkgemälde aus dem Prczmboler Bankettsaale als die letzten in der Reihe hängen. Graf Adrian besuchte seine Stammburg nur vorübergehenderweise. Er ging dem, was finster war, aus dem Wege, wo er konnte, und machte einen Bogen um das Mausoleum, das vom Tode redete, genau so, wie um die Brennereien und Zuckerfabriken von Waßnitz, die vom schnöden Gelderwerb sprachen. In Prczmbol hatte er seinen Frieden, wenn er denn überhaupt zwangsweise in Österreich leben mußte, und das war dem Gesetze nach, seines Mündels wegen, der Fall. Also hatte er in den sauren Apfel gebissen. Heute indessen war die Unruhe von neuem in ihm wach geworden: „Fort! Fort aus der Idylle im Schnee — du hast wieder etwas zu betäuben und zu überwinden in deinem Leben."

— — — — — — — — — — — — —

Muschi ging vom Zopfgärtchen aus zwischen den struppigen Taxushecken hin bis in den Park. — Regungslos in ihrer silberweißen Schönheit standen die Baumgruppen, das Moos lag im harten Schnee, die dunklen Blätter des Epheus waren wie von spröden Glasfäden übersponnen, und die Kälte schnitt. Ein Morgen wie geschaffen zum flotten Reiten über knisternde Flächen; des eilenden Pferdes heißer Atem und der warme des Reiters als Wölkchen voraus in der klaren Luft, und am Horizonte eine feenhafte Fata Morgana von verzuckerten Stadttürmen, Pappeln und Büschen, Bodenwellen und Windmühlenflügeln. Oder der Pfad eingehegt von stolzen Baumriesen wie hier. So oder so eine starke Bewegung, die auch das stockende Innere in Fluß brachte und aus der Enge in eine Freiheit führte.

Das neue Reitkleid war da, aber der Onkel hatte jeglichen Ausritt ohne seine Begleitung verboten, und nun diese bange Unruhe in der jungen Seele und dem jungen Körper!

Sie fing an sehr rasch zu gehen; von einem Zickzackpfade geriet sie auf den anderen und verfolgte ihn. Endlich mußte doch die Treppe mit den Kugelpfosten kommen, die hinunter zur Landstraße führte, dort wo man zu Jagd abritt, wie der Onkel erzählte. — Der Park ging in großem Bogen bis dahin, und der direkte Steig von den Remisen und Ställen aus war verwachsen und vergrast.

Da kam's. Die mächtigen Rüstern und Buchen weichen auseinander; ein Dutzend breiter ausgeschliffener Stufen, von schweren Säulenbalustraden und dachförmig zugespitzten, kugeltragenden Pfeilern flankiert, leiteten abwärts. Zur Seite zwischen den Stämmen lag das helle Schloß gegen seinen Berg gedrückt, stark zurückweichend. Geradeaus dehnte sich die Straße in der Thalebene hin, duftige Hügel begrenzten sie ins Unendliche hinaus, da ragte eine sonnenbeschienene Turmspitze deutlich gen Himmel, dort noch eine. Das mochten die Kirchen von Nivnitz und Hluk sein, und wenn man die westliche Richtung ferner verfolgte, gelangte man nach Ungarisch Ostra (oder hieß es Ungarisch Hradisch?) und konnte sich in den Bahnzug nach Wien und Konstantinopel und Paris setzen. Zurück zur bewegten Welt, da sich Muschis bisheriges Leben abgespielt, vom Strome getragen, dessen Uferbild wechselt von Wellenschlag zu Wellenschlag. Wohl hatten sie

nur in bescheidener Barke gesessen, sie und der Vater, aber die Uferbilder waren an ihnen ebenso bunt und mannigfaltig vorbeigezogen wie an den anderen, die in eleganter Dampfjacht durch die unruhigen Wogen des irdischen Daseins dem Meere der Ewigkeit entgegengleiten.

Nein trotz ihrer stillen Charakteranlage, war Muschi kein Landkind, absolut nicht. Es bedünkte sie, nun sich der Wust von Leid und Sorge in ihrem Gemüte zu ordnen und zu lichten anfing, als sei sie bald nicht länger fähig, dies Eingeschneitsein in malerischer Oede, dies Eingesponnensein in Wohlleben zu ertragen, und dem Onkel mußte es ähnlich ergehen. Anders wenigstens konnte sie sich sein heftiges und ungereimtes Wesen von gestern abend und heute früh nicht deuten. Ihnen beiden fehlte etwas in Przymbol, und jetzt eben, da sie auf der ersten Treppenstufe stand, vor sich die endlose Straße und am Horizonte die Turmspitzen, entdeckte sie jenes fehlende Etwas: das Getriebe der Großstädte war's.

Tief atmete sie auf, eilte die Steinstufen hinab und schritt, die Hände im Muff, das Ottermützchen aus der Stirn geschoben, auf der Landstraße weiter, so rasch, als wollte sie die Turmspitzen spazierengehenderweise erreichen. Sie freute sich, trotzdem sie darob zusammenschrak, als die Windhunde, die ihre Spur gefunden, ihr in weiten Sprüngen nachgesetzt kamen. Nun gefiel ihr das Wandern und die Einsamkeit. Die lebhaften, anschmiegenden Geschöpfe waren gute Genossen. Sie streifte sich den Muff über ihren Arm zurück, faßte mit jeder Hand in ein Hundehalsband und ließ sich so mitziehen und umschmeicheln. Es war auch, als verspürten Flick und Flock den nämlichen Drang wie sie: vorwärts gestürmt! — Sie warfen die schlanken Vorderfüße heraus, zogen die Flanken ein und machten Miene, davonzurasen. Die Mädchenhände jedoch waren kräftig und hielten fest.

Also liefen sie nun alle drei wie toll in den köstlichen Wintertag hinein, und zum erstenmale nach den langen Schmerzensmonaten lachte Muschi aus vollem Herzen. Von ihrer Brust sank das schwere Blei zu Boden, und die Gottessonne schien auch ihr aufs neue.

Plötzlich reckte Flock seine Nase in die Luft, hielt im Lauf inne, witterte und knurrte mit aller Macht wider die fesselnde Hand. Im nächsten Augenblick hatten sich beide Tiere losgerissen, auf die Gefahr hin, ihre Bändigerin über den Haufen zu rennen, und schossen an ihr vorbei dem Schneisenpfade zu, der vom Straßenrande aus, hügelauf in den hohen Tann führte.

Helles Gekläff und helles Kindergeschrei; gleich darauf kam die Lösung des Rätsels zum Vorschein. Muschis vierfüßige Freunde trieben zwei zerlumpte Kinder aus dem verbotenen Reviere, und da hockten nun die kleinen Holzdiebe vor Muschi im hart gefrorenen Fahrgeleise, weinten und zeterten auf tschechisch und wagten ihre großen Reisigbündel nicht wieder an sich zu nehmen, aus Furcht vor den schnuppernden Hunden. Als nicht sofort ein Schmerzensgeld erfolgte, zischten und spieen sie wie böse Katzen. — Jetzt erschien auch der Vater des jungen Gezüchts von droben her auf dem Plan. Ein langer, hinkender Gesell, dunkeläugig mit mächtigem Schnurrbarte, der sich über der Lippe bäumte. Waffen trug er nicht sichtbar, aber das Fetzenhemd bauschte sich verräterisch über'm Gurt. Am Hut steckte eine zerschlissene Feder, und mit augenfunkelndem Nachdruck unterstützte er die tschechischen Schmähreden der zwei Kleinen.

Muschi hatte natürlich keine Ahnung davon, daß dieser Vagabund ein berüchtigter Wilderer aus der Bystritzer Gegend war, den man bis jetzt noch nicht auf der That hatte fassen können. Furchtsamkeit gehörte eben nicht zu ihren Charakterfehlern. Deshalb sah sie dem Unverschämten ruhig in die Augen, machte ihre vornehm zurückweisende Handbewegung und bannte die Hunde mit kurzem Zuruf an ihre Seite. Dann hob sie dem älteren der Kinder sein Reisigbündel auf den Rükken und schenkte dem jüngeren das Stück Chokolade, das sich noch glücklich in der Tasche ihres Jäckchens vorgefunden. — Unbehelligt konnte sie ihren Rückzug antreten. Bei Tag wurde der gefährliche Wilddieb ein ganz gewöhnlicher Strolch. Im Grunde war das kleine Abenteuer wirklich kaum der Rede wert gewesen.

Dennoch! Der herrliche Tag hatte seinen Glanz verloren. Umsonst machten die Hunde ihre zierlichsten Kapriolen, drängten sich an die Herrin und bohrten spielerisch ihre spitzen Schnauzen in den Muff zwi-

schen Atlasfutter und Handschuh. Muschi achtete nicht mehr darauf. Ihr Gesicht hatte, trotz der schneidenden Luft, seine Frische eingebüßt, und wie in heftigem Schmerz preßte sie ihre feinen Lippen aufeinander.

Häßliche Narrenspossen, die der launische Zufall manchesmal den Menschenkindern spielt. Weshalb mußte das verwüstete Gesicht des schimpfenden Wilddiebes mit dem großen Schnauzbarte und der schmalen Nase zwischen schmalen Brauen, gerade dem Antlitz des ungetreuen Trostes gleichen? — So, wie eine Pfuscherkopie etwa dem unschätzbaren Orginale gleicht. — Weshalb solche Schicksalstücke?

Gott sei gedankt: das Original erwies sich als mächtig und verdrängte die mißratene Fratze im Nu; aber mit ihm zugleich tauchte die Feindin der Einsamkeit auf, die Sehnsucht, und wieder einmal schlugen ihre bitteren Wasser über die Dämme, die Vernunft und Selbstachtung aufgerichtet.

Wie verloren irrte Muschi im Park umher und konnte sich nicht heimfinden. Dann, als sie sich glücklich heimgefunden und das hassenswerte Mittagessen in Gesellschaft des öden Dienergesichts auch überstanden hatte, irrte sie von Raum zu Raum und suchte umsonst nach ihm, der sich ihren zweiten Vater nannte. Sie rang in sich nach der Kindesehrfurcht, der schrankenlosen Hingabe ihres Ichs an ihn und diese Gefühle konnte sie doch noch nicht von ihrem Verstorbenen losreißen. Ach, und sie fühlte so tief, so herzzerrissen, daß sie ihres rechten Vaters bedurfte. Jetzt noch hundertmal mehr wie damals vor sechs kurzen Monden, als ihr Herz noch unberührt gewesen war und der Trost sie wie ein „deutsches Pensionsgänschen" behandelt hatte. „Lieber Trost, wo bist du?" — Immer dieselbe Frage ohne Antwort.

Aus unserer Studienmappe:



Dorfbrunnen.
Studie von Fritz Mackensen-Worpswede.

— — — —

Sie setzte sich in einen der runden Erker nach Westen und nahm ihre Tapisserie zur Hand, solange es Tag blieb. Die schönen alten Kissenmöbel droben im Bankettsaal wurden schadhaft, und nun gedachte sie, um dem Onkel doch irgend eine Liebe zu thun, die feinen Kreuzsticharbeiten auszubessern. Deren Muster war äußerst schwierig: lauter springende Wappenlöwen zwischen stilisierten Veilchen

und Lilien, alles silbergrau auf Weiß gehalten im Gegensatze zu der granatroten Seidenbespannung der Wände.

Sie zwang sich mit zäher Energie zum Fleiße und zählte und stickte an ihrem züngelnden Löwenkopfe, obgleich die tief stehende Sonne durch die Fensterrauten Ringel auf den Kanvas im Rahmen warf und die feinen Abstufungen der grauen Seidensträhnen verwischte. Es gelang doch, und sie war mit sich zufrieden, als sie der Jungfer klingeln und ihr den fertigen Sesselbezug zum Ausbügeln überliefern konnte. Nun hatte sie sich selbst wiedergefunden, und die Wasser der Sehnsucht waren nicht mehr bitter und ungebändigt. Sie flossen mit weichem Wellenrauschen durch ihre still gewordene Seele, und der Abendhimmel spiegelte sich in ihnen.

Die Dämmerung sank, der Westen stand in Glut über der Epheubalustrade und zwischen dem Geäst der Lindenwipfel. Der ferne verzuckerte Wald war wie ein duftiges Rosengehege hügelan. Ein wundersamer Friede auf diesem Stückchen Welt im Gebirge.

Muschi schloß die Augen, weil der glühende Sonnenuntergang da draußen sie blendete, und hinter ihren zusammengedrückten Lidern schossen feurige Blitze auf und nieder. —

Ihr Lieblingslied aus dem Eichendorff ging ihr durch den Sinn, und lautlos flüsterten ihre Lippen die wehmütigen Strophen, die eine schwüle Sommerstimmung atmeten und doch für diesen Winterabend und die einsame junge Seele gedichtet schienen:

„Aus der Heimat hinter den Blitzen rot,
Da kommen die Wolken her,
Aber Vater und Mutter sind lange tot,
Es kennt mich dort keiner mehr.

Wie bald, ach wie bald kommt die stille Zeit,
Da ruhe ich auch, und über mir
Rauscht die schöne Waldeinsamkeit,
Und keiner kennt mich mehr hier — — —

— — — — Ach nein — noch nicht! — Noch leben — leben!"

Ihre Augen öffneten sich wieder, sie streckte die zusammengefalteten Hände nach Westen, daß ihre Armmuskeln sich anspannten, erhob sich und schaute stehend in die erhabene Himmelsglut, bis der letzte Rubinfunken hinter die Hügel tauchte und verschwand.

Das Bewußtsein ihrer blühenden Jugend war über sie gekommen, sie wußte selber nicht wie, und aus der weichen Sehnsucht keimte der erste, deutliche Lebenswunsch. Ein solches Hungern und Dürsten nach dem Festmahle des Glückes hatte sie noch niemals in sich verspürt.

Es trieb sie an den nie benutzten Flügel, und was sie da spielte und sang in der Halbdunkelheit, das war keine Phantasie, sondern Klingen ihres eignen Herzens. Ein Stammeln und Suchen über die Tasten hin; Melodien, die sich nicht hervorwagten und nicht herauszuwinden vermochten aus alle dem stümpernden Beiwerk. Dann und wann eine kleine Phrase von überraschender Lieblichkeit, die beim nächsten Griffe schon in irgend einer ungeschickten Accordfolge ertrank. Giebt es rührendere Liebesgeschichten, als die, welche ungeschulte Hände in einsamen Dämmerstunden auf die nachgiebigen Tasten schreiben, mit ihrer eignen, krausen Tonschrift — —?

— — — — — — — — — — — — —

Mitten in Muschis musikalische Geständnisse hinein kam der Diener mit der brennenden Lampe, der Posttasche und einer Depesche an Comtesse Kiliany, Schloß Prezmbol. — Der expresse Bote warte drunten im Vestibül, falls eine Antwort zurückzutragen sei.

Muschi öffnete ihre Botschaft, überflog sie, und der Diener sah den Ausdruck großer Enttäuschung auf ihrem Gesichte.

„Es ist keine Antwort notwendig, Jaroslaw," sagte sie mit bedrückter Stimme. „Schicken Sie den Boten fort — er soll ein Trinkgeld haben — und melden Sie in der Küche, daß der Herr erst zu Anfang der kommenden Woche zurückkehren werde. — Anstatt des Abendessens soll man mir nur einen Thee richten und sehr bald." —

„Muß wieder Erwarten nach Wien. Eigne Angelegenheiten. Wichtige Briefschaften am Montag mit dem Fuhrwerk nach Ostra. Halbvierzug. Behüt' Gott bis dahin. — Dein Adrian."

Muschi küßte die Depesche. Die kurzen Sätze, die alles Notwendige exakt enthielten, gaben ihn ihr dennoch ganz wieder. Sie würde auch das viertägige Alleinsein ohne Murren tragen, nun sie ihr bißchen verlernte Musik und die Freude daran von neuem aufgefrischt hatte. — Als sie dann die Post-

tasche öffnete, fand sie zwischen Zeitungen, Broschüren und dienstlichen Schreiben für die Kanzlei einen Brief von Curhoven aus München an den Onkel.

Sie kannte die sehr deutlich und doch ungeschickt aussehende Linkshandschrift nur zu gut vom Tagebuche und ihrem Pariser Briefe her. Zudem war der Absender über den Couvertschluß hin vermerkt. Der dünne Brief in ihrer Hand knisterte. O, daß sie nur einen, einen Blick hineinstehlen dürfte! — Sie vergaß die Depesche, warf sich förmlich auf den Brief und drückte ihre Lippen, ihre Wange dagegen und lachte und weinte, bis sie mit Schrecken sah, daß ihre Thränen die Aufschrift befleckten. Da faßte sie sich, nahm das Convert und verschloß es in des Onkels Schreibtisch, um ihren Gefühlen nicht ganz die Zügel schießen zu lassen. Sie gewann es sogar über sich, ihren Thee ruhig zu trinken und dem Diener keinen zweiten Einblick in ihre Gefühle zu gestatten, als sie ihm die Schriftstücke für die Kanzlei ablieferte.

— — — — — — — — — — —

Wunderbar gut ward sie mit ihrer Einsamkeit von vier ferneren Tagen fertig. Sie brauchte nur dann und wann einmal die große Schreibtischschieblade zu öffnen und einen Blick auf das blaue Briefcouvert zu werfen, von dessen Aufschrift sie alle Thränenflecken sorgsam hinweggetupft hatte. Einer Gesellschafterin bedurfte sie wahrlich nicht; die Musik leistete ihr jetzt Gesellschaft, allerdings war's eine naive Musik, die wahrscheinlich keinem außer ihr gefallen hätte, und in den stillsten Weihestunden wurden Briefe begonnen und zerrissen: „Lieber Trost" — „Geliebtester Trost" — „Einziger Trost!" — — Dazu lächelte draußen am blauen Himmel die strahlende Gnadenspenderin auch des Winters.

### Dreizehntes Kapitel.

Hochbrunns „eigne Angelegenheiten" waren erledigt. Damals, vor fünf Tagen auf der Hinfahrt hatte er einfach nicht aus seiner Fieberstimmung vom vorherigen Abend herausfinden können. Als ihm dann in Göding, zufällig zwei alte Jugendfreunde in den Weg liefen: der Senior der böhmischen Khotczeks und Egon Inghazi, der Görzer, beide müßig und zu jeglicher „Hetz" aufgelegt, war er mit ihnen nach Wien weitergefahren, um zu lumpen.

„Lumpen" hieß für ihn in diesem besonderen Falle „Vergessen" und er besorgte es gründlich. Vom hohen Moralstandpunkte betrachtet blieb's ein recht harmloses Abschweifen vom Tugendpfade der Gewöhnung. Da gab's die ziemlich gewagte aristokratische Abendunterhaltung beim Ronacher mit Cirkus, Parterregymnastik und lebenden Bildern; da gab's Volkstheater und Zigeunermusik und Lokale mit fescher Bedienung und allgemeiner Zwanglosigkeit. Viel tiefer hinab führte die abschüssige Bahn nicht. Allein die Sache an sich erfüllte ihren Zweck. Hochbrunns heftig erregtes Wesen, dem bei solchen Anlässen immer noch ein bedenklicher Rest von Krankhaftigkeit inne wohnte, rückte sie wieder zurecht. Die heimische Gesellschaft jedoch mißfiel ihm mehr denn je. Ein Teil derselben hatte ihn mit gewisser Ostentation empfangen, so etwa wie den reuigen Schächer, und der andere hielt sich, deutlich markiert, in gemessener Entfernung von dem „Abenteurer." Die Lembergs hatten, einer Familientrauer wegen, stillen Fasching verleben müssen.

Die Jugendfreunde indessen benahmen sich charmant von Anfang zu Ende und gaben dem alten Genossen schließlich noch bei rinnendem Tauwetter das Geleit bis Ungarisch-Ostra, wo das Przemboler Landolet sich einfinden sollte zur Abholung. Sie füllten im Zug gerade ihr Coupé, die sechs Herren. — Max und Niki Khotczek, „die Buben" waren gleichfalls dabei, flotte Leutnants bei Graf Neipperg-Dragonern. Den kleinen Franz Dym hatten sie mitgeschleppt, weil er ein Simpel war und die Nase niemals aus seiner Garnison ins Freie stecken wollte. Man mußte ihm endlich beweisen, daß es außer Stockerau noch etwas gab in der Welt!

So war's denn eine äußerst heitere Gesellschaft, die, bald nach halb vier mit dem Zuge von Wessely in Ungarisch-Ostra einfuhr. — Hochbrunn im hellen Mantel — (neueste Frühjahrsmode!) strahlte vor Vergnügen, sah prächtig aus und schüttelte den Alten und den Jungen die Hände nach rechts und links, ehe er sich zum Aussteigen anschickte, weil bereits gebremst wurde.

Max Khotczek griff an ihm vorbei zum Fenster, ließ die Scheibe herunterfallen und lehnte sich hinaus:

„Aha — schaut, Niki, Franzl! —

Wer ist denn das drüben am Perron und grüßt so herzig? Sapristi: Der Dym wird erwartet, der Filucius! Das kennt man; gelt, Franzl?"

„Daß ich nicht wüßte. Wenn du nur frozzeln kannst," antwortete der Geneckte ungnädig und setzte sich recht tief in die roten Sammetpolster hinein, als wollte er Versteckens spielen.

Graf Max lachte, und Hochbrunn wendete gleichfalls den Kopf, um nach seinem Wagen zu suchen. Da stand Muschi, groß, schlank und elegant im schwarzen, kreppbesetzten Tuchkostüm, auf den Bahnsteig, hatte den Halbschleier zurückgelegt und winkte lächelnd.

„Muscherl! Grüß dich Gott, Muscherl!"

„Nein der Adrian! — Gilt dir's, Onkel Adi?"

„Ja mir gilt's, wie du siehst."

„Aber dies ist grandios!"

„Gelt? — So, ein bissel Platz für mich, lieben Leut', bitt' schön. Seid bedankt und zieht die Füß' ein. Addio, addio, ich muß mich eilen."

„Aber so etwas — nein, schaut nur den Schlaufuchs. Deswegen bittet er sich keine Gäste!"

„Wart', dir kommt man schon über den Hals, du. In drei Tagen hast du uns droben bei dir."

„Bedaure unendlich Inghazi, bedaure sehr. So bald wär's noch nicht an Platz. Der Ferdl Kiliany ist kein halbes Jahr unter der Erde."

„Ist das die Tochter vom Ferdinand? Die Muschi? Was du sagst! Sei so gut, stell' uns zum mindesten vor, das ist nicht mehr wie anständig."

„Hör', Adi! — —"

Er war schon abgesprungen; die anderen folgten nach, und sie sahen wie Muschi den Angekommenen umfaßte und ihn mit unbefangenster Herzlichkeit küßte.

Darauf hing sie sich an seinen Arm, und er stellte ihr die fünf neugierigen Kavaliere vor. Sie machte ihnen ihr gewohntes Kompliment, ernst und sehr von oben herab, ohne daß sie dabei hochmütig gefühlt hätte, und Hochbrunn ließ ihnen kaum Zeit zu ein paar Höflichkeitsphrasen. Er drängte und mahnte: die Gäule sollten nicht stehen, es sei naßkalt. „Du verkühlst dich auch, Muscherl, — komm, komm nur!" — und so trieb er sie vor sich her in den Wagen. Die Herrengruppe hinter dem Bahnhofsgebäude schwenkte dem halb aufgeschlagenen Landolet noch grüßend die Hüte nach, als es im Hui davonsauste, die aufgeweichte Chaussee entlang, daß der Kot um die Räder platschte.

Hochbrunn winkte zurück und lachte heimlich in sich hinein. „Wartet nur; den Besuch in Przymbol, den versalz' ich euch!" gelobte er innerlich.

Die fünf Herren machten ebenfalls Kommentare über das Landolet, das nur noch wie eine kriechende Fliege in der Ferne erschien, und über seine Insassen.

„Faustdick hat's der Adrian hinter den Ohren," äußerte Niki Khotczek senior, und Inghazi schob die Hand zwischen die Mantelknebeln, ließ den Klemmer vom Nasenrücken fallen und meinte trocken:

„Adoptivtochter? — Hm — fesch! — Eine solche Adoption werd' ich mir auch arrangieren. Wer kann mir die passende Tochter anraten? Das kanonische Alter hab' ich so gut wie der Adi: fünfzig und sieben Wochen."

Die uniformierte Jugend belachte den guten Witz schallend, Khotczek senior erleichterte sich die Seele mit einem Kraftworte, und dann spazierten sie in corpore zur Posthalterei, um sich für den Heimweg eine geräumige Kutsche bespannen zu lassen. „Bis zum Sechsuhrzug da bleiben? Ungesunde Idee, Nikerl; nicht um die Welt! Und der Dym hat bereits das Fieber nach seinem Stockerau; gelt, Franzl?"

— — — — — — — — — — — — — —

Das Landolet ward bei der nächsten Chausseebiegung noch einmal gewendet und rollte an den Ausläufern des Städtchens hin, bis zu einer kleinen Wirtschaft. Da ließ Hochbrunn seiner Gefährtin ein heißes Getränk reichen, nahm selbst ein paar Schluck und fort ging's, wieder warm eingehüllt, dem Abende und Przymbol entgegen. Hochbrunn hielt die Posttasche noch ungeöffnet auf den Knieen und Muschis Fingerspitzen zwischen seinen beiden Händen.

„Eine Riesenfreude hab' ich ja, aber zanken sollt' ich dich doch für die Escapade, Muscherl."

„Meine Jungfer mußte ja nach Ostra zu ihrer kranken Mutter, bester Onkel; erst als man deinen Zug signalisiert hat, ist sie von mir gegangen, und morgen fährt



Aus Franz Simm's Skizzenbuch.

sie mit der Post bis Nivnitz zurück. Da holt sie der Wenzel ab, wenn er zum Pfarrer geht. Es ist alles vorgesehen."

„Und weiter? Ist das die ganze Verteidigung?"

„Dann hat mich's auch zu sehr gelockt, dir deine Correspondenz selbst zu bringen."

„Heiliger Antonius, die große Verlockung! Ihr Frauen seid die ärgsten Jesuiten! Welches also ist in Wahrheit der Zweck, durch den die Escapade als Mittel geheiligt wird?"

„Du!" sagte sie und fügte errötend hinzu, als er sich zu ihr niederbeugte, um ihr in die Augen zu sehen, — „und deine Korrespondenz, Onkel; das ist die ganze Wahrheit."

„Zwei gute Zwecke; ich muß wohl zufrieden sein, Schneckerl, meinst du nicht, du liebes? Wart: ich werde geschwind nach den Briefen schauen, eh' es Nacht wird. Du darfst dir derweil den Fächer betrachten, den ich dir in Wien habe montiren lassen. Da nimm den Toilettensack; drin neben den Bürsten findest da das Etui."

Muschi suchte erfolgreich, öffnete den langen Lederkasten, faltete den Fächer bewundernd auseinander. Er war sehr geschmackvoll: helle Schildkrottstäbe mit goldenem Monogramm zu den metallisch schwarzen, weißgefleckten Auerhahnfedern. Zum Dank drückte sie, weil ihr eben nichts anderes erreichbar war, einen Kuß gegen seine Schulter und blieb so, an ihn gelehnt, während er sich mit seinen Briefschaften befaßte.

Zwei Schriftstücke amtlicher Natur waren dabei, die zur Not unter die Rubrik „wichtig" fallen konnten, über den Rest: Broschüren, Anpreisungen, Rechnungen von Prix und Adèle, lachte er Muschi aus:

„Nichts als unnützen Ballast schleppt sie herbei, die Muschi. Ah — was ist das? Ein Brief vom Contin aus München! Hast du ihn schon gesehen? Gelt, das interessiert uns alle beide ein bissel? Nun gib mir noch das Papiermesser: dort bei der Schreibeinrichtung: danke sehr. Einen Brief vom Curhoven muß man auf Preußisch öffnen: korrekt, weißt du. — So, jetzt werd' ich gleich schauen, was der liebe Kerl schreibt."

Die Straße war uneben; das Pflaster sehnte sich nach der Frühlingsausbesserung; Der Wagen rüttelte entsetzlich. Muschi mußte sich notgedrungen zurücklegen und einen festen Stützpunkt suchen, während Hochbrunn, wie eingepflanzt, vornübergebeugt saß, die Kniee gespreizt, den Brief in beiden Händen weit von sich abgehalten, Seine Augen erforderten das. Er las sehr langsam. Ein paarmal flog ein humorvoller Zug um seinen Mund, und er nickte, sein lächelnd.

Trotz aller brennenden Neugier auf den Inhalt dieses Briefes überkam ein Gefühl von Glück und Erleichterung Muschis Herz.

Er war wieder der Alte geworden, ihr geliebter Onkel Adrian. Wien hatte ihm wunderbar gut gethan. Sein Auge so klar und freundlich; nicht mehr unruhig und rot durchschossen, wie am neulichen Abschiedsmorgen, die Gesichtsfarbe natürlich und die gespannten Adern unter die gebräunte Haut zurückgetreten. Auch nichts Hastiges in seinen Bewegungen.

Irgendwie mußte sie ihm ihre Freude zeigen, deshalb stahl sie ihre Hand unter seinem gekrümmten Arme durch, drückte diesen an sich und sagte leise zärtlich:

„Onkel Adrian — du Lieber!"

„Nun Schneckerl? Sind wir froh, daß wir wieder beisammen sind? Komm her, laß uns plauschen; ich hab' den Kopf voller Pläne, bist du neugierig?"

„Sehr — sehr! — — Und was schreibt dir denn der Herr von Curhoven? Ist er wohl? Und wo lebt er?"

Hochbrunn schob den Brief zusammengefaltet in die Brusttasche und sah Muschis enttäuschten Blick gar nicht, der diesem seinen Thun folgte. Dann lehnte er sich auch zurück, nahm sie ganz lose in dem Arm und zog an seiner Cigarette.

„Also in München lebt der Curhoven; es geht ihm leidlich, und er läßt sich dir gehorsamst empfehlen. Er hat eine feste Anstellung angenommen: es sei ihm wohler dabei. Das freie Litteratentum sei eben nichts für die Ewigkeit. Er beziehe einen anständigen Gehalt, und seine redaktionelle Thätigkeit (weißt du, was eine redaktionelle Thätigkeit ist, Muscherl?) erfordere einen zehnstündigen Arbeitstag, manchmal sogar einen zwölfstündigen. Denk' an, Muscherl, zwölf Stunden festgepappt sitzen am Drehsessel vor dem Bureau und das vertrottelte Zeug lesen, was die Novellisten heuer

verfertigen, und alle zwei Tag' eine geistreiche Wendung erfinden für einen Artikel unter dem Strich. Stell' dir's einmal vor, Kleine! Jesus Maria Joseph, ich bewundere den Contin und sein gediegenes Wissen. Er ist halt der echte Preuß': „Ich will!" und dann geschieht's auch bereits. Disciplin, Eifer und eine Ernsthaftigkeit: — ich sag' dir, den Brief könnt'st du in ein Feuilleton drucken. — Er meint, der Curhoven, ob man einander nicht wiedersehen würde in diesem Jahre, München sei ein recht gelegener Platz zum Durchpassieren. Nun, und was meinst du? Still wie eine Maus sitzt sie da, die Kleine und macht runde Augen. Nun?"

„Ich würde mich sehr freuen, Onkel Adrian. Gewiß — sehr! Man ist doch froh, einen so guten Freund wiederzusehen, findest du nicht? — Besonders —" (ihr Gesicht überzog sich langsam mit zarter Rosenfarbe) — „besonders, wenn man, wie du und ich, so ganz in der Stille lebt und sehnt sich manchmal hinaus. — Ach, du Lieber; sieh, du hast dich auch hinausgesehnt, und darum hast du mich allein gelassen und bist nach Wien gegangen. Sag mir: war denn nicht das deine Angelegenheit dort?"

„Ja, Muscherl, ja!" —

Er schloß sie fest an sich, nahm ihr Kinn in die Hand, und küßte sie mehrmals hintereinander auf die Stirn. „Du bist g'rad so klug wie der Curhoven: wärst du nicht mein, so hätte der Curhoven dich adoptieren sollen — gelt, es ist gut, daß er die Last nicht hat mit einer großen Tochter, der arme Invalid am Schreibbureau? — Nun, er soll uns beiden bald genug die Hand drücken, wenn du willst. Wie ist's damit?"

Sie wagte keine Entgegnung, und vielleicht erwartete er auch keine, wenigstens fuhr er so rasch zu reden fort, daß sie ihm kaum zu folgen vermochte: „Du hast recht mit dem, was du von meiner Angelegenheit denkst. Gelumpt hab ich in Wien — gerade heraus gelumpt, Muscherl! Schau', werd' nicht rot, Kind — es ist kein Höllenfrevel dabei, nur ein bissel über den Strang gehau'n. Auf mein Wort, Schneckerl. Aber nun hab' ich Blut geleckt, und bei Gott, ich pfeif' auf Prczembol und das Leben am Land mit der schönen Umgebung und dem Frühling, der kommt. Die Auerhahnbalz im April, um die ist mir's leid; auf den ganzen Rest und die ganze Feudalität pfeif' ich, wie gesagt, und du auch, Ich seh' dir's an: du gehst nicht um die Vergißmeinnicht zum Weiher und windest dir Ophelienkränzl nnd dergleichen Pflanz — Oho, ich kenne dich!"

Lachend faßte sie ihn beim Kopf und schloß ihm den Mund. „Wart' nur, das ist auch ein Feuilletonartikel, und ein sehr amüsanter. Ach ja, laß uns —"

„Hinaus, gelt? Wieder in eine Stadt mit Menschen, gelt? Aber nicht nach Wien. Da ist's gut zum Inkognitoleben für drei Tage. Lebt man de rigueur, so stößt man alle fünf Schritt auf einen Bekannten oder die Verwandtschaft. Dafür dank' ich ergebenst. Still — jetzt kommt er, mein großer Plan, Muscherl. Wir wollen aufpacken und nach Paris gehen für gut und ganz — In meine eigne Villa ziehen wir, weißt du. Was brauchen zwei acht Salons und ein Dutzend Zimmer und den Bankettsaal? Das Kästl in Auteuil ist ein charmantes Haus, sechs Wohnräume und der Zubehör, damit basta. Wir nehmen drei Domestiken und leben wie die Freiherren. Und dann setzen wir die Gräber der Eltern in Stand. Wo du die Gräber hast und mich, ist's da nicht eine Heimat, Muscherl?"

Sie fiel ihm um den Hals, drückte ihr Gesicht krampfhaft gegen seinen Mantel im Schutze des langen Kragens, und an ihrem Zittern merkte er's, daß sie weinte. Er ließ sie da, wo sie war, und, sein Kinn auf ihren gesenkten Kopf gestützt, streichelte er ihre zuckende Schulter und sprach gedämpften Tones weiter, während der Wagen jetzt auf glatter Straße zwischen schweigenden und dunkelnden Waldstrecken dahinrollte:

„Willst du, Muscherl? Gefällt dir mein Plan? — Das war genickt, gelt, Schatz? Also, ja — und in drei Tagen sind wir zur Reise fertig, gelt? Das Ameublement kaufen wir in Paris — alles, was fehlt. Oder —? Möchst du deine lieben Angedenken mitnehmen für deinen kleinen Salon? Wie ist's? — Ja, bleib' nur bei mir, Kind, ich versteh' schon, du brauchst gar nicht zu reden. In Paris, im Daheim bei uns, sind die Sachen besser verwahrt, als in Wien am Speicher. Du sollst deine Freude am Besitz haben, so möcht ich's. Wir werden es der Tant' Rischl schreiben,

gleich morgen mit der ersten Post, daß sie die Ordre gibt. Deine Toiletten nimmst du dir noch in Wien. Ist das Reitkleid vom Prix angekommen, und war's recht so?"

Sie nickte und legte sich noch ein wenig bequemer zurecht an ihrem guten Plätzchen. — Nicht um die halbe Welt hätte sie jetzt reden mögen.

Er baute an seinen Luftschlössern weiter. „Denk', wenn wir miteinander im Bois galoppieren werden, Muscherl; an der Pelouse vorbei und in die Avenue de l'Hippodrome und dann zum Longchamps und so fort. Überall verkauft man die Parmaveilchen und du trinkst eine Grenadine, wenn du warm hast. — Halt, noch sind wir nicht dort, zuvor wird erst die Reise gemacht; und weißt du: wir geh'n über München und überraschen den Curhoven. — Wäre dir's angenehm oder nicht Muscherl?"

„Aber gewiß — sehr angenehm."

Sie brachte es glücklich heraus und ohne Zittern in ihrer Stimme, die Heuchlerin. O wie gern hätte sie jetzt des Onkels starke Gestalt in ihren Armen gepreßt, bis ihm der Atem ausgegangen wäre. Allein mit aller Willenskraft hielt sie an sich, faltete die Hände nur ein klein wenig fester um seine Schultern zusammen, löste sie dann und blieb regungslos und vertrauend in seiner Umschlingung, den Kopf auf seiner breiten Brust, so wie ein Kind beim Vater.

Mit geschlossenen Augen begann sie den schönsten Traum ihres ganzen jungen Lebens zu träumen. Sie sah den Geliebten an seinen grün bezogenen Diplomatenschreibtisch sitzen (genau der Schreibtisch ihres Vaters mit dem Bronzegerät, nach Benvenuto Cellinis Arbeiten künstlerisch gebildet.) — Baumann, in einer gewissen, hechtgrauen Livree, die sie bei der Lembergschen Dienerschaft sehr hübsch gefunden, schlug ihr die Portieren zurück, und sie ging unhörbar über einen weichen Teppich, trat hinter den Stuhl des Schreibenden und legte ihm so beide Arme um den Hals — — —

Hochbrunn sprach noch ein paar Sätze, und da er keine Antwort erhielt, beugte er sich, im wachsenden Dämmergrau, abermals zu ihr nieder und spähte ihr ins Gesicht. Sie jedoch schlug die Augen nicht auf und atmete leise.

Er glaubte sie schlummernd, zog behutsam seinen Arm hinter ihr fort, bettete sie in die Wagenecke und hüllte den Wolfspelz ganz um sie her. Noch eine lange Weile betrachtete er ihre Züge. Sie fühlte seinen Blick, aber sie lag so völlig im Bann ihres beseligenden Traumes, daß sie kein Zeichen des Wachseins gab.

Der Wagen fur langsamer, und jetzt hielt er vor der Waldschenke, wo man futtern mußte. Muschi regte noch immer kein Glied. Behutsam stieg Hochbrunn aus, ließ das Verdeck vollends schließen und Heißwasser in die erkalteten Wärmflaschen füllen und trabte auf und ab, bis es wieder vorwärts gehen mußte. Die Laternen wurden angezündet, und nun setzte sich der Herr zum Kutscher auf den Bock und nahm selbst die Leinen in die Hand, bis die Räder knirschend über den Kies der Przemboler Schloßrampe rollten.

„Vier Meilen hast da verschlafen, Schneckerl," sagte er scherzend, als er Muschi aus ihren Pelzhüllen und dem Wagen half. „Jetzt können wir bis morgen früh wach bleiben und unsere Pläne fertig schmieden, gelt?"

— — — — — — — — — — —

Während sie sich droben in ihrem Ankleidezimmer noch ein wenig in Stand setzte fürs Abendessen, fiel ihr, mitten in ihrer Rührung und ihren Glückshoffnungen, der eigene Egoismus schwer auf die Seele. Sie hatte des Lebenden gedacht, den sie wiedersehen würde und dessen Rechte auf ihr Herz stärker geworden waren, als die Rechte ihrer Toten — wie es der Lauf der Welt nun einmal mit sich bringt; sie hatte auch der teuren Gräber auf dem Père-Lachaise gedacht, die sie, gemeinsam mit ihrem zweiten Vater, schmücken würde. — Und da stand plötzlich ein drittes Grab vor ihrem Geiste. —

Es litt sie nicht mehr vor ihrem Spiegel zwischen den Armleuchtern. Sie ließ die Jungfer allein forträumen und eilte hinunter, die letzten Kleidknöpfe im Treppabgehen schließend.

Drunten war der Tisch im behaglichsten Raum, dem Frühstückszimmer, gedeckt und nahe zum lustig flammenden Kaminfeuer gerückt. Seitab am kleinen Sekretär saß Hochbrunn noch schreibend. Er mußte den Brief an die Rischl Lemberg lieber gleich verfassen, solange er all' seine Pläne wohlgeordnet im Kopf beisammen hatte. Die

**Aus unserer Studienmappe:**



Harfenspieler. Von Eduard Grützner.

Feder flog ihm; er war schon auf der letzten Seite und unterstrich jedes dritte Wort energisch. Als er Muschis leichten Tritt vernahm, rief er sie, ohne aufzublicken:

„Muscherl, komm her; schau, was ich der Tant' Rischl geschrieben hab.'“

Genau so, wie sie sich's in ihrem Traume mit einer anderen Hauptperson ausgemalt, trat sie hinter den Sessel des eifrig Schreibenden und legte ihm von rückwärts die Arme um den Hals. Aber sie las seinen Brief nicht, sondern neigte sich über ihn und küßte seine Schläfe:

„Lieber du — ich muß dir vorher noch etwas beichten. Nämlich, daß ich mich wegen meiner Selbstsucht schäme — sehr! — Du hast an meine lieben Gräber in Paris gedacht; ich danke dir tausendmal! Könnten wir nicht? — — — Ja, laß uns den Umweg machen und dein liebes Grab schmücken.“

Sie sah, wie ihm die Augen feucht wurden, und seine starken Farben verdunkelten sich noch um einen Ton. Er blickte sie starr an und schob sie darauf von sich.

„Rühr' nicht daran — niemand soll an diese Erinnerung tasten, auch du nicht, ein für allemal," sagte er schroff. „Außer ich brächte selbst das Wort darauf. Jetzt lies den Brief da, und dann wollen wir speisen."

Sie gehorchte, im Innersten verletzt, überflog den Brief, und nachdem er geschlossen in die Posttasche versenkt war, tafelten sie schweigend. Hochbrunns Gesicht hatte einen schlaffen, kranken Zug angenommen; er sah vor sich auf seinen Teller, zerbröckelte sein Brot und berührte die Speisen kaum. Nach Tisch durchmaß er, den Kopf gegen die Brust gesenkt, rastlos die ganze Zimmerflucht, helle und dunkle Räume, hin und her, und Muschi wußte nicht, zu wem und wohin sie sich mit ihren angstvollen Selbstvorwürfen flüchten sollte. Endlich fragte sie verzagt, ob sie noch ein wenig Klavier spielen dürfe?

Er nickte zustimmend und blieb, an die Thür gelehnt, in Halbdunkel stehen, die Hand über den Augen. Zuerst war ihr's peinlich, daß er ihrem Stümpern zuhörte, nach und nach vergaß sie seine Anwesenheit. Als sie mit ihrer Kunst zu Ende war, hatte er sich von seinem Lauscherposten zurückgezogen; sie fand sich allein.

Sie suchte ihn von Zimmer zu Zimmer vergebens; schließlich begegnete ihr im geheizten Glasgang, der hinüber zu seinen Privaträumen führte, der Kammerdiener und gab ihr Auskunft: Der Gnädige sei bereits vor einer Weile zur Ruhe gegangen und lasse der Comtesse eine gute Nacht wünschen.

So unglücklich fühlte sie sich, daß sie sich lange nicht entschließen konnte, gleichfalls zu Bett zu gehen, und wie zerbrochen kniete sie auf ihrem Betschemel:

„Wenn ich gefehlt habe — wenn ich unzart war, vergib mir's du, die uns arme Irrende versteht und leitet. Vergib und schenke mir meines zweiten Vaters Vergebung. Bitte für mich, du Fürsprecherin bei Gott!"

— — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen war alles wieder wie sonst; der trübe Zwischenfall spurlos hinweggewischt und der Hausherr voll von schönen und heiteren Plänen. Ueber Venedig keine Silbe mehr. Die ganze Dienerschaft ward in die lebhafteste Thätigkeit versetzt zum Rüsten und Packen für die Reise.

Drei Tage später waren sie bereits in Wien, fuhren die notwendigsten Besuche vom Hotel Elisabeth aus, und Hochbrunn equipierte seinen Liebling wie eine königliche Prinzessin, so elegant. Alle Mühe hatte sie, ihren einfachen Geschmack und ihre tiefe Trauer zur Geltung zu bringen, und die Lembergschen Töchter, rund und klein wie ihre Mama, beschlossen, das schwarze Schneiderkleid mit dem Persianerkragen und der ungarischen Verschnürung genau für sich kopieren zu lassen. Die Muschi blieb gottlob nicht in Wien.

— — — — — — — — — — —

Noch fernere drei Tage, und sie saßen im Nachtschnellzuge nach München.

## Vierzehntes Kapitel.

Die Zwillingskuppeln der Frauenkirche vermochten kaum aus dem schweren Regengewölk hervor ans matte Tageslicht zu gelangen, um den einfahrenden Zug zu begrüßen. Kalt und grau lag München unter stäubendem Tropfenfall mit taumelnden Schneeflocken gemischt. Die brachte der eisige Gebirgswind vom Wendelstein herüber, und er fegte durch die öden Straßen, in denen das Morgentreiben sich kaum erst zu regen begann. Das war kein lustiges Faschingswetter, sondern verfrühte Aschermittwochstrübsal, und die übernächtigen, aussteigenden Reisenden schauderten frierend und riefen und rannten nach Droschken.

Hochbrunn beeilte sich nicht, sondern schritt sehr gemächlich dem Ausgange zu, Muschi am Arm und zwei Träger mit dem Handgepäck im Vortrabe. Seine Nacht im Bette des Schlafwagens war vorzüglich gewesen: wie gewiegt habe er geruht, rühmte er. Muschi konnte leider nicht das Gleiche behaupten; im Gegenteil: nicht eine Viertelstunde Schlaf gefunden. — Man las die Müdigkeit und innerliche Erregung auf ihrem blassen Gesichte.

„Daß dich's mitnimmt, gerade die Stadt wiederzusehen, in der du mit dem Papa gelebt hast, gleich nach dem Tode der Mama — meinst du, ich versteh's nicht, oder mich wundert's groß?" sagte Hochbrunn und

schlug ihr den Pelzkragen des langen Mäntels sorglich in die Höhe, als sie ins Freie kamen, während sie dachte: „Ach, wie stark ist doch das Recht der Lebenden über die Toten in uns, wenn wir ehrlich sind. An die Eltern hab' ich jetzt keinen Gedanken gehabt, alle nur für ihn, den liebsten Menschen."

Der Wagen stand draußen bereit. Hochbrunn hatte an die „Vier Jahreszeiten" telegraphiert. Dienerschaft brachten sie nicht mit; Muschi kannte den Luxus einer eignen Jungfer erst seit Przymbol, und Hochbrunn war jahrelang ohne Bedienten umhergezogen. — Erst in Paris sollte das notwendige Hauspersonal angenommen werden.

Im Hôtel fanden sie's warm und behaglich. Das bestellte Frühstück zum Servieren fertig; als Muschi, nach eiliger Toilette, in den kleinen Salon trat, trug der Kellner eben auf, und Hochbrunn, frisch und die Sechserln martialisch über den Ohren aufgewichst, strahlte in bester Laune und blätterte im Adreßbuche.

„Ich such' uns den Contin, und im heurigen Adreßbuch ist er noch nicht zu finden," rief er Muschi entgegen. „Natürlich muß ich doch die Enveloppe verlieren, auf die er seine Straße und die Hausnummer vermerkt hat. Du wirst dich auch nicht daran erinnern, Muscherl, wie?"

„War's nicht in der Schönfeldstraße und Nummer acht? Ich habe den Namen gemerkt, weil wir die Schönfeldstraße oft und oft zum Durchgang von der unseren aus benutzten, der Papa und ich. Wir wohnten gleich parallel, in der Von-der-Tann-Straße.

„Also nehmen Sie Ihr Adreßbuch mit fort, Garçon. Servieren brauchen's uns nicht; wir bedienen uns schon. — Und wo wär' die Redaktion?"

„In der Theatinerstraß', nach der Mitten zu, mein' ich, Herr Graf. Ich denk', die Nummer dreiundzwanzig wird's sein. Herr Graf können's gar net fehl'n, wann Herr Graf die Gnad' haben möchten, und thäten vis-à-vis vom Haus im Spänglerg'schäft fragen."

„Ganz der Baumann, gelt?" meinte Hochbrunn belustigt, indem der dienende Geist sich verzog. „Nun erquicke dich mit Muße, und dann laß uns für diesen abscheulichen Tag ein Programm skizzieren. Selbstverständlich alles mit dem Fiaker; ich setz' keinen Fuß am Boden. Übrigens schaust du wieder einmal total marod' aus, Schneckerl: weißt du was? Roll' dich da auf der Couchette zusammen wie ein richtiger Schneck; zieh' die Fühler ein und schlaf eine Stunde. Für die Pinakothek ist's zu finster, und in der Glyptothek hat man, bei Gott, kalt unter den Nuditäten. Ich werde jetzt einmal ausfahren zum Curhoven und ihn dir zum Diner herbitten. Wir speisen dann an der Table d'hote und kritisieren die Gesellschaft, und abends gibt's in der Oper den Tristan, und im Residenztheater einen Ibsen, wie du magst, Muscherl."

„Nein, nein, mit der tiefen Trauer in kein Theater, und ich möchte jetzt nicht schlafen, sondern mit dir fahren," entgegnete sie und öffnete ihre großen Augen noch größer, als ob sie so den Eindruck ihrer Müdigkeit auf ihn verwischen könne. „Die Schönfeldstraße interessiert mich doch auch, und der Fiaker muß den Weg durch meine Von-der-Tann-Straße nehmen, damit ich sehe, ob sich dort etwas verändert hat seither. — Und bei der Überraschung möcht' ich nun erst nicht fehlen: nicht wahr, du begreifst mich?"

„Neugier, Neugier! Eine Frau wie die andere," lachte er. „Nun so darfst du mitkommen, Schatz. Ich hab' deine Gesellschaft auch schon lieber als die von meinen Gedanken, das versteht sich! Ist er etwa noch nicht in Toilette, der Curhoven, so antichambrierst du eben einige Minuten, gelt? Das Beste wird für alle Fälle sein, daß ich hinauf in die Wohnung springe und du bleibst im Wagen, bis ich dir rufen lasse. Nun keine Sorg': der Preuß' wird schon korrekt sein, also Avanti, carina!"

— — — — — — — — — — —

Der Fiaker fuhr an Residenz und Hofgarten hin; dann ein Stückchen durch die breite Ludwigsstraße: schnurgerade, vornehm und menschenleer, und dann bog er in die Von-der-Tann-Straße ein. Alles noch ganz beim alten. Der unfreundliche Wind warf die kahlen Baumäste des Englischen Gartens hin und her, der hier einen Zipfel seiner schönen Anlage vorstreckte. Vor den wogenden Baumwipfeln stand das wohlbekannte Haus, ein schwarzgrauer Backsteinbau mit gelb verstrichenen Fugen; unwohnlich und verregnet sah es aus; hinter seinen Fenstern jetzt kornblaue Rouleaux und steif geraffte,

billige Wollgardinen. Leere Blumentöpfe, eine Gipsfigur, ein Goldfischglas. Nichts mehr von Muschis winterlichem Blütenflor, ihren gefiederten Palmen und den weichen, türkischen Vorhängen mit buntstreifigen Stores auf den Abend, wenn die Lampe das Zimmer für indiskrete Einblicke hell machte. An der Hausthür ein Porzellanschild mit einem jüdischen Namen. — Muschi wendete sich ab und deckte ihre Hand über die Augen. — Sie hatte damals nicht gern in München gelebt.

Nun durch ein Seitengäßchen fast schnurgrade auf das bezeichnete Haus zu. Ein altmodischer Kasten, frisch gemalt in Hellgrau, kleine blanke Fenster, Thürgriff und Klingelknopf äußerst blank geputzt, hübsche, maigrüne Läden und Pelargonien und Meerzwiebeln vor den Scheiben des Erdgeschosses. Auch hier herein schauten, ganz aus der Nähe, die Bäume des Englischen Gartens. Eine sehr ruhige, halb ländliche Lage, anheimelnd auf den ersten Blick:

„O, wie herzig! — Hier ist's?“ rief Muschi, als der Wagen hielt. —

Wie ausgemacht, blieb sie sitzen. Hochbrunn stieg aus, klingelte stark und ward sofort von einer anständig gekleideten Frau eingelassen, die ihm einen umständlichen Knix machte.

Fünf Minuten darauf öffnete er droben im ersten Stock ein Fenster und rief herunter:

„Er ist nicht anwesend, Muscherl — bereits ausgeflogen. Komm einen Moment hinauf nnd sieh, wie der Contin wohnt.“

Baumann stand schon am Wagenschlag für sie, so wie er von seiner groben Hausarbeit kam, in gestreifter Drillichjacke, aber das Haar wohl pomadisiert zu beiden Seiten des durchgezogenen Scheitels und die Augen voll froher Überraschung:

„Unterthänigsten guten Morgen, gnädigste Comtesse. Nein aber diese Freude, wenn ich so frei sein darf! — Und der gnädige Herr leider seit früh um sieben schon weg auf'm Bieró —“

Noch nie im Leben hatte Muschi einer untergeordneten Persönlichkeit die Hand gereicht, geschweige denn eine rot geseifte Faust wie Baumanns gedrückt und geschüttelt. Jetzt aber that sie alles beides, stieg dann mit wankenden Knieen die saubere Treppe hinan und mußte sich aufs weiß lackierte Geländer stützen. Baumann war vorausgeflogen, hatte Scheuereimer, Bürste und Lappen geschwind in den finstersten Winkel geschoben und hielt die Glasthür für den Besuch offen.

„Schau dich um, Muscherl; hier drinnen lebt jetzt der korrekte Preuß',“ empfing sie Hochbrunn, als sie ins Wohnzimmer trat.

— — Sein Heim! Ein seltsamer Schauer lief durch ihren jungen Körper, und ihr Herz zog sich heftig zusammen. Ganz, ganz anders hatte sie sich's ausgemalt. — Kein weicher Teppich, sondern gescheuerte Dielen mit vielfach ausgespänten Ritzen — nirgends eine Portiere; nur an den Fenstern weiße Petitnetgardinen, tüchtig gestärkt und gebläut, ein Ripslambrequin über jedem der zwei Fach. — Auch keineswegs ein Diplomatenschreibtisch, sondern ein solider Sekretär aus Großvaterzeiten, der Stuhl und der gepolsterte Faulenzer für des Besitzers krankes Bein davor und das Regal voll abgenutzter Bücher, Cigarenkisten und allerlei Kriskrams, wie Junggesellen ihn aufzuspeichern lieben. Das Rauchtischchen unter dem Pfeilerspiegel ein kleines Scheusal, und nur die Chaiselongue bequem und modern, reichlich versehen mit den Rollen und Lederkissen und der leichten Decke, die Muschi so gut kannte von der gemeinsamen Reise her.

Hier mußte sein Lieblingsplatz sein. Über dem Ruhebette hingen die Kriegserinnerungen. Der blitzende Küraß in der Mitte, Feldbinde und Säbel, Epaulettes und Achselstücke zu beiden Seiten; als Krönung der Silberhelm. Unter allen diesen Reliquien eine Venetianerkonsole: zwei holzgeschnitzte Putten, die ein breites Blatt trugen, und auf dem Blatte das Salviatische Kelchglas. Darin steckte ein großer Strauß Tannengrün nnd Mistelgerank, von den alten Eichbäumen des Nymphenburger Parks geholt. Wie Perlen legten sich die weißen Beeren um den Purpurrand der Vase und hingen zu den aufgesperrten Rachen der Delphine nieder.

„Recht hell ist's da drinnen, und sehr gut gehalten — korrekt, das muß man gestehen,“ sagte Hochbrunn und sah sich noch einmal um. „Aber schade, er lebt ganz en petit rentier bourgeois, der liebe Kerl, und das hätt' ich nicht erwartet, sondern etwas Fescheres.“



Jangada bei Pernambuka. Nach einer Gouachezeichnung von Hans Bohrdt.

„Ich bitte dich, Lieber; dies ist durchaus nicht bourgeois; es ist sogar wunderschön,“ erwiderte Muschi und deutete auf das Arangement über dem Ruhebette. „Es ist etwas, auf das er sehr stolz sein darf, und beachte nur, wie so gut die Vase vom Papa zum Küraß und Helm paßt. Nur eines —: die Fenster sind gar so kahl. Sagen Sie, Baumann, weshalb stellt man dem Herren keine Blumen ins Fenster?“

Baumann, der sonst so Schlagfertige, lächelte verlegen und zog die Schultern zu den Ohren auf: „Das wüßt' ich nich zu sagen, gnädige Comtesse. Der gnädige Herr geben für Blumen kein Geld aus, überhaupt nich für unnützes Zeug.“

„Aber einige Blumenstöcke machen sehr viel zur Behaglichkeit aus, und das ist dann gar nicht unnütz,“ belehrte Muschi und errötete. Dann wendete sie sich, ungewöhlich lebhaft, zu ihrem Begleiter, zupfte verlegen an ihren Handschuhfingern und begann ein rasches, halblantes Französisch zu reden:

„Chéri — dis: werden wir den Herren von Enrhoven nun nicht mehr sehen?“

„Gewiß doch. Jetzt fahren wir sogleich auf die Redaktion und machen einen Ueberfall, und holen ihn aus der Tinte fort zu uns, gelt?“ Vom Baumann hab' ich die richtige Adresse; es ist drunten in der Perusagasse.“

„O, dann weiß ich's! In dem alten Gebäude gab's immer eine Redaktion. Wird man ihn dort nicht stören? Darf man ungemeldet in eine Redaktion?“

„Man läßt sich eben in der Regel melden, Schatz, aber wir zwei thun nichts dergleichen. Laß mich nur machen. — Der Fiaker soll vorfahren, Baumann.“

„Könnten wir nicht den Fiaker fortschicken? Der Regen hat aufgehört; so gern ging' ich zu Fuß — viel lieber, und dann, meinst du nicht, man sollte etwas thun wegen der Blumenstöcke in die Fenster? Würdest nicht du den Baumann beauftragen?“

Hochbrunn nahm sie an den Arm und lachte über diesen Auftrag, der ihm sehr drollig erschien. Aber so lieb schmiegte sie sich an ihn, während sie nebeneinander treppunter stiegen, und redete immer weiter von den Blumenstöcken: er mußte dem Muscherl und seinem goldigen Mitgefühl für den armen Invaliden notwendig zu Willen sein.

Also wurde wirklich der Fiaker entlassen, und der stattliche, grauhaarige Kavalier führte seine schlanke Dame mit dem besten Humor ins Blumenmagazin unter den Hofgartenarkaden, deren Rottmannsche Fresken frostig anmuteten zu den kahlen Bäumen der Anlage. Ganz nach Wunsch durfte sie sich ihre Fuchsien, Pelargonien und Pantoffelblumen auswählen und zwei blühende Reseden dazu. Ja, sie ruhte nicht, bis auch noch Holzgitterchen und Untersätze für jeden Blumentopf beschafft waren, und dann schrieb der generöse Onkel die Adresse möglichst kalligraphisch. Die Maid hinter dem Ladentische jedoch behauptete, die Hieroglyphen nicht entziffern zu können, und Muschi malte den lieben Namen groß und deutlich auf die Rückseite der Empfehlungskarte des Geschäfts.

„Aber das ist doch sehr viel —“ flüsterte sie erschrocken, als der Onkel zwei Goldstücke und eine Reihe Silber hinzählte, und er sagte achselzuckend: „Ce que femme veut — Dieu veut. Bist du wenigstens zufrieden, Schneckerl?“

Ihr ganzes Gesicht flammte, und er fügte hinzu, indem er ihre Hand wieder in seinen Arm zog:

„Kind, merk' dir eins: man soll im Leben Farbe bekennen, und wer's nicht thut, der ist ein Feigling, oder ein Tartüffe.“

„Gut,“ entgegnete sie, „so bekenn' ich hiermit Farbe, indem ich dich bitte —“ sie stockte, seufzte auf und vollendete dann: — „bitte, nimm mich zum Konditor und laß mir eine Chokolade servieren vor der Redaktion.“

„Seit wann hast du Anwandlungen und Launen?“ fragte er, ein wenig schärfer als gewöhnlich. Sie antwortete nicht, und da er das Zittern ihrer Hand auf seinem Arme fühlte, nahm er's für eine Anwandlung körperlicher Schwäche und ging mit ihr ohne weiteres über den Odeonsplatz in die Brienner Bäckerei, wo eine bunte Damenmenge sich nach der Messe für die ferneren Thaten des katholischen Feiertages stärkte.

Er bestellte, und Muschi trat auf einen Moment in das kleine, leere Stübchen neben dem Hauptzimmer, um sich vor dem Spiegel Hut und Schleier zurecht zu rücken, mit denen der Wind seinen Unfug getrieben hatte. —

Als sie den Schleier zurückschlug, sah sie nicht in den Spiegel, bedeckte ihr Gesicht

mit beiden Händen, und heiße Tropfen drangen zwischen ihren Fingern hindurch. Mein Gott — was lag ihr an Chokolade und Schlagsahne, Biskuits und Brioches? Sie wollte ja nur noch ein wenig Zeit gewinnen. Denn eine dunkle Angst vor dieser Redaktion in der Perusastraße und vor der Überraschung des Ahnungslosen dort lastete auf ihr. Sie hätte in sein helles, sauberes Heim zurücklaufen mögen, das der Onkel kleinbürgerlich schalt, und hätte ihn dort am liebsten abgewartet, auf seiner Chaiselongue sitzend, den Ellbogen auf das alte Lederkissen gestützt, das sie so gut kannte, und vor ihren Augen die glänzenden Sinnbilder seiner tapferen, sieghaften Jugend, seine Bücher, sein ganzes Besitztum. Ach, weshalb durfte man so selten thun, was man wünschte? Zum erstenmale drückten die Bande der Konvenienz sie ganz unerträglich.

Sie faßte sich gleich wieder, zog ihren kreppgesäumten Schleier über die feine Nasenspitze, steckte die Nadel, deren Knopf eine längliche graue Perle bildete, fester in ihr Hütchen und erschien am Marmortischchen, wo Hochbrunn beim schwarzen Kaffee und dem Stamperl Kognak saß und einstweilen einen Blick in die Münchener Neuesten Nachrichten warf. Hastig trank Muschi ihre Chokolade, und dann brachen sie unwiderruflich zur Redaktion auf.

Das ehrwürdige Gebäude lag ganz zurück im Schatten und neigte seine schmale Front nach vorn. Rings um es her herrschte Stille. Es war, als respektiere das laute Publikum die feine Geistesarbeit, die sich da droben im zweiten Stock rastlos vollzog. Drunten im Parterrelädchen tiftelte ein verwachsener Graukopf beim Lampenlicht so aufmerksam an feiner Siegelstichelei in Karneol und Lapislazuli, daß er nicht einmal den Kopf hob, als die beiden großen Gestalten draußen stehen blieben und zu ihm herein schauten. Drinnen ein weiter, dunkler Flur, lehmgepflastert, ausgetreten, und das Gemäuer voller Spinnweben. Dem Siegelschneider gegenüber eine Modistin; im Flur vernahm man das Surren und Ticken der Nähmaschinen. Dann eine steile Treppe in Schneckenwindungen hinauf, und durchs Podestfenster blickte man in den Hof, von grauen Häusern eingeengt. Auch von dorther klang ein gedämpftes Surren, Ticken und Klappen. Das war die Druckerei, die sich der Gedanken bemächtigte, sobald sie droben im Redaktionsbureau entstanden, gesichtet und in die gefällige Form des Feuilletons oder die gewichtige des Leitartikels gepreßt waren. Zwölf Stunden später genoß sie schon der wißbegierige Leserkreis. —

„Siehst du, Muscherl, hier wird's heller, der Himmel rückt dir nah'," ermunterte Hochbrunn, als sie die Schneckentreppe zum zweiten Stock glücklich erklommen hatten. „Der Pegasus, weißt du, strebt halt in die Lüfte, und der Mensch, der ihm nach will, muß verschnaufen. Laß dir Zeit, Kind. Ja, was hast du so kalte Hände? Nimm meinen Arm; hier wird's sein. — Wo geht's zur Redaktion, Buberl?"

Der kleine Laufjunge, der treppunter in die Druckerei eilte mit seinen Papierpacken, blieb stehen und wies nach rechts: „Schellen's da beim Portier an — aber's is noch ka Sprechstund' net."

„'s is noch ka Sprechstund', noch lang net," belehrte auch der Portier, ein echter Bajuvare, wohlgenährt und den dicken, silbernen Ehering am Mittelfinger der Rechten: „Die Herr'n von der Redaktion empfangen ka Visiten net vor zwölf. Haben's etwa Manuskripten bei Ihna?"

„Nichts weniger, Verehrter, wir sind keine Leut' von der Feder. Sind die Herren in der Redaktion?"

„Der Herr von Huber, der Chef, net. Der is goar nei gekommen. 's war ihm net extra."

„Aber der Baron Enrhoven ist hier, gelt? Wird man ihn sprechen können?"

Der Gefragte zog seine kurze Stirn in lauter Denkerfalten:

„I glaub' net. Der Baron vertritt'n Chef, und 's gibt gar zu viel Arbeit am Montag allemal. Bereits seit früh um siebene is der Baron da, und wo ich zuvor hab' den Herrn Sälzner melden müssen, hat'r g'schimpft."

„Je t'en supplie, cher, ne le dérengeons pas —" bat Muschi und faßte schon wieder rücklings nach dem Treppengeländer, „invite-le chez nous —" Hochbrunn jedoch zog seine Karte:

„Sprechstund' oder keine, Sie werden uns melden."

„Ja wann s' nix Schriftlich's dabei hab'n, kei Manuskript —"

„Jesus Maria Joseph; das ist zum Hinwerden, die Gründlichkeit. Zeigen's uns jetzt einfach den Eingang zum Baron und stecken's sich die Karte hinter den Spiegel. Wir wünschen den Baron zu überraschen, verstanden?"

Statt der Antwort las der Portier beim Licht seines ewigen Flurlämpchens die Karte, dienerte, that einen diskreten Klopfer an die nächste Thür und öffnete sie so weit: wie für eine Prozession.

Da hatten sie ihn!

Er saß tief auf sein Papier gebückt, den Blaustift in der Hand. Schwarz stand sein männliches Profil gegen die staubige Scheibe des Fensters, durch das der Tag hereinschaute, eingeschlossen vom Gemäuer ringsum.

„Grüß' dich Gott, Contin!"

„Herr des Himmels, nein! — Aber nein! Hochbrunn!"

Mit einem Ruck fuhr die zusammengebückte Gestalt vom Manuskript in die Höhe und stand vom Drehstuhle auf, mühsam und doch bedeutend elastischer als früher; sie hatte in den wenigen Wochen das viele Aufstehen und Begrüßen der Redaktionsbesucher erlernen müssen, bon gré, mal gré, und guter Wille stärkt schwache Nerven. — Dann hielt Hochbrunn seinen Freund in den Armen, küßte ihm beide Wangen und Enrhoven that, mit Mäßigung, desgleichen, und dann erst kam ihm Muschis Gegenwart so recht zum Bewußtsein.

Mit seiner einen, gesunden Hand faßte er ihre beiden zusammen, und seine glücklichen Augen sprachen so beredt zu ihr, wie seine Lippen es niemals zu stande gebracht hätten. Er bat sie fürlieb zu nehmen und ein Auge zuzudrücken ob der Unordnung und des Mangels an jeglichem Komfort, und geleitete sie zu seinem Sofa: ein mageres, ledertuchbezogenes Möbelchen, davor ein rundes Tischchen mit schwarzroter Ripsdecke und einer Karaffe halbvoll abgestandenen Trinkwassers auf der Platte. Sie mußte sich setzen, während der Onkel im Zimmer umherstöberte; er schob ihr sogar das hartgestopfte, unsagbar geschmacklose Sofakissen in den Rücken, und nun fing er endlich an Worte zu finden, um ihr so recht warm seine große Freude auszudrücken.

„Ein geschworener Feind von Überraschungen bin ich — aber diese — Sie hier in meinem nüchternen Reiche, Comteß Muschi — das ist entzückend! Noch besser als Sonnenschein, wie sehr ich den liebe, wissen Sie das noch von Riva her? Glauben Sie nur — ich —"

Mitten im Satz brach er ab; weil er ihr ins Gesicht sah. Ein Gesicht, in dem er etwas wie Widerwillen zu lesen meinte. Dennoch kam die schlanke Hand aus dem Muff hervor und berührte mit ihren Fingerspitzen seine Hand auf dem Tische, und die Stimme, die er so sehr liebte, sprach die ermunternden Worte: „Was wollten Sie sagen?" Aber der Ton war alles eher als ermunternd, und so wurden die vier Worte im Ohr des Hörers zur konventionellen Phrase, und der Ausdruck, der seine Rede zum Stocken gebracht, haftete auf den zarten Zügen des geliebten Antlitzes.

Liebe, die noch im Halbdunkel der Unsicherheit geht, strauchelt so leicht, verletzt sich so oft und unvorgeahnt, und nun gerade die Liebe dieses Mannes, der sich, aus klarer Selbsterkenntniß, nicht einmal mit Hoffnungen aufhelfen und heilen konnte!

Deshalb knüpfte er auch den zerrissenen Faden nicht wieder an, und zum Glück rief Hochbrunn ihn im peinlichsten Moment ans Manuskriptenregal ganz in den Hintergrund des langen, schmalen Raumes und wollte die Art der Klassifizierung und Numerierung erklärt haben. Somit erhob er sich, schob die trübe Karaffe beiseite und legte die neuesten Journale vor Muschi hin zum Zeitvertreib. — Sie jedoch wendete keines der Blätter, stumm, hilflos, unglücklich saß sie da auf dem Redaktionssofa; an ihr Ohr schlugen die beiden Männerstimmen, die sich in nichts als Zahlen und Littera A I, Littera B I und II ergingen, und ihr Inneres ward von Empfindungen zerrissen, für die sie sich haßte und verachtete. Was half's? Sie blieben und ließen sich nicht verjagen; sie thaten ihr geradezu Zwang an.

Enttäuschung empfand sie und viel mehr noch. Physische Abkehr von dem Manne in der alten Lodenjoppe, der heute früh, im Drange der Arbeit, noch keine Zeit gefunden, sich rasieren zu lassen; dessen Krawatte gelockert und verschoben saß, dessen

Manschette ein Tintenfleck verunzierte, den genau die nämliche, säuerliche Staubatmosphäre umgab wie des Onkels devote Subalternbeamte, die sich vor ihr bis zum Erdboden verbeugt hatten, wenn sie zuweilen die Prczmboler Kanzlei in des Onkels Gesellschaft betreten, hochgerecktem Kopfes, das Kleid sorgsam aufgerafft. — Und dieser Doppelgänger der Prczmboler Subalternen war ihr ritterlicher Trost? ihr Liebesideal?

Ach ja; das verbrauchte Citat: „Und die Gewohnheit nennt er seine Amme," immer wieder wird's zur buchstäblichen Wahrheit, man thut unrecht, es banal zu schelten. Der Mensch ist ein armseliger Sklave seiner Umgebung und persönlichen Lebensbedingungen; er vergißt gar zu oft den Kern unter der Schale; er sieht den Tintenflecken an der Manschette und nicht die warme Hand in der Manschette, er sieht die unrasierte Wange und nicht das beredte und treue Auge über der Wange und vergißt, daß die schäbige Joppe ein goldenes Herz, einen klugen Geist verbirgt.

So erging's Muschi: Umsonst rang sie wieder das gebieterische Gefühl in ihrer Brust und gegen die krittelnde Stimme; verzweifelt suchte sie nach einem Schilde, mit dem sie ihre Liebe schützen, auf das sie die Eingeschüchterte, Abgeschreckte stellen und hoch über die häßlichen Empfindungen emporheben könne, und sie fand es nicht. O, wie sie sich sehnte hinwegzuflüchten und Gott um einen Tropfen Lethe anzuflehen. Vergessen für dies Wiedersehen: heißer wünschte sie sich nichts zur Stunde. —

— — — — — — — — — — — — —

Die Herren unterhielten sich sehr angeregt; Curhoven redete fast ununterbrochen und warf mit technischen Ausdrücken um sich, und Hochbrunn ließ sich, rittlings am Schreibtisch auf dem Hocker sitzend, Korrekturen zeigen und die Skizze für den morgenden Leitartikel vorlegen, machte seine lebhaften Kommentare zu den Marginalnotizen und hatte sogar den Triumph, daß der „gewiegte Litterat" eine seiner Bemerkungen zur Sache dem Wortlaute nach seinem Leitartikel hinzufügte.

Nach und nach überwand sich Muschi so weit, daß sie die Journale im Stich ließ und auch an den Schreibtisch kam. Sie wollte sich nicht länger als Ausgestoßene fühlen, und sie schämte sich. Das aber machte sie kühl und formell, ohne daß sie die mindeste Absicht dazu hatte.

„Sie betrachten es vermutlich als eine Indiskretion, wenn ich Sie frage, was Sie eben arbeiten?" sagte sie gemessen und stand mit gesenkten Wimpern neben ihm; er indessen gab ihr die Bogen, schob ihr den Drehstuhl zurecht und antwortete ebenso wie sie:

„Es ist mir eine Ehre, wenn Sie einen Blick hineinwerfen, Comtesse, aber ich fürchte, es wird Sie sehr wenig interessieren."

Sie setzte sich auf die äußerste Kante des Drehstuhls, sah aufmerksam in das erste Blatt, wendete es langsam und zweifelnd, schlug wieder zurück und begann noch einmal zu lesen. Dann hob sie die Augen mit dem alten, zutraulichen Ausdrucke zu ihm auf und fragte zögernd:

„Ist denn dies ein Feuilleton? Ich meine der Anfang zu einer Novelle —?"

Hochbrunn lachte bis zu Thränen, nahm sie beim Kopf und küßte sie; Curhoven blieb ganz ernst, kaum daß es unmerklich um seine Mundwinkel zuckte und erklärte:

„Nein, Comtesse; es ist keine Novelle, sondern ein Leitartikel; eine Abhandlung über den Kornzoll."

„Könnten Sie mir's nicht erklären, wenn der Onkel mich fertig ausgelacht hat? — Früher haben Sie mir doch so vieles erklärt, was ich nicht wußte," beharrte sie und verzog keine Miene.

„Der Kornzoll ist weniger interessant für junge Damen, als die venetianischen Baustile," entgegnete er, und während er sprach, schlug es drüben von der Frauenkirche halb zwölf. Fast gleichzeitig klopfte der Portier und meldete Herrn Doktor Sälzner.

„Das sind meine Depeschen; nun ist die Freistunde leider zu Ende," sagte Curhoven.

„Aber du kommst zum Diner?"

„Ich werde mein Allermöglichstes thun. Wo nicht, so versuche ich abends mein Heil. Was denkst du zu unternehmen?"

„Die Muscherl möchte, ihrer Trauer wegen, nicht ins Theater und auch in kein Bräu, sondern recht zeitig zur Ruhe gehen, da wir morgen vormittags den Schnellzug benutzen werden. Ich hingegen steh' dir mit Haut und Haar zur Verfügung."

„Sehr gut, dann wollen wir eventuell bei Tisch etwas für den Abend verabreden. — Nur noch einen Moment Geduld, Sälzner, bitte. Also, auf Wiedersehen Adrian; adieu, Comtesse, bis später."

„Adieu bis später" — wiederholte Muschi mechanisch. Sie sah noch, wie der Störenfried Sälzner auf ihren Platz im Redaktionssofa niederfiel, und dann gingen sie. Draußen, auf der halben Treppe, begegnete ihnen ein salopp aussehender Jüngling im Havelock mit spitzer Gurgel und rasiertem Kopf, und unter dem Arme trug er ein lose eingewickeltes Manuskript.

„Bah, die Federfuchserei ist, im Grund genommen, ein ekelhaftes Gewerbe, wenn du genau hinschaust," philosophierte Hochbrunn draußen auf der Straße. „Schnabelhacken und die wehrlosen Würmer aus dem Mist hervorscharren und zerpicken, das ist das A und O davon, ich versichere dich. Wie paßt denn der Contin unter die Reporter und Enienjäger? Ja, wenn's mit den ernsthaften Leitartikeln über den Kornzoll und die Schulvorlage und dergleichen gethan wäre. Aber die Gerichtsverhandlungen nachschreiben und die Politik aufmutzen, damit sich der Plebs um so einen Fetzen zerreißt, das gefällt mir nicht für den Contin — gar nicht! Und wenn er auch so hoch über den Kabalen und Koterien steht wie der Weih in der Luft überm Hühnerhof und den Wurmpickern; schau, er muß eben doch mitthun und sich vernachlässigen, dem unsauberen Bureau zulieb. Guck da meinen Rockärmel an: des Contins halbe Schreibtischplatte nehm' ich mit mir zum Hotel."

„Sprich nicht mehr davon; ach, es ist so traurig," unterbrach Muschi und drückte sich gegen den Arm, der sie stützte. „Sag', meinst du nicht, daß seine Vergangenheit, — weißt du: sein eigentlicher Stand, wollt' ich sagen — ihm zu einer idealen Auffassung verhilft? Daß er vielleicht nur heute, wegen der Erkrankung seines Chefs?"

„— ein bissel lang im Negligé gesteckt war, gelt? — Freilich mein' ich das, und was thut's mir? Der Contin bleibt mir der Gleiche auch im Kommod'joperl; aber du, als du dich vorhin aufgesetzt hast, wie das Feldmarschallspferd zur Parade, da hab' ich noch etwas ‚gemeint.' Dies nämlich: ‚Die Muschi Kiliany hat's noch weit bis zur Dame von Welt.' Solch' einen ungünstigen Umstand, oder besser Zustand, ignoriert man, Schatzl, und blickt nicht Mißbilligung dermaßen deutlich, daß es ein Blinder vom Gesicht abfingern könnte, und wenn der Curhoven später zum Diner korrekt erscheint, wie mit Sicherheit vorauszusehen, so darfst du dich —"

„Korrekter benehmen. Ach, ich weiß, ich weiß! Du ahnst nicht, wie sehr ich bereue," sagte sie betrübt, und Hochbrunn, dem sein „Putzer" bereits wieder leid that, sprang sofort auf das Thema von der idealen Berufsauffassung zurück, das Muschi vor wenig Augenblicken angeregt hatte. Nun ließ er sie ihre mädchenhaften Ansichten, die von natürlicher Klugheit und Nachdenken zeugten, frei entwickeln, und sie kamen ganz vortrefflich überein. Sie machten einen langen Spaziergang in den Englischen Garten; die Sonne hatte sich durch die Wolken geschoben und das Landschaftsbild ward mit einem Schlage wärmer in der Farbe, duftiger in seinen Umrissen; das lichte Blau des ersten Vorfrühlingstages schimmerte, immer weiter gespannt, immer heiterer, durch die kahlen Wipfel und um die Glockenetagen des Chinesischen Turmes. Sie freuten sich miteinander des schönen Tages und ihres Beisammenseins, und als sie dann, rückwandelnd, auf der Anhöhe im kleinen Säulenrund des Monopterustempelchens standen, da hatte irgend eine gütige Gottheit den Wunsch um einen Tropfen Lethe freundlich erfüllt.

Als sie wieder durch die Schönfeldstraße kamen, hoben sich beider Blicke gleichzeitig zu den bekannten Fenstern der Nummer acht empor, und sie lachten und nickten einander zu, wie Kinder, denen ein listiger Streich geglückt ist. Da droben standen die Blumenstöcke in Reih und Glied aufmarschiert auf den beiden Simsen, und dazwischen hantierte ein männlicher Arm mit einer nagelneuen, maigrünen Gießkanne.

„O! Jetzt hat er's gefunden!" sagte Muschi und zog ihren Beschützer hastig vorwärts, der jedoch spöttelte lustig:

„Auf ein Drillichjackerl ist er noch nicht heruntergekommen, der arme Preuß'; siehst du Gespenster am hellen Tag?"

— — — — — — — —

Allerdings, in höchster Korrektheit kam er zu Tisch ins Hotel. Rasiert und frisiert,

den Schnurrbart flott von der Oberlippe aufwärts gestrichen, der lange, englische Überrock auf Seide gearbeitet, und in der Krawatte sein einziges, einigermaßen wertvolles Schmuckstück: die Perle, die seine Mutter ihm vermacht hatte. Freilich war sie ein winziges Ding gegen die birnenförmige, mattgraue Kostbarkeit, die den Knopf von Muschis Hutnadel bildete.

Muschi selbst war erstaunend vornehm in der Einfachheit ihres schwarztuchenen Reisekleides. Aus dem hohen Persianerstehkragen mit den krausen Lammlöckchen erhob sich das ovale, weiche Mädchengesicht ebenso anmutig, wie sich das der Klythia aus seinem Sonnenblumenkelche erhebt.

Weder Rosen noch Veilchen brachte Curhoven als Zeichen der Huldigung; er hatte in aller Hast Toilette machen müssen, um nur überhaupt pünktlich erscheinen zu können, aber er brachte etwas Besseres mit: die alte, ungezwungene Herzlichkeit, nur minder onkelhaft war sie als früher. Seine beredte, kindliche Freude ob der blühenden Überraschung, die er hinter seinen öden Fenstern vorgefunden, erinnerte Muschi lebhaft an damals, als sie ihm die Salviativase gegeben, und zwiefach beseligte diese seine Freude ihr Herz jetzt, nun sie klar und für ewig wußte, was er ihr war. — Ihrer stillen und feinen Natur jedoch war's versagt, ihren Empfindungen äußeren Ausdruck zu geben. Ängstlich mußte sie ihren Schatz und ihr Glück verbergen und sich, als deren Hüterin, ganz in sich selbst zurückziehen.

„Nein, wie soll ich nur danken, Comteß Muschi?“ sagte Curhoven.

„Aber doch nicht mir, sondern dem Onkel Adrian,“ wehrte sie ab und Hochbrunn protestierte dagegen.

„Glaub' ihr kein Wörtl, Contin. Die Muschi ist ganz allein das treibende Agens gewesen und ich die ausführende Kraft, da sie grundsätzlich keine Börse bei sich führt. Laß deinen Dank ruhig dort, wo du ihn angebracht hast, mein Lieber.“

Curhoven küßte ihre Hände, eine nach der anderen, und bot ihr den Arm, um sie hinüber in den Speisesaal zu führen. Während Hochbrunn vorausging, um dem Oberkellner eine Weinbestellung zu machen, hielt er sie einen Schritt zurück und beugte sich zu ihr nieder:

„Wissen Sie, daß ich wohl einmal wieder der Trost sein möchte, Comteß Muschi?“

Ihr mangelte die Fähigkeit, eine Sache leicht oder scherzhaft zu nehmen, vollständig, und so blickte sie ihn schmerzlich erstaunt an:

„Wünschen Sie mir noch mehr Trauriges?“ sagte sie.

„Nein, nein; Sie mißverstehen mich, oder besser, ich habe mich unrichtig ausgedrückt. Als der Trost fühlte ich mich Ihnen sehr nahe, und dies Gefühl ist mir abhanden gekommen. Ich wünsche, daß ich's wieder haben dürfte.“

Sie blieb stehen, ihre Hand auf seinem lahmen Arme.

„Aber es hat sich nichts in mir verändert, nicht das geringste. Sie sind mir nahe. Immer werden Sie der Trost sein; ich werde mich an Sie wenden, gewiß — immer, wo ich sehe, daß der Onkel mir nicht helfen könnte. Dann werde ich Ihnen schreiben — nur, bitte — —“

„Nur —?“

Ihre schönen Augen sahen ihn scheu an — der Gazellenblick, den er einst bespöttelt und der jetzt sein Herz bewegte —, sie errötete und schüttelte den Kopf:

„Es war nichts; das ‚nur‘ war eine façon de parler. Bitte, machen Sie keine Gewissensfrage daraus, nicht wahr? Niemandem, als Ihnen, werde ich je Vertrauen schenken, und stets sollen Sie der Trost bleiben. Dem Onkel — sehen Sie — ihm verdanke ich alles, was würde ich ohne ihn sein und beginnen?“

„Ihm kommt mithin die erste Stelle in Ihrem Herzen zu. Ist es so?“

„Darf es anders sein? Dankbarkeit fühlen: — Sie können sich nicht denken, wie sehr stark diese Empfindung in mir ist, ich vermag es Ihnen nicht zu erklären.“

„Ich verstehe ohne Erklärung. Gott verhüte, daß ich Ihr Verhältnis zu Ihrem Onkel anzutasten oder zu verändern suchte.“

„Es wäre auch vergeblich. Was man liebt, ist unveränderlich — unvergänglich.“

— — — „Nun nehmt eure Plätze; die Muschi kommt da zwischen uns beide, Contin.“ — Hochbrunn rief; sie waren im Speisesaal.

— — — — — — — —

Ihr Tischgespräch war, während der ersten beiden Gänge, eines zu dritt; dann wurde es allgemein, weil die Gesellschaft sich diesmal aus lauter gebildeten und zu einander passenden Elementen zusammensetzte. Man sprach von den herrlichen Wagnervorstellungen, die, cyklisch, im Nationaltheater gegeben wurden, vom Beethovenabend des Odeons, vom neuesten Ibsen und der neuesten Erwerbung der Pinakothek. Dann ging's auf die moderne Kunstrichtung als solche über, die sich immer heftiger auf Naturalismus, Symbolik und das öde „Grau in Grau" warf. Malerei und Dichtkunst, eines noch bizarrer als das andere. Was sollte daraus nur kommen?

„Einfach die verkehrte Welt," sagte Hochbrunn.

„Oder ein socialer Ruin," meinte sein Gegenüber, und dessen Nachbar erklärte:

„Revolution auf allen Gebieten; nur die elende Frauenfrage dürften sie herauslassen, damit uns doch ein sanftes Element intakt bleibt."

„In der gärenden Frauenfrage liegt eben der Keim zur Revolution; deswegen sollen die Männermeinungen sich nicht spalten, sondern fest und einig werden," warf ein Dritter hin. —

„Gerecht vor allen Dingen!" — Eurhoven legte die Gabel auf den Teller, beugte sich vor und fing an, als gewandter Feuilletonist, das Zukunftsthema zu zerlegen, zu beleuchten und die einzelnen Streitfragen dergestalt weiter zu entwickeln, daß sie, wie die Strahlen eines Sternes auf einen Kernpunkt zusammenliefen. Er geistreichelte nicht im geringsten und fesselte sein zufälliges Auditorium weder durch Spielerei mit Paradoxen noch durch hellseherische Ausmalungen. Sehr logisch, ernst und markig faßte er seine Gedanken in kurze Sätze; prunkte nicht mit Skepsis, noch mit Unfehlbarkeit, und vermaß sich nicht am Weltensystem zu rütteln als Neuzeittitane. Allein jeder seiner Zuhörer mußte den Eindruck haben, daß in diesem invaliden und gebeugten Körper ein gesunder und gerader Geist lebte, thatkräftig, wenn auch nicht thatendurstig, maßvoll und ein edler Verfechter der Frauen, vielleicht weil er seiner Mutter ehrfürchtig gedachte, vielleicht liebte er auch und ward wiedergeliebt, beides seiner Invalidität zum Trotze. — War's so oder nicht?

Derjenige, der sich ob dieser Frage den Kopf zerbrach, warf verstohlen einen höchlichst interessierten Blick auf das schlanke, reizende Mädchen im Trauerkleide, das zwischen den beiden, ihm, dem Stammgaste, absolut unbekannten Herren, saß und den älteren derselben ein paarmal mit leiser Stimme „Onkel" genannt hatte. Außerdem: kein halbes Wort gab es in die Unterhaltung, das bildschöne Geschöpf, die Schönheit in der Knospe. Es war ja zwanzig Jahre zu jung für den geistreichen Invaliden. Auf höchstens sechzehn Lenze schätzte es der Beobachter seiner stillen Anmut.

Nein, Muschi sprach nicht mit. Stumm und versunken hörte sie zu und vergaß Teller und Glas samt ihrem Inhalte.

So hatte sie ihren Freund und Trost noch niemals gesehen, so, als den intellektuellen Mittelpunkt eines aufmerksam lauschenden Kreises. Selbst die Kellner glitten geräuschlos um den langen Tisch und servierten mit Vorsicht; der Oberkellner ließ von Zeit zu Zeit sogar ein warnendes „Pſ—ſt!" vom Büffett her hören, und des Onkels Augen glänzten: „Seht ihn an, meinen lieben Freund, hört ihn; ich bin stolz auf ihn!"

Muschi war auch stolz auf ihn. Seine knappen, gemäßigten Worte, sein leidenschaftsloses und dennoch entschiedenes Eintreten für Frauenwert und -recht hoben ihre Seele empor zu ihm. Sie fühlte seine geistige Übermacht; sie fühlte ihre Liebe zu etwas Großem, sehr Heiligem werden, wie durch ein Wunder. Die kindische Schwärmerei sank hinweg und mit ihr der grüblerische Nebel. — „Mein Herz ist dein auf ewig!" — jetzt erst erfaßte sie völlig den erschütternden Ernst solcher Gewißheit, und all das Unpersönliche, ihr nur zum kleineren Teil Verständliche, was er sprach, schenkte ihr dennoch die Erkenntnis seiner Persönlichkeit.

Allein in ihren Stolz mischte sich ein gallenbitteres Gefühl. Sie erniedrigte und strafte sich selbst im Geheimen. Jetzt war er ihr der Gott und der Held, und heute früh, vor wenig kurzen Stunden, hatte sie sich seiner geschämt. Um seines schäbigen Rockes und rauhen Antlitzes willen. War

sein Auge nicht das gleiche gewesen wie hier im Saale, und sein Geist, der sie so hoch überragte, der nämliche auch in der unscheinbaren Hülle? Liebte sie denn nur jene elegante Hülle, die in diesem Augenblicke ihr Kleid flüchtig berührte bei einer erläuternden Armbewegung, und nicht das unsterbliche Wesen, den inneren Gehalt der Form? — Die Glocke anstatt des Glockenklanges? Hatte sie für solche Nichtigkeit das anbetungswürdige Wort „Liebe" gemißbraucht?

Glut stieg ihr in Stirn und Wangen, während diese Fragen ihre Seele bedrängten; es sah sich wahrlich an, als habe sie zuviel vom Château Larose genippt, und doch war kaum ein Tropfen über ihre Lippen geronnen. Am liebsten wäre sie sofort vom Tisch aufgestanden und in die Einsamkeit ihres Zimmers geflüchtet.

Niemand hinderte sie daran, ihren Wunsch auszuführen, als man endlich die Tafel aufhob. Die Herren waren bei ihrer Debatte warm geworden und siedelten als geschlossene Gruppe ins Rauchzimmer hinüber: „später muß man noch zum Hofbräu oder ins Café Luitpold" hörte Muschi vorschlagen.

Die Damen zogen sich ausnahmslos zurück; sie also gleichfalls. Nur noch einen Moment gesellte sie sich zu den Herren und faßte Hochbrunns Hand, die er, samt der glimmenden Cigarette, hinter sich auf dem Rücken hielt:

„Gut' Nacht, Onkel Adrian."

„Jesus Maria, die Muscherl! Ja, du bist auch da, kleine Person? Uns wirst du jetzt los, den Contin und mich, Kind; und dir ist's besser, du legst dich zeitig, gelt?"

„Darf ich dir deine Sachen packen, gleich mit den meinen?"

„Küß' die Hand, küß' die Hand! Das ist gar zu lieb, Schatz, aber thu' nicht zu viel, schell' dir das Zimmermädel, hörst du? — Die Muschi empfiehlt sich bereits Contin —"

Curhoven wendete sich mitten im Gespräch um, und die drei sonderten sich für ein paar Sekunden von den übrigen ab. —

„Ich habe Sie sehr bewundert — tausend Dank," sagte Muschi rasch zu Curhoven, während Hochbrunn sich vom Kellner ein frisches Packet Cigaretten geben ließ. Dann fügte sie in ihrer ungewollt abkühlenden Art hinzu: „Ja, wirklich, viel hat man von Ihnen lernen können, wenn man genau acht gab."

„Und du hast aufgeachtet wie ein Haftelmacher," fiel Hochbrunn gutgelaunt in die Rede, „dafür erhälst du nun heut' einen frühen Urlaub und morgen, en route à Paris, repetieren wir dann die ganze sagesse de Contin miteinander. Wie Schneckerl?"

„Muß ich Ihnen denn jetzt schon Lebewohl sagen, Herr von Curhoven, — oder?"

„Doch nicht. Ich werde es sicher möglich machen können am Bahnhof zu sein, Comteß Muschi. Nein, solch sehr liebe Gäste läßt man nicht ungeleitet von dannen ziehen. Also für heute nur gute Nacht und gute Träume und auf Wiedersehen morgen früh."

„Und nochmals Dank für alles — gute Nacht." —

— — — — — — — —

„Rührendes Kind, süßes, geliebtes Kind, warum ist das Wasser gar zu tief zwischen dir und mir?" — dachte er und sah ihr nach, wie sie hinaus ging. Ihre weiße Hand, die den Thürgriff langsam losließ, war das letzte, was er von ihr sah. Darauf zogen die neugewonnenen Eintagsbekannten und der lebhafte Freund ihn an den runden Tisch zu schwarzem Kaffee und Cognac.

— — — — — — — —

Muschi packte eine Treppe höher in der Einsamkeit, und als sie fertig damit war, saß sie lange auf dem Fenstersimse, sah in den Regen und die trüben Straßenlaternen hinunter und überdachte den verflossenen Tag, sein Beschämendes und sein Beseligendes für ihr Herz. —

„Ich liebe ihn — ich verdiene es nicht — nie kann ich seiner wert werden — nie wird er mich verstehen — ich bin nur ein Kind für ihn —" — Das war die Quintessenz ihrer stundenlangen Gedanken, bevor sie sich zur Ruhe legte.

— — — — — — — —

Anderen morgens am Bahnhof warteten sie vergeblich auf des Freundes versprochenes Kommen, Hochbrunn und Muschi. Ihre Köpfe drängten sich nebeneinander durchs offene Fenster des Coupés, das der Schaffner schon, alles Protestes ungeachtet, geschlossen hatte. Hochbrunn war sehr ent-



Tölzer Schütz. Studienzeichnung von R. Epp.

täuscht und schalt; Muschi sagte abermals kein Wort, und gottlob, der dichte Kreppschleier verbarg und verhüllte ihr verzweifeltes Gesicht. — Verzweifelt kämpfte sie auch gegen das Weinen, das erstickend in ihrer Kehle aufstieg.

Da, in der allerletzten Minute, kam Baumann herangestürzt und geflogen. Während die lange Wagenkette sich bereits anruckend in Bewegung setzte, reichte er einen großen Veilchenstrauß hinauf in Muschis ausgestreckte Hände und deutete atemlos rückwärts. Der Zug fuhr, noch langsam, durch die Halle ins Freie, und dort, ganz hinten, wo gleich jenseits der Wartesäle die Perrons begannen, sah Muschi die hohe, leichtgebückte Gestalt stehen. Einen Arm in der schwarzen Schlinge über dem Paletot, die Hand des anderen lüftete den Hut und winkte damit aus der Ferne. — — Ein steifes Bein kann leider keinen Schnellzug einholen.

„Gar zu schad', daß er's um ein Haarbreit verpaßt hat, unser lieber, guter Kerl," sagte Hochbrunn bedauernd, als der Zug draußen auf seinem Schienenstrange vorwärts eilte und München schon allmählich ein Duftgebilde am Horizont ward. „Gelt, ein Prachtmensch ist er, und es freut mich noch besonders, daß er an die Veilchen für dich gedacht hat. Nun wir werden ihn recht bald einmal bei uns in Auteuil sehen, das steht fest. Er hat mir's gestern nacht in die Hand versprochen. — Komm in meinen Arm, Muscherl; du bist so müd' wie ich, man sieht dir's an. Komm daher, Kind."

— Und sie „kam daher," ließ sich in seinen kraftvollen Arm nehmen, bettete ihren gesenkten Kopf gegen seine starke Schulter, halb unter den grauen Mantelkragen, und hielt die weiche Hand, die doch solch' eine gute Stütze bot, zusammen mit ihrem Veilchenstrauße im Schoß.

Sie wollte ruhig sein, nicht weinen, sich nicht verraten, — nein, um keinen Preis der Welt —, und sie konnte auch was sie wollte.

Still blieb sie an ihr warmes Ruheplätzchen gedrückt, das unter den regelmäßigen Atemzügen der breiten Brust langsam auf und abfederte, und wartete, den eignen Atem und die rebellischen Gedanken gewaltsam zurückdämmend, bis ihr Beschützer fest und ruhig schlief und seine erschlaffte Hand sich von der ihrigen loslöste.

Dann erst stahl sie sich mit der möglichsten Behutsamkeit von seiner Seite fort und lehnte sich in die entgegengesetzte Ecke des Coupés, dessen einzige Insassen vorläufig sie beide waren.

Ihr entschleiertes Gesicht zum verhüllten Fenster gekehrt, ihre brennende Wange in die herrlich duftenden Veilchen gepreßt, weinte sie bitterlich und weinte sich endlich gleichfalls in Schlaf. —

(Schluß folgt.)

## Trost.

Ich hatt' kein Brot, ich hatt' kein Haus,
Was sollt' ich Armer machen?
Ich ging zum grünen Wald hinaus,
Da lernt' ich wieder lachen.

Ich ließ der Sorgen bittre Last
In Moos und Farnenpflanzen
Und sah vergnügt von Ast zu Ast
Die Eichkatz munter tanzen.

Da wollt' mein Herz wie sie auch sein,
Ließ alle Gramergüsse
Und holte so viel Schönheit ein
Wie sie kaum Buchennüsse . . .

Georg Busse-Palma.



# Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

## Auf der Vortragstour.

Von

Carl von Vincenti-Wien.

(Abdruck verboten.)

Da war vor zweiundzwanzig Jahren in Kassel ein feingebildeter, wohlhabender Mann, der sich nach erfolgreichem tüchtigen Schaffen ins Privatleben zurückzog. Der Mann, der heute in Koburg lebt, heißt Edmund Lotz. Er hatte geistige Bedürfnisse, was nicht allen Rentnern passiert; er hatte Sinn und Freude für alles Lebenveredelnde, eine feine Witterung für den Bildungsdrang anderer, Thatkraft, Begeisterungsfähigkeit. Er gründete — eine segensreiche That — den Deutschen Vortragsverband, der ein wirklicher Bildungsfaktor geworden ist und heute noch blüht. Der Anfang war klein: sechs Vereine, heute sind deren zweihundertundsieben, über das Deutsche Reich und einen Teil von Österreich verbreitet. Selbst in Mailand, Neapel, Brüssel, Amsterdam gehören deutsche Vereine dem großen Verbande an. Es ist ein mächtiges Netz des gesprochenen Wortes, in dessen Maschen fast keine deutsche Stadt von Bedeutung fehlt. Ein von Vereinsdelegierten beschickter Verbandstag, welcher alljährlich in einer größeren deutschen Stadt abgehalten wird, verhandelt, beschließt über Verbandsangelegenheiten, insbesondere das Vortragswesen, und stellt die Rednerliste, eine Ehrentafel im wahren Sinne des Wortes, fest, welche seit Jahren beste und klangvollste Namen der Wissenschaft, des Schrifttums und der Vortragskunst aufweist. Diese alljährlich sich erneuernde Rednerliste ist nur den Vereinen und den Vortragenden zugänglich; die Vortragseinladungen und -abschlüsse erfolgen unmittelbar zwischen den Vereinen und den Rednern, der Impresario ist ausgeschlossen.

Diesem Verbande hat Schreiber dieser Zeilen die Ehre, seit zwei Decennien ununterbrochen anzugehören. Zwanzig Jahre Verbandsredner! Eine Reise vom Schreibtisch hinaus und zum Schreibtisch zurück, denn sie ist Ferienarbeit! Ein ganz netter Zuschlag zur Jahresmühsal. Und doch eine wahre Erholung, ein befreiendes Hinaus aus einem bisweilen erstickenden Milieu, ein Volltrunk frischer Geistesluft! Er gäbe nicht für den bequemsten Ofenhockerruhm die mühseligen Freuden seines fliegenden Rednertums. Was er sich erwandert und erschaut, was er für das Beste von seinem Schreibtisch halten mag, das trägt er hinaus und zugleich holt er sich in deutschen Vortragssälen neuen Arbeitsmut. Ist jedweder Durst echt deutsch, so ist es nicht am wenigsten der Wissensdurst. Wer etwas Hörenswertes zu sagen hat, der ist nirgends willkommener als beim großen deutschen Volke, mit seiner köstlichen Frische, seinem schlichten Frohmut und eindringenden Ernst, seiner Empfänglichkeit für das Ideal — trotz allem noch! Die Kinkel, Palleske, Brehm, Rittershaus, Riehl, der Chinesen-Vogt, der Nibelungen-Jordan, Oncken, Schulze, Falb, Bulthaupt, Türschmann, Junkermann und viele andere wußten und wissen davon zu erzählen. Der Blutumlauf der Bildung ist ein erstaunlich geregelter in diesem gesunden Volkskörper.

Vielerlei muß ein Verbandsredner mitbringen: leichtes Gepäck, Geduld, Begeisterung und — Gesundheit, denn der „Nachtrag“, wo die Römer klingen und die Toaste funkeln, verlangt Nerven von Stahl. Ein guter „Nachtragender“ hat entschieden seinen Vortragswert. Was er aber nicht mitbringen soll, ist ein Manuskript, wenigstens nicht auf das Katheder, denn das frei hinausgesprochene Wort ist die Hauptsache, der Nerv des Vortragswesens. Die Vorleserei ist ein sieches, lahmes Ding, vielleicht gut für Theeabende, im Vortragssaale entschieden vom Übel. Mit einem Manuskript, einem Blatt Papier schaltet sich der Vortragende elektrisch von seinem Publikum aus. Nur dem Recitator, der Fremdes bietet, ist der Behelf gestattet. An Vorlesern allein wäre der Verband längst zu Grunde gegangen. Das Wort frei hinaus ohne Behelf ist freilich eine eigne Sache. Es darf beileibe nicht Gedächtnisfertigkeit sein, denn der Redner, der sich selbst memoriert hat, verstimmt den Hörer, der bald hinter diese Pensumskunst kommt. Frei gestalten, aus dem Vollen schöpfen soll der Redner, der wirken, fortreißen will. Das

Knochengerüst des Vortrags muß feststehen, alles übrige ist Sache des Augenblicks, der Eingebung. Wem sie nicht kommt, wenn er in lauschende, glänzende Frauenaugen blickt, dem ist nicht zu helfen. Es ist ein Gemeinplatz, aber man muß zum Vortragenden geboren sein, vielleicht mehr noch als zum Parlamentsdebatter. Wer nicht vom Herzen spricht, dringt nicht zum Herzen, wer die Zuhörer in verwickelte Gedankengänge einspinnt oder seinen Vortrag mit Daten und Zahlen überlastet, ermüdet, und wer vor tausend Menschen ebenso gelehrt sein will, wie er vielleicht vor hundert dankenswert zu sein versteht, wirkt nicht. Von der unmittelbaren Wirkung aber lebt das Vortragswesen.

Dies alles ist nicht neu, wird aber tagtäglich wieder vergessen. Wie kommt nun Schreiber dieses zu solcher Lehrhaftigkeit? Mein Gott, er ist eben siebenhundertfünfundsechzigmal auf dem Podium, dem Katheder oder auch auf den weltbedeutenden Brettern gestanden, von der Adria bis zum Haff, von Mailand bis zur Dänengrenze, von Memel bis nach Aachen, von der Weichsel bis in die Reichslande. Am liebsten auf dem Podium, den Teppich unter den Füßen, wie es der Orientale, der Orientkenner liebt, denn Schreiber dieses bringt dem Verbande den Orient, wie er ihn erschaut, wie er ihn lieb gewonnen, nicht allein um seiner Farben und Lichter, sondern auch um seiner Seele willen, die sich zwischen schuttwüsten Altkulturen und kümmerlicher Jungsaat verträumt. Weit über tausend und eine Stunde ist er mit seinen Zuhörern in den Ländern der Sonne gewesen. Welch prächtige Reisegesellschaft! Wie sie zu hören verstehen! Und hören ist doch so schwer! Da hat denn Schreiber dieses, dankbar für solche Kunst des Hörens, die „Pause" erfunden, eine Wohltätigkeitseinrichtung des Vortragswesens, die — soweit seine Erfahrung reicht — sich trefflich bewährt hat. Manchem Redner wäre die „Pause" als fünftes Vortragsrequisit anzuempfehlen.

Und jetzt greifen wir ein Vortragsjahr unter den zwanzig heraus. „Der Schreiber dieses" tritt ab und in sein „Ich-Recht" nach dem modernsten Rezept, das sich ja in „Persönlichem" nicht genug zu thun vermag. Die Tour ist nach sechsmonatlicher Korrespondenz festgesetzt. Abänderungen hat's genug gegeben, was dabei aus den Fugen ging, ist jedoch telegraphisch wieder eingerenkt worden. Der Koffer ist gepackt. Ich habe siebeneinhalb Wochen für vierzig Vorträge. In gar viele deutsche Gaue geht's im Fluge, ins liederreiche Schwabenland und nach dem lieblichen Thüringen, nach der fröhlichen Weinpfalz, ins flammende Revier, wo Kohle wächst und Eisen glüht, ins mildere Land der Zuckerbräute und dann zu den Hanseaten mit dem Weltausblick, einmal bis hart ans feindliche Jütland hinan und darauf nach dem Nordosten, wo schon russische Schlagbäume winken, ins arbeitsfrohe Sachsen, ins blühende Frankenland. Zu Bier- und Weinstudien prächtige Gelegenheit! Gambrinus souverän allüberall, der bacchische Tropfen weise verteilt: am Neckar und Main süffige Landweine, in der Pfalz und bei Rhein duftiges Gewächs — unter der Blume lauern Kobolde — kühler Mosel am Oberrhein und ins Eisenland hinein, von Fremdweinen die besten Bordeauxmarken bei den Hanseaten, süßgoldige Magyarenweine im Südosten, hier und da, leichtsinnig auffallend, welscher und verdeutschter Sekt. Doch auch andere Studien steigen zu Herz und Kopf. Man fühlt den Genius eines großen Volkes. Man wittert Arbeitsluft, hört den ehernen Tritt des Fortschrittes, spürt seinen Geist, ahnt seine Kraft, bewundert sein Schaffen. Fast wie ein Kulturmärchen berührt es mich bisweilen, wenn ich das deutsche „Ehedem" mit dem „Heute" vergleiche. Der Rhein, in dessen Nähe meine Wiege gestanden, ist die erste Wasserstraße Europas geworden. Welche Hafenanlagen! Und allüberall diese wunderbar ausgerüsteten Werkstätten mit den eisernen Sklaven! Diese gewaltigen Städte von elektrischen Bahnen durchsaust! Dieser schwindelerregende Verkehr, diese Bahnhöfe! Diese Wälder von rauchenden Schloten!

Es ist Allerseelentag. Eine wahre Bußstimmung. Reu und Leid nieselt vom Himmel herab. Nun denn hinaus durch Nebel und Niesel ins weite gelobte Vortragsland. Die erste Station ist auf neunzehn Stunden Bahnfahrt eine reizend gelegene schwäbische Landstadt. Nebel brauen auf den Höhen. Ein Vorstandsmitglied nimmt mich in Empfang. Er bringt, wie alle diese Herren, Lebensart, ja herzliche Zuvorkommenheit mit. Im Hôtelomnibus verpackt harre ich meines Koffers. Jetzt tritt der Kofferträger mit dem Gepäckschein an den Schlag und meint gelassen: „'s ischt kei Koffer da." Ich bin mit einem Sprunge heraus und erkundige mich: das Gepäckstück hat einen anderen Weg genommen, wird aber ganz gewiß um Mitternacht da sein. Schöner Trost! Der erste Streich des Reiseteufels, der seine Bosheit mit allerhand kleinen und großen Verdrießlichkeiten, gelegentlich auch mit Bahnunfällen füttert! Ich höre förmlich das hämische Kichern des Unholds hinter mir. Der Herr vom Vorstand tröstet mich: ein Vortrag sei keine Hochzeit, es gehe auch ohne Frack und Claque. Und er behielt Recht: es ging und noch dazu ganz vortrefflich. Der „Nachtrag" war mit Damen. Das bringt eine gewisse verfeinerte Behaglichkeit in Ton und Stimmung, die nicht ausarten können. Ich bin ein warmer Verfechter des „Nachtrags" mit Damen. Leider besteht hier und da noch eine gewisse Scheu davor. Die Damen trauen nicht oder trauen sich nicht und die Herren lassen sich gern etwas gehen, wenn der Redner ein guter Kamerad ist. Und das soll er sein, will er begehrt bleiben. Rittershaus und Hey'l, der Wiesbadener Kurdirektor — beide sind letztes Jahr für immer von uns gegangen — waren vielleicht die besten Kameraden im Verbande. Längst über die Geisterstunde hinaus steige ich in mein Zimmer hinauf und aus der Ecke grüßt mein Koffer. Er war „pünktlich" um die zwölfte Stunde gekommen.

Mitten im Thüringer Walde. Eine neue Station. Ich besichtige den Saal. Eine Galerie auf Holzsäulen, als Vortragspodium eine Liebhaberbühne. An den Wänden Reste eines Veteranenfestes: Fähnlein, Wappenschilder, Tannengrün. Die Bierische ist noch still und dunkel

wie Muhammeds Wüstenhöhle, aber nicht minder verheißungsvoll. Tische in Reihen sind von Stühlen umdrängt, also ein Vortrag mit Erfrischungen. Der Vorstandsherr blickt mich fragend an. „Ich mache eine Pause." Sein Gesicht glänzt. Ich füge hinzu, daß mir Lokalsitte heilig und keine umwandelnde Biernymphe mich aus dem Konzept zu bringen vermag. Er strahlt. Manche Vortragsgröße stößt sich an diesem Brauch, mit Unrecht, meines Erachtens. Man muß es dem Publikum behaglich machen, das bringt gegenseitig näher. Freilich, tags darauf war's anders. Eine thüringische Residenz. Man wittert Hofluft. Aber sie hat nichts Beengendes. Große Geister stehen hier in Erz, hoch schlugen hier die Pulse deutschen Geisteslebens. Der Hof ist im Vortrag, der Landesherr gütig, leutselig, herzensvornehm. In der Pause findet er ein Fürstenwort. Leb' wohl, Weimar, du Gnadenort! Weiter! Eine mächtig anwachsende Großstadt, die ihren Festungspanzer gesprengt; weit hinaus ein Wald von Schloten! Prachtsaal mit Karyatiden, vergoldeten Simsen, feierlichem Konzertpodium, elektrischen Lichtfluten. Reicher Besuch, elegante Damen, feingekleidete Herren. Beim „Nachtrag" Kaisertoast und Sekt.

Ein stilles Bierstädtchen. Im Hotel ist gerade Schweineschlächterei. Es riecht nach hausgemachten Würsten. Mein Zimmer hat sechs Fenster auf die Gasse und ich höre während drei Stunden den Hammer des Pflasterers klingen. Er hämmert mit echt deutscher Ausdauer und Nervenverachtung. Es ist zum Tollwerden! Mir kommt vor, mein Kopf ist auch so ein dummer roter Pflasterstein, wie ihn der Mann da unten eigensinnig bearbeitet. Ich trete in den Saal; wie heimlich! Zwar duftet's auch hier nach Wurst, aber ich bin — à nul ne déplaise — ein Wurstfreund, brauche mich dessen auch gar nicht zu schämen, denn meine ebenso zahlreiche als verständnisvolle Zuhörerschaft frönt auch der Wurst, wie ich beim „Nachtrag" erlebe. Es ist ein patriotisches Wurstessen. Prächtige Magen, diese Niedersachsen. Weiter! Wem hat's nicht Braunschweig mit seinen skulpierten Giebeln und Hallenden Domen angethan! Aber die Mumme! Und die Braunschweiger Wurst dazu! Redner, enthalte dich! Ich denke schaudernd an meine Mumme-Not. Ein dies nefastus, trotz des Vortragsbeifalls von tausend Braunschweigern.

Ein Woche später. An der Nordsee, ein neuer Kriegshafen mit breiten, gähnenden Straßen nach dem Richtscheit: Wilhelmshaven. Ist das ein Reisetag gewesen! Tief aus dem Rheinland heraus, frühauf im Coupé, sechsmal umgestiegen, die Fahrkarte wie geköppelt. Endlich pustet und schnaubt die Lokomotive lauter, sie wittert Meerluft, und wir sind da: ein Viertel nach neun. Vorwurf und Kummer spiegeln sich in den Mienen des Empfangsherren. Da schlage ich feierlich den Pelz auseinander und stehe, zwar nicht mit dem Ordensstern eines Inkognitopotentaten, aber in Vortragsgala da. Er drückt mir die Hand. Zwanzig Minuten später stehe ich auf dem Podium. Es fallen ein paar Worte über Flotte und Seemacht! Wie leuchten die Augen der Seeoffiziere, die fast vollzählig da sind! Und wie wär's erst heute, wo Millionen Herzen für Größer-Deutschland schlagen! Dann nimmt mich eine kleine Garnisonstadt auf. Buntes Tuch auf den Gassen, Kavallerie und Artillerie. In diesen Uniformen stecken prächtige Hörer, man muß sie nur zu packen wissen. Da ist Rasse, gutes Blut, durch die nervöse Kunst des Befehlens und Gehorchens merkwürdig verfeinert und veredelt. Mich freut ihr Stolz, ihr Selbstbewußtsein. Ohne sie hätte der deutsche Machtbaum niemals so herrliche Ringe angesetzt.

Elbenebel kriechen ins Land. Da donnert der Harmonikazug über gewaltige Gitterbrücken, die Nebelschleier sinken, und dort liegt Hamburg mit seinen hohen, spitzen Türmen. Tausend Maste! Riesendocks, gastlich und trotzig zugleich! Du Stolze, ich grüße dich. Seit siebzehn Jahren bin ich alljährlich in deinem Bann, du Meerbeherrscherin, du gefürchtete Verkünderin deutscher Kraft und Kühnheit. Wie macht du deinem alten Hansablute Ehre, du rastlos Unternehmende, du Weltumspannende. Wenn ich deine Meervögel über die Alsterbecken wirbeln sehe und die Möwen schreien höre, lacht mir das Herz, und ich atme fremde Welten. Im Verbande stehst du obenan. Im segensreichen Walten deines großen Kaufmännischen Vereins spiegelt sich deine Arbeitsfreude, dein Bürgerstolz, deine Thatkraft, deine Opferwilligkeit. Über vierundfünfzigtausend Mitglieder in allen Weltteilen zählt dieser Verein, fünfundsechzigtausend Stellenlose hat er bis heute zu Brot gebracht! Wo gibt's noch dergleichen? Was ist doch das für ein Geschlecht! Sie sind nicht stolz auf ihr Geld, sondern auf die Arbeit, womit es verdient worden. Sie gebieten über Millionen und arbeiten wie Kommis; der Millionär ist des Morgens der erste im Kontor. Und des Abends im Vortragssaale fehlt er nicht mit seinen Damen, jenen schlanken Hanseatinnen, die dem stolzesten Blaublut nichts nachgeben, vielmehr etwas vorgeben in vornehm schlichter Lebensführung, in Familiensinn, Weitblick und Weltkenntnis. Auf das Milieu kommt viel an beim Redner. Es kann verstimmen, anregen, anöden, erheben, ernüchtern oder berauschen. Das Hamburger Milieu berauscht mich. Die Stunden, die ich auf dem weiten Podium bei Sagebiel und im Konventgarten gestanden, Zierpflanzen hinter mir, tausend Köpfe vor mir, darüber der doppelte Logenkranz von Frauenanmut, gehören zu den dankbarsten meines Lebens. Und zieht man aus den Tausenden einen Extrakt, sei es im eleganten Vortragssaale des Harvestehuder Klubpalastes, sei es im Salon eines vornehmen Hamburger Bürgers, Reeders oder Großkaufmanns, allemal wird man dieselbe Empfänglichkeit, Begeisterungsfähigkeit und Vorurteilslosigkeit nur noch unverfälschter finden, wie im großen Vortragssaale. Reich sein ohne Protzerei ist hamburgisch. Die vornehme Pracht ihres neuen Stadthauses ist der steingewordene Ausdruck dieses Wesens. Wer im Cremon oder in einem der reizenden Villenhäuser Neu-Hamburgs zu Gast gewesen, der muß den Hamburger lieb haben. Sein Haus ist ein deutsches Musterhaus mit gut englischem Einschlag. Und erst sein Tisch! Wie ist er gedeckt und besetzt! Beim Hamburger vortragen ist eine Freude, aber erst bei ihm essen und trinken!!

Das ist ein prächtig Stück hanseatischer Lebenskunst, und ich schließe in meine Liebe als Redner, Esser und Trinker — letzteres, „soweit die vorhandenen Kräfte reichen“ — auch die Schwesterstädte an der Weser und der Trave ein. Nicht leicht zwar ist das bremische Herz zu gewinnen, aber ist es einem Redner gut geworden, so bleibt es treu. Es sind tiefgründige Naturen — Fittger und Bulthaupt sind Bremer. Im bremischen und lübischen Ratskeller wächst allezeit viel herrliche Fröhlichkeit, so echt wie die Weine. Und im Vortragssaal der „Union“! Ich erinnere mich noch ganz genau auf die Mienen der Damen in den vordersten Reihen, als ich meinen Vortrag begann: „Im Namen Gottes, des allbarmherzigen Erbarmers ...“ Was sollte diesen hübschen Puritanerinnen der moslemische Segensspruch! Sie wußten nicht recht, wie sie dreinschauen sollten, bald aber pilgerten sie auf Allahs Pfaden, mit horchenden Augen und glühenden Wangen. Sie ließen gern ein versengendes Wort über ihre Stirnen wehen und berauschen sich an Farbe und Licht.

Das schwarz-rote „Holstenthor“ Alt-Lübecks grüßt. Vor dem Hotelportal lagern überlebensgroß zwei Bronzelöwen. Im Kasinosaal Kopf an Kopf, dann in der Tiefe des Ratskellers eine Corona beiderlei Geschlechts; liebe, tüchtige, fröhliche Menschen. Schließlich ein erlesenes Häuslein in der „Schifferkneipe“. Ist das ein entzückender Ort, halb Alchymistenküche, halb Weinstube! Er hat seine Geibelecke, hoch verehrt und stolz gezeigt. Geschnitzte, schwere, lange Bänke mit bemalten Wappenskulpturen und bunten Zinken, von der gewölbten Decke hängen Messingkronleuchter, Schiffsmodelle und präpariertes Seegetier. Hier fließt ein köstlicher roter Tropfen, denn die alte Hauptstadt der Hansa ist eine Großverschleißerin für echteste Rotspohne. Wer in Schweden gegessen hat, fühlt sich in der „Schifferkneipe“ bei Appetit, Lübeck steht ja von jeher besonders mit Schweden im engsten Verkehr. Nun geht's ins Mecklenburgische, wo's unter anderen Kulturpetrefakten auch noch Ofenklappen gibt. Ich könnte da ein Ofenklappen-Abenteuer erzählen, das um ein Haar meinem Vortragsleben ein jähes Ende bereitet hätte, aber ich bin damals glücklich nach Kiel entronnen, wo gerade ein strammer Ost eine Springflut emporgeschleudert hatte, welche die Gassen dem Rudersport preisgab. Die Wissensdurstigen gelangten auf Kähnen in den Vortragssaal, aber ihrer waren nicht allzu viele. Im großen Ostseekriegshafen fristet sich das Vortragswesen und wird wohl eines Abends hinüberschlummern. Wo schon Deutsch gute Nacht sagt, liegt Hadersleben mit dänischem Heimweh. Trotzdem ist der Vortragssaal übervoll. Wohl dreihundert Köpfe stark, wollen sie mit mir bei einer wahrhaft sibirischen Temperatur nach den nordarabischen Oasen ziehen. Doch was ist das? Ein Tulpenfeld? Ach, es sind bloß die rot gefrorenen Nasen der pelzvermummten Damen. Ich entfessele den „Schilluk“, den glühenden Südost der Wüste, umsonst — ich bringe es nicht über acht Grad hinaus: die Damen bleiben in ihren Pelzen vergraben.

Schnee! Viel Schnee! Wie bist du entzückend, du altes Danzig, Nürnbergs baltische Schwester, alleweil treu deutsch auch vordem im polnischen Harnisch! Deine „Burggrafen“ sind verschollen, deine „Beischläge“ verschwinden, aber du bleibst die Wacht am Oststrand! Hoch oben in einem überschlanken, engbrüstigen Renaissancehause voll Kunst und Gastfreiheit in der Hundegasse wohne ich. Im Apollosaal war Vortrag; dann „Nachtrag“ am Familientisch mit blinkenden Römern und heiteren Sprüchen. Zwei Stunden Schlaf, dann heraus vor vier Uhr. Ich blicke schlaftrunken auf das Gewirr von sich übersteigenden, übergiebelnden Dächern, die im Schneezwielicht leuchten. Gespenstisch ragen die Schornsteine, es schluchzt der Wind in den Traufen, große Flocken gleiten leise an den Scheiben. Jetzt schlägt das Glockenspiel auf dem Rathausturme an: ein süßer Schauer von Tönen, zauberisch abgedämpft durch den Schneeschleier. Auf! Eine Steppenfahrt, trostlos, eintönig, die Maschine mühsam durch die Schneemassen keuchend. Und es schneit, als hätte es nie etwas anderes gethan und müßte in alle Ewigkeit fortschneien. Im Coupé blüht die Verwehungsgeschichte schaudervoll spannend, kalt grausam. Drei Tage sind neulich fünfzig Männlein und Weiblein, fast ohne Proviant, in einem Wächterhäuschen zusammengepökelt gewesen, wie Ostseeheringe in der Tonne. Ein recht heiteres Reisebild. Ich schwöre beim Siegel des Propheten, beim Grabe Hosseins, bei den Fußspuren Abrahams, daß mich nie mehr ein siebenter Dezember in diesen Breiten überraschen soll. Ich erreiche meine Bahnstation Allenstein und werde ausgesetzt. Ein steifer Grog hilft auf den Schlitten warten, der mich noch zwei Stunden über Land nach meiner Vortragsetappe bringen soll. Um fünf Uhr kommt er angeklingelt. Fort! Es schneit weiter! Ein unheimlicher Wind wirft uns Schneeschanzen auf. Mein Pelz wird zum Eispanzer. Nur nicht heiser werden! Endlich ein fernes Licht! Es ist ein Viertel nach sieben, der Vortrag für acht Uhr angesetzt. Ich taue am Ofen langsam auf. Nebenan im Saale wird mein Podium gezimmert; ich helfe dem Hausdiener, und es kommt etwas zustande, wovor einem geübten Säulenheiligen geschaudert hätte. Aber das Publikum ist sympathisch, und die Nerven halten aus. Bei Nacht und Nebel nach einem heißen Punsch-„Nachtrag“ heißt's wieder zurück, um den Zug nach Thorn zu fassen. Es schneit. Einige Stunden später liege ich im Coupé verpackt und dampfe in den ewigen Schnee hinein. Wir bleiben fünf Stunden in Jablonowo stecken, doch ich erreiche Thorn noch rechtzeitig. Es schneit nicht mehr, es ist windstill, wir atmen auf und freuen uns am Ende über die Schneedecke für die ostelbischen Landwirte. Will denn diese Weichselbrücke kein Ende nehmen! Unheimlich tost der mächtige Strom vom Kampfe der Eisblöcke. Dort ist Rußland, unermeßlich, unfaßbar. Man hört fast nur polnisch, und die Herdennatur des Menschen wird fühlbarer. Besser ist's in Bromberg, aber man fühlt sich noch immer auf bestrittener Scholle. Endlich bin ich übers Polnisch-Posensche hinaus und komme in Grünberg wieder unter ein gut deutsches Dach. Ich will

den „Grünberger" nicht loben, obwohl er seinen so schlechten Ruf nicht verdient; die Grünberger aber sind prächtige Menschen.

Sachsen im Halbschnee, sein verrußter Arbeitskönigsmantel schmutz- und schneebefleckt — ist ein seltsamer Anblick! Chemnitz, von allen sächsischen Städten vielleicht die gelernteste, fleißigste, sicherlich die verrauchteste, hat mich wieder gerufen. Sein Kaufmännischer Verein ist eine Säule des Verbandes. Dann geht's der eisschäumenden Tschopau entlang ins Erzgebirge, zu den Spitzenklöpplerinnen, deren Schutzheilige, Barbara Uttmann, zu Annaberg ein Standbild bekommen. Was vom Annaberger Felsen alljährlich an Goldspitzen und Posamentierarbeiten in die weite Welt geht! Millionenexport! Ein beträchtlicher Beitrag zur Frage: Made in Germany. Auch Plauen, die blühende Vogtlandstadt, hat da ein Wörtlein mitzureden, denn sie schmückt die Frauen mit Spitzen und liefert ihnen die Gardinen. Eine meiner liebsten Vortragsstationen. Die letzte Etappe mache ich in einem altenburgischen Städtchen, an einer Quetschbahn zwischen Bergen eingeklemmt: Eisenberg. Das Gymnasium besitzt vornehmen Ruf, das epheuumsponnene Schloß des Prinzen Moritz figuralische Stuccaturen in verwegenem italienischem Barock. Prächtige, weiße Frauenleiber langen aus den Plafonds mit sehnsüchtigen Armen herab. Redner erhalten bisweilen aus dem Schlosse eine Einladung zum Diner. Deutsche fürstliche Frauen wissen sich zumeist mit so schlichter Natürlichkeit zu geben, so ungesucht unterrichtet und gescheit zu sein, daß man sich sofort behaglich fühlt. Beim schwarzen Kaffee läßt sich die jugendliche Prinzessin Elisabeth auf einem Puff an meiner Seite nieder, und ich muß erzählen. Was die anmutige Backfischhoheit alles fragt! Und dabei leuchten ihre Augen! Ich glaube, ich habe ihr auch von Bilkis, der Morgenrose der Sabäer, erzählt, den Roman aber mit Soliman-ben-Daud — dem König Salomon, besonders das Abenteuer im Spiegelsaale der Königsvilla von Mello — den habe ich verschwiegen.

Als ich abends darauf bei Eger die böhmischen Grenze passiere, da habe ich, allein im Coupé, reichlichen Stoff zum Nachdenken. Eine Überfülle von Eindrücken bringe ich mit. Gewiß, auch im Deutschen Reiche, das ich wochenlang durchflogen, gibt's wunde Stellen genug, konfessionelle, socialistische, zünftlerische, bündlerische. Schroffe Interessengegensätze platzen gegeneinander, die Elbe scheidet einen Teil des Reiches: Im Osten die agrarische Fronde: Hie Kanitz-Plötz! Im Westen die kraftsaugende Großindustrie: Hie Krupp-Stumm-Gruson! Es fehlt nicht an Wehleidigen und Kleinmütigen, an Protzigen und Trotzigen, an Kurzsichtigen und Amtsnichtigen! Jede große Entwickelung züchtet Kleber und Streber. Ich habe manches Ideal verblaßt gefunden, aber das Ideal lebt noch. Manche Schwärmergattung ist ausgestorben und neue Arten von Schwarmgeistern sind entstanden, aber die Begeisterung lebt noch. Wer nicht Vorsicht mitnimmt, blickt in manchen Sauertopf, prallt an manchen Querkopf, rührt an manchen Prachtzopf. Dazu brauchte ja Deutschland nicht erst nach China zu gehen. Aber im großen Ganzen, welche Gesundheit und Frische, welche Blüte, welche Volkskraft! Gesetz und Ordnung, Lernen und Wissen sind in Fleisch und Blut übergegangen. Wie aber hier?! Das Land, durch welches ich meinen Heimflug nehme, ist vor einigen Jahren noch nicht das feindliche Böhmen gewesen, wo Deutsche neuhussitisch verfolgt werden, das tschechopolnische Experiment hatte Österreich noch nicht aus den Fugen gerenkt, aber die Luft war doch schon von Keimen des Hasses und Trotzes durchschwärmt. Man hatte als Deutscher schon ein gewisses Gefühl der Heimatlosigkeit in diesem zerklüfteten Lande. Und heute! Es ist, als sollte der Deutsche hier ein Fremder werden. Tiefe Schatten senken sich hernieder. Der Fittich des Verhängnisses peitscht dir die fiebernden Schläfen, du Kaiserin des Ostens! . . .

---

# Vier Sprüche.

von

**Frida Schanz.**

Der freie Flug, das starke Streben
Ermüdet nicht, wie mir im Schweben
Die Lerche froh verkündet hat.
Nur die gefangne stößt sich matt
An ihrer Kerkers engen Stäben.

*

Es gibt seelische Standesverschiedenheiten,
Stärker verschieden als Weiß und Rot.
Erlesene Erdengeschöpfe schreiten
Gleich stark an Jugend durch Glück und Not.
Andere müssen sich durcharbeiten,
Schwerer als durch Flammen und Kot,
Müssen wie die Verzweifelten streiten
Um ihrer Seelen tägliches Brot.

*

Kein Ringen gibt's ohne Wunden,
Kein Schaffen ist eitel Licht.
Jeder Künstler hat Stunden,
Von denen er lieber nicht spricht.

*

Die Not verdirbt mit ihren Weisen
Die feinsten Instrumente all.
Sie spielt mit ihrer Hand von Eisen
Auf Seelensaiten von Krystall!



Abb. 1. San Felice am Nordostabhang des Kap Circei mit dem Blick auf die Pontinischen Sümpfe, das Volskergebirge und das Meer.

# Die Pontinischen Sümpfe und ihre Urbarmachung nach deutschem Plan.

Von

**G. von Graevenitz.**



Terracina, tutto si scende! Alles aussteigen!" Der Ruf, der eine genußreiche und wechselvolle vierstündige Eisenbahnfahrt von Rom aus beendigt, erklingt in dem Städtchen, das seit Aubers übrigens auf freier Erfindung beruhender Oper einen besonderen romantischen Klang hat, noch nicht lange. Die Bahn, die, am Albaner- und Volskergebirge entlang führend, das weinberühmte Velletri, Cori mit seinen Tempelresten aus Sullanischer Zeit, das epheuumsponnene, in stillem Wasser sich spiegelnde Ninfa und endlich die Bergnester Sermoneta, Sezze und Piperno berührt, ist neueren Datums; sie endigt noch in Terracina, anstatt nach dem volkreichen Neapel weiterzuführen, und verfügt täglich nur über drei mit südlichem Eisenbahnphlegma dahinrollende Züge. Das erklärt es, wenn dieser herrliche Fleck Erde auf der Scheidelinie zwischen Mittel- und Unteritalien dem Fremdenverkehr noch kaum erschlossen ist, wenn Terracina mit seinen bis auf uralte volskische Zeiten zurückreichenden Erinnerungen und seinen Kunstdenkmalen von den Tausenden nicht gekannt ist, welche die Villenstädte des Albanergebirges und Tivoli oft aufgesucht haben, wenn auch das naheliegende Kap Circei auch von länger weilenden Gästen Roms meist nur vom Seebad Anzio-Nettuno sehnend mit dem Blick gesucht wird, wenn sich endlich mit dem Worte „Pontinische Sümpfe" wohl gar der Begriff der reizlosen



Abb. 2. Fassade des Doms zu Terracina.



Abb. 3. Zyklopische Mauern der Arx von Circeium.

es war ein düsteres Zauberwort, das meilenweite Strecken fruchtbarsten Landes bis jetzt der Kultur entzogen hat, indem es sie dem verheerenden Element des Wassers anheimgab und durch das dräuende Gespenst der Malaria Jahrtausende hindurch alles Leben in ihnen erstickt und von ihnen verscheucht hat.

Ja, Jahrtausende alt ist das Unheil, Jahrtausende alt der ohnmächtige Kampf des Menschengeschlechts, erleuchtester Geister desselben gegen die Versumpfung der Ebene, gegen die Fiebermiasmen, die auch die Abhänge des Gebirges hinaufklimmen. Nur in den halb sagenhaften volskischen Zeiten war die Ebene bebaut und besiedelt, vierundzwanzig blühende Städte standen auf ihr und schlummern jetzt wohl unter der Filzdecke des heutigen Sumpfes, dem Archäologen reichste Ausbeute versprechend. Aus Suessa Pometia, im Norden am Eingang der Sümpfe gelegen, aus Anxur, dem heutigen Terracina, aus Circeium auf dem Vorgebirge der Circe gelegen, das noch heute die Zyklopenmauern der Arx seiner ersten Ansiedler trägt, schleppten die Römer, als sie die Volsker unterjocht hatten, ungeheuere Reichtümer fort. Livius spricht bei der Eroberung von Anxur zum erstenmale von den „Pontinischen Sümpfen." Wahrscheinlich also in dem Kriege zwischen Römern und Volskern wurden die kunstvollen Stau- und Kanalisationsanlagen zerstört, die zu volskischer Zeit die Bergwässer der Monti Lepini durch die Ebene hindurchgeleitet und deren Versumpfung hintangehalten hatten. Denn der Grund alles Übels, die Entwaldung der Abhänge des Volskergebirges, dem das Fortschwemmen des Humusbodens, die Entfesselung der Gebirgswässer auf dem Fuße folgen mußte, geht wahrscheinlich schon auf die Uransiedler der Küsten, die Griechen, zurück. Wie dem auch sei, seitdem ist die Geschichte der Sümpfe diejenige der vergeblichen Versuche, sie trocken zu legen und die Geißel der Malaria zu bannen. Appius Claudius baut die nach ihm benannte,

nordischen Sumpfstrecken verbindet. Vom Standpunkt der christlichen Nächstenliebe ist das zu bedauern, aber der Wanderer, dem Ursprünglichkeit der Natur und einfachere Sitte der Bevölkerung über Komfort und Bequemlichkeit des Reisens geht, begrüßt dankbar diese Vernachlässigung durch den Verkehr. Er kommt in Versuchung, das Geschick zu segnen, welches über diesen vom Himmel so reich gesegneten Landstrich, der bestimmt scheint, alle Kräfte des Menschengeschlechts magnetisch an sich heranzuziehen, ein Zauberwort gesprochen hat: der Hauptstadt nahe und der volkreichsten Stadt Unteritaliens Neapel hat es diese Gefilde wie in Schlummer versenkt! Das Gegenwärtige scheint hier das Wesenlose, das Menschliche das Unzulängliche zu sein, die Erinnerungen der Jahrtausende, die seit Ewigkeit schaffenden und zerstörenden Naturkräfte, sie sind hier das Lebendige und Bestimmende. Aber

sie durchschneidende berühmte Militärstraße von Rom nach Capua, die bis zur Eröffnung der Eisenbahn nach Terracina die allgemeine vom Apostel Paulus*) so gut wie von Goethe benutzte Poststraße bildete, die aber schon zur Zeit ihrer Erbauung nur dazu diente, schneller durch die schon damals ganz verödete Ebene hindurch zu gelangen. Kurze Erfolge der Besiedelung der Gegend errang M. Cornelius Cetegus durch Kanalbauten, die Bürgerkriege zwischen Sulla und Marius setzten ihnen ein Ziel; Cäsar fiel unter den Dolchen der Verschworenen, ehe er seinen großen Plan, den schlammführenden Tiber zur Auflandung und Aufhöhung der ganzen Ebene durch sie hindurchzuleiten, ausführen konnte. Die Kaiserzeit begnügte sich im allgemeinen mit notdürftiger Erhaltung des vorhandenen Kanalnetzes, Trajan stellte wahrscheinlich einen Durchstich von dem an der Via Appia entlang führenden Kanal nach dem Meer bei Terracina her und legte dort den Hafen an, dessen versandete Reste heute noch sichtbar sind. Der Gotenkönig Theoderich hat in Terracina ein hochragendes Denkmal: auf der Höhe des Vorgebirges von Monte St. Angelo, wo der entzückte Blick von den Albanerbergen im Norden über das Circekap und die blauen Fluten des Tyrrhenischen Meeres, die Ponzainseln bis nach Gaeta und dem rauchenden Vesuv schweift, erheben sich um die gewaltigen Unterbauten und Ruinen eines Venustempels die Reste eines gotischen Wachtpostens, und das Volk nennt die Stätte Palazzo Teodorico. Der König hat solchen Nachruhm für seine Anstrengungen zur Hebung der pontinischen Ebene wohl verdient; auch die berühmte Inschrifttafel von Mesa, jetzt im Gemeindehause von Terracina, erzählt davon. Unter den Päpsten, die an die Danaidenarbeit der Sumpfaustrocknung ihre Kräfte setzten, muß Leo X. Medici, Sixtus V. Peretti, der als Franziskanermönch des Klosters St. Bartolomäus hoch oben in Sezze nur zu genau das Elend unten in der Ebene kannte, muß Urban VIII. Barberini genannt werden, unter dem zum erstenmal Nichtitaliener und zwar Holländer ihre Kunst an dem alten Problem versuchten; endlich Pius VI. Braschi, dessen umfassende Thätigkeit im Kanalsystem der Sümpfe, in Terracina und Umgegend noch überall sichtbar zu Tage tritt. Baute er doch, vertrauend auf die Wirkung des großen, längst der Via

*) Apostelgesch. 28. V. 15.



Abb. 4. Monte St. Angelo mit den Unterbauten des Venustempels. Darunter der Felsen der „Nabel“ und der „Taglio di Pisco Montano“; die Felswand ist zum Zweck des Straßenbaues von den Römern in Höhe von 120 Fuß glatt abgeschnitten; die römischen Maße sind von 10 zu 10 Fuß eingemeißelt.



Abb. 5. Ansiedlung lombardischer Bauern zwischen den Sümpfen und dem Meer.

Appia gebauten Kanals, der Linea Pia, die bei Terracina ins Meer mündet, dort schon die „Speicher des Überflusses“ und besserte an den Hafenbauten aus. Aber dem Wirken aller dieser und anderer thatkräftiger Männer auf dem Stuhl Petri hat — die so oft wiederkehrende Erscheinung in der Geschichte des Papsttums — der Tod ein vorzeitiges Ende bereitet, und unter dem Nachfolger brachten neue Aufgaben und Ideen den alten Vernachlässigung und Vergessenheit. Nicht viel anders war es mit Napoleon I. Auch sein Riesengeist entzündete sich an dem Gedanken, die pontinische Ebene der Kultur zurückzugeben; sie dankt ihm ihre erste wissenschaftliche Erforschung und Vermessung.

Alles das, dies Ringen zwischen Menschengeist und Naturgewalt, zieht an dem Geist des Wanderers vorüber, der von der Höhe des Theoderichpalastes auf das entzückende Landschaftsbild zu seinen Füßen, auf den grünen, fast nirgends von menschlichen Niederlassungen unterbrochenen, von den Silberfäden der Kanäle durchwirkten Teppich der Pontinischen Sümpfe hinabschaut. Er hat auf der Eisenbahnfahrt den tief melancholischen Reiz des verfallenden, versinkenden Ninfa genossen, das hart am Rande des Sumpfes gelegen, im XIII. Jahrhundert wegen der Perniziosa verlassen wurde, er genießt mit vollen Zügen den wunderbaren Reiz der Weltabgeschiedenheit auf der herrlichen Wanderung von Terracina nach Circei. Die Vorstadt Terracinas, Hunderte von Strohhütten, die in Obstgärten verstreut in ihrem runden spitzen Aufbau den abessinischen Tuculs an Eigenart der Form und Einfachheit der inneren Einrichtung nichts nachgeben, liegt hinter uns, wir erreichen den schmalen weißen Dünengürtel, der sich zwischen den blauen Spiegel des Tyrrhenischen Meeres und die grüne Fläche der Sümpfe einschiebt. Welche Fruchtbarkeit selbst hier auf dem Sandboden, wo der Weinstock gedeiht und hundert Schritt vom Meer der Gemüsebau reichliche Ernte gibt! Weiterhin empfängt uns die Macchia, der Strandwald: zwischen einzeln stehenden, kräftig entwickelten Eichen und Pinien wuchert das zahllose Geschlecht der italienischen Strauchgewächse. Die weiße Erika, die der Nordländer als bescheidenes Pflänzchen im Blumentopf kennt, reckt sich zu Büschen von weit über Mannshöhe; Lorbeer, Mastix und Arbutus stechen durch kräftiges Grün von ihr ab. Die Zauberin Circe, aus deren Insel im Lauf der Jahrtausende das vor uns aufragende Vorgebirge geworden ist, hat ihre Giftpflanzen,

den Nachtschatten, den Wasserschierling und die Eibe, schon hierher vorausgesandt, nähern wir uns doch ihrem Heim, dem Paradies des Botanikers, von dem aus die Myrte sich über ganz Italien verbreitet hat, in dem die einzige europäische Palme, die Zwergpalme, gedeiht. An dem langsam dahinkriechenden Morticinokanal entlang, an Ansiedelungen lombardischer Bauern vorbei, die an dem mörderischen Gewässer sich eine primitive Heimstätte gegründet haben, weil hier das Meer frischen Luftzug bringt, und die diesen Fleck italienischer Erde brasilianischem Boden vorziehen, geht die Wanderung weiter. Das Waldesdunkel jenseits des Morticino lockt unwiderstehlich in das Gewirr der stillen überbuschten Kanäle hinein, in das eigenste Reich der Herrscherin Malaria, die ihre Geißel ja nur über ihre ständigen Untertanen, nicht über dem fremden Eindringling schwingt. Auf plumpem, viereckigem Kahn, dem Sandalo, der wohl schon in römischen Zeiten hier das Verkehrsmittel war, gleiten wir hinein. Langsam vorwärts geschoben oder vom struppigen Sumpfgaul getreidelt, enthüllt sich uns die unbeschreibliche Schönheit dieser dämonischen Natur immer mehr, immer üppiger scheint die Vegetation der Wasserpflanzen auf dem Wasserspiegel, der Schilfgewächse am Rande der Kanäle, das urwaldartige Gewirr von Ulmen, Eichen, Pappeln und Buschwerk, das sie einfaßt, zu werden, immer magischer die Lichtreflexe auf den Wasserflächen, immer transparenter die Luft, immer wunderbarer die Kontraste des satten Grüns der Blätter, das Schwarz des Wassers, das Blau des Himmels. Man begreift es, daß diese Natur die Seele des Dichters, noch mehr die des Malers bestrickt, daß sie ihn nicht mehr losläßt, daß ein Maler wie der Spanier Enrique Serra künstlerisch fast nur in ihr lebt und, ihren mörderischen Küssen trotzend, ihr immer neue Geheimnisse entlockt, immer neue Vorwürfe und Stoffe in ihr, neuen malerischen Standpunkt für sie findet.

Natur trägt mannigfach Gewand,
Leicht bildet's nach auch schwache Hand,
Doch was sie verhüllt mit weichen Falten
Ist Meisterhänden vorbehalten —

Was diese Worte bedeuten, an der Natur der Pontinischen Sümpfe und an Bildern Serras wird es klar.

Diese Natur ist nur Poesie, aber schweigende! Menschliches und tierisches Leben scheint oft wie ausgestorben. Die elende Hütte mit hochgerüsteter Lagerstätte, damit wenigstens die giftigsten Fiebermiasmen unter dem Schlafenden hinwegstreichen, ist jetzt am Tage verlassen, der



Abb. 6. Kanal in den Pontinischen Sümpfen. Gemälde von Enrique Serra.

schaffellbekleidete Hirt, der die träge vorwärts stampfenden Büffel treibt, mutet uns wie ein Geschöpf einer anderen Welt an, der Raubvogel, der oben im lichten Blau seine Kreise zieht, er gehört nicht in das Reich des Sumpfes, er horstet oben auf den kahlen Klippen der Volskerberge. Nur Millionen von saftgrünen großen Fröschen quaken ihre einförmige Weise unverdrossen, unablässig. Sie verschwimmt, sie verbindet sich mit der Sonnenatmosphäre, die tags über auf dem Wasser brütet, mit den aufsteigenden Nebeln des Abends, man hört sie kaum noch, diese gleich bleibende Begleitungsmusik!

Aber das Versenken in diese große, unberührte, still feierliche Natur kämpft mit der Empörung des Menschen des XIX. Jahrhunderts, daß der tückische Pesthauch, der über diesen anscheinend so paradiesischen Gefilden liegt, sich nicht bannen lassen sollte, daß den überschwemmenden Gewässern nicht Einhalt geboten werden kann, daß der Ruf von Tausenden eines arbeitsamen, liebenswürdigen und intelligenten Volkes nach Arbeit und einer Heimstätte ungehört verhallt. Und unsere Empörung wächst, wenn wir uns die verwilderten und verkommenen Bewohner der Sümpfe näher ansehen, die, hohlwangig oder auch krankhaft aufgedunsenen Gesichts, die Spuren des hoffnungslosen physischen Elends der Perniziosa deutlich zeigen. Und dann sagen wir uns, daß ihr Gebiet nicht auf die Sümpfe beschränkt bleibt, daß die Fieberluft nach Norden bis an die Thore der Hauptstadt vordringt, daß sie die Bergabhänge hinauf kriecht und in den herrlich gelegenen Bergstädten von Velletri bis Terracina Massenopfer fordert, daß sie ihr Reich alles in allem etwa über sechsundzwanzig Quadratmeilen ausdehnt!

Nein, mag dem romantischen Zauber der Sümpfe hier und da Abbruch geschehen, wenn ein Retter für sie käme, ein neuer Faust, der da spräche

„Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungene;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das letzte wär' das Höchsterrungene.
Eröffn' ich Räume Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen" —

er müßte doch freudig begrüßt werden nicht nur von den Bewohnern und Anwohnern der Sümpfe, nicht nur von Regierung und Volk Italiens, sondern von allen denen, die ein Herz für das schönste Land der Erde und seine Söhne haben.

Und wenn nicht alles trügt, ein solcher Retter ist gefunden! Und es wäre ein Deutscher!



Abb. 7. Motiv aus den Pontinischen Sümpfen. Gemälde von Enrique Serra.



Abb. 8. Am Rande des Sumpfes. Gemälde von Enrique Serra.

Im Leben F. M. von Donats sind die Anregungen, welche die Lektüre des Livius, seine melancholische Schilderung der Sümpfe dem Schulknaben gegeben hatte, nie wieder verklungen. In einem thätigen militärischen Leben — Herr von Donat ist jetzt Major und Bataillonskommandeur im Infanterie-Regiment von Wittich Nr. 83 — fand sich doch die Muße, einen umfassenden Plan für die Urbarmachung und Besiedelung der Sümpfe entstehen zu lassen. Umfassend und das Übel an der Wurzel fassend, so darf dieser Plan charakterisiert werden. In den vergangenen Jahrtausenden nahm man den Kampf mit den die Ebene verheerenden Bergwässern erst unten in ihr selbst auf und blieb ihnen gegenüber ohnmächtig. Denn der Amaseno z. B., der für gewöhnlich fünf bis neun Kubikmeter Wasser in der Sekunde mit sich führt, stürzt zur Zeit der Regengüsse mit neunzig Kubikmeter und mehr herab. Der Donatsche Plan läßt diese Wassermassen gar nicht in die Ebene hinabgelangen. Trichtersprengungen, Stauvorrichtungen, Wiederaufforstung des Gebirges und dergl. sollen ihren Ablauf in dem zerklüfteten Gestein aufhalten und von Tagen auf Wochen verteilen, und unten am Rande des Sumpfes angekommen, soll sie ein großer Randkanal abfangen, und immer an der Grenze des Sumpfgebietes sich haltend nach Terracina und dem Meere zuführen. Das sind die beiden Wurzelgedanken des Donatschen Planes. Wenn wir die trübe Geschichte der Sümpfe auch noch so eingehend studieren, auf solche Ideen stoßen wir nicht, und darin liegt neben ihrer thatsächlichen Überzeugungskraft der feste Grund der Hoffnung, daß sie zum Ziele führen. An diese Neuschöpfungen soll sich die sorgsame Ausnutzung des bereits Vorhandenen knüpfen. Das Kanalnetz der Sümpfe in seiner stattlichen Ausdehnung von achtzig Kilometern würde in vollem Umfang zur weiteren Entwässerung heranzuziehen sein; es wird, dank der starken Verdunstung in jenen Gegenden, dieser Aufgabe gewachsen sein, wenn ihm die Last der zu bestimmten Zeiten (Schneeschmelze und Frühlingsregen) von dem Gebirge her-




Abb. 9. Major von Donat.

diesen jetzt fast stagnierenden Kanal reinigen und säubern. In ähnlicher Weise und mit leichter Mühe wird der Fiume Sisto zu einem Randkanal im Westen ausgestaltet werden können. In dem so von der erdrückenden Wasserfülle befreiten Gebiet sollen zur abschließenden Entwässerung alle Hilfsmittel der heutigen Technik, Lokomobilen, elektrische Kraftübertragung, Windmotoren, Göpel ꝛc. in Thätigkeit treten. Daran soll sich eine mehrjährige Periode des intensivsten Ackerbaus mit Maschinenbetrieb schließen: der Boden, der jetzt monatelang unter Wasser steht und auf dem der üppig gedeihende Mais oft nicht geerntet werden kann, soll in unmittelbarer Folge durch Aussaat und Ernte und wieder Aussaat durchleuchtet und durchtrocknet werden, ehe mit der Besiedelung mit etwa sechzigtausend Ansiedlern und Gartenbau begonnen wird.

Major von Donat verhehlt sich nicht, daß die Bodenumwälzung größten Maßstabes, die sein Plan verlangt, zunächst zu einer Zunahme der Malaria führen wird. Ein ganzer Abschnitt des Planes befaßt sich deshalb mit Abwehr- und Schutzmaßregeln gegen die Malaria, wie Verteilung

abstürzenden Wassermassen von den Schultern genommen wird, wenn die Kanäle mit den Hilfsmitteln der modernen Technik gereinigt, ihr Boden geglättet und von Sumpfpflanzen frei gehalten wird und wenn nicht mehr wie jetzt, und wie unsere Abbildung zeigt, Büffelherden durch sie hindurchgetrieben werden, welche die stets wieder üppig emporsprießenden Sumpfpflanzen für kurze Zeit niederstampfen. Einem Teil der alten Kanäle sind bestimmte Aufgaben zugewiesen; der erwähnte große Randkanal wird in seinem letzten Stück in die Linea Pia einmünden, und dann werden die ungestümen Fluten des Amaseno




Abb 10. Karte der Pontinischen Sümpfe.

von Chinin und Citronenpräparaten, kräftigster Kost an die Arbeiter, Anlage von Sumpfhäusern nach Art der alten römischen, die nur im Oberstock Wohnräume haben, Beschäftigung von weniger widerstandsfähigen Arbeitern im Gebirge, Zurückziehung aller bei Sonnenuntergang an den Rand der Sümpfe. Die eigentlichen Trockenlegungsarbeiten müssen in den gesundheitlich günstigen Wintermonaten vollendet sein. Ein weiterer Abschnitt des alle Verhältnisse von Land und Leuten berücksichtigenden Planes begreift die Ausnutzung des Gebietes zu anderen als landwirtschaftlichen Zwecken. Die schwefelhaltigen Quellen am Rande des Sumpfes, die so stark sind, daß sie sofort Mühlen treiben, werden, von Zeit zu Zeit in die Kanäle gelassen, diese von Sumpfpflanzen reinigen, sie werden Heilzwecken dienen können. Natürliche und künstliche Fischzucht wird wieder aufblühen, wie erstere noch zu Zeiten des Lucullus hier blühte, der wie andere römische Große am Meeresstrande Villen und Fischteiche besaß. Die Trichter und Stauwerke im Gebirge werden Eisgewinnung gestatten, in späteren Jahren wird eine geregelte Forstwirtschaft eintreten können, die Schiffahrt in den Kanälen wird aufblühen, Terracina wird in die Reihe der wichtigeren Häfen treten. Als wichtigste Folgeerscheinung der Entwässerung der Sümpfe und Vernichtung des Malariaherdes aber erscheint, daß auch das bis nach Rom hin jetzt meist brach liegende Land eng besiedelt werden kann. Auf weite Strecken hin weist es kein Haus auf und doch waren gerade diese Gebiete der Schauplatz der letzten agrarischen Unruhen, in denen die Bewohner von Albano, Aricia, Velletri von den Borghese, Chigi, Ferratuoli rc. die Verpachtung von Ackerland zur Arbeit forderten.



Abb. 11. Büffelheerde in den Kanälen entlang getrieben, um die Wucherung der Wasserpflanzen einzudämmen.

„Und die bekannte Unthätigkeit der italienischen Regierung, der passive Widerstand des Italieners, der allen Neuerungen, namentlich wenn sie vom Ausland kommen, mit verschränkten Armen gegenübersteht?" so fragt der geneigte Leser, der Land und Leute kennt und mir bisher in meiner Schilderung des Donatschen Planes gefolgt ist, mit Recht. Es scheint, daß der Bann gebrochen ist. Zunächst hat einer der Großgrundbesitzer, der Fürst Felice Borghese,

ein Randstück der Sümpfe nach Donatschen Ideen bearbeiten lassen und durch bloßen Maisbau nach Abzug von Kosten und Steuern einen Reingewinn von dreihundert Lire für den Hektar erzielt. Untersuchungen von umfassenden Bodenproben, die Prof. Orth von der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin vorgenommen hat, durch die Kaiserliche Moorversuchskommission in Bremen lassen erwarten, daß der üppige, kalküberschwemmte, mit Tuff und Thon gemischte Boden, wie er es an einzelnen trocken gelegten Stellen thut, so überall den fünfzigfachen Ertrag der Aussaat als Ernte wiedergeben wird. Unter solchen Eindrücken ist ein Besitzerkonsortium, dem die Großgrundbesitzer der Gegend und die Anteile besitzenden Gemeinden angehören, zusammengetreten, um die erforderlichen Gelder, nach den Donatschen von italienischen Ingenieuren nachgeprüften Berechnungen etwa vier Millionen Lire, aufzubringen. Die Regierung hat den Plan im Prinzip genehmigt, die Einzelprojekte werden wissenschaftlich geprüft. Überdies ist seitens des Ministers Pavoncelli dem Parlament ein umfassender Gesetzentwurf über öffentliche Arbeiten vorgelegt, der die für Italien brennende Frage der Urbarmachung und Entwässerung von Landstrecken nicht wieder in den Hintergrund treten lassen wird.

So ist das Sehnen und Streben der Jahrtausende, die pontinische Ebene aus dem menschengemiedenen Sumpflande in ein dicht besiedeltes Gartenland zu wandeln, nicht mehr ein bloßer Traum, ein optimistischer und philanthropischer Gedanke. Das Bild der Ebene würde sich verändern, und manchen Reiz, der uns heute an ihm fesselt, würde es einbüßen, aber manch anderen, den nur menschliches Leben und menschliche Thätigkeit hervorzubringen vermag, würde es dafür eintauschen. Und der prunkvolle, reich gegliederte und wechselnde Rahmen dieses Bildes würde bleiben: die schön geschwungenen Linien der Volskerberge, das ragende Kap der Circe werden es immer einschließen, die blaue Salzflut des Tyrrhenischen Meeres wird ewig diese Gestade bespülen, wie sie es that, als der göttliche Dulder Odysseus sie betrat.



## Heidefrieden.

Von

Reinhold Fuchs.

Zeichnung von Albert Richter.

Rot schimmert die blühende Heide;
Sanft lächelt ihr ernstes Gesicht,
Gleich der Braut, der mit goldnem Geschmeide
Ihr Liebster den Nacken umflicht.

Rings nickender Halme Schwellen,
Buchweizen- und Thymianduft;
Grünschillernd stehn die Libellen
Überm Teich in der zitternden Luft.

Kein Laut in der Runde zu hören,
Als summender Immen Getön,
Kein Hauch in den Nadeln der Föhren; —
O Heimat, wie bist du so schön!

So lieblich, so friedlich zu schauen
In deinem schlichten Gewand,
Wie ein Kindlein voll frommem Vertrauen; —
Gott segne dich, deutsches Land!



Am Teich. Gemälde von G. Wertheimer.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)



Albrecht Dürers Entwürfe.

# Aus Albrecht Dürers Goldschmiedzeit.

Von

K. Arch.-R. Dr. d. R. Theodor Distel-Blasewitz.

Mit sechs Abbildungen. (Abdruck verboten.)

Der überaus vielseitige Albrecht Dürer hat bekanntlich bei seinem Vater das Goldschmiedehandwerk gelernt. Vielleicht stammen seine auch hier zu würdigenden drei Anhängestücke aus jener Zeit und haben ihr vierhundertjähriges Alter bereits erreicht. Lange, bevor mir die von Lippmann herausgegebenen Dürerzeichnungen (die in Bremen befindlichen u. a. 1888) bekannt geworden waren, hatte ich die denkwürdigen Blätter selbst in der „Kunsthalle" der Hansestadt an der Weser gesehen, mich vor allem an den menschlichen Proportionsstudien und an dem nackten Manne, neben dem die naiven Worte stehen: „Do der gelb fleck ist vnd mit dem finger darwff dewt, do ist mir we," (eine ärztliche consultatio in absentia!) — an dem mitleidenden Künstler selbst, gerührt erbaut, insbesondere über die drei Anhängestücke (bei Lippmann Nr. 124) weiter nachgedacht, bezw. geforscht, als ich die schaffende Kraft der Firma Moritz Elimeyer in Dresden, Julius Jacoby,







Ausführungen von Moritz Elimeyer in Dresden.

schätzen lernte. Vom Germanischen Museum erfuhr ich, ehe jener um die Ausführung dieser Schmuckgegenstände angegangen wurde, daß dieselben noch Entwürfe seien. Der Altmeister ist nun hierin endlich, dabei verständnisvollst und vornehmst, zu Ehren gebracht worden. Die Flügel des Hahnes sind in „quatre couleur" (rot-, gelb-, grüngolden und in Platina), die der Seepferde mit Diamanten reich besetzt, während die Hörnchen ganz aus Brillanten bestehen; die an dem durch je einen gleichen Edelstein verzierten Verbindungsgliede hangende schwarze, bezw. weiße Perle schließt die getriebenen und ciselierten Goldarbeiten wohl gefälliger ab, als dies bei den Entwürfen der Fall ist. Wie plastisch und farbenprächtig die Broschen wirken, wird aus unserer einfarbigen Wiedergabe wenigstens geahnt werden können.

Die gelb angelegten Dürerzeichnungen sind hier verkleinert, die Ausführungen entsprechen den Größen der Abbildungen; — verkleinert (etwa 1 : 2).



# Neues vom Büchertisch.

Von

## Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Es wäre mehr thöricht als vermessen, heute schon von einer Berliner Litteratur zu sprechen, wie man von einer Pariser spricht. Soviel Schöpfungen jährlich innerhalb des Berliner Weichbilds entstehen — und ich glaube, man darf die Romane, Novellen, Dramen nach Hunderten rechnen —, von einer Gemeinsamkeit des Stils findet sich keine Spur. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn die Schaffenden sind zum größten Teil eingewandert, und ihr Herz ist noch nicht berlinisch, es gehört noch der Heimat an, in der ein jeder seine Kindheit verlebte. Einer der wenigen aber, die schon mit dem ersten Atemzug die zarten Düfte der Spree- und Pankestadt einatmeten, besingt lieber die Melitten und Aspasien des alten Hellas, als die Almas und Augusten seiner Vaterstadt. Vor Zeiten hat allerdings Berlin den Ehrgeiz gehabt, es zu einer Litteratur von eignem Gepräge zu bringen, in jenen Tagen, als Fontane heranreifte, als Glaßbrenner witzelte und Kalisch Possen schmiedete. Aber das damalige Kleinberlin ist mit dem heutigen Großberlin nur durch ein Band geschichtlicher Erinnerungen verknüpft, geistig und litterarisch führt keine Brücke von einem zum andern, höchstens ein schmaler Steg. Was aber Berlin als Neuling unter den Weltstädten noch nicht besitzt und erst heranzubilden trachtet, das hat die Schwesterstadt Wien seit langem aus sich heraus erzeugt: eine eigne Kunst, eine eigne Litteratur, einen eignen Stil. Jedes echte Talent hat auch in Wien seine besondere Prägung, aber ebenso unverkennbar sind die gemeinsamen Züge, die alles oder doch fast alles, was im Bezirk des heiligen Stephan geschaffen wird, aufweist. Es gibt da eine Kette gemeinschaftlicher Eigentümlichkeiten, die von Grillparzer bis zu den jüngsten „Symbolisten" führt. Was die Wiener Kunst vor allem kennzeichnet, ist die Lust an seiner Sinnlichkeit, an weichen, zerfließenden Formen, ein Zug ins Weibliche, Schwelgende, Träumende, leichtes Blut und wenig Mark, mehr Rezeptivität, als Aktivität. Das Gemütliche tritt stärker hervor als das Geistige, das Intime, Zarte, Stille mehr als das Heroische, und wenn in den niederen Gründen der Litteratur sich leicht etwas Trottelhaftes einmischt, so in den höheren oft eine gewisse Müdigkeit, eine Abspannung, die aber gern mit ihrer etwas kränklichen Weise kokettiert. Unter den jüngeren Schriftstellern, die den Wiener Typus mit besonderer Deutlichkeit vertreten, ist einer der bemerkenswertesten Arthur Schnitzler; seine Schauspiele „Liebelei" und „Freiwild" sind auch auf norddeutschen Bühnen vielfach gespielt worden. Liebelei, — das Wort könnte im Grunde dem

gesamten Schaffen Schnitzlers als Motto dienen. Er hat eigentlich nur dies eine Thema, und er variiert es in nicht sehr abwechselungsreicher Weise. Mit frischerer Laune, die hier und da sich zur Satire und Ironie steigert, in seinen Dramen und Dialogen, mit sehr viel Empfindsamkeit in seinen Novellen. Um dieser Empfindsamkeit willen mögen naive Gemüter die ewige Liebelei mit Liebe verwechseln, aber wenn auch die Gefühle, denen Schnitzler Ausdruck gibt, nicht gerade unecht oder erlogen sind, so ziehen sie doch mit so viel Pose auf, daß von tieferen Regungen gar nicht die Rede sein kann. Daß diese Pose auf die Dauer nicht gerade ergötzlich, sondern eher einlullend wirkt, das merkt man, wenn man sich durch die jüngste Novellensammlung Schnitzlers „Die Frau des Weisen" (Berlin, S. Fischer) hindurchgelesen, hindurchgeträumt, hindurchgeschlafen hat. Das Buch nimmt sich zum großen Teil aus, als sei es vor dem Spiegel geschrieben; der Schreiber sitzt lässig hingelehnt und halbträumend da, seine Hand fährt zuweilen durch das weiche, lockige Haar und sein Mund flüstert leise die Namen der zwei Dutzend Geliebten, die er jede drei Monate lang angebetet und dann verlassen hat, wenn sie es nicht vorzogen, ihm rechtzeitig ein Schnippchen zu schlagen. Ja, unser Dichter kennt die Frauen; sie sind entweder sehr naiv oder sehr raffiniert, am nettesten aber dann, wenn sie in der Blütezeit des Flirts sterben, da der Poet dann Gelegenheit hat, in ungetrübt reinen Erinnerungen, in entzückend schmerzlichen Stimmungen zu schwelgen. So sitzt er da und träumt und gähnt und wartet, ob nicht ein Photograph auf den herrlichen Einfall kommt, ihn in der interessantesten Stellung seines Daseins für die Nachwelt bildlich zu erhalten. Trotz aller Pose — boshafte Ästhetiker könnten auch sagen: gerade ihretwegen — spricht ein echter Künstler aus dem Buche, ein Wiener Künstler, dem der Stil, die weiche fließende Form in erster, Stimmung und Gefühl in zweiter Linie stehen, der ein Empfinden von heißer Inbrunst, männlicher Kraft nur etwas unwillig in sich keimen läßt und all das Leben, das da Ringen in Arbeit, Denken, Begeisterung heischt, gern weit von sich vorüberrauschen sieht. Es ist nichts von Stamm und derbem, saftigem Kernholz in dem Buche, aber viel zierliches Gerank und zartes Blütenwerk ... Auf den Titel „Die Frau des Weisen" hat eigentlich nur die erste der Novellen, nicht die ganze Sammlung Anspruch. Diese Art, sich um die Erfindung eines Gesamttitels herumzudrücken, ist leider schon gang und gäbe geworden. Einer hat es vorgemacht, und halb aus Bequemlichkeit, halb aus Modesucht macht es alle Welt nach; vielleicht treibt man die Faulheit noch so weit, alle Titel aufzugeben, denn schließlich ist es nicht schwerer, den Inhalt von fünf Erzählungen in einem kurzen Begriff zusammenzufassen, als den Inhalt einer einzelnen Geschichte. Jene knochenlose Weichlichkeit, mit der man Arthur Schnitzlers litterarische Eigenart zum großen Teil umschreiben kann, zeigt sich besonders in den drei Stücken des Buchs, die betitelt sind, „Ein Abschied", „Die Frau des Weisen", „Blumen". Zwei davon sind in der Form von Tagebuchblättern abgefaßt. Man muß sich aber an einzelne Äußerlichkeiten halten, um nach und nach zu erkennen, daß diese Blätter ein Mann geschrieben haben soll. Die Sprache, die Stimmung, die Empfindungen berühren durchaus wie Herzensergüsse einer Frau, wenn auch nicht immer, so doch ganze Seiten hindurch. Der Inhalt ist im allgemeinen sehr unwesentlich, das Epische tritt stark in den Hintergrund, Stimmungslyrik und Betrachtung bilden die Hauptsache. In der ersten Erzählung des Buches kommt die „Handlung" über das Anekdotenhafte nicht hinaus; ein Gatte ertappt seine Frau über einem kleinen Fehltritt, ohne daß sie von seinem Mitwissen etwas ahnt; und er schweigt, um nicht Öl ins Feuer zu gießen, rücksichtsvoll jahrelang. Dafür erhält er von Schnitzler den Ehrennamen „der Weise". In „Abschied" harrt der Liebende mehrere Tage hindurch umsonst der Geliebten, die „natürlich" Frau eines Anderen ist. Endlich erfährt er, daß sie inzwischen gestorben ist. Er schleicht sich ins Haus, wo sie aufgebahrt ruht, um sie noch einmal zu sehen. „Das Flimmern der Kerze machte, daß er ein Lächeln um Annas Lippen zu sehen glaubte. Er nickte ihr zu, als nähme er Abschied von ihr und sie könnte es sehen. Jetzt wollte er gehen, aber nun war es ihm, als hielte sie ihn mit diesem Lächeln fest. Und es wurde mit einem Mal ein verächtliches, fremdes Lächeln, das zu ihm zu reden schien, und er konnte es verstehen. Und das Lächeln sagte: Ich habe dich geliebt, und nun stehst du da wie ein Fremder und verleugnest mich. Sag' doch, daß ich die Deine war, daß es dein Recht ist, vor diesem Bette niederzuknieen und meine Hände zu küssen. Warum sagst du's denn nicht?.. Aber er wagte es nicht ... Es trieb ihn aus der Nähe des Hauses, und er eilte tief beschämt durch die Straßen; denn ihm war, als dürfe er nicht trauern wie die anderen, als hätte ihn seine tote Geliebte davon gejagt, weil er sie verleugnet." Zum Entgelt „verleugnet" in der Schlußerzählung „Die Toten schweigen" die Frau den ihr jählings entrissenen Geliebten. Bei einer abendlichen Fahrt, die irgend ein Franz mit der angebeteten Gattin eines Anderen macht, wird Franz aus dem Wagen geschleudert und bleibt auf der Stelle tot. Während der Kutscher forteilt, um Hilfe herbeizuholen, überlegt Emma, die Gattin und Geliebte, daß sie für immer gerichtet und verloren sei, wenn man sie in Gesellschaft des Toten entdecke: das sündige Verhältnis, das sie sorglich geheim gehalten, kommt dann ohne weiteres an den Tag; dem Toten aber nützt es nichts, wenn die Lebende beider Schuld büßen muß. In solcher Erwägung hält es Emma für das Beste, sich, ehe der Kutscher zurückkommt, hinwegzuschleichen und zu ihrem Gatten heimzukehren, als ob nichts geschehen sei; Sie denkt's und führt den Entschluß aus ... Fast noch tiefsinniger ist die Geschichte von den „Blumen". Da in Schnitzlers Poetenreich die Sterblichkeit arg grassiert, so ist auch „sie" (die Namenlose) eines Tages vom Tode hinweggerafft worden. Als letzten Gruß hat sie „ihm" einen Blumenstrauß zugesandt, den „er" zu ewigem Gedenken ins Wasserglas stellt und das Glas auf den Schreibtisch. Bald aber findet „er" (nicht

der Blumenstrauß, sondern der Liebende) in seiner Einsamkeit eine Trösterin; das blonde „Gretel" sucht die Erinnerung an die Tote zu besiegen. Und solange sie bei „ihm" weilt, gelingt ihr das leicht. Aber wenn sie fort ist, gewinnen die Blumen wieder Macht und rufen „ihr" Bild zurück. Als Gretel das merkt, wirft sie kurzer Hand den welken Strauß aus dem Fenster, und nun ist die Tote ganz tot, die Lebende behält das Feld allein ... Diese kleinen Geschichten erfreuen durch allerlei künstlerische Feinheiten. Die Sprache hat nichts Blendendes, sie überrascht nirgendwo durch neugeschmiedete Worte, durch ungewohnte Bilder, aber sie ist leicht und voll gefälliger Anmut. Wäre aber die Kunst, die Schnitzler zu Gebote steht, auch noch dreimal größer, so könnte sie doch den Inhalt der Erzählungen nicht interessant machen, wenigstens in höherem, ernsterem Sinne nicht. Dieses ewige Gegirre wirkt auf ein gesundes Gefühl auf die Dauer unerträglich, und daß Schnitzler seine und Anderer Liebeleien vielfach so wichtig nimmt, sie mit so schwermütiger Pose vorträgt, das macht die Sache nicht eben besser. Begegnet uns im Leben ein Mensch, der absolut nichts anderes weiß, als von seinem Mädchen zu reden, so werden wir uns sehr zusammennehmen müssen, um nicht ein Kosewort wie „Trottel" oder dergleichen an den Mann zu bringen. Ich wüßte nicht, warum es in der Litteratur anders sein sollte. Möchte sich so ein poetischer Schürzenjäger auf Goethe berufen, so wäre das fast blasphemisch; selbst der junge Goethe hat bereits neben der „Stella" den „Götz" geschrieben und auch im „Werther" ist noch von anderen Dingen die Rede, als von sexueller Liebe, — von Dingen, die dem Geschlecht der Schnitzler über allen Horizont hinaus zu liegen scheinen. Kennzeichnend für diese modernen Poeten Wiens ist die Art und Weise, wie in dem vorliegenden Buche der Ehebruch behandelt wird. Geradezu als etwas Selbstverständliches. Die „Liebenden", die Schnitzler vorführt, brechen Ehen mit demselben Gleichmut wie Rosenknospen, und wenn einmal einer oder eine von Bedenken geplagt wird, so fürchten sie höchstens eine Entdeckung oder den Klatsch der Leute; mit Gewissensunruhe, mit „socialpsychologischen" Erwägungen quälen sie sich nicht.

Schon um dieser „Eigenart" willen wäre es vielleicht eine dankbare Aufgabe, die Dichter von der Gattung Schnitzler einmal selbst zu Helden einer Erzählung zu machen, sie pathologisch zu analysieren und in ihren schönsten Posen festzuhalten. Will jemand diesen Versuch wagen, so lese er vorher den Roman „Der neue Glaube" (Stuttgart, Ad. Bonz & Co.) von Marco Brociner; aus der Lektüre wird er nicht viel, aber wenigstens die eine Einsicht gewinnen, wie er seine Aufgabe nicht anfassen darf. Mit einer gewissen Erwartung habe ich mich an diesen Roman herangemacht, denn der Titel klingt ohne Frage verheißungsvoll; er verspricht den Leser mitten in die Weltanschauungskämpfe unserer Zeit hineinzuführen. Aber es ist schon besser, von den Romanen unserer Durchschnittserzähler nichts zu erwarten, man wird dann selten enttäuscht. Marco Brociner ist, wenn ich nicht irre, von Geburt Rumäne, aber er hat sich ganz ins Deutsche eingelebt. Litterarisch freilich nicht in das, was heute deutsch heißen darf, sondern in die Deutschheit von Anno dazumal, als noch der selige Wochenhusen Romane schrieb, als die Romane noch mit dunklen Abenteuern, mit süßlichem Gerede, mit Helden, deren interessante Blässe die Weiße ihrer Wäsche übertraf, erfüllt waren, als die Erzähler noch ihren Stolz darein setzten, ihre Helden nach dem Ideal der Nähmädchen und perfekten Köchinnen zu gestalten. Nach diesem Ideal schafft Marco Brociner heute noch. Er erzählt gewandt und formell nicht ohne Talent, einzelne seiner Schilderungen sind farbig und bis zu einem gewissen Grade lebensvoll, hier und da nimmt er sogar einen Ansatz zu ernsthafter Charakteristik. Aber es bleibt bei dem Ansatz. Als Ganzes erhebt sich der Roman nicht allzuhoch über die Erzählungsgattung, die in den Küchen und in den Portierstuben ihre Hauptabnehmer findet. Wie diese Hintertreppengeschichten ist auch die litterarische Schüssel, die Brociner vorsetzt, mit Handlung bis zum Rand überfüllt, die Schicksale von anderthalb Dutzend Personen verschlingen sich ineinander, und all diese Personen, all die Scenen, die sie miteinander erleben, hat man schon hundertmal in der Romanlitteratur kennen gelernt. So ist denn auch die Sprache, von wenigen Stellen abgesehen, keine individuelle Eigensprache des Verfassers, sondern die Allgemeinsprache, wie sie etwa in den Durchschnittsromanen der „Gartenlaube" gang und gäbe ist, aus lauter abgegriffenen Wendungen zusammengesetzt. Brociners „Held" ist der junge Dichter Fritz Kronau, ein Biedermann von der harmlosesten Art. Aber er soll mit Gewalt den Typus des „modernen" Dichters vertreten, einen Typus, der an einer Stelle des Romans mit folgenden Worten gekennzeichnet wird. „Der moderne Dichter ist nicht mehr jener bleiche, trübsinnige Träumer, wie man sich ihn einstmals vorstellte, jener Träumer, der einsam in seiner Dachstube sinnierte und auf die Welt aus der Vogelschau herabblickte. Der moderne Poet sucht all die süßen Annehmlichkeiten des Daseins auszukosten. Er genießt das Leben mit vollen Zügen. Er jagt nach Sensationen, er sammelt überall köstliches, prickelndes Futter für seine Nerven. Das ist der neue Glaube des modernen Dichters." So ganz fürchterlich finde ich diesen neuen Glauben nicht. Wenn Brociner mit seiner Schilderung recht hat, dann sind auch Shakespeare und Goethe moderne Dichter gewesen; auch sie haben niemals in einer Dachstube „sinniert", sondern das „Leben mit vollen Zügen" genossen und alle „Sensationen" ausgekostet. Um so schlimmer für den biederen Fritz Kronau; er ist nicht einmal modern wie Shakespeare und Goethe, es fällt ihm gar nicht ein, überall prickelndes Futter für seine Nerven zu sammeln; der Roman erbringt dafür keinen einzigen Beleg. Wenn der arme Kerl gelegentlich sehr flott lebt und sogar Sekt trinkt, so thut er das im Grunde gegen seinen Willen, von seiner vergnügungssüchtigen Frau gezwungen. Sein ganzes Leben ist überhaupt eine Zwangseinrichtung, das Schicksal treibt seine Possen mit ihm, und wenn er

schließlich doch noch aufs Trockene geräth, so hat er selbst am wenigsten dazu gethan. Dreimal lernt er das Glück der Liebe kennen, zweimal aber auch die Bitterkeit, mit der es gemischt ist. Im Anfang des Romans verliebt er sich in eine Schauspielerin und hat sich bereits mit ihr verlobt, als er erfährt, daß sie ihn mit einem anderen hintergeht. Schmerzerfüllt reist er nach Italien und verwindet dort seinen Kummer so schnell, daß er schon nach vier Wochen sich selbst als vollständig geheilt bezeichnen kann. Und das ist gut für ihn, denn nun kann ihn sofort Fräulein Helene, die Tochter des Millionärs Morelli, in Beschlag nehmen. Ihr liegt alles daran, einen berühmten Mann zu heiraten, und da Fritz Kronau gerade in der Blüte seines Ruhmes steht, so wählt sie ihn zum Opfer. Er merkt von ihrer Gesinnung nichts und läßt sich mit fröhlicher Bereitwilligkeit vor den Altar führen. Wie jedoch früher die Verlobung, so nimmt jetzt die Ehe ein rasches Ende. Als eines Tages oder vielmehr Abends das neueste Stück Fritzens gründlich durchfällt, legt Frau Helene sofort die Bewunderung für ihren Mann zu ihren abgetragenen Sachen und läßt sich in ein Verhältnis mit einer neuen, besser fundierten Berühmtheit ein. Fritz erhebt einigen Widerspruch, aber er erreicht damit weiter nichts, als daß ihm die Gattin durchgeht. Wiederum knickt der Ärmste schmerzgebrochen zusammen. Diesmal bedarf er aber zu seiner Erholung nur drei Wochen, dann kann er von neuem getrost erklären: vollständig geheilt. Und zum Glück findet sich auch nochmals ein weibliches Wesen, das dem Geheilten die Zukunft verschönern will. Linchen, die treuherzige Puppennäherin, die sich den ganzen Roman hindurch nach dem herrlichen Manne gesehnt hat, kommt endlich zu ihrem Recht. Fritz aber schwört feierlich, daß er nunmehr den „alten Glauben“ wieder gewonnen hat und ihn als teuer errungenes „thränenreiches Besitztum“ festhalten will. Leider bleibt ganz im Dunkelen, wie dieser alte Glaube eigentlich aussieht; wir erfahren nur das eine, daß er am besten in Dachstuben fortkommt und ein thränenreiches Besitztum ist. Beide Eigenschaften teilt aber der alte Glaube mit zu viel anderen Dingen, als daß man danach sein Wesen bestimmen könnte. Es scheint, daß Marco Brociner an hochgradiger Kurzsichtigkeit leidet, sonst würde er doch in Wiener Kaffeehäusern mit Leichtigkeit ein Dutzend menschlicher Wesen entdeckt haben, die sich ganz anders zum Modell für moderne Dichter geeignet hätten, als der kreuzbrave Fritz Kronau, der es nicht einmal zum kleinsten Ehebruch bringt. Pathetisch läßt sich freilich diese Dichterspecies nicht gut bewältigen, da ist nur lachende Satire am Platz.

Weitab aus der Welt, in der sich der „Moderne“ heimisch fühlt, weitab aus der Welt der Sensationen, des ewigen Wechsels führt der Roman *„Else“* von *Friedrich Jacobsen* (Jena, Hermann Costenoble). Er versetzt den Leser auf ein Stück Erde, wo die Natur seit Jahrhunderten in immer gleicher Weise waltet und schafft, und wo ebenso die Menschen seit Jahrhunderten stets dasselbe fühlen, denken und treiben: in die friesische Marsch. Dort in einem der Dörfer wachsen miteinander drei Knaben auf: Fritz, der Sohn des Pastors, Jakob, der Sohn des Krämers, und Hiskias Juhl, der als elternlose Waise im Armenhaus lebt. Fritz kommt mehr als *Erzähler* der Vorgänge in Betracht; was der Roman an Kampf und dramatischer Handlung enthält, vollzieht sich vorwiegend zwischen den beiden anderen, die von früh auf Nebenbuhler sind. Beide empfinden schon in der Kindheit eine zärtliche Neigung für ein Mädchen, das die Spielgenossin der Knaben ist. Elfriede ist ihr Name, das ganze Dorf aber nennt sie Else. Und mit gutem Recht, denn sie bildet eine Ausnahme unter den blonden, derbwüchsigen Friesenkindern, nicht nur durch ihre zierliche Gestalt, sondern auch durch ihr schwarzes Haar und ihre dunklen Augen, ein Erbteil der frühverstorbenen Mutter, die keine Friesin war. Die Kleine, die auch den Vater durch einen Unglücksfall verloren hat, wird von ihrem Großvater Bonke Nielsen, dem Muster eines friesischen Arbeitsmenschen, erzogen. Ihre Ritter aber sind Hiskias und Jakob, von denen jedoch nur der letztere sich ihrer Gunst zu erfreuen hat. Der verwachsene Hiskias, der dem Dorf als Prügeljunge dient und der das Elend der Verwaistheit und Armut bis auf den letzten Tropfen durchkosten muß, müht sich umsonst um einen freundlichen Blick. Und daher lernt er früh den Elsengünstling hassen; aber das Unrecht, das er überall erfährt, schärft auch seinen Verstand und weckt in ihm den heißen Drang, Macht zu erringen und mit der Macht die Rache. Dieser Drang bleibt in ihm rege, auch dann, als Else für eine längere Zeit seinem Blick entschwindet; sie wird von einer Jugendfreundin der Mutter nach Kiel geholt und hier in glänzende Verhältnisse versetzt. Im Verlauf der Jahre kommen auch die drei anderen nach Kiel, Fritz als Student, Jakob als Seemann, Hiskias als Händler. Hiskias sucht jetzt mit klarem Bewußtsein durchzuführen, was er schon als Kind erstrebte. Sein ganzes Sinnen ist auf den Gelderwerb gerichtet, um durch das Geld über seinen Gegner Jakob zu siegen und ihm die Geliebte zu entreißen. Es gelingt ihm denn auch, den Nebenbuhler ganz von sich abhängig zu machen, so daß Jakob in seiner Laufbahn nicht vorwärts kommt und um Else, die ihm durch alle Jahre treu geblieben ist, nicht werben kann. Als aber die Not am höchsten ist, da tritt der alte Bonke Nielsen helfend ein; er entreißt Jakob den Netzen des Hiskias, und dieser muß nach wie vor im Leben sich damit begnügen, Geld aufzuhäufen; Liebe findet er nicht. So der äußere Verlauf der Erzählung. Von dem eigentlichen Reiz des Werkes vermag dieser flüchtige Umriß natürlich keine Vorstellung zu geben. Was an dem Roman hauptsächlich fesselt, das sind neben den Kindheitsschilderungen die Charakteristik der einzelnen Gestalten und die Empfindungen, die zum Ausdruck kommen. Der ideale Held der Erzählung ist der alte Nielsen; in ihm hat Jacobsen ein Muster schlichter menschlicher Güte gezeichnet. Aber auch im übrigen ist es ihm darum zu thun, den Wert der echten Herzensmenschen ins Licht zu stellen; selbst Hiskias ist nicht ohne sympathische Züge, auch an ihm be-

stätigt es sich, daß in aller menschlichen Kreatur, mag sie vom Leben noch so hart geschmiedet sein, der Keim des Göttlichen, ein Rest von Güte und Edelsinn erhalten bleibt. Litterarisch gemahnt Jacobsen in verschiedener Hinsicht an Dickens, zum Teil auch an Wilhelm Raabe und Jensen, aber er hat sich ein gut Stück Eigenart gewahrt und er steht schon jetzt unter unseren Erzählern mit in vorderer Reihe. Nur die Figur des Hiskias nimmt sich ganz wie eine Kopie verschiedener Dickensscher Gestalten aus. Jacobsens Sprache ist im allgemeinen voll Reiz und Anmut, es liegt wie ein zarter Duft über ihr; die Gespräche freilich könnten realistischer sein, sie haben hier und da einen fast pastoralen Anstrich, und ihr Inhalt geht stellenweise über das hinaus, was einem Zwanzigjährigen zuzutrauen ist.

Von etwas derberer Art als Erzähler ist Schulte vom Brühl, dessen Roman „Gleich und Ungleich“ (Stuttgart, Ad. Bonz & Co.) kein großes, aber doch ein frisches und vielseitiges Talent verrät. Er scheint sich an Spielhagen und vielleicht auch an Freytag geschult zu haben; seine Darstellung ist leicht und gefällig, dann und wann von Laune und Satire durchrankt; sie dringt nirgends in sonderliche Tiefe, aber sie spiegelt die Oberfläche des Lebens ziemlich getreu und fesselnd wieder. Empfindsame Seelen wird seine realistische Art allerdings weniger anmuten. Schultes Stärke ist die Schilderung; sowohl die Natur wie das menschliche Treiben weiß er, ohne große Eigenart, aber doch lebensvoll wiederzugeben; nur zuweilen läßt er sich gehen und liefert feuilletonistische Beschreibungen, die aus dem Rahmen der Erzählung etwas hinaustreten. Die Schwäche des Romans ist seine Handlung, sie hat in verschiedenen Teilen ein ziemlich romanhaftes Gepräge; das „Romanhafte“ aber ist im heutigen Roman nicht angebracht. Auch die Charakteristik der einzelnen Personen erhebt sich selten über ein annehmbares Durchschnittsniveau. Da der Wert der Erzählung vorwiegend auf ihren Einzelheiten, auf den Schilderungen beruht, so hat es keinen Zweck, von dem Inhalt mehr als eine Andeutung zu geben. Der Roman gibt die Jugendgeschichte eines bildenden Künstlers. Arno Trost fühlt sich schon früh zum Bildhauer berufen. Aber er muß in harter Arbeit sich durchsetzen und gleichsam von der Pike auf dienen. Sein leidenschaftliches Temperament spielt ihm allerlei Streiche. So widerstrebt es ihm, sein erstes größeres Werk, das er im Auftrage eines Bankiers gearbeitet hat, dem Auftraggeber abzuliefern; er fühlt es als eine Entweihung seiner Kunst, daß dieser Mann, der als Wüstling berüchtigt ist und im Kunstwerk nur einen Gegenstand sinnlich lüsterner Betrachtung sieht, seine Erstlingsschöpfung besitzen soll. Als der Bankier sich mit Gewalt sein „Eigentum“ zu verschaffen sucht, zertrümmert Arno die Statue und nimmt, um nicht nachgeben zu müssen, die gerichtlichen Folgen auf sich. Verständnis für diese That findet er nur bei sehr wenigen, am meisten bei einem jungen Mädchen, einer Gräfin aus verarmtem Hause, die, selbst künstlerisch beanlagt, den Zorn des Künstlers nachzuempfinden weiß. Aus der gegenseitigen Sympathie erwächst mit der Zeit Freundschaft und Liebe, und so schließen die Sturmjahre des jungen Bildners mit der Aussicht auf eine sonnige Häuslichkeit.

Von Künstlern ganz anderer, bescheidenerer Art berichtet Karl Söhle in seinen „Musikantengeschichten“ (Leipzig, Eugen Diederichs), die übrigens mehr Skizzen, als ausgeführte Erzählungen darstellen. Die Musikanten, die Söhle zeichnet, tragen keine berühmten Namen und haben keine Anwartschaft auf einen Platz in der Kulturgeschichte. Sie sind in ihrer Mehrzahl schlichte Leute vom Dorfe und suchen in der Kunst nichts anderes als eine Erholung von der Tagesarbeit, eine Erhebung über die Sorgen der Werkthätigkeit. In poesievollen, erdwüchsigen Idyllen, die der Humor wie mit feinen Silberadern durchzieht, werden die harmlosen Freuden dieser — man kann nicht wohl sagen: Stillen im Lande, denn die Musik ist bekanntlich ein Geräusch — sagen wir daher: dieser bescheidenen Sonntagskinder geschildert. Hier und da schlägt der Humor ins Komische und Tragikomische um. So in der Geschichte vom verlumpten Hansjochen, dem Trommelmeister der Hahnedütteler Schützengesellschaft, der sein Elend so erfolgreich mit Alkohol bekämpft, daß er ihm schließlich durch ein „seliges Versinken“ im Wassergraben für immer entschlüpft. Eine Entwickelung, die man schon fast typisch nennen kann, zeichnet Söhle in der Lebensgeschichte des biederen Wilhelm Bolte, der sich vom Bierzapf im „Reichsadler“ zu Strulleborn zum gefeierten Heldentenor William Boldini auswächst. Den Damen, die dem neuen „Star“ ihre verzückten Huldigungen widmen, wäre es zu gönnen, daß sie das erste Aufleuchten des Sterns beim Strulleborner Gesangsfest miterlebt hätten. Als erkorener Solist seines Vereins stolpert der wackere Jüngling aufs Podium, das aus starken soliden Brettern über mehreren Reihen Fässern errichtet ist. Dreimal schnell hintereinander nickt sein gesundes rotes Gesicht. Jedesmal überdecken lange schweinslichte Augenwimpern schämig die entzündlich verquollenen, wasserblauen Augen.. Plötzlich läßt der Bierzapf seinen trotz allen Schmalzaufwands struppigen Flachskopf sinken. Nach einigem Zögern schleicht er auf den Zehen an die Barriere und spuckt eine Backpflaume aus. Vor zwei Stunden hatte sie ihm der Kürschner gegen Heiserkeit in den Mund gesteckt und gesagt: „Wilhelm, man bloß lutschen, nich essen!“ Darauf schneuzt sich Wilhelm mit landesüblichem Handgriff, hustet und räuspert sich und zieht sodann die ihm vom Verein gestifteten Manschetten unterm Ärmel hübsch weiter vor. Als er darauf einen Staubfleck am linken Hosenrohr mit der flachen Hand weggeklopft und sich zuletzt in seinem rotbaumwollenen mit dem Bildnisse des Landesvaters sinnig bedruckten Sacktuch den Schweiß abgetrocknet hat, setzt er die Füße möglichst nach auswärts, holt tief Atem und legt dann los: „Einst spielt' ich mit Scepter, mit Krone und Stern...“ So nimmt sich ein „Star“ aus, ehe er am Opernhimmel aufgegangen ist... Es steckt in diesen „Musikantengeschichten“ keine große, aber fast durchweg echte Kunst.






Einer der vielseitigsten unter unseren jüngeren deutschen Künstlern ist Ludwig Dettmann. Man hat ihm wohl ein gewisses Umhertasten, besonders in der Wahl seiner Stoffe, zum Vorwurf gemacht, und in der That umfaßt die lange Reihe der Werke des unermüdlich Fleißigen die verschiedensten Stoffgebiete, von der schlichten Landschaft bis zum ernsten Historienbild und zum fast symbolistisch angehauchten religiösen Gemälde. Ob aber aus dieser Vielseitigkeit wirklich ein Vorwurf im künstlerischen Sinne konstruiert werden darf, ist denn doch allermindestens zweifelhaft, denn auch sie ist schließlich nichts als der Ausfluß eines heißen Strebens, das sich selbst nie genug thun kann und nach immer neuer Bethätigung ringt. Und wer das Schaffen Dettmanns im letzten Jahrzehnt verfolgt hat, dem wird nicht entgangen sein, daß sich in ihm eine vielleicht nicht ganz stetige, aber jedenfalls unverkennbare energische und erfolgreiche Aufwärtsbewegung ausspricht. Unter den Berliner Professoren der jüngeren Generation nimmt der am 25. Juli 1865 in Adelbye bei Hamburg geborene Künstler, der seit einigen Jahren auch als Lehrer an der Akademie thätig ist, jedenfalls eine hervorragende Stellung ein. Geistvolle und eigenartige Auffassung, feine Stimmung und reizvolles Kolorit zeichnen seine meisten Werke aus, von denen hier die „Überführung der Leiche Kaiser Wilhelms I. in der Nacht des 12. März 1888," das Triptychon „Heilige Nacht," „Die Rückkehr des Verlorenen Sohnes," „Das Volkslied," „Die Arbeit" genannt sein mögen. Eine Eigenart des Künstlers, die für die Mehrzahl seiner Schöpfungen charakteristisch ist, tritt auch in dem von uns reproduzierten Gemälde „Dilettanten" (zwischen S. 512 u. 513) besonders scharf hervor: das Schwergewicht, welches er auf die Stimmung legt. Sie ist ihm oft so sehr Selbstzweck, daß er die „gemeine Deutlichkeit der Dinge" ihr gegenüber zurücktreten läßt. Daher muß man sich in seine Bilder vertiefen, sie immer wieder und wieder anschauen, wenn man ihres eigenen Reizes teilhaftig werden will. —

Eine weit schärfer umrissene künstlerische Erscheinung ist Robert Poetzelberger, von dem wir zwischen Seite 544 und Seite 545 das große Gemälde „Heide am See" und auf Seite 537 die zu diesem Bilde gehörige Studie wiedergeben. Von Geburt ein Wiener, seiner künstlerischen Entwickelung nach Münchener, ist R. Poetzelberger seit einigen Jahren an der Kunstschule zu Karlsruhe thätig, die an ihm sich eine frische Individualität gewonnen hat. Er versteht es, wie kaum ein zweiter unter den Mitschaffenden, Landschaft und Menschen gleichwertig nebeneinander zu stellen, sie harmonisch zu einem Ganzen zu vereinigen. Weitab von den Pfaden der alten Anekdatenmalerei, im besten Sinne modern in seinem Schaffen, klingt aus seinen Bildern immer ein Hauch deutschen Gemüts an unser Herz. Unseren Lesern ist Poetzelberger kein Fremder; ich brauche nur an sein Gemälde „Ein lauschiger Winkel" (im Jahrgang 1894/95) und „Frieden im Land" (im Jahrgang 1896/97) zu erinnern, um seine Eigenart ihnen ins Gedächtnis zurückzurufen. —

Den beiden Studienblättern von R. Epp und A. Schöner — einem kräftig hingestellten oberbayrischen Weidmann (zwischen S. 584 u. 585) und einem schönen Frauenkopf (zwischen S. 528 u. 529) — sei das Bild „Der Maler" von Fritz Steinmetz-Noris (zwischen S. 560 u. S. 561) angereiht; ich habe bei dem hübschen Gemälde unwillkürlich an einen kleinen Atelierscherz gedacht, bei dem ein Kollege in das Kostüm eines alten Niederländers gesteckt wurde. —

Professor Hans Bohrdt ist uns in erster Linie als Maler der heimischen Meere, als berufener Schilderer der deutschen Flotte, des deutschen Wassersports bekannt. Doppelt interessant ist es, ihn einmal von einer etwas anderen Seite kennen zu lernen. Er hat sich in vergangenen Jahren auch tüchtig in fremden Meeren, unter südlichen Klimaten umhergetummelt — an eine

ältere Studie lehnt sich denn auch wohl seine Zeichnung „Jangada bei Pernambuko“ an (zwischen S. 576 u. 577). Sie stellt eines der schwankenden Fahrzeuge dar, wie sie vor Pernambuko von den Eingeborenen zum Fischfang, aber auch zum Verkehr zwischen dem Hafen und den noch auf See befindlichen Schiffen benutzt werden. Die Jangada ist ein etwa fünf bis sechs Meter langes, aus zusammengebundenen Baumstämmen hergestelltes Floß, das als Mast eine frischgeschnittene, gebogene Bambusstange trägt, in deren Rundung das Segel sich einschmiegt. Trotz der primitiven Bauart hat sich das seltsame Fahrzeug als das geeignetste Boot bei der dort herrschenden schweren Dünung bewährt; wenn an der Barre des Hafens die Wogen so stark anschwellen, daß kein Schiff sie zu passieren wagt, geht auf ein Signal des Postdampfers sicher die Jangada hinaus, um Post und Passagiere — falls letztere die tolle Fahrt wagen wollen — an Land zu bringen. —

Von der Jangada ist es ein weiter Sprung zu dem harmlosen Teichboot, auf dem die junge Schöne in kokettem Landkostüm ihre lieben Schwäne füttert. Das Bild von G. Wertheimer (zwischen S. 600 u. 601) trägt den Stempel seiner französischen Herkunft auf der Stirn, aber es ist zierlich und anmutig. —

Die kleineren in das Heft eingefügten Bilder und Studien zeigen wieder eine reiche Abwechselung. Da ist eine feine Aufnahme des bekannten Liebhaberphotographen W. v. Gloeden in Taormina „Addio bella Napoli“ — einen Volkssänger auf seiner Barke darstellend (S. 549); eine kraftvolle Bronzestatuette „Der Bogenspanner“ des trefflichen englischen Bildhauers Hanno Thornycroft (S. 553); aus der Skizzenmappe von Meister Knaus ein frischer Mädchenkopf (S. 557); von dem so schnell berühmt gewordenen Worpsweder Fritz Mackensen die Zeichnung eines Dorfbrunnens (S. 565) — wie fast alles, was der junge Künstler gibt, schlicht und voller Stimmung. Auf S. 569 ist eine hoheitsvolle Skizze von Professor Simm eingeschaltet, eine weibliche Gestalt in der Tracht vergangener Zeit, ausgezeichnet besonders durch den sorgfältig durchgeführten Faltenwurf des Gewandes; für S. 573 gab uns Eduard Grützner die schöne Studie eines Harfenspielers. —

Unser farbiges Titelbild bringt eine der letzten Arbeiten der jüngst verstorbenen Münchener Malerin Marie Wunsch. Die Künstlerin hatte sich durch ihre sorgsam, mit inniger Hingabe gepflegte Specialität heiterer Kinderbilder schnell große Beliebtheit in weiten Kreisen errungen — auch der „Seppl“ ist ungemein charakteristisch für ihre liebenswürdige Kunst.

Den vielen Freunden und Verehrern des unglücklichen Professor Friedrich Geselschap, des Schöpfers der großen Wand- und Deckengemälde in der Berliner Ruhmeshalle, wird unser Bild eine willkommene Erinnerung sein. Der Meister hatte sich seit vielen Jahren nicht photographieren lassen; erst vierzehn Tage vor seinem Tode wurde er in Rom zu einer Aufnahme bewogen, die unser Bild wiedergibt. Sie zeigt schon deutlich die unverkennbaren Spuren des schweren, schmerzvollen Leidens, das den trefflichen Künstler und liebenswürdigen Menschen am 31. Mai in den Tod trieb.


H. v. S.



Professor Friedrich Geselschap †.
Nach einer Aufnahme von Frl. Helene Richter in Rom.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Siesta. Studie von C. Hans Pleß.

Velhagen & Klasings
# Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XII. Jahrgang 1897/98. Heft 12, August 1898.

## Vom Würzburger Schloß.

Von
**Cornelius Gurlitt.**

Mit einem Einschaltbild und siebzehn Textillustrationen.



Es war ein folgenreicher Entschluß, daß der Fürstbischof von Würzburg Johann Philipp Franz Graf von Schönborn (Abb. 3), der am 17. September 1719 den geistlichen Thron der altehrwürdigen Mainstadt bestieg, am 22. Mai 1720 den Grundstein für ein neues Schloß in Würzburg legte und daß er den Plan hierzu von einem seiner Büchsenmeister, Balthasar Neumann (Abb. 1), anfertigen ließ. Der geistliche Herr war damals etwa 47 Jahre alt. Sein Oheim, Lothar Franz, nahm schon seit Jahrzehnten in Franken eine glänzende Stellung ein. Er vereinte in seiner Hand die Würden eines Fürstbischofs von Bamberg und eines Kurfürsten von Mainz. Sein Vater war als kaiserlicher Rat zum Grafen erhoben worden, er selbst Inhaber einer Reihe geistlicher Ämter in Würzburg und Mainz, Frankfurt und Erfurt. Von seinen sechs jüngeren Brüdern war der erste, Friedrich Karl, Reichsvicekanzler Kaiser Josephs I, der zweite, Damian Hugo, Kardinal, Diakon und Großwürdenträger an mehreren allemannischen geistlichen Höfen, die anderen in geistlichen und weltlichen Ämtern an vornehmster Stelle, verwandt den ersten Fürstenhäusern Süddeutschlands, die Ahnen eines noch heute in Österreich blühenden Geschlechtes. Und wie die Macht in jenen Zeiten überall nach äußerer Darstellung drängte, so auch hier. Sofort nach der Thron-



Abb. 1. Johann Balthasar Neumann, der Erbauer des Schlosses.



Abb. 2. Das Würzburger Schloß.
Nach einer Photographie von Paul Bette in Berlin.

besteigung des neuen Würzburger Kirchenfürsten, in nur einem Winter wurden die Pläne festgestellt zu einem der gewaltigsten und, wie die Folge zeigen sollte, einem der schönsten Schlösser der Welt.

Dem Fürstbischof mußte ein besonderer Blick für künstlerische Begabung eigen sein. Denn er griff nicht aus der Menge der Bauleute, welche damals schon große Werke in Franken und anderwärts aufgeführt hatten, den erfahrensten und erprobtesten heraus, sondern er wendete sich mit seinem Auftrag an einen seiner Beamten, einen ganz Unbekannten, ja an einen bald wieder Vergessenen. Unser Volk nennt Balthasar Neumann auch heute nicht in der Reihe seiner großen Männer, noch ist ihm kein Standbild errichtet, noch lehrt man seinen Namen nicht in den Schulen.

Der Architekt des Fürstbischofs war bei der Grundsteinlegung erst 33 Jahre alt; 1687 zu Eger als Sohn eines Kaufmanns geboren, war er 1712 als Gemeiner in die fränkische Kreisartillerie eingetreten, nachdem er 1711 seinen Lehrbrief als Büchsenmeister für Ernst- und Lustfeuerwerkerei erhalten hatte. Sebald Kopp, ein Stück- und Glockengießer in Würzburg, war sein Lehrmeister gewesen. Dem jungen Soldaten muß es gelungen sein, die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten zu erregen, in den Türkenkriegen unter Herzog Eugen scheint er sich emporgerungen, in der liedkundigen Eroberung von Belgrad (1717) die Staffel zu seinem Aufwärtssteigen gefunden zu haben. 1721 war er Stückhauptmann und Ingenieur und bis an sein Lebensende blieb er der Truppe treu, bei der er sich die Sporen verdient hatte.

Schwerlich war ihm schon verliehen gewesen, viel von der Welt und namentlich deren Bauwerken zu sehen, Wien und Prag etwa ausgenommen.

Aber das genügte auch, um einem gedankenreichen, jungen Künstler Anregung in größter Fülle zu geben. In Österreich stand die Baukunst damals auf gewaltiger Höhe. Das, was Wien zu einer Stadt des Barockstiles und zwar zu einer der ersten der Welt macht, konnte Neumann schon in junger Pracht vollendet sehen. Da waren die ernsten, feierlichen Lichtensteinschen Paläste des Römers Domenico Martinelli, an welchen er die Wucht und Größe italienischer Bauweise studieren konnte; da hatte Fernando Galli Bibiena, der gewandte Bolognese, seine prunkend heiteren Werke geschaffen, namentlich Festdekorationen von berauschender Großartigkeit in Plan und Durchführung; da standen vor allem Johann Bernhard Fischer von Erlachs und Lucas von Hildebrands Bauten, die zu den vornehmsten Blüten deutschen Barocks gehören. Hier war also eine Schule der Baukunst, an der sich ein Talent bilden konnte, hier bot sich auch Neumann die Gelegenheit, Auge und Hand mit jenem Sinn der Größe und Feinheit zu erfüllen, jene Sicherheit in der Behandlung der Massen zu erlangen, ohne welche es ihm nicht möglich gewesen wäre, ein Schloß, wie das zu Würzburg, zu entwerfen.

Wem der Sinn nicht durch modern patriotische Beklemmungen ganz getrübt ist, muß erkennen, daß Wien damals der

Mittel- und Ausgangspunkt eines höheren Geisteslebens für ganz Deutschland geworden war. Gehoben durch die Siege der Kaiser über die drohende Türkengefahr, weckte es im süddeutschen Volk jene Schaffenslust sondergleichen, jene heitere Weltlichkeit, die dereinst in der Geschichte unseres Kulturlebens noch eine andere Rolle spielen wird als heute, wo der Wert des Volksgeistes fast allein nach seinen litterarischen Thaten gewogen wird. Setzt man die im Norden blühende Dichtung der um Gottsched gescharten Männer gegen die urgewaltige Offenbarung deutschen Könnens in der süddeutschen Kunst ein, namentlich im Bauwesen, so wird man lernen, daß wir uns jener Zeit „tiefen Verfalles" nicht zu schämen haben, daß sie nur eine vom folgenden tintenklexenden Säkulum nicht verstandene ist. Die Baukunst weist auf Schaffen von Stimmung, die nirgends mächtiger wirkt als durch die Sprache des Raumes. Und Stimmung ist es, welche die Musik weckt: es ist kein Zufall, daß Mozart aus den Glanzstätten des Barock hervorging, daß Gluck, Haydn, Beethoven in dieser Luft sich heimisch fühlten, daß es die der süddeutschen verwandte Stimmung Kursachsens war, in der Bach lebte und webte, wie es kein Zufall ist, daß der baulich nüchterne Norden die verstandesklaren Denker Lessing, Winckelmann, Kant gebar. Es brauchte daher der fränkische Künstler, wenn er nur Wien kannte, keine weitere Anregung. Vergeblich wird man aus jener Zeit in Paris und Rom Baumeister und Bauten suchen, die jenen der österreichischen Hauptstadt an Wert gleich kämen, wir Deutsche werden uns mit der Zeit an das gewöhnen müssen, was zu glauben uns leider so schwer fällt: daß wir nämlich gerade damals, in der Zeit politischen Niederganges in bestimmten Schaffensgebieten das erste Volk der Welt waren.

Nach Wiener Art ist denn auch der Entwurf des Schlosses (Abb. 2). Erst 1723 kam Neumann nach Paris, sichtlich mit dem Auftrag seines Herrn, den dortigen Geschmack kennen zu lernen; auch Holland bereiste er. Aber merklichen Einfluß gewannen die neuen Beobachtungen nicht auf ihn. Er betrat die Weltstadt an der Seine als ein Mann, der lernen, aber als ein solcher, der sich nicht dabei selbst verlieren wollte. Anderer Werk zur Selbstprüfung mit dem seinen zu vergleichen, war seine Absicht, nicht es nachzuahmen. Ja, sein Selbstgefühl äußerte sich in ganz besonderer Weise, indem er nämlich die Pläne des seit drei Jahren im Bau befindlichen Schlosses den ersten Pariser Architekten vorlegte, um sie an deren Urteil zu prüfen; und diese waren Robert de Cotte und



Abb. 3. Johann Philipp Franz Graf von Schönborn, Fürstbischof von Würzburg.
Nach einem Kupferstich von Jakob von Sandrart in der K. K. Fideikommis-bibliothek zu Wien.

Germain Boffrand, „die anderen sind für geringeres Kaliber,“ fügt er als echter Artillerist in seinem Schreiben an den Fürstbischof hinzu. Schon vorher hatte er sein Werk dem Kardinal Rohan gezeigt, den er in dessen reizendem, jetzt leider verbautem elsässer Schloß Zabern aufgesucht hatte, jenen Armand Gaiton de Rohan Soubise, für welchen seit 1728 de Cotte in Straßburg den prächtigen bischöflichen Palast errichtete, dessen Stammhaus in Paris aber jenes herrlich von Boffrand eingerichtete Palais ist, in welchem jetzt das Nationalarchiv der Republik bewahrt wird. So war mit einem Schlag die Brücke zu den beiden Pariser Meistern gebaut. Es ist nun sehr lehrreich, was die Franzosen über Neumanns Plan urteilten: Rohan fand ihn „nach italienischem Gout und Architektur,“ Cotte „auf italienische Manier und etwas Deutsches dabei.“ Das heißt, beide merkten augenblicklich das Fremdartige, der völlig vertrockneten, nur schulmäßigen feinen Bauart gegenüber, mit der sie selbst damals die Außenfassaden behandelten. Nach dieser Richtung durfte Neumann billig über seine französischen Kollegen lächeln: Wenn sie unter „italienisch“ und „deutsch“ ein selbstgefällig von ihnen abgelehntes Barock verstanden und unter dem grand goût ihrer Kunst die „vornehme Einfachheit“ etwa von Versailles, so zeigt sich nur die Anerkennung der Selbständigkeit und Eigenart deutschen Schaffens in diesem Urteil. Und wenn später die Pläne Wiener Bauverständigen unterbreitet wurden, dem Prinzen Eugen, dem Erbauer seines prächtigen Palais in der inneren Stadt und des großartigen Belvedere bei Wien, dem Fürsterzbischof von Salzburg, Grafen von Harrach, der damals Schloß Mirabell zu bauen begonnen hatte, dem Grafen Thomas Gundacker von Starhemberg, dessen Landsitz gerade im Entstehen war, vor allem aber des Fürstbischofs Bruder, dem Reichsvicekanzler Friedrich Karl Graf von Schönborn, der damals das berühmte Meisterwerk Wiener Barocks, die Reichskanzlei, errichten ließ — wenn man all diese „in der Baukunst so wohlerfahrene Herren“ heranzog um ihres Urteiles willen und diese sich günstig äußerten, so mochten Bauherr und Architekt sich über die Nichtbeachtung der Verbesserungsvorschläge der Franzosen trösten.

Abb. 4 Mittelteil der Hauptfassade.
Nach R. Dohme „Barock- und Rokoko-Architektur“, Verlag von Ernst Wasmuth in Berlin.

Ein schwererer Schlag als diese Urteile der Franzosen traf den Bau durch den Tod des Fürstbischofs, der am 18. August 1724 plötzlich erfolgte.

Alles weist darauf hin, daß Neumann seinen Plan siegreich aus Paris zurückgebracht, daß sein Bauherr auf ihn bis zuletzt vertraut habe. Er überließ in wahrhaft großartiger Denkweise dem Cotte und Boffrand Kopien seiner Pläne, damit sie ihre Änderungsvorschläge genauer darlegen könnten. Die dem Cotte überlassenen Arbeiten liegen heute noch in einem Pariser Archive, Boffrand hat die seinen im Kupferstich veröffentlicht; zwar nennt er im Vorwort zu seinen Blättern den „Mr. Neumann, habile architecte“ aber das geschieht in einer Form, welche für den ununterrichteten Leser den Franzosen als den eigentlichen Schöpfer des Bauwerkes erscheinen ließ. Ja, es scheint fast, als sei Boffrand 1724 unaufgefordert nach Würzburg gereist, um dem vertrauensvoll sich ihm nähernden deutschen Meister den gewaltigen Auftrag zu entreißen. Das Würzburger Schloß dürfte auch dem Franzosen eine Intrigue wert gewesen sein!

Abb. 5. Eckpavillon.
Nach R. Dohme „Barock- und Rokoko-Architektur“, Verlag von Ernst Wasmuth in Berlin.

Vielleicht ist das Zusammentreffen von Boffrands Anwesenheit und dem Regierungsantritt des neuen Fürstbischofs Christoph Franz Freiherrn von Hutten die Veranlassung zu einer Änderung im Plane gewesen: Neumann hatte ein Bauwerk entworfen, dessen nach außen gelegte Haupträume ein Rechteck von rund 90:160 Meter bildeten. Nur an einer Seite durchbrach den Kranz von Sälen eine Lücke von fünfzig Metern und zwar für den etwa quadratischen Ehrenhof. Zu seinen beiden Seiten erhellen je zwei kleinere Höfe die Gänge und Nebenräume des Schlosses. Quer vor den Hof aber legte sich die Eingangshalle, die mit den beiden Treppenhäusern links und rechts, bei bis zu 20 Meter Breite, nicht weniger als 75 Meter lang werden sollten. Das sind Abmessungen, die mit den größten modernen Saalbauten wetteifern: 1500 Quadratmeter Grundfläche übertreffen nur wenig deutsche Säle. Der Wintergarten des Centralhotels in Berlin



Abb. 6. Großer Mittelsaal.
Nach R. Dohme „Barock- und Rokoko-Architektur“, Verlag von Ernst Wasmuth in Berlin.

mit 1700 Quadratmetern wäre allein zu nennen, die Stadthalle zu Mainz erreicht ihn mit 1457 Meter nicht, die anderen mir bekannten Säle stehen erheblich nach. Cotte riet nun, die eine Treppe fortfallen zu lassen, Boffrand schlug dasselbe vor, wenn er gleich in dem seinen Bauten gewidmeten Kupferwerke gerade Neumanns Riesenplan als seinen ausgab. Es scheint, als habe er die Schönheit des Neumannschen Gedankens wohl erkannt, nicht aber gewagt, diesen dem Bauherrn zuzumuten. Und so siegte die nüchterne Bedenklichkeit des Franzosen über den leidenschaftlichen Bausinn des Deutschen! Nur eine der beiden Treppen kam zur Ausführung, und lange Zeit genoß Boffrand die Ehre, als sei er der kühne Meister gewesen, der die zweite erfunden habe.

Die Regierung des Grafen Hutten war eine kurze, schon am 21. März 1729 war der Sitz des Würzburger Bischofs wieder frei. Abermals nahm ein Schönborn auf ihm Platz, jener jüngerer Bruder des Johann Philipp Franz, der als Reichsvicekanzler die Staatsgeschäfte im großen zu führen gelernt hatte, seit dem 30. Januar 1729 Bischof von Bamberg war und am 18. Mai desselben Jahres zum Bischof von Würzburg erwählt, beide Ämter bis

1731 mit seinem Wiener Ministerium vereinte. Friedrich Karl von Schönborn nahm den Bau lebhaft auf, für den bereits in acht vorhergehenden Jahren über 280 000 Gulden verausgabt waren.

Schönborn holte sich Rats nicht in Paris, sondern in Wien, er wendete sich in Fällen, wo ihm Neumanns Pläne bedenklich erschienen, an einen der berühmtesten Meister der Kaiserstadt, an Lukas von Hildebrand, den Erbauer des dortigen Belvedere. Wieder bildete das Treppenhaus die Angriffspunkte für die sachgenössische Kritik und mit ihr für die Einmischung, die sich so lange leichter vollzog, als der Fürstbischof noch durch sein Amt an Wien und Österreich gebunden war. Hildebrands Einfluß war kein günstiger. Er zweifelte an der Durchführbarkeit von Neumanns Plänen, er selbst hielt es einfach für unmöglich, das Treppenhaus in der vorgeschlagenen Weise einzuwölben und erbot sich, daß er sich unter dem Gewölbe hängen lassen wolle, wenn die Bauweise sich bewähre. Später freilich hat er dem fränkischen Künstler die Anerkennung nicht versagen können, daß er in seiner Jugend schon ein gereifter Meister gewesen sei. Denn die Treppe hält noch heute, und der leidenschaftliche Wiener hat sich nicht hängen lassen!

Der Bau schritt nach Neumanns Plänen fort. Lange schwankte man, wohin die Schloßkirche zu legen sei, aber als auch sie 1733 eingewölbt wurde, der Dachstuhl fast über dem ganzen Bau sich erhob, konnte man schon 1737 an den Einzug denken. Freilich fehlte noch vieles. 1742 bis 1744 wurden die großen Säle eingewölbt, am 30. Dezember 1744 fand das Richtefest statt, war das gewaltige Schloß im Rohbau fertig. Den ganzen Bau „in seiner Ordnung“ zu sehen, war aber auch diesem Fürstbischof nicht vergönnt. Am 25. Juli 1746 starb der dritte Bauherr des Schlosses, nachdem er wieder etwa Achthundertundzwanzigtausend Gulden für das Werk verausgabt hatte.

Es folgte eine Zeit, in welcher das Zahlamt „verschnaufen“ konnte, wie es einmal in den Akten heißt, der Fürstbischof Anselm Franz, Graf von Ingelheim, der bis 1749 regierte, gab im ganzen nur gegen 5800 Gulden für den Bau aus, Fürstbischof Karl Philipp von Greifenklau in den folgenden Jahren etwas mehr. Am 18. August 1753 starb Neumann. Seine letzte That war die Anlage des schmiedeeisernen Gitters, welches der Hofschlosser Johann Georg Oegg aus Tirol



Abb. 7. Thürfüllung.
Nach einer Photographie von Paul Bette in Berlin.

ausführte, und die Berufung des rechten Malers für das Schloß, des Venetianers Tiepolo.

Die Nachrichten über Neumanns Leben und Wirken danken wir einer unlängst erschienenen fleißigen Arbeit von Joseph Keller, welche sich nicht nur mit dem Würzburger Schloßbau beschäftigt, sondern einen Überblick über die geradezu erstaunlich weitgreifende Bauthätigkeit des Meisters gibt. Sie erzählt auch von den Kämpfen, welche keinem großen Meister erspart blieben. Aber sie gibt ein schönes Bild des Siegens des Geistes über die Widerstände, die sich ihm entgegenstellten, eines Siegens, welches nur möglich war durch das unerschütterliche Vertrauen der Bauherren zu ihrem Meister, durch die Stetigkeit ihrer künstlerischen Absichten.

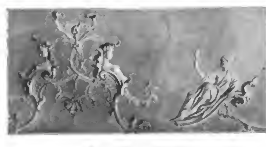


Abb. 8. Stuckornament.
Nach einer Photographie von Paul Bette in Berlin.

Hätte Michelangelo, hätte Schlüter, hätte auch Schinkel solchen Bauherren gegenüber gestanden, so würden nicht ihre Pläne so oft zu Schanden geworden sein.

Und so entstand denn ein Werk von unerschöpflicher Fülle schönheitlichen Reichtums. Wer ein Auge für die Reize der Baukunst hat, dem wird die Sonderart dieses Werkes nicht entgehen. Man schmäht den Reichtum des Barockstiles so leicht als Überladung; man hat ihn als ungeeignet erklärt, auf die moderne Bauweise Einfluß zu gewinnen, da er zu viel der Kosten verursache. Aber man schaue dieses Schloß einmal genauer an! Schwerlich wird ein moderner Meister schlichter zu schaffen vermögen, als es die Gartenseite des Schlosses ist. Über dem Mittelbau je 16 Fenster in einer Reihe fast ohne jede Abwechslung. Nur über jenen des Hauptgeschosses eine reichere Verdachung (Abb. 4). Ähnlich die übrigen Seiten. Nur dort, wo es dem Baumeister darauf ankam, reich zu wirken, dort entfaltete er sein ganzes dekoratives Können: an den Eck- (Abb. 5) und Mittelbauten. Aber doch kam er aus ohne Türme und Giebel, ohne Wechsel der Stockwerkhöhen, und abgesehen von dem Wappengiebel des Mittelbaues ohne jene dekorativen Ausdrucksformen des Stiles. Man schaue auf ein modernes Zinshaus im Barockstil, wie deren in Wien, Berlin, München ja schon so viele stehen: mit dem Reichtum, der hier auf eine gegen das Würzburger Schloß verschwindend kurze Front verteilt ist, reichte Neumann, um den Eindruck wahrhaft königlicher Vornehmheit auf einen der ausgedehntesten Paläste auszugießen. Er blieb ein maßvoller, den Stoff, mit dem er zu schaffen hatte, berechnender Architekt auch bei der reichsten Fülle der Mittel, seine gedankenreiche Kunst ermöglichte ihm einfach zu bleiben, wo es nicht galt durch den Gegensatz zu wirken. Das beweist Würzburg, das beweist das fast gleichwertige Schloß Bruchsal, das beweisen die zahlreichen anderen Schloßbauten, von welchen auch nur die Liste zu geben, hier zu weit führen würde.

Da aber, wo Neumann absichtlich mit reichen Formen einsetzte, wie im Kaisersaale des Obergeschosses, wie in zahlreichen anderen Innenräumen, dort perlten dem klaren Strich seiner sicheren Hand die dekorativen Gedanken mühelos hervor. Es ist mir ein unvergeßlicher Genuß, in der Universitätsbibliothek zu Würzburg seine Skizzen und Entwürfe durchgeblättert, die Erkenntnis aus ihnen gezogen zu haben, wie hier ein Meister sein Werk in allen Teilen der eigenen Brust entlockte und zwar mit einer Mühelosigkeit, mit einer wie selbstverständlich vorsprudelnden Schaffensfülle, die es bewirkte, daß alles in diesem Bau an rechter Stelle und daß selbst in den reichsten Teilen Klarheit und sichere Planmäßigkeit herrscht.

Von unvergleichlichem Reiz ist die Innengestaltung. Da ist jenes Treppenhaus (Abb. zwischen Seite 616 u. 617),



Haupttreppenhaus des Würzburger Schlosses.
Nach R. Dohmes „Barock- und Rokoko-Architektur“, Verlag von Ernst Wasmuth in Berlin.

welches von vornherein den Eintretenden in seine weiten Arme nimmt und ihm klar macht, daß ihn hier ein echtes Fürstenhaus umfasse. Es ist ein Riesensaal, in dem man emporsteigt, nicht ein Nutzraum, sondern eine Festhalle zum Aufstieg in das Geschoß, in dem der geistliche Hof sich in seinem Glanz zeigte. Wie oft haben Maler schon diesen Raum im Bild festzuhalten, das geschäftige Treiben darzustellen versucht, wenn die würdigen Hofherren in weißer Perücke und goldbestricktem Leibrock, die Frauen in bunt geblümten Seidenkleidern über weitgebauschten Reifröcken, die ernstschreitenden Großwürdenträger der Kirche und die zierlichen jungen Herrchen im geistlichem Gewand — ein buntes Gewühl geleitet von noch bunterer Dienerschaft — an diesen hellfarbigen Wänden vorbei treppauf stiegen, während oben schon die festlich versammelte Menge herabsah auf die Neuankommenden über die Brüstung hinweg — geradeso wie der Maler über dem Gurtgesims, an die in weitem Bogen gespannte Decke eine zweite, noch buntere Gesellschaft malte. Es ist kein Schloß, das für die Einsamkeit, für den schweren gemessenen Schritt der Krieger, für die ernste Beratung großer Fragen gemacht ist, sondern ein Haus voll innerer Lustigkeit, ein Haus voll frischen, frohen Frankenblutes (Abb. 6).



Abb. 9. Aus dem Festsaal.
Nach R. Dohme „Barock- und Rokoko-Architektur", Verlag von Ernst Wasmuth in Berlin.

Und dann die Säle: von Schritt zu Schritt steigert sich die Pracht. Aber nicht die Vermehrung der Formen bringt diese Steigerung zuwege, sondern ein geschicktes Ausgleichen der im Äußeren herrschenden

architektonischen Haltung mit der dekorativen im Innern. Unsere Architekten vergreifen sich oft gerade in der Ausbildung von Sälen. Die strenge Regel, die draußen an Thüren und Thoren ihren Stift bindet, sie wird nach innen übertragen (Abb. 7). Nur zu oft sieht der Bau bei uns einem umgekehrten Handschuh gleich. Die Lederseite mit ihrer Härte, ihrem festen Gefüge der Nähte nach innen und der weiche warme Pelz nach außen. Man stellt da mächtige Säulen auf, man quadert die Wände, man findet nicht den doppelten Maßstab, dessen es fürs Innere eines großen Raumes bedarf: Den für die große Gliederung, welcher eine mächtige Sprache reden soll, und den, welchen die menschliche Figur gibt. Denn auch im größten Saal darf man einen Stuhl, einen Tisch, eine Fensterbrüstung nicht höher machen, als eben der Gebrauch fordert, ja sie bilden — gut angeordnet — ein vortreffliches Vergleichsmittel, an dem das Auge unwillkürlich die großen Dinge mißt.

Neumann findet die Mittel, groß zu wirken und dabei „intim“ zu bleiben. Er macht den Stukkateur zu seinem Gehilfen. Seine Säulen (Abb. 9) sind mächtig wie etwa in einer modernen Bahnhofsrestauration, aber sie machen den Raum nicht kalt und leer, denn sie sind eingebunden an die Wände durch ein höchst lustiges Vielerlei kleiner, spielender Formen, ein fröhliches Durcheinanderquirlen der architektonischen Linien! (Abb. 10 u. 11.)

Ein Stichwort der Baumeister von heute heißt: Echtheit des Materials! Und mit diesem Wort ist der Stuck in Acht und Aberacht gethan. Man erinnere sich, wie laut diese Frage gelegentlich der Ausschmückung der Wandelhalle im Reichshaus zu Berlin hin und her besprochen wurde! Man wollte Wallot zwingen, Stuck statt Stein anzuwenden, und er wehrte sich redlich dagegen.

Er hatte gewiß recht — aber Neumann ist darum nicht unächter als er, weil er Stuck reichlich verwendete. Wallot wollte für die Wandelhalle eine strenge, ernste Architektur schaffen, sie sollte als Stein wirken, sollte nicht einen Wohnraum, sondern eine Vorhalle darstellen. Und daher wehrte er sich dagegen, daß er in Stuck Stein nachahmen solle. Aber Stuck an sich ist so „echt“ wie Stein. Seine Schuld ist es nicht, daß an unseren Häusern Quader und Gesimse in Stuck gezogen werden, er dazu mißbraucht wird, Stein heucheln zu müssen. Niemals hat Neumann ihn so verwendet, nicht etwa weil ihn ästhetische Bedenken abhielten — er hat gewiß nicht viel über sein Schaffen philosophiert — sondern weil das Verständige ihm das Nächstliegende war. Die bildsame, weiche Masse verwendete er zu bewegten, weichen Linien. Er ließ nichts durch sie nachahmen, sondern nutzte die besonderen Vorteile des Materials aus; er und seine Zeit wußten Stuck noch „echt“ zu verwenden, im Äußern wie im Innern des Baues.



Abb. 10. Deckenornamente.
Nach einer Photographie von Paul Bette in Berlin.

In langer Flucht

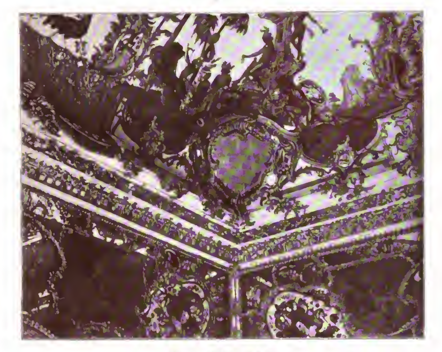


Abb. 11. Deckenornamente.
Nach einer Photographie von Paul Bette in Berlin.

reihen sich die Festräume aneinander: eine Enfilade, wie man damals sagte, eine große Achse durch alle Querwände, so daß man von einem Ende des Schlosses bis zum anderen schauen konnte. So wollten es die Hofgesetze. Es fehlt auch nicht des Chambre de lit (Abb. 13), der Raum, in welchem das Prunkbett stand, in dem in Nachahmung Ludwigs XIV. das „Lever" stattfand, das ceremoniöse Aufstehen und Ankleiden des Fürsten.

Viel müdes Gähnen mag in diesen Räumen verhallt sein. Der Hofdienst war trüb und öde, der politische Gesichtskreis an den geistlichen Höfen beschränkt, das kleinstaatliche Getriebe ermattend. Aber was der Architekt leisten konnte, um durch seine Kunst diese weiten Säle, diese langen Zimmerreihen zu beleben, das hat er meisterhaft geleistet — er und sein geistesverwandter Genosse, Tiepolo.

Giovanni Battista Tiepolo (Abb. 14), der größte italienische Maler der Zeit, der eigentliche Erbe der Venetianerkunst des Giorgione und Tizian, war der rechte Maler zur Ausschmückung dieser Säle. Neumann trat ihm mit dem vollen Selbstgefühl des bauleitenden Architekten entgegen. Hatte Tiepolo in Venedig selbst, bei der kostbaren Ausmalung des Festsaales im Palazzo Labia dem Architekten einfach den Griffel aus der Hand genommen und Wand und Decke selbst mit dem Pinsel architektonisch gegliedert, so sendete ihm Neumann die fertigen Risse von Würzburg und genaue Angaben darüber, was in die einzelnen Bildflächen einzufügen sei: So namentlich im Kaisersaal, während bei der Decke des von Neumann nicht mehr fertig gestellten Treppenhauses dem Maler freiere Hand gelassen wurde.

Es ist das ein Bild von nahezu fünfhundertfünfzig Quadratmeter. Nur jene, welche verstehen lernten, worin die geistige Arbeit des Malers eigentlich beruht, wissen zu beurteilen, welche Willenskraft dazu gehört, welche Sicherheit in der Wahl der

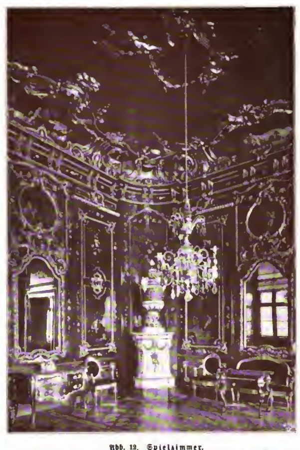


Abb. 13. Spielzimmer.
Nach R. Dohme „Barock- und Rokoko-Architektur“, Verlag von Ernst Wasmuth in Berlin.

Fresko wieder aufnahmen, darum gegeben, diesem Manne zusehen zu können, wie er mit untrüglicher Sicherheit die Farben mischte, um diese ungeheure Aufgabe zu meistern!

Was auf diesem Bilde (Abb. 15) dargestellt ist? Eine Apotheose: hoch in Wolken von einer Strahlensonne umgeben ein Tempel, aus dem ein Jüngling hervorschwebt. Mitten in jene Strahlen hinein hält er ein Gefäß. Ihm streben von allen Seiten, von Wolken getragen, Menschen und Götter zu. Immer eine Schicht über der anderen, in endloser Vertiefung, überall noch ein fliegendes Kind, aufstrebende Flügelrosse, gemächlich in die Pfühle der Wolken hingebettete Gruppen. Ich weiß nicht, ob es schon jemand sich zur Aufgabe machte, all diese Allegorie zu erklären — es wäre ein Buch darüber zu schreiben. Man sollte glauben, daß gerade die, welche vom Bild vor allem Inhalt verlangen, an dieser Mischung und gewiß nicht geistlosen Verschränkung weltlich-antiker mit christlicher Anschauung ihre Freude hätten. Denn alles, was auf Erden und im Himmel ist, kommt hier zur Darstellung. Am Rande des Bildes ein Gewühl von Menschen aller Länder. Der Venetianer kannte den Orient aus dem damals noch in voller Blüte stehenden Hafen seiner Vaterstadt, die Zelte und Kamele der Karawane, das Gewoge der Menschen um die ein erlegtes Krokodil herbeischleppenden, die Federn im

Mittel, um eine solche Aufgabe zu beherrschen. Und dazu im Fresko, wo es gilt, täglich ein bestimmtes Stück fertig zu machen, das dann nicht verändert, höchstens wieder fortgeschlagen werden kann; wo der Maler den Ton nicht sieht, den er aufsetzt, da die Farbe, naß aufgetragen, erst später im Trocknen ihren endgültigen Wert erlangt. Und trotzdem durch die ganze Riesenfläche eine Leichtigkeit des Tones, eine Feinheit der Tiefenskala, eine ruhige Klarheit bis ins letzte Detail. Was hätten die großen Maler in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, als sie das so rasch vergessene

Haar tragenden Indianer, das Land der Pyramiden und der Palmen und im Hintergrund das verwaiste Golgatha. Er setzte ihm das Treiben am Würzburger Hof entgegen, die Stadtgöttin mit den Zeichen geistlicher Würde, vor ihr Musizierende, hinter ihr Bauende im Gefolge, zur Seite die von der Erde sich erhebende Malerei, die dem Bilde des Fürstbischofs, ihrem Werke, nachschaut, während Genien dies zum Himmel tragen. Dann im Vordergrund zwei Gestalten, der Maler selbst in mächtigem Mantel, seine Zeichnung erklärend, und vor ihm auf eine der von ihm gegossenen Kanonen hingelagert, neben seinem Windspiele Balthasar Neumann, der Artillerieoberst in betreßter Uniform, behaglich, schlicht, doch voll Selbstgefühl. Er ruht sich aus, indem er sich in seinem Werke umschaut.

Und doch hat diese Malerei, erst das Entzücken der Kunstverständigen, lange Zeit als der Ausbund aller künstlerischen Thorheit gegolten. Daß sie „toll“ sei, war noch so ziemlich das Mildeste, was man ihr nachsagte, daß sie „ohne Fleiß“ gemalt sei, ein allgemein zugestandener Vorwurf. Hätte man vor dreißig Jahren die sachverständigsten Kunstkenner zusammengerufen — sie würden für das Beste gehalten haben, die Decke im Namen echter Schönheit weiß zu übertünchen. Tiepolo galt neben Pazzo als der Gipfelpunkt der Verkehrtheit. Man konnte die Höhe seines Kunsturteiles an der Mißbilligung dieser Arbeiten messen.

Welches Urteil hat recht? War doch auch noch Anselm Feuerbach unter den Gegnern. Mir will scheinen, als sei mit der Verurteilung einem solchen Werke gegenüber nicht viel gewonnen. Ich wenigstens gönne jedem seinen Ärger über diese Bilder. Gönne man dafür mir meine Freude! Je mehr ich von der Welt und ihrer Kunst sah, desto lebhafter empfinde



Abb. 13. Schlafzimmer.
Nach R. Dohme „Barock- und Rokoko-Architektur“, Verlag von Ernst Wasmuth in Berlin.

ich, daß das Schauen auch eine Kunst ist, nämlich das Schauen mit Genuß. Die, welche diese Kunst nicht lernten, schauen auf alles ihnen Fremde mit Abscheu. Niemand tadelt mehr und entrüsteter als der, welcher der Kunst noch ganz fremd gegenüber steht. Kenner sein, heißt Schönheit im Kunstwerk entdecken, Laie sein, heißt Fehler in ihm finden!



Abb. 14. Giovanni Battista Tiepolo. Stich nach dem Gemälde von Alexander Longhi.

Und oft ist's merkwürdig, wie gering jener Unterschied von dem für schön Gehaltenen ist, durch welchen ein Bild den Laien entfremdet wird. Im Kaisersaal des Schlosses zu Würzburg schuf Tiepolo in Neumanns glänzende Dekorationen hinein zwei Wandbilder: Die Vermählung des Kaisers Friedrich Barbarossa mit Beatrix von Burgund (Abb. 16) im Juli 1156 — der Bischof von Würzburg segnet sie ein — und die Bestätigung der Herzogswürde durch diesen Kaiser (Abb. 17) — hier kniet der Bischof vor dem thronenden Kaiser. Freilich, Tiepolo gab sich nicht die Mühe, andere Kostümkunde zu treiben als die seiner Zeit. Die Bauten, die Kleider, die Waffen, die Sitten sind die nicht von 1156, sondern von 1752, wie in beiden Bildern der alte Würzburger Bischof den Kopf jenes seiner Nachfolger trägt, dem Tiepolo mit dem Pinsel diente. Sie sind



Abb. 15. Die vier Weltteile.
Deckenteile von G. B. Tiepolo im Treppenhaus.
Nach einer Photographie von K. Gundermann in Würzburg.

eben dargestellt, als habe die ganze Sache sich in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts abgespielt. Das kann dem Bild als solchem nicht schaden. Man muß sich nur nicht auf seine geschichtlichen Kenntnisse versteifen: Es könnte sich ja um einen Vorgang aus der Zeit der Schönborns handeln. Man vergleiche mit diesen Bildern ähnliche, wie sie heute so viel gemalt werden. Wer hat je einen so freien Schwung, eine so kräftige Charakteristik, so leuchtend frohe Farben, so zwanglosen Entwurf geschaffen, als Tiepolo? Seit den Tagen, in welchen der unglückselige Klassizismus uns lehrte, diese Werke zu verachten, ringen wir nach dem Kunstvermögen, sie neu zu schaffen. Noch ist es nicht erreicht. Noch sind diese Bilder „aus schlechtester Zeit" besser als alle jene dekorativen Historien, mit welchen wir unsere Staatsgebäude füllen. Die Kunst des XIX. Jahrhunders hat anderen Zielen nachgestrebt und mancherlei zu hoher Vollendung gebracht: in dieser Kunst festlicher Repräsentation ist sie der Schüler ihrer lange verhöhnten Lehrerin, der Barockkunst, geblieben.

Wir werden gut thun, uns das zu merken, auch jetzt, wo die Begeisterung für das Barock zurückzuebben beginnt, wo man erkannt hat, daß man beim Nachahmen im Vorbild eine unerreichbare Grenze findet, daß man also selbständig werden muß, will man frei seine Bahn ziehen. Das XVIII. Jahrhundert hat seine Spuren auch in unserem künstlerischen Schaffen hinterlassen, und es war ein Fehler, sich von diesen loszutrennen. Man thut nicht gut, allein die geistigen Bewegungen im deutschen Volke als die höchsten zu preisen, welche die Denker und Dichter hervorbrachten, und darüber jene zu vergessen, welche die künstlerischen Kräfte befruchteten. Wenn man dereinst über die „Aufklärung" und ihr Kind, die „Bildung" nicht mehr ganz im Sinne Lessings denken wird,



Abb. 16. Vermählung Barbarossas mit Beatrix von Burgund.
Wandgemälde von G. B. Tiepolo im Kaisersaal.
Nach einer Photographie von K. Gundermann in Würzburg.



Abb. 17. Bestätigung der fränkischen Herzogswürde an den Fürstbischof von Würzburg.
Wandbild von G. B. Tiepolo im Kaisersaal.
Nach einer Photographie von K. Gundermann in Würzburg.

kommt wohl auch die Zeit, in welcher das Dumpfe, Tiefe, Unergründliche, nur mit der Empfindung Begreifliche zur rechten Wertschätzung gelangen wird.

Wenn wir wüßten, welchen mythogischen Namen wir der Dame mit dem Schleier aus Morgenduft und Sonnenklarheit zu geben haben, die Goethe in der Zueignung erschien, wäre uns damit gedient!?

## → Niel-Rose. ←

Wie schlingst Du Deine Ranken, zart belaubt,
So kühn nach oben, anmutvoll und lose,
Du glanzumwobne, königliche Rose,
Und senkst doch, in Gedanken, schwer das Haupt? —

Legt Dir die stolze Höhe, die Dich rief,
Kein volles, sonnenhelles Glück zu Füßen?
Neigst Du, die Erde unter Dir zu grüßen,
Dein träumerisches Blumenhaupt so tief?

Du hehres, rätselvolles Duftgedicht!
Durch Deines Blütenreichtums goldne Schauer
Zieht eine still geheimnisvolle Trauer,
Die so verwandt zur Menschenseele spricht.

Das höchste Ziel, in lichtem, reinem Glanz,
Erstrebt mit allen Kräften und Gedanken,
Wie hier von Dir mit allen Deinen Ranken,
Es schenkt uns das Ersehnte nimmer ganz!

Wie mutig sich das Herz auch aufwärts ringt,
Hoch über seines staub'gen Tags Beschwerde:
Ein müdes Sehnen zieht herab zur Erde,
Die nach dem Kampfe einst die Ruhe bringt.

Helene Gräfin Waldersee.



# Die Seeminen.

von

**Kapt.-Leutn. a. D. Georg Wislicenus.**

Mit einem Situationsplan des Hafens von St. Santiago auf Cuba.

(Abdruck verboten.)

„Wie hast du Raum in Menschenbrust gefunden,
Erfindung, voll des Frevels und der Wehn?
Durch dich ist Waffendienst der Ehr' entbunden,
Durch dich — so weit sind Kraft und Mut geschwunden —
Scheint Wackern oft der Schlechte vorzugehn."

— — — — — — — — — — —

„Von den verruchten Geistern allzumal,
War keiner böser, noch im Frevel dreister,
Als dieser greuligen Erfindung Meister."

— so beklagte vor nun bald vier Jahrhunderten der edle Heldendichter Ariost die Einführung der höllischen Schwarzkunst, des Schießpulvers, in das mannhafte Kriegswesen. Inzwischen hat die gesittete Menschheit Zeit genug gehabt, sich an die Schußwaffen zu gewöhnen, die freilich keine ritterlichen Waffen, wie Lanze, Schwert und Streitaxt, sind; denn ihr Gebrauch fordert nicht das Einsetzen der ganzen Kühnheit und Körperkraft des Kämpfers, leicht kann ein „Schlechter", d. h. im Ariostschen Sinne ein Feigling aus sicherem Hinterhalt den stärkeren Gegner niederstrecken. Nach dem allgemeinen Gefühle unserer Zeit gilt es sogar für gerecht, daß mit der Schußwaffe auch dem Schwächeren, der ja nicht stets der Schlechtere ist, ein Mittel gegeben ist, sich des Stärkeren zu erwehren. Sicher aber ist, daß seitdem die Stählung der körperlichen Kräfte mehr und mehr vernachlässigt worden ist; wir würden ein kernigeres, freilich auch derberes Geschlecht sein, wenn nach wie vor nur mit ritterlichen Waffen gekämpft würde.

Gerade die Entwickelung der Kriegswaffen zeigt, wie wandelbar doch die menschliche Auffassung in dem ist, was sie ehrsam oder schlecht nennt. Trotz unserer oft gepriesenen Verfeinerung der Sitten fühlen wir roher als Ariost, denn wir erkennen nicht nur die Schußwaffen als berechtigte Kriegsmittel an, sondern verwenden ohne Bedenken heute Mittel, die noch im Anfang unseres Jahrhunderts mit Abscheu zurückgewiesen wurden. Wenn Ariost die Seeminen gekannt hätte, mit denen ein einzelner Mensch eine ganze Schiffsbesatzung in die Luft sprengen kann, er hätte seine sittliche Entrüstung nicht mehr zu steigern gewußt.

Die Seeminen sind von einem Amerikaner erfunden worden.

Robert Fulton, der berühmte Erbauer der ersten brauchbaren Raddampfer, wurde aber in Europa durchaus nicht mit offenen Armen empfangen, als er die von ihm erfundenen Seeminen und Torpedos 1797 den Franzosen zum Kauf anbot. Der französische Admiral Dacres, der die Sache zu prüfen hatte, wies den Amerikaner sehr deutlich ab: „Gehen Sie, Ihre Erfindung taugt für Algerier und Korsaren, aber seien Sie versichert, daß Frankreich den Ocean noch nicht verlassen hat!" Später ver-

suchte Fulton sein Glück in England; dort spottete man anfangs über ihn, bekam aber Angst, als er mit einer Treibmine eine Brigg zerstörte, und bot ihm Geld, wenn er seine Erfindung nicht ausnützen wolle. Daß sich dann doch die englische Regierung ernsthaft mit den Höllenmaschinen beschäftigte, wurmte den Sieger der Seeschlacht von St. Vincent, den berühmten Admiral Lord Jervis, derart, daß er zu Fulton sagte: „Pitt (der Premierminister) war der größte Narr, der je gelebt hat, daß er eine Kriegswaffe begünstigte, die die Beherrscher der See nicht wünschen, und die, wenn sie Erfolg hat, diesen möglicherweise die Herrschaft rauben könnte.“ Fulton selbst war so stolz auf seine Erfindung, daß er die Seeminen und Torpedos nicht nur für die beste und billigste Art der Küstenverteidigung hielt, sondern daß er sich auch fest einbildete, die „Freiheit des Meeres“ würde aus der Verwendung seiner neuen Waffen entstehen. Die Schiffsdampfmaschine, die seinen Namen unsterblich gemacht hat, schätzte er merkwürdigerweise als „kaum halb so wichtig“!

Die ersten Seeminensperren wurden nach Fultons Angaben 1813 in einigen engen amerikanischen Fahrwassern ausgelegt, was die Engländer, die jene Küsten damals blockierten, als ein unmenschliches und grausames Verfahren brandmarkten. Später, 1843 verbesserte der Oberst Colt die Fultonschen Seeminen dadurch, daß er sie aus großem Abstande elektrisch entzündete. Colt, der als Erfinder einer anderen sehr beliebten und sehr praktischen Mordwaffe, des Revolvers, allgemein bekannt geworden ist, — auch er war übrigens ein Amerikaner — erläuterte die Bedeutung der Seeminen, wie sie heute noch dieselbe ist, mit folgenden Worten: „Entdeckungen seit Fultons Zeit, verbunden mit einer Erfindung von mir selbst, setzen mich in den Stand, nach Belieben die plötzliche Zerstörung sowohl einzelner Schiffe als auch ganzer Flotten vorzunehmen, während Schiffe, denen ich die Durchfahrt erlaube, nicht verletzt werden. Dies kann ich thun, während ich selbst vollständig geschützt bin und ohne daß ich dem Feinde das geringste Zeichen der Gefahr gebe. Die Kosten, um einen Hafen wie New York zu schützen, würden geringer sein, als die eines Dampfers; und wenn der Apparat einmal vorbereitet ist, so genügt ein Mann, das Zerstörungsmittel gegen die größte Flotte, die Europa senden kann, zu bedienen.“

Um seine Seeminen mit dem nötigen Geräusch anzupreisen, sprengte Colt vor seinen schaulustigen Landsleuten innerhalb eines Jahres ein altes, unbrauchbar gewordenes Schiff, ein Kanonenboot, einen Schuner, eine Brigg und schließlich ein großes Vollschiff, das unter Segel über seine Sperre lief, in die Luft.

Was wunder, daß im amerikanischen Bürgerkriege die Seeminen und die Torpedos eine Hauptwaffe wurden! Immerhin hatte man damals, also 1861 bis 1865, d. h. vor ungefähr einem Menschenalter, doch noch das Gefühl, daß diese Höllenmaschinen eigentlich zu den verpönten Kriegsmitteln gerechnet werden mußten. Die Südstaaten entschuldigten die Anlegung von Minensperren geradezu mit ihrer Ohnmacht zur See; die Nordstaaten überhäuften zwar ihre Gegner mit Vorwürfen über Unritterlichkeit und Unmenschlichkeit, verwendeten aber bald selbst ähnliche Mittel. Der wackere Farragut, der berühmte Admiral der Nordstaaten, war auch kein Freund der neuen Waffe, aber er entschloß sich doch dazu, sie zu benutzen, um dem Feinde keine Überlegenheit einzuräumen. Nicht weniger als 18 Schiffe der Nordstaaten wurden in jenem Kriege durch Seeminen zerstört, außerdem mehrere schwer beschädigt; das Minenwesen der Südstaaten war aber auch trefflich eingerichtet und wurde von dem als Hydrographen allgemein bekannten Seeoffizier Maury geleitet.

Seit dem amerikanischen Bürgerkriege sind die Seeminen, weil sie ihre Brauchbarkeit als Kriegsmittel bewiesen haben, bei allen Seestaaten als wichtige Waffe der Küstenverteidigung eingeführt worden; und da man sich allgemein in das Unvermeidliche gefügt hat, so erregt jetzt die Verwendung dieser Höllenmaschinen das Gewissen der gesitteten Völker der Erde ebensowenig, wie der Kriegsgebrauch der Schießwaffen: der Zweck muß eben hier das Mittel heiligen.

Früher wurden die Benennungen „Seemine“ und „Torpedo“ sehr willkürlich für unterseeische Sprengkörper gleicher Art benutzt; jetzt bezeichnet man als Seemine nur noch die festgelegten, meist verankerten

und zur Verteidigung bestimmten Körper, während unter Torpedos nur bewegliche Sprengkörper verstanden werden, die, von irgend einer Kraft angetrieben, zum Angriff gegen den Feind geführt werden. Hier ist nur von den festgelegten Seeminen die Rede. Es läßt sich denken, daß diese Waffe seit ihrer Erfindung in sehr verschiedener Form, wie andere Waffen auch, angefertigt worden ist. Bei den meisten Seestaaten wird zwar bis auf den heutigen Tag das Seeminenwesen als eine gar heimliche Schwarzkunst betrieben, einmal um Verbesserungen an der Waffe nicht sofort jedem anderen Staate bekannt zu machen, und zum anderen wohl auch aus dem Grunde, um die Scheu vor der unheimlichen Waffe bei den anderen Staaten, die vielleicht einmal Feinde werden könnten, zu vergrößern.

SANTIAGO DE CUBA
Ungefähres Bild von der Vertheidigung seiner Hafeneinfahrt.
Maßstab 1 Seemeile = 1852 Meter
Fahrwasserbreite in der Einfahrt etwa 300 m

Wirklich zuverlässige Beschreibungen der Seeminen bei den Kriegsparteien im Kampfe um Cuba lassen sich deshalb nicht geben; aber trotzdem kann man sich ein genügend genaues Bild von der Minenverteidigung der cubanischen und nordamerikanischen Häfen machen, weil trotz aller Geheimniskrämerei diese Seekriegswaffe wie alle anderen Waffen bei allen Seestaaten auf ziemlich gleicher Entwickelungshöhe steht. Nur in den Formen und in anderen Einzelheiten werden Unterschiede zwischen den amerikanischen und spanischen, oder zwischen den deutschen und französischen Seeminen sein. Vielleicht sind aber die amerikanischen Seeminen etwas besser, weil die Amerikaner, wie hier gezeigt wurde, sehr viel Erfahrung im Gebrauch der von ihnen erfundenen Waffe haben.

Zur Herstellung moderner Seeminen verwendet man eiserne birnenförmige Hohlgefäße von etwa $1^1/_2$ m Höhe und 1 m Durchmesser, die mit einem stark wirkenden Sprengstoff, gewöhnlich mit Schießbaumwolle oder Sprenggelatine oder auch mit Dynamit, soweit gefüllt werden, daß sie noch reichliche Hohlräume behalten, um im Wasser zu schwimmen. Den Stiel der Birne bildet gewöhnlich eine eiserne Stange, die an ihrem Ende einen eisernen Ring trägt; an diesem Ringe wird eine Kette oder ein Stahldrahttau befestigt, dessen anderes Ende an irgend einem Anker oder an einem Steine befestigt ist. Die Kette oder das Ankertau muß je nach der Wassertiefe des Ortes, an dem die Mine gelegt werden soll, in bestimmter Länge abgemessen werden. Dabei muß gut aufgepaßt werden, daß die Mine, wenn sie mit ihrem Anker ins Wasser geworfen wird, ungefähr 3 m

unter der Wasseroberfläche schwimmt; denn die Sprengwirkung ist an der Wasseroberfläche ganz schwach, fast Null, weil die Sprengkraft dann an der Luft verpufft, beinahe wie wenn man Pulver, ohne es in ein Gewehr zu laden, abbrennt. Liegt aber die Mine unter Wasser, so wird der Druck bei der Sprengung von den umliegenden Wasserschichten so kräftig fortgepflanzt, daß der Schiffsboden auch dann aufgerissen wird, wenn die Mine mehrere Meter vom Schiffe entfernt bleibt. Je größer die Seemine und ihre Ladung, um so wirksamer ist sie auf größere Entfernungen. Mit Rücksicht auf die Art der Entzündung unterscheidet man zwei Gruppen von Seeminen, die Stoßminen und die Beobachtungsminen. Stoßminen haben Zünder, die die Sprengung bewirken, wenn ein Schiff gegen die Mine stößt; sie sind also für Feind und Freund gleich gefährlich, deshalb muß der Ort, wo sie liegen, den eignen Schiffen genau bekannt sein. In Hafeneinfahrten, wo starke Ströme bei Ebbe und Flut auftreten, können die Minen aber im Laufe einiger Zeit, wenn sie nicht sehr gut verankert sind, infolge der Strömung vertrieben werden und an Stellen geraten, wo man sie nicht vermutet; die heimtückische Waffe hat sich in solchen Fällen schon öfters gegen den Besitzer selbst gekehrt. Die Zünder können sehr verschiedenartig sein, sind aber meist elektrische, weil diese das Auslegen und Aufnehmen (Entfernen) der Minensperren am wenigsten gefährlich für die Bedienungsmannschaften machen. Auf der oberen Wölbung der birnenförmigen Mine sitzt ein Kranz von Fühlhörnern so angeordnet, daß mindestens eins von einem gegen die Mine laufenden Schiff getroffen werden muß. Diese Fühlhörner verbiegen beim Gegenstoß des Schiffskörpers, denn sie bestehen aus Bleikapseln; während sie verbiegen, zerbricht in ihrem Innern ein Glasfläschchen, das mit Schwefelsäure gefüllt ist; die Schwefelsäure ergießt sich über einige Kohlen- und Zinkplatten, dadurch entsteht in einer Drahtleitung in der Mine ein elektrischer Strom. Die Drahtleitung führt mit dünnem Platindraht durch eine kleine Zündpatrone aus Knallquecksilber hindurch; der Platindraht wird infolge des elektrischen Stroms glühend und entzündet die Patrone, die ihrerseits die ganze Minenladung zur Sprengung bringt. Gewöhnlich besteht die Ladung aus mindestens 50 kg nasser Schießbaumwolle, die bei ihrer Handhabung und Lagerung viel ungefährlicher als die trockene ist; um sie wirksam zur Sprengung zu bringen, muß die Zünderpatrone mit einer Schicht trockener Schießbaumwolle umgeben sein, die durch Blechwände von der nassen getrennt ist. Um das Legen der Mine ganz ungefährlich zu machen, schaltet man in ihre Drahtleitung ein sogenanntes Sicherheitskabel ein, das aus der Mine herausführt und von beliebiger Länge sein kann. Das Kabel wird solange „unterbrochen“ gehalten, d. h. es besteht solange aus zwei voneinander getrennten Drähten, bis die Mine fertig verankert ist und das Minenfahrzeug, das sie ausgelegt hat, schon in einiger Entfernung von ihr ist. Nun werden die beiden Enden des Kabels miteinander verbunden und auch ins Wasser versenkt, jedoch so, daß sie leicht gehoben werden können, also indem man sie mit einer Leine und einem kleinen Holzstückchen als Schwimmer versieht. Soll die Mine nach beendigtem Kriege wieder aufgenommen werden, so fischt man erst das Sicherheitskabel auf und trennt seine beiden Enden wieder voneinander; nun darf man auch die Mine aus dem Wasser holen, ohne befürchten zu müssen, daß sie bei zufälligem Verbiegen einer Bleikapsel springt.

Diese Stoßminen werden gewöhnlich in mehreren Treffen, jedes Treffen zu zwei bis drei Reihen ausgelegt. Da die Minensperren nur gegen große Schiffe von mehr als etwa 4 m Tiefgang wirken sollen, so brauchen sie nur so nahe nebeneinander zu liegen, daß jedes etwa 15 m breite Schiff mindestens auf eine Mine in jedem Treffen stoßen muß. Da die Minen der zweiten Reihe in den Lücken der ersten Reihe liegen, so können die einzelnen Minen weit genug von einander sein, damit nicht bei der Sprengung einer Mine gleich einige Nachbarinnen mit in die Luft fliegen und dadurch dem angreifenden Feinde eine große Lücke schaffen. Die Beobachtungsminen sind ganz ähnlich, wie die Stoßminen eingerichtet, haben aber keine Fühlhörner, sondern nur den elektrischen Zünder im Inneren; die Drahtleitung wird als Kabel bis in eine Beobachtungsstation an Land

geführt. Sieht der Beobachter, entweder mit Hilfe einer camera obscura oder mit einer einfachen Visiereinrichtung, daß ein feindliches Schiff über einer Beobachtungsmine ist, so schließt er deren Stromkreis auf seinem Schalterbrett, und die Mine springt. Oft sind zwei Zielposten, in gehöriger Entfernung von einander, für die Beobachtungsminen eingerichtet; zwei solche Beobachter können mit größerer Genauigkeit den Augenblick feststellen, wann ein Schiff über einer bestimmten Mine ist.

Im Hauptfahrwasser von New York, wo täglich sehr viele Dampfer aus- und einlaufen, würden Minensperren von den Schiffen beschädigt und daher in kurzer Zeit unwirksam werden. Man hat sich also dadurch geholfen, daß man das Fahrwasser nur nachts mit Minen sperrt, dann aber den Schiffverkehr verbietet. Die Einrichtung dieser verschiebbaren Minensperre wird ungefähr die sein, daß man die Ankertaue einer Reihe von Minen an einer schweren Grundkette oder Stahltrosse befestigt; diese Kette oder Trosse (schweres Tau) läuft am Strande über eine Winde, und ist am Grunde des Fahrwassers durch eine Rolle geleitet, die an einem sehr schweren Stein verankert ist. Abends werden die am Strande liegenden Minenreihen an ihrer Kette mit Hilfe der Winde ins Fahrwasser hineingezogen, ungefähr wie man eine Zuggardine mit Schnüren schließt; morgens wird die Winde anders herum gedreht, so daß die Minen das Fahrwasser wieder freimachen. Natürlich wird eine sehr schmale Stelle des Fahrwassers zu solcher Sperre verwendet, die auch sehr schnell geschlossen werden kann, wenn bei Tage spanische Kriegsschiffe vor New York erscheinen sollten. In den anderen Häfen, wo weniger Schiffsverkehr ist, werden die Amerikaner ihre Minensperren wahrscheinlich aus Stoß- und Beobachtungsminen zusammengesetzt haben; man legt Beobachtungsminen in solche Fahrwasserstellen, die von den eignen Schiffen als Durchfahrtlücken benutzt werden.

Geradezu ideale Plätze für die Verteidigung durch Minensperren sind die kubanischen Häfen fast ohne Ausnahme; besonders Santiago und auch Havanna können schon mit ein paar Dutzend Beobachtungsminen wirksam geschützt werden, weil die Hafeneinfahrten sehr eng sind. Die Beobachtung ist dadurch leicht und kann mit großer Sicherheit ausgeführt werden. Außerdem liegen alle Treffen der Minensperren unmittelbar unter dem Schutze der Küstenbefestigungen, so daß es den Amerikanern schwer werden würde, wollten sie Versuche zur Zerstörung der Sperren machen. In den kleinen seitlichen Ausbuchtungen der Einfahrt von Santiago sind sehr leicht Torpedostrandbatterien aufzustellen, die aus großer Nähe etwa eindringende Schiffe zerstören können. Freilich sind die Minensperren in den engen Hafeneinfahrten auch für den Verteidiger dann bedenklich, wenn der Hafen Stützpunkt eines Geschwaders ist, wie zur Zeit Santiago für die Panzerkreuzer des Admirals Cervera. Thatsächlich haben ja die Amerikaner kürzlich mit dem fast wertlosen Hilfskanonenboot Merrimac versucht, in die Einfahrt einzudringen, nach amerikanischer Behauptung, um die Einfahrt durch Versenken des Schiffes zum Schaden der Spanier zu sperren, in Wirklichkeit aber wahrscheinlich, um festzustellen, ob überhaupt Minensperren vorhanden sind. Wäre die Merrimac glatt durchgekommen, so hätten die amerikanischen Kriegsschiffe wohl versucht, hinter ihr in den Hafen einzudringen, um mit ihrer Übermacht die wenigen spanischen Schiffe, die ihnen aber doch unbequem sind, zu erdrücken. Die Merrimac sank schon vor der Einfahrt, wie es heißt, neben dem eigentlichen Fahrwasser; da die wenigen Freiwilligen, die die Besatzung ausmachten, in spanische Gefangenschaft fielen, so werden die Amerikaner wohl auch noch nichts Bestimmtes darüber wissen, ob das Schiff durch feindliche Seeminen oder Kugeln, oder durch eigne Mittel zum Sinken gebracht wurde. Sie werden also auf andere Weise die Minensperren suchen und unschädlich machen müssen, wenn sie den Hafen erobern wollen.

Um feindliche Minensperren zu beseitigen, kann man entweder mit kleinen Dampfern ganz geringen Tiefgangs, die mit Schleppankern oder Ähnlichem versehen sind, die Minenankertaue fischen und mit ihnen die Minen wegschleppen, oder man legt in die Nähe der Minensperre, da, wo man eine Lücke schaffen will, eine ganz besonders große Quetschmine aus, und ent-

zündet sie aus gehöriger Entfernung elektrisch. Wenn sie wirklich in der Nähe der feindlichen Minen liegt, wird sie mit ihrer gewaltigen Sprengkraft auch durch die Erschütterung, die das Wasser fortpflanzt, die gewünschte Lücke schaffen. Aber dazu ist systematische Arbeit, zweckmäßige Ausrüstung und große Kühnheit erforderlich. Solche Versuche werden gewöhnlich bei Nacht gemacht, und von Nachtangriffen ist bisher bei den unzuverlässigen Kriegsnachrichten nicht die Rede gewesen. Seeminen sind durchaus keine unüberwindlichen Hindernisse, das hat schon Farragut bei Mobile bewiesen, aber sie sind ein recht gutes Mittel für den in die Verteidigungsstellung Gedrängten, um den Krieg in die Länge zu ziehen. Da die Versuche zur Zerstörung der Sperren wohl stets nur von nicht wertvollen, also ungepanzerten Schiffen und Fahrzeugen des Angreifers ausgeführt werden, so muß der Verteidiger dafür Sorge tragen, seine Sperren durch einige in ihrer Nähe am Land aufgestellte Schnellfeuergeschütze zu decken. Außerdem müssen am Strande elektrische Scheinwerfer nachts bereit gehalten werden, um das Fahrwasser vor der Sperre zu beleuchten.

Nach den bisherigen, geringen Erfolgen der Amerikaner vor den Häfen Kubas und Portoricos ist anzunehmen, daß nicht nur die meist sehr mittelalterlichen Befestigungswerke, sondern noch mehr die überall von den Spaniern ausgelegten Minensperren ihren Erfindern und Angreifern tüchtig zu schaffen machen werden, ehe sie irgendwo festen Fuß zu fassen vermögen.

Ob freilich die Seeminen in diesem Kriege ihren Zweck erfüllen und die Hafenverteidigung auch auf die Dauer sichern werden, das kann mit Gewißheit erst nach der Entscheidung erkannt werden; jedenfalls bilden sie jedoch für den zur See schwächeren Teil eine überaus wichtige Waffe.

---



# Nachtlied.

Von

**Friedrich Karl Kretzmann.**

Mit Vignetten von **Albert Richter.**

Nun schweigen alle Stimmen
In Feld und Wald und Thal,
Im Westen will verglimmen
Der letzte Abendstrahl.
    Leise kommt die Nacht daher,
    Leise zieht am Himmel
    Auf das Sternenheer.

Es kommt das tiefe Schweigen
Auf mich so feierlich,
Ich muß mich betend neigen:
Gott Vater, segne mich!
    Feld und Wald ging längst zur Ruh',
    Trinken Gottes Frieden,
    Schlafe, Herz, auch du!





# Die Drei.

Roman von

**Bernhardine Schulze-Smidt.**

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Fünfzehntes Kapitel.

Gerade dem Bahnhof von Auteil gegenüber bildet die Villa Montmorency, vom Boulevard gleichen Namens aus, ein großes, abgegrenztes Dreieck, dessen einziger, freier Zipfel in die Rue Poussin hineinläuft, während die zwei anderen am Boulevard kleben und mit ihm verschmelzen. Das Ganze ist die anmutigste Villenkolonie, die sich denken läßt. — Ländlich und tief friedlich schmiegt sie ihre Häuser und Häuschen, Steinbauten mit Peristil und Remisen und rosenumrankte Cottages im buschigen Versteck, zwischen die Reste des einstigen Parks der Montmorency. Ein hohes, solides Gitter umzieht den großen Komplex, drei Thorhüter bewachen ihn von schmucken Logen aus; er hat irgendwo einen vergrasten Krokettplatz und im Mittelpunkt, da wo die Avenüen sich kreuzen, ein flaches, graues Fontänenbecken, das Immergrün umwuchert nnd rosa Monatsrosen malerisch umblühen, vom Mai bis in den November hinein. Er besitzt eine Allee von italienischen Pappeln und eine von schlanken Sycomoren, und die dritte heißt die Lindenallee. Die Avenne de Montmorency und die Avenue des Boufflers verbinden sie miteinander, und das Terrain hebt sich da und dort ein wenig. Viel Wagengeräusch wird nicht laut; die unablässig nach rechts und links vorüberpuffenden Züge der nahen Gürtelbahn hört man bald nicht mehr, und von den Festungswerken, dem Straßentreiben, sieht man nichts hier drinnen. — Frieden und nochmals Frieden; Vogelgezwitscher, Blattgesäusel, Garten und Gärtchen in Tau nnd Duft, oder weich gebettet in braungoldiges Herbstlaub, in fleckenlosen Schnee. Die Fenster traulich verschleiert und erhellt; köstliche Ruhe, sobald der Abend sich neigt; nur noch das helle „Ting! ting!" von Pforte zu Pforte, wenn der letzte Briefbote im Kapuzenmäntelchen und Käppi um halb zehn seine Briefschaften in die Kasten gleiten läßt, überall anschellend. Jedes Heim hat etwas so vollkommen in sich Abgeschlossenes, daß die einzelnen Haushaltungen einander als Regel fremd bleiben. Nur bei Not- und Hilfsfällen tritt wohl das freundnachbarliche Verhältnis ein, und vielleicht ist's gerade recht und gut so. Denn in den jetzigen Zeiten allgemeiner Unterwühlung des Bestehenden und Beunruhigung der Gemüther durch verbotene oder schwer zu pflückende Früchte sollte das Haus mehr als je Schrein und Burg des stillen Familienglückes bedeuten und den festen Boden biden, auf dem die Produkte des Schlammes und des losen Sandes verderben müssen. —

— — — — — — — —

In der Avenue des Sycomores, unweit des Ausgangsthors nach dem Bahnhof von Auteuil stand die winzige Villa, tief in ihr schattiges Gartenstück hineingebaut. Seit sechs Jahren hatte kein Handwerker an das verschlossene Haus gerührt, kein Gärtner Busch und Baum gestutzt. Nun war urplötzlich eine knappe Ordre an den Thürhüter eingelaufen: den guten alten M. Loutin, quartier-maître en retraite, und alsbald erschienen sie auf dem Plane: Maurer und Tüncher, Schlosser und Schreiner, und der Gärtner wühlte im Boskett und kratzte über den spärlich gewordenen Kies der Fußwege um die beiden Rasenrondells, sägte in den Baum-

kronen, daß die Krähen und Spatzen entrüstet aufflogen, und beschnitt Virginiawein und Kletterrose, Spiräe und Flieder. Schneeglocken und Krokus, die ganz verwildert waren und ihre grünen Spitzen schon schüchtern aus der winterlichen Erde hoben, da und dort und überall, rottete er nicht aus und tastete ebensowenig an die Stellen hinten bei den drei großen Blutbuchen, wo Veilchen und Maiglöckchen sproßten und die Farnwedel üppig aufschossen wie draußen im Bois, dort wo der Kunstpark Naturwald spielte. M. Reilla, der Gärtner, war Pariser und mithin Mann des guten Geschmacks. Außerdem hatte Madame Loutin ihm den Brief von „M. le Comte Aubrun" aus Österreich gezeigt, und darin war deutlich zu lesen: „J'arriverai avec ma fille, et je désire spécialement que vous fassiez faire quelque chose de convenable du jardin." Folglich: die Tochter wird eine schöne junge Dame von Distinktion sein:

„Vous comprenez, Mme. Loutin, die Tochter eines österreichischen Grafen: et l'Autriche qui touche aux frontières allemandes. Eh bien, que voulez-vous qu'je fasse, Mme. Loutin? C'est qu'elles ont du romanesque ces-peuples là-bas!"

Also ließ der völkerkundige Repräsentant des friedlichsten Gewerbes der romantischen Comtesse aus dem deutschen Grenzreiche die wilden Blumen stehen, damit sie dem Frühlinge lustig entgegentrieben.

„Petite Sabine", von der Villa gegenüber, kam im kurzwippenden Kleidchen und Pelzmäntelchen, die kleinen Hände in der Miniaturausgabe eines Muffs und die Puppe im Arm eilfertig herbeigetrippelt, so graziös wie eine Bachstelze.

„Oh, Monsieur Reille, Monsieur Reille! Werden jetzt Leute ins Puppenhaus ziehen?"

„Certainement, mignonne: fremde Leute aus Österreich, die solch' ein liebes kleines Fräulein wie Mlle. Sabine gar nicht verstehen kann, weil sie deutsch reden oder österreichisch."

„Ach, wie schade, Monsieur Reille! — und ich hatte mir's so hübsch ausgedacht, daß Puppen darin wohnen sollten, weil es doch das Puppenhaus ist; lebendige, wissen Sie, Monsieur Reille, oder Zwerge, und dann hätten Sie Prince als Pferdchen vor ihre Kutsche spannen dürfen — viens ici Prince!"

Das schwarzbraune Hündchen sprang herbei und an seiner kleinen Herrin in die Höhe. Dann wurde ihm Sabines Puppe mittels eines Bandes aus dem Täschchen der kleinen Dame auf den Rücken gebunden und Monsieur Reille eine Weile vergessen. Aber nachdem das braunäugige, achtjährige Elfenkind mit den langflatternden Haaren unter dem Barett die Allee zweimal auf und ab getollt war, hüpfte es ans Gartenstacket des Puppenhauses zurück und faßte wieder Posto, die Puppe im Arm, die Händchen im Muff und Prinz neben sich.

„Monsieur Reille! Monsieur Reille, écoutez!"

„Eh ben, quoi donc, p'tiote?"

„Werden Sie auch ein Rosenbeet pflanzen, Monsieur Reille, dites?"

„Jetzt nicht, ma mignonne; später wenn Mme. la Comtesse es anordnen."

„O, eine Comtesse, wie Mama? Oh, commo ce sera joli, Monsieur Reille!

„— et Monsieur le Comte ist auch dabei, ma p'tite; Monsieur le Comte d'Aubrun und seine Tochter."

Die Kleine drückte ihre Puppe ans Herz und strich die nußbraunen Haare hinter die Ohren zurück und seufzte.

„Mein Papa war auch Monsieur le Comte, und nun ist er tot, und ich habe nur noch Mama und Schwester Danne."

„C'est fort triste, ma p'tite dame, fort triste."

Er grub weiter, und die Kleine folgte aufmerksam den Bewegungen des blanken Spatens, der knirschend in den vom letzten Tauwetter gelockerten Boden fuhr und die dunkle Erdkrume umwarf.

„Was werden Sie in das tiefe Loch pflanzen, dites, Monsieur Reille?"

„Einen Baum, ma p'tite dame."

„Welchen Baum?"

„Eh — j'en sais rien — ich muß mir einen aussuchen hinten im Garten."

„Oh nehmen Sie eine Tanne, Monsieur Reille, bitte!"

„Ich habe keine Tanne, mignonne; kann es nicht rote Buche sein oder eine Sykomore?"

„Nein, nein — ich möchte so gern, daß es eine Tanne wäre, ich habe eine, Monsieur Reille, — wirklich, — attendez, ich will sie herüberholen! Reste-là Prince; prends garde à Leila! —

**Aus unserer Bildermappe:**



Grabdenkmal des Kommerzienrats Louis Baare.
(Zu dem folgenden Einschaltbilde.)

Leila war die Puppe, die jetzt neben der Hecke am Grasrain lag, das dumme Wachsgesichtchen gen Himmel gekehrt, und die zierliche Puppenmama trippelte unterdes hurtig zur heimischen Gartenpforte, über die der Epheu einen dunkelgrünen Bogen wölbte, hob sich auf die Zehenspitzen und drückte die Klinke nieder, um sich einzulassen. Gleich danach kam sie schon wieder und trug einen großen Blumentopf mit einem stämmigen Tännchen darin, vorsichtig in beiden Armen.

„Es ist mein Baum, Monsieur Reille, mein Puppenweihnachtsbaum," plauderte sie eifrig. „In unserem Hause, in der Küche, wissen Sie, haben wir eine deutsche

Thérèse, und sie erzählte immer und immer vom deutschen Weihnachten und dem Tannenbaum mit Gold und Sternen und Zuckerwerk und Lichtern. Da wünschte ich mir's so — o, so, Monsieur Reille! und da hat Mama erlaubt, daß ich mir einen arbre de Noël kaufen durfte, von meinem Gelde, und Mama und Danne haben ihn schön gemacht, o wunder — wunderschön, Monsieur Reille! Nun ist nicht mehr Weihnachten, und Thérèse wollte den Baum zerhacken und in den Kamin werfen, aber er lebt noch; sehen Sie, er ist grün, wenn ich die Rinde ein bißchen abkratze, und ich will ihn so gern der Comtesse in den Garten pflanzen, weil sie deutsch spricht."

„Oder österreichisch, was ganz das nämliche ist, Mam'zelle."

„Ich werde auch Deutsch lernen von Thérèse, Monsieur Reille."

Darauf brummelte der Gärtner irgend ein scharfes Wort in seinen Bart und stieß mit dem Spaten noch einmal extra stark ins Erdreich. Dann aber griff er über die Hecke nach dem Blumentopfe, der den zarten Kinderärmchen schon zu schwer wurde, stülpte ihn um, die kleine Tanne zwischen zwei Fingern der schwieligen Linken festhaltend, und schnitzelte mit dem krummen Messer, das im Latz der blauen Arbeitsschürze steckte, an den Wurzelfasern des jungen Baumes. Fünf Minuten später stand er schon fest und aufrecht an seinem Platze hinter der Hecke, breitete die dunkelgrünen Äste aus, denn es war eine Edeltanne, und Sabine sprang händeklatschend von einem feinbeschuhten Füßchen aufs andere:

„C'est gentil! C'est ravissant — voyez-donc, Monsieur Reille, voyez un peu d'ici! — und Sie werden es der deutschen Comtesse sagen, Monsieur Reille, daß dieser Baum ein Geschenk von mir ist, nicht wahr? — Und Sie werden Veilchen darunter pflanzen wie im Walde, nicht wahr?"

„Ah ben — les violettes — ça ne prend pas au sapin, p'tiote! Die Veilchen wachsen im Moose unter den Laubbäumen, nicht zwischen Tannen."

„O wie schade, Monsieur Reille! Dann werde ich vielleicht lieber warten, bis es wieder Weihnachten ist im Winter, und dann hänge ich der deutschen Comtesse meine Goldsterne und den Zuckervogel an ihren Baum, (denn jetzt ist es ihrer, wissen Sie —) dann freut sie sich noch mehr, als wenn es Veilchen wären. — Würden Sie es thun, Monsieur Reille?"

„Ma foi — j'en sais rien" — und wieder brummelte der Wackere in sich hinein und trat dabei die Erde um das Tännchen mit beiden Füßen fest. —

„Sabine, chérie!" rief da die Stimme der Mutter, und die Kleine hüpfte ihr vogelleicht entgegen. Gar nicht rasch genug konnte sie ihre neueste Geschichte herausbringen, die von ihrem deutschen Weihnachtsbäumchen und vom Puppenhause da drüben, das bewohnt sein würde —, aber keine Puppen, keine Zwerge, nein, eine Comtesse zog dort ein, — wie du, Mama, und auch ein Papa, wie der meine — ein Comte — aus Deutschland oder Österreich — — Monsieur le Comte de — de — —? Comment donc, Monsieur Reille, dites?"

„d'Aubrun, Madame," sagte der Gärtner und zog seine Mütze.

„Ah, que je suis contente, maman", rief die Kleine und schob ihr kuchenwarmes Händchen aus dem Muff in die liebe, mütterliche Hand. „Ich freue mich, und wie wird mein Tannenbaum wachsen! Wir werden bitten lassen, daß Madame la Comtesse ihn alle Tage begießt, oder daß ich es thun darf, nicht wahr, Mama?"

„Mein liebster Liebling muß sich Fremden nicht aufdrängen, das wäre ein Mangel an Höflichkeit und Erziehung," antwortete die Mutter und drückte das warme Händchen zärtlich; denn ihre Kinder waren ihr ganzes Glück, seit sie drüben in Tonkin ihren Gatten verloren hatte. Sie kannte die halbe Welt, kannte Reichtum, Wohlleben und schlug jetzt die Armut mit ernster und ehrlicher Arbeit aus dem Felde, ohne doch dem vornehmen Namen, den sie trug, das geringste zu vergeben. Ihr Mut und Talent, das waren die edelsten Perlen ihrer Krone.

Sie hatte heute ein paar wunderschöne Fayencen, nach alten Mustern mit feinem Pinsel gemalt, zum Brennen in die Fabrik hinausgebracht; der Weg war sehr weit und sie sehr müde. Diane, die erwachsene Tochter, nahm ihr Hut und Mantel ab: das Dejeuner wartete schon, und Thérèse stand bereit zum Servieren. Aber Madame de Villars ging, trotz der Müdigkeit,

mit raschem elastischem Schritt hinauf ins Schlafgemach, um ihr reiches, welliges Haar zu ordnen und das Kleid zu wechseln. Dann setzten sich Mutter und Tochter, frisch und elegant anzusehen in ihren selbstgefertigten Toiletten, an ihr bescheidenes Mahl, die Kleine im weißen Ärmelschürzchen zwischen sich. Sie plauderte unaufhörlich vom Puppenhause, seinen künftigen Bewohnern, dem Tannenbäumchen und Monsieur Reille, so daß Diane ein paarmal die hohen Brauen über den glänzenden Augen zusammenschob und ihr befehlendes: „Mais tais-toi donc!“ einwarf. Die Kleine hing ihr Köpfchen und fingerte verlegen an Gabel und Serviette, aber der Mitteilungsdrang war übermächtig; die langen, dunklen Fransen hoben sich alsbald wieder von den Leuchtkugeln empor, und das Plappermäulchen begann von neuem. — Die Mutter war eine Mutter von Herzen, sie übte Nachsicht; sie meinte, daß man lieben, kleinen Kindern ihre großen Freuden um ein Nichts gönnen solle und nicht trüben.

Während das Herzblättchen fragte und zwitscherte, daß die Augen immer lebendiger glänzten, lächelte sie, gab scherzende Antworten, so daß ihr Gesicht mit feinen Sorgenfalten einen liebreizenden Ausdruck annahm, der es verjüngte, und blickte sich dabei im Eßzimmerchen um.

Ihr Heim war auch nur ein Puppenhaus, obgleich es drei Räume mehr besaß, als das andere dort drüben. Aber es barg vom Keller bis zum Dach, auf Schritt und Tritt, so unendliche Schätze und Erinnerungen aus den Zeiten des Glanzes und der Weltreisen mit „Papa chéri“, daß es petite Sabine ein Palast zu sein dünkte. — Beherrscht von „Maman chérie“, der schönsten und besten aller Feen, unterstützt vom hübschen, temperamentvollen Artel: „sœur Danne“, über deren kurzgeschützter Oberlippe ein ganz zarter dunkler Schatten lag, wie ein Hauch von männlicher Energie.

— — — — — — — — — — —

Petite Sabine mußte sich noch manchen Tag gedulden. Alle paar Stunden hüpfte sie mit „Prinz“ hinüber und betrachtete durch die Schmiedeeisenarabesken des Gartengitters sehnsüchtig die Villa, deren solide Rustikafront und die roten Backsteine darüber gesäubert und ausgebessert waren, und das gebrochene Mansardendach hatte frische Schieferdeckung bekommen, die eichene Hausthür neue Politur und prächtigen Bronzebeschlag. Auch die Remise und der kleine Stall wurden ausgelüftet, und eines Tages erschienen zwei lustige Zuckerpferdchen, die ein schwarzbärtiger Kutscher am Halfter führte; ein Landolet und ein Jagdwagen folgten. Dann kam schließlich noch Mr. Moisset, der vornehme Dekorateur aus der Rue de la Paix mit seinen Handlangern. Von fern sah die kleine Neugier die ungeheuerlichen Holzverschläge öffnen draußen auf dem flachen Perron vor der Hausthür; sie buchstabierte auch das riesige „Wien“ heraus, mit dem die Verschläge bezeichnet waren. O, solch reizende Möbel schälten die Handlanger nach endlosem Klopfen und Bohren ans Licht: einen Herrenschreibtisch und ein Nähtischchen, dessen Kastenplatte drei dunkle, geschnitzte Grazien trugen, und die Chiffonière und die Stühle mit geblümten Seidenpolstern paßten dazu. Den großen Teppichballen und die beiden schweren Truhen trug man leider zum Auspacken in die Villa. Petite Sabine beklagte sich leidenschaftlich darob bei der teilnehmenden Mama, und Schwester Diane (Sabine hatte sich zum Hausgebrauch den klassischen Namen in „Danne“ umgemodelt —) setzte den achtjährigen Sprudelkopf tüchtig zurecht.

Nein diese Ungeduld, diese unerträgliche Ungeduld für das kleine Herzchen und die ganze, kleine Person! —

Wohl zehnmal zwängte sie Hand und Ärmchen mit größter Mühe zwischen die Gitterverzierungen und streichelte ihr Tännchen verstohlen und fragte es: „Est-ce-qu'elle ne viendra jamais—dis?“ Prinz wußte ihr auch nichts zu erwidern und die Puppe Leila noch weniger. Sie bekam sogar schlechte Noten im Lycée Molière für ihre Schularbeiten, und es setzte Thränen deshalb. Alles wegen des Puppenhauses und der deutschen Comtesse!

Endlich stand der April vor der Thür mit linden Lüften. Krokus und Schneeglöckchen blühten entzückend, und die Staare pfiffen in den Gärten. Da ließ Mr. Moisset die Vorhänge drüben aufmachen. Lauter weiche, mattfarbige Stoffe, und davor wallten rosa Stores nieder, sogar in der Mansarde. Und zuletzt erschien Mr. Reille

mit einer ganzen Karre voll der schönsten, blühenden Topfgewächse, winkte Sabine, hieß sie Prinz nach Haus schicken und nahm sie an die rauhe Hand:

„Viens p'tiote — wir wollen die Blumen arrangieren. Heute abend wird Mr. le Comte d'Aubrun und die Comtesse eintreffen, und dies alles kommt in den Salon der Comtesse. — So, reinige deine Füße, dann darfst du dir la maison des poupées betrachten, ich werde es verantworten."

Mama und Schwester Danne saßen daheim im Hinterstübchen, das sie ihr Atelier nannten, und malten emsig an den schönen Delftvasen und Kaminleuchtern, die in acht Tagen fertig sein mußten; Leila schlief im Himmelbett, und Prinz war gehorsam an seinen mittäglichen Freßnapf gegangen. Weshalb sollte Sabine nicht ins maison des poupées gehen mit dem guten Mr. Reille?

Sie tänzelte, während er seine Azaleen, Rosen und Tulpen unter dem hohen Baumfarn ordnete, von einem Raum in den anderen, so leicht, daß ihre Zehenspitzen Muschis türkische Teppiche kaum berührten. Dabei stand ihr das Mündchen keine Sekunde still.

„Ist dies der Salon der Comtesse, Monsieur Reille, dites? Und dies das Eßzimmer? Und dann kommt le cabinet de travail à Monsieur le Comte, nicht wahr, Monsieur Reille? O, bekommt Monsieur le Comte gar keine Blumen? Le pauvre! Pourquoi pas, Monsieur Reille, dites?"

„Mai foi; die Herren rauchen, ma p'tite dame, und es ist kein Rauchzimmer da, also? — —"

Die Kleine war schon außer Hörweite, im Keller, guckte in die blitzende Küche und erschreckte François, den Kutscher, der sich's dort in beschaulicher Einsamkeit wohl sein ließ, bei einer Flasche Beaujolais und einem garnierten Beefsteak aus der Restauration, dem Bahnhof gegenüber. —

„Mille excuses, Monsieur," sagte sie und hüpfte wieder von dannen, treppauf in die Mansarde. Da sah sie sich die beiden Schlafzimmer an, jedes mit seinem Toilettenkämmerchen, der Korridor dazwischen und eine Fremdenstube gegenüber, nach dem Garten hinaus. Alles sehr luxuriös und einheitlich, halbseidene Gardinen um die Betthimmel und großen Spiegel. Es machte tiefen Eindruck auf Sabine. Drunten im Salon ging sie musternd von Möbel zu Möbel, setzte sich ein bißchen auf jeden Stuhl, und plötzlich, nachdem sie ein kleines Venetianerglas lange betrachtet hatte, das Köpfchen seitwärts gelegt, die schmalen Händchen hinter sich gefaltet, war sie verschwunden.

Allein im Umsehen erschien sie wieder, in einer Hand ein halbes Dutzend Veilchen, in der anderen die Puppengießkanne voll Wasser. Behutsam, die Lippen zusammenkneifend, füllte sie das Gläschen auf Muschis Nähtisch und ordnete ihre Veilchen zwischen die grünen Herzblätter.

„C'est de mon jardin," sagte sie wichtig, „es sind die allerersten Veilchen; Mamas und Dannes haben nur Knospen. Glauben Sie, daß Madame la Comtesse sich darüber freuen wird, Monsieur Reille, dites?"

„Mais assurément, ma jolie — Du solltest ihr ein Wörtchen dazu schreiben, sais-tu."

„Mais — — ich habe kein Papier, — Alors — que faire?"

„Warte."

Monsieur Reille zog sein umfangreiches Taschenbuch hinter dem Schürzenlatz hervor, entnahm ihm ein Blatt, glättete es mit dem Daumennagel und reichte es Sabine samt dem Bleistift.

Ganz entzückt von seiner Idee ließ sie sich auf einem Eckchen des Schreibtischsesselchens nieder, bückte sich über das fragwürdige Papier, so daß ihr kleines Gesicht ganz zwischen den Haaren verschwand und schrieb mit großen ungelenken Buchstaben:

„La bienvenue à Mme. la Comtesse — („comment donc, Monsieur Reille?") — d'Aubrun, de la part de

Sabine Villars.

Nun aber hatte sie keine Zeit mehr; sie hörte Prinz bellen und Mama ihn zur Ruhe verweisen. Wie ein gejagtes Vögelchen flog sie von dannen und ins Nest.

— — — — — — — —

Sie schlief längst, als „les Aubrun" in ihrem hoch bepackten Wagen vorfuhren. Muschi umfaßte Hochbrunn beim Aussteigen, und in der Hausthür küßten sie einander, angesichts der neuen Jungfer und der Köchin, die sie von Reims mitgebracht. — Dort hatte Hochbrunn fast drei Wochen krank im Grand-Hôtel gelegen. — Wie

ein Dieb in der Nacht war's gekommen: kein richtiger Schlaganfall, aber doch der Ansatz dazu mit Schwindel, Kopfdruck und tiefer Gemütsverstimmung. Der Arzt hatte ein langes Gesicht gezogen und Muschi einen Zettel mit Verhaltungsmaßregeln gegeben.

„Mein Gott, so ein larmoyanter Schwarzseher!" Hochbrunn lachte ihn aus und war seelenvergnügt, als sie endlich fort konnten gen Paris, und freute sich wie ein Kind auf sein buen retiro in Auteuil. So wohl wie nie fühle er sich, schwor er hoch und teuer.

In Muschi aber zitterte die Todesangst noch nach, die sie gefühlt, als sie diesen ihren letzten Halt und Stab auf Erden auch wanken gesehen. Deswegen vermochte sie ihre Bewegung kaum zu bemeistern beim Eintritt in das kleine Friedensasyl, von dem aus der Weg zu den Gräbern ihrer Eltern nur noch eine Stunde Fahrt kosten würde.

„Gott sei Dank, daß wir hier sind — Gott erhalte dich mir, du Lieber, Teurer!" sagte sie und küßte ihn nochmals in der Vorhalle unter den holzgeschnitzten Bogen, von dem die Lichtampel herabhing. —

Die Veilchen entdeckte sie in der ersten halben Stunde. Dies kleine Geheimnis fand sie bezaubernd, und die „Comtesse d'Aubrun" erregte ihre ganze Heiterkeit. Hochbrunn lachte mit ihr über den drolligen Zettel an und für sich und die Französierung seines deutschen Namens insbesondere, und doch — das Blättchen aus Monsieur Reilles Taschenbuch bebte heftig in seiner Hand, das Rot stieg ihm ins Gesicht, und er wagte nicht, Muschi anzusehen.

— „Madame la Comtesse d'Aubrun — — Gräfin Hochbrunn" — da war's noch einmal in voller Stärke, das Gefühl, vor dem er damals nach Gödniz geflohen war und von Gödniz nach Wien zum Lumpen! — Jesus, Maria, Joseph! ja! — Lumpen, das war schließlich das einzige und doch wie schal, wie öde, wenn die Hefe im Kelch kam. — —"

„Madame est servie", meldete François, der einstweilen auch den Diener spielen sollte; Hochbrunn faßte sich zusammen, bot Muschi den Arm, und sie gingen ins Eßzimmer nebenan, das ganz getäfelt war und Ochsenaugen statt der Fenster hatte, um ihre erste Mahlzeit in Paris zu nehmen.

„— Und wer ist nur Sabine Villars?" fragte Muschi. „Es ist entschieden eine Domestikenschrift oder vielleicht eine Kinderschrift? — Wissen Sie etwas davon, François?"

„Pardon, Madame, es ist die Kleine von Madame la Comtesse de Villars im Hause gegenüber," erwiderte François und sank in respektvolles Schweigen zurück.

Muschi schüttelte den Kopf — das Geheimnis verdichtete sich; sie war sehr begierig auf die Lösung.

## Sechzehntes Kapitel.

In den folgenden Tagen fanden sich weder Zeit noch Gelegenheit, das allerliebste Veilchengeheimnis zu ergründen. Muschi hatte vollauf mit dem Studium ihrer neuen Rolle als Dame des Hauses zu thun. Schon allein die Anrede „Madame" war etwas, an das sie sich gewöhnen mußte. Sie packte aus, räumte ein, veränderte und war bestrebt, ohne das mindeste Talent dazu, ihre drei Dienstboten, nach ihren Ideen und den Erinnerungen aus dem Pariser Elternhause, zurecht zu stutzen. — Zum Glück hatte sie's nicht mit rohen Kräften zu thun, sondern mit gut geschulten aus herrschaftlichen Häusern. Ganz von selbst fanden sie den Ariadnefaden durchs zierliche Labyrinth dieses austro-gallischen Haushaltes und erkannten binnen vierundzwanzig Stunden „Madames" Stärken und Schwächen: ihren Stolz, ihre kindliche Hilflosigkeit und ihre angeborene Großartigkeit — die offene Hand. Darauf hin stellten sie ihr Rechenexempel so, daß die Summe einen hübschen Überschuß für ihr Triumvirat ergeben durfte. Trotzdem konnte man sie alle drei: Jacqueline, die Köchin, Louisette, die Zofe, und Francois, den Kutscher und Diener, getrost gute Dienstboten nennen, vorzügliche sogar nach Jetztzeitbegriffen, die an den dritten Stand nicht mehr den Anspruch ewiger Treu- und rührender Zufriedenheit, bäuerlicher Gewänder und unverdrossener Packeselei stellen. — Tempora mutantur! — Es hieß: „Madame Jacqueline" und „Mademoiselle Louisette" und „Monsieur François" und nicht wie einst: „ma bonne" und „mon vieux".

Hochbrunn ließ Muschi vor der Hand ungestört schalten und walten und war nicht allzuviel daheim. Er verlor die Fühlung mit der keuschen Seele ohne Arg in seinen engen Räumen.

Mit fieberischer Hast stürzte er sich sofort ins altgewohnte Pariser Leben zurück, so als habe er gestern erst seine letzten drei Monate dort beendet, die doch in Wirklichkeit fast sechs Jahre hinter ihm lagen. Er suchte seine ergrauten Klubfreunde auf und die blasierten „viveurs“ von damals, die noch viel blasierter geworden waren mittlerweile und sich noch viel weniger als damals aus dem Verkehr mit jungen Damen der besten Gesellschaft und der jungfräulichsten Grundsätze machten. Er schrieb sich überall wieder ein, wo sein Name früher in den Listen geführt worden: Jockey-Club, Sporting-Club, — Cercle National, Cercle des Beaux-Artes und Cercle des Etrangers. Er ward auf dem tollen Frühlingsfeste des Moulin-Rouge gesehen und drängte sich im Promenoir der Folies Bergère. Es war, als wolle er den ganzen Schaum des Riesenbechers auf einmal schlürfen, als tobe — nachdem in Reims der ernste Mahner ihn gestreift, ohne ihn zu werfen — eine unbändige Lebenslust, „ein schießender Strom verspäteter Kraft“ durch seine Adern, anstatt des träger schleichenden Blutes der beginnenden Greisenjahre. — Einer seiner ersten Wege ging zu Dusautoy am Boulevard des Capucines, und dort bestellte er sich drei oder vier flotte Anzüge, sehr hell, kurze Sacos, knappe Beinkleider, und von Dusautoy zu Donant nach Kravatten, teuer und buntfarbig; von Donant zu Guerlain nach dem diskretesten Modeparfüm der Sportsmen, und dabei konnte von Diskretion gar nicht die Rede sein. Er ließ sich den Bart spanisch schneiden, und seine sehr frischen Farben gaben ihm das Aussehen eines wohlkonservierten Vierzigers in den ersten Fünf. — Wer ihn aber genau betrachtete, fand aus, daß diese Jugend eine falsche sei. — Ihm selbst kam dergleichen nicht in den Sinn; er pflegte seinen Johannistrieb und freute sich der eigenen Genußfreude im Garten der Verlockung, voller Rosen und Giftblumen, Leuchtkäfer und papierener Laternen, die in häßlichen Rauch aufgehen, wenn ein gesunder Wind sie anbläst.

„Jetzt weiß ich erst, was ein richtiges Leben ist,“ sagte er im Kreise der Genossen, „reif muß man sein und die Illusion hinter sich haben; dann genießt man aus dem vollen, und Herz und Magen greift's nicht an.“

— — — — — — — — —

Merkwürdig, wie eigen es ihm jedesmal wurde, wenn er dann aus dem Wust in die Stille von Auteuil und zu Muschi zurückkehrte. Abends, wenn die warmen Frühlingsnebel sich auf's Buschwerk niedersenkten und die zahllosen Veilchen unter Blutbuchen stark dufteten, und er drinnen durch die rosa Stores die Hängelampe über dem Speisetische brennen sah. Oder morgens sehr früh, wenn die Sonne noch rotgolden war und Beet und Rasen funkelnd im Tau lagen. — Vogelsingen allerwärts und eine Frische in der reinen Luft, die erquickte und zugleich berauschte. In den sprossenden Sykomorenwipfeln spielte der Wind, und die Häuschen rechts und links lagen verschlafen.

Auch das seine. — Er wußte den Schlüssel leise zu drehen und treppauf zu schleichen, wie ein Dieb in der Nacht. Später that das kühle Schwammbad dann sein Gutes; er erschien ganz als er selbst beim Frühstück fesch und unterhaltsam. Lieber noch ließ er sich von Muschi unterhalten: Gott, mit welch' harmlosen Dingen! Was sie thun wolle; wie sie, mit Louisette und den herrlichsten Kränzen im Wagen, zum Père Lachaise hinausgefahren sei und die lieben Gräber geschmückt und Rücksprache mit dem Steinmetzen getroffen habe, und ob er die Veränderungen im Salon und in seinem Zimmer nicht hübsch finde? —

Dann sah er sich um wie ein Mensch mit blöden Maulwurfsaugen, bis es ihm inne ward, worin es lag, daß ihn dies kleine Heim neuerdings mit noch größerer Anmut und Behaglichkeit empfing als in den ersten Tagen. Muschi hatte die überfeinerte Schnörkelei des Modedekorateurs zerstört. Die gebrochenen und gebauschten Seidenfalten in schlichte verwandelt, die Blumen in den Vordergrund, die zahllosen Nippes und bronzenen Kostbarkeiten in den Hintergrund gebracht; aus den vordringlichen Etablissements lauschige Winkel geschaffen und die künstliche Dunkelheit, das malerische „Clair obscur“, beseitigt, dem

Sonnenschein und den Rosenranken zuliebe, die um die Simse liefen und solch einen Knospenreichtum versprachen. Sich selbst hatte sie in ihre kleine Häuslichkeit hineingetragen, und nun paßte sie in den kostbaren Rahmen. —

Er freute sich wohl daran, aber er hatte die Unruhe in Gliedern und Sinnen, und Muschi ließ ihn gehen, ohne zu fragen, ohne darüber nachzudenken, was er fern von ihr trieb. Sie vermutete unklar, daß man viel Geschäftliches abzuwickeln habe, bevor man völlig in einer fremden Stadt installiert sei. Vorläufig gab's auch für sie noch übergenug zu thun, zu bedenken, zu lernen, und die mühsame Stickerei, die sie sich mit Louisette in der Rue de Rivoli ausgesucht hatte, erforderte manche Stunde am mütterlichen Nähtisch. Der stand jetzt unter dem Baumfarn am hellsten Salonfenster, daneben die kleine drehbare Bibliothek mit ihren Klassikern und englischen Damenromanen. — Und hatte sie nicht ihre heimlichen Gedanken nach München und ihren kleinen Liebling Sabine, ihr herziges Veilchengeheimnis?

Eines schönen Morgen war's nämlich ans Licht gekommen, das Veilchengeheimnis. Muschi saß gerade an ihrem Fenster; Hochbrunn hatte sich bereits auf den Weg nach Longchamps gemacht, um den Rennplatz zu besichtigen; denn heute fand die „Première de Longchamps“ statt, das Frühjahrsrennen und der Markt der Eitelkeiten auf den Tribünen. Muschi, wäre sie selbst aufgefordert worden, hätte verzichtet. Ihr Heim war noch so neu, das Bewußtsein davon so beglückend, und die Frühjahrsmoden entbehrten des Reizes für sie, deren Garderobe schön und vollkommen war, wie die einer Prinzessin in Trauer.

Sie also saß, hielt ihr großes petit-point-Bouquet im Schoße, und die Augen waren müde vom Stichezählen. Da sah sie von drüben unter den Epheubogen hervor ein zierliches Geschöpfchen über den Weg springen, kurzgeröckt, weißbeschuht, schlanke, nackte Beinchen über den Strumpfsöckchen und ausgeschnittenen Schuhen. — Die Schulstunden waren für heute vorbei, und das fleißige Kind sollte sich mit dem faulen Hündchen im Freien tummeln, bis zum Déjeuner.

Zuerst rannte Monsieur Prinz den Reifen um, den petite Sabine die Allee hinunter jagte, und wie eine kleine Grazie hüpfte, tänzelte und lief sie munter hin und her, bis sie den Übelthäter eingefangen hatte. Jetzt stand sie, die Füßchen nebeneinander gepflanzt, das schlanke Oberkörperchen vorgeneigt, drohte mit einem winzigen Zeigefinger und einem süßen hellen Stimmchen, und Prinz mußte abbitten und dann zur Strafe stockstill sitzen, um Reifen und Stab zu bewachen. —

Petite Sabine hatte noch etwas zu betreiben, was nur sie und Prinz wußten und höchstens Monsieur Reille: — einen kleinen Kultus. Sie mußte ihr Tännchen einmal wieder fragen, ob es Madame la Comtesse de Aubrun noch immer nicht gesehen habe, und erfahren, was sie zu dem schönen Briefe gesagt, „la bienvenue de Sabine Villars“.

Muschi beobachtete die Kleine durch den halbzugezogenen Store: das war sie ohne Zweifel, diese liebe kleine Sabine, der sie doch danken mußte. Sie hatte es über aller Arbeit gänzlich vergessen, und mit Kindern verstand sie gewiß nicht umzugehen. Aber sie wollte es wenigstens einmal versuchen, vielleicht glückte ihr's.

Die kleine Gestalt lag der Länge lang im Rain, das Hütchen zurückgeschoben. Ihre Arme hatte sie wieder zwischen die Gitterarabesken hinein gezwängt, und die ausgereckten Fingerspitzen streichelten die Zweige des stämmigen Tannenbäumchens, die schon hellgrüne Frühlingstriebe zeigten. — Mit einem Male hob sich der Kinderkopf, der gefangene Arm wurde vergebens nach rückwärts gezerrt, und von drüben knurrte Prinz die fremde Erscheinung an, die im hellen Sonnenglanz quer über den Rasen kam, ohne Hut, ohne Schirm oder Fächer und ohne Handschuh, und doch gewiß und leibhaftig Madame la Comtesse d'Aubrun — — Und was nun?

Muschi trat über den Buchs ins Boskett, kniete nieder — ebensosehr wie Petite Sabine errötete sie — und half dem bloßen Ärmchen vorsichtig aus seinem Gefängnisse zur Freiheit. Dann beugte sie sich über das niedrige Gitter, faßte das niedliche Persönchen ohne weiteres unter die Achseln und hob es zu sich in den Garten. Ja trotz Prinz' Kläffen und Bellen nahm sie's auf den Arm, trug's in

den Salon und setzte sich's aufs Knie. Und dann küßte und herzte sie es, als ob sie einen unbeschreiblichen, unstillbaren Durst nach Zärtlichkeit habe.

Die Kleine küßte wieder mit spitzem Mündchen, hob sich in Muschis Schoß auf die Kniee und umschlang den Nacken der neuen Freundin, die so elegant gewachsen war wie Mama und noch jugendlicher aussah als Schwester Danne.

Nun ging's ans Plaudern und Flüstern und Beichten. Der Kindermund sagte liebliche, altkluge Dinge, und der Mädchenmund sprach sich das Herz leichter mit thörichten und kindischen Worten. Es ward binnen zehn Minuten eine große Freundschaft, ordentlich feurig —, und Muschi erfuhr alles: von den Veilchen und dem Tännchen und Monsieur Neille; von Maman chérie und Sœur Danne und Prinz. Wie Raketen und Schwärmer fuhr's durcheinander. Dann schlugs zwölf, und eine Frauenstimme rief suchend die Allee auf und ab:

„Sabine! Où es-tu? Viens déjeuner, ma petite“!

„C'est Maman!“ — sagte das Kind, kletterte eilfertig von Muschis Schoß herunter, hob sich rasch noch einmal auf die Zehenspitzen und küßte, das schöne Mädchenhaupt an sich pressend, mit langen heißen Küssen die Lippen seiner jüngsterkorenen Göttin, bis diese in aller Liebe und Zärtlichkeit wehren mußte:

„Genug, ma petite chérie, genug! Geh' jetzt; man darf die Mama nicht warten lassen.“

„Und soll ich wiederkommen? — Morgen, dites? Soll ich Ihnen wieder Veilchen pflücken? Von meinen Veilchen, dites? — Meine Veilchen haben so viele Blüten, o, viel zu viel für Ihr kleines Gläschen, voyons! Ah, que c'est joli, vot' p'tit verre! Hätten Sie doch lieber zwei davon, Madame! — — Und nicht wahr: Sie werden Mama besuchen und Schwester Danne — et alors — alors — savez-vous: j'aimerais tant voir Monsieur le Comte d'Aubrun, Madame! Pourrais-je?“

„Natürlich, Schatzl, du liebes. Komm nur, ich werde dich ihm vorstellen. Da: willst du dir das Gläschen mitnehmen? Ja, du darfst; ich schenke dir's“.

„Ah Madame, quel bonheur! —!“

— — „Sabine! Sabine! Mais grand Dieu, wo steckt dies entsetzliche Kind nur? Sabine! Petite —!“

„O, jetzt ruft mich Danne; nun muß ich sehr laufen. Tausend Dank, Madame — à revoir!“

„A revoir, mon amour!“

— — — — — — — — —

„Danne, Danne; écoute: ich habe Madame la Comtesse d'Aubrun kennen gelernt, und ich werde auch Monsieur le Comte sehen, und sie werden zu uns kommen, Danne; Madame hat mir's versprochen!“

— — — — — — — —

Muschi hörte das ausdrucksvolle Kinderstimmchen draußen triumphieren und hörte das schwesterliche: „Mais quel enfant, mon Dieu!“ Sie sah auch, daß Diane eine Figur hatte, so fein wie eine Meißener Porzellanschäferin, große, dunkle Augen unter einer klugen Stirn und hoch aufgekämmtes Schwarzhaar.

„Gern möcht' ich sie kennen, alles, was zu diesem süßen, kleinen Wesen gehört,“ dachte sie. Gleich heute will ich den Onkel recht schön bitten, daß wir drüben bei den Villars Besuch machen. — — Monsieur le Comte d'Aubrun; — Madame la Comtesse d'Aubrun — nein, wie drollig klingt's. —“

— — — — — — — —

M. le Comte d'Aubrun ließ sich an diesem Tage vergebens erwarten und noch an manchen anderen, ohne daß Muschi Arg daraus hatte. Den Besuch bei den Villars machte er wohl mit ihr, aber ein Verkehr knüpfte sich nicht daran, soweit seine Person in Frage kam. Madame de Villars schien auch keinen besonderen Wert darauf zu legen. „Wir leben in beschränkten Verhältnissen und sehr zurückgezogen,“ sagte sie mit bestimmten Worten.

In Wahrheit hatte sie, gleich nach den Frühlingsrennen von Longchamps und Auteuil, allerlei über den österreichischen Nachbarn und Grafen gehört, was ihr so gut wie eine Warnung erschien, wenn sie auch den Zuträgern eine nicht mißzuverstehende Antwort auf ihre „on dit!“ gab. Aber sie war sich und ihrer Tochter Vorsicht schuldig, so wenig sie, die Weitgereiste, an kleinlicher Prüderie und Fremdenhaß krankte. Alleinstehende Frauen hatten den Schein zu wahren.



Grabfigur. Von Albert Moritz Wolff.
(In der Berliner Kunstausstellung 1898.)

Das reizende Mädchen ließ sie's nicht entgelten, ganz im Gegenteil. Muschi war ihr zu jeder Zeit willkommen. Sie lud sie zu ihren Spaziergängen ins Bois ein und lehrte sie allerhand Hausfrauliches, in dem sie selbst perfekt war. Ja, Muschi verstand sich sogar bisweilen zu Kommissionsgängen in ihrer Gesellschaft hinüber zu M. Lorillon, wo die weißbeschürzten Jünglinge Kaffee, Brennöl und petits fours auswogen und Kaninchen, Artischocken und frische Erdbeeren feilhielten. Immer hüpfte Sabine an Muschis Hand; und Diane weihte die Fremde in die Geheimnisse des Spitzenstichs und der bretonischen Volkslieder ein. Sogar ein rauher Fayenceteller ward ihr einmal anvertraut, auf ihre wiederholte Bitte, nebst einer Farbentube, Pinsel und Vorlage: komische blaue Blümchen, Käfer und steife Blättchen. — „vieux Rouen“ nannte Diane das Muster, und Muschi hätte laut schreien mögen vor Entzücken, als Madame de Villars ihr peinliches Werk lobte und ihr den Teller gebrannt zu schenken versprach.

Muschi sah die liebenswürdige Frau an, als hätte sie ihr gern einen Dankeskuß auf die Hand gedrückt, und dann meinte sie ganz glücklich:

„Wenn ich einmal arm würde, wüßte ich nun doch, womit ich etwas verdienen könnte!“

„Ah, ma bonne enfant —“ sagte Madame de Villars.

Damit brach sie ab, lächelte und brachte ein anderes Thema aufs Tapet. Ihre Sache war's entschieden nicht, diesem überaus arglosen Kinde die Augen zu öffnen oder ihm seine Illusionen zu zerstören. Allein so gut sie's vermochte, sorgte sie dafür, daß es das Bewußtsein ihrer mütterlichen Freundschaft in sich Wurzel schlagen ließ. — Daraus erwuchs ihm wenigstens ein Halt für Notfälle. — — — —

## Siebzehntes Kapitel.

So war der Mai herangekommen und stand im Glanze seiner jungen Schönheit.

Vorüber die Zeit der lieblichen Parmaveilchen, der Anemonen und wilden Hyazinthen aus den Holzungen hinter der Banlieue bei Mareil und Jouy und Combs-la-Ville am raschfließenden Yères, der fast so viele Windungen macht, wie die deutsche Mosel zwischen Trier und Koblenz. Jetzt wurden die Maiglocken feilgeboten, wie aus dem Füllhorne geschüttet, und in den Blumenkarren der Bäuerinnen lagen die ersten Dijonrosen und Pomponröschen, büschelweise in saubere Papierdüten gesteckt, frisch wie Kindergesichter am frühen Morgen, in ihrem Kranze saftgrüner Blättchen. — In den Schaufenstern der Blumenläden an den Boulevards machten sich Orchidee und Goldlilie breit neben riesigen Päonien, und die schwefelgelbe Maréchal Niel hing das duftschwere Haupt; die schneeige Nephitos öffnete ihren jungfräulichen Kelch zwischen starken Reseden und vergänglichem Frauenhaar.

Paris hatte seine bezauberndsten Wochen vom ganzen Jahre. Champs-Elysées und Bois, Parc Monceau und Buttes-Chaumont hatten sich mit dem zartesten Grün geschmückt. Kastanienblüte und Fliederblüte, Rhododendren und pontische Azaleen, alles üppig, leuchtend, mit künstlerischem Feinsinn an der richtigen Stelle zur richtigen Wirkung gebracht. Die langen Beete des Tuileriengartens und das große, ovale zwischen den Statuen vor dem Palais Luxembourg waren himmlische Quodlibets von Duft und Farben, und den süßen Hauch des Blumenmarktes zu Füßen der Madeleine spürte man schon, wenn man kaum aus der Rue Royale auf die Boulevards trat. —

Dort prunkten die Magazine in zwei endlosen Zeilen mit den kaum geschaffenen Sommerneuheiten; das Bois und die stolze Allee zum Rond-Point und Arc de l'Etoile belebten sich mit Karossen und Spaziergängern, und sämtliche Stühle und Promenadenwege hier waren besetzt, sobald die fashionable Stunde schlug. Die Fremden schwärmten; in Theatern und Restaurants gab's pikante Menüs, im Jardin d'Acclimatation konzertierten die Garden der Republik, und von früh bis spät lachte die heiterste Sonne aus wolkenlosem Blau ob all der menschlichen Thorheit.

Der diesjährige Salon hatte einen besonders glänzenden „Firnißtag“ zu verzeichnen gehabt, und wieder war der große österreichische Graf, der den rahmfarbenen Paletot, die kornblumenblaue Krawatte und die Tuberose im Knopfloch mit solchem Aplomb

zum hohen Hut nebst lavendelgrauen Glacés trug, allgemein bemerkt worden und allgemein kritisiert. Zwischen zwei höchst auffallenden Toiletten, in einer wahren Wolke von „peau d'Espagne“, wandelte er von Bild zu Bild, redete und gestikulierte mit erregten Mienen, ohne auch nur eine blasse Ahnung davon zu haben, was die Farbenharmonien oder -disharmonien auf den so und soviel Meter Malleinwand darstellten.

— — — — — — — —

Die kleine Villa sah ihn immer seltener. Noch blieb die Ernüchterung aus, die ihn damals von Wien, mitten aus dem Taumel fort und heim nach Przcmbol getrieben. Jetzt war er auch schon zu tief hineingeraten; es hatte förmlich den Anschein, als wolle er auf seine alten Tage die sieben bösen Jahre des verlorenen Sohnes zum zweitenmal durchwüsten. Nur, daß es keinen treuen Freund mit einer sanften Gattin mehr für ihn gab, die ihm seinen Teufel wieder austreiben würden und ihn vor sich selbst rehabilitieren. Niemanden gab es für ihn als den Freund in der Ferne, mit dem er nicht einmal jung gewesen, und das Kind jener seiner treuen Helfer. Diesem Kinde sollte er Vater und Vormund sein, und er fürchtete sich vor den lieben, schuldlosen Augen, er schämte sich der keuschen Küsse, zu denen die reinen Lippen sich mit den seinigen flüchtig trafen — er schwor sich hundertmal, umzukehren, seiner grauen Haare zu gedenken, sich am gesunden Quellwasser genügen zu lassen. — Umsonst. — Wieder und wieder umnebelte ihn der Rausch, vom Champagnerschaum blieb der ewige Durst zurück, der alle Kraft lahmlegte. Gewiß — er wollte daheim bleiben, unter einer Bedingung: ein großes Glück im Leben, erlaubt, sanktioniert — —! Wenn er daran dachte, hätte er in plötzlichem Raptus das Mobiliar des jeweiligen Restaurantkabinetts zerschlagen mögen, in dem er mit seiner lustigen Gesellschaft tafelte und zechte. — — — — —

Er fürchtete sich vor dem Kinde daheim, so redete er sich vor, und doch war's nur die Furcht vor seinem eigenen Selbst, die ihn bei den Träbern des verlorenen Sohnes festhielt, ihn, den Kraftvollsten eines kräftigen Geschlechtes, der die Kunst des Altwerdens nicht lernen mochte.

Endlich aber frappierte ihn doch eines Tages, als er den Kopf voll von Verabredungen und knapp Zeit zum hastigen Dejeuner in Muschis Gesellschaft hatte, die weiche Traurigkeit ihres Benehmens und Aussehens — eine ganz andere, als die nach Kilianys Tode.

„Magst du nicht heute mit mir hinaus ins Bois, Muscherl?“ fragte er, als sie nebeneinander auf dem Perron standen, weil der Wagen vorfuhr und Pym, der kleine Groom, den Hochbrunn sich seit kurzem neben François hielt, den Tritt herunterließ. „Du wirst sehen, wie gut sichs im Buggy fährt, das war ein vorzüglicher Kauf. Was versteckst du dich, als hättest du einen Fehler an dir, der's Licht scheut? — und ich hab' gedacht, ich darf eitel sein auf dich, paradieren mit dir!“

„Im Trauerkrepp?“ fragte sie zurück und faßte seine beiden Hände. „Dazu bin ich nicht genug mondaine. Ach, Lieber, warte nur noch einige Monate; gib mir Zeit. Komm, laß den François die Jucker einmal auf- und abfahren durch die Avenue, willst du? — Komm mit mir bis hinunter zu den Buchen, wo die Welt verschlossen ist, daß ich dich wiederhabe, wie in Przcmbol. — Ach, die gute Zeit!“

„Was soll das heißen?“ sagte er, gab dem Kutscher Anweisung, schickte Pym nach seinem Havelock ins Haus und führte Muschi, am schlängelnden Boskett hin, langsam der schönen Baumgruppe zu, die ein Tuff von Perückensträuchen und blühenden Deutzien gegen das Haus hin umzog. „Ich denke doch, wir hätten beide genug vom mährischen Wald und den dekorierten Gespenstersalons gehabt und sind gern nach Paris übersiedelt? Du schienst auch zufrieden seither. Oder irr' ich mich? — Was vermissest du?“

„Dich!“

Im Schutze der Buchenstämme und ihrer tiefhängenden, purpurdurchleuchteten Zweige legte sie ihre Arme um seine starke Gestalt im kurzen, gelbgrauen Sportjackett und ihr Antlitz auf seine blaue, flott gesteckte Krawatte.

„Dich — meinen zweiten Vater —“ wiederholte sie und preßte ihn mit zitternden Armen an sich. „O Gott — sei gut zu mir — sieh — glaube: — ich habe zu viel verloren.“

Er beugte sich nieder, umschlang ihren

biegsamen Wuchs genau so, wie sie seinen breiten, und so standen sie wortlos aneinander gedrückt, und er rieb seine bärtige Wange leise gegen ihren Scheitel. Stoßweise zog er den Atem, und seine Augen schweiften ruhelos umher unter zusammengefalteten Brauen, bis Muschi den Kopf verschob, weil der aufdringliche Tuberosengeruch aus seinem Knopfloche ihr unerträglich wurde bis zum physischen Ekel.

Da nahm er ihr Gesicht in seine Hände, verbiß seine Lippen und sah ihr dringlich in die Augen:

„Muscherl, mein liebes — ich hab' wirklich gemeint, du machst dir nichts mehr aus mir, seit du mit den Villars beisammensteckst wie gekittet. — Du gehst mit den Damen auf Kommissionen um Mehl und Kaffee, wie Jacqueline dem François sagt —"

„Onkel! — Du unterhältst dich mit dem Personal — über mich?" Sie machte sich los, um sofort desto fester gefangen genommen zu werden. — „So etwas lässest du uns bieten? Vom Diener und der Köchin? — Seit wann?"

„Ich bitt' dich um alles, Muscherl, tragiere nicht wegen einer Harmlosigkeit. Ein Domestik darf auch eine Meinung haben und wissen, was der Herrschaft ansteht."

„Aber er darf sie nicht äußern — niemals — und ich leid's nicht! Sonst — nimm eine Beschließerin in's Haus, ehe du duldest, daß ich um den Respekt der Leute komme. Früher hieltest du auf den Standesunterschied — ich kenne dich nicht anders, als mit der richtigen Entfernung zwischen dir und —"

„Ich bitt' dich, Kind, wozu ein solche Gardinenpredigt? Ein Mann ist unabhängig und bleibt eben unter allen Verhältnissen, was er ist, eine Frau muß sich zu dem machen, was sie sein soll und will —"

„Das Argument ist mir zu hoch. Bitte, drücke dich faßlicher aus — ich bin verdummt, seit ich keinen Vater mehr hab' zur Belehrung —"

„Muscherl, wie kannst du so bitter daherreden? Höre mir jetzt ruhig zu, was ich mit dem Argument sagen will, wenn ich's auch ein bissel unklar gesagt habe. Das geb' ich dir gern zu. Tout simplement, ma chérie: eine Gräfin soll keine Haushälterin sein."

„Ist das dir eine Schande?"

„Nun, daß gerad' nicht, und ich will meinen Satz präzisieren. — Eben keine, die zu den Lieferanten in den offenen Laden geht und die Butter auf die Verfälschung prüft und die Gans auf die geschwollene Leber. Von deiner Villars kann ich das absolut nicht comme il faut finden —"

„Wahrscheinlich ist sie mehr Gräfin als ich —"

„Wieso? Das begreif' ich schwer. Ich werde auch verdummt sein — versimpelt, gelt? Schau mich einmal darauf an. Was? Ist eine derartige Lappalie der Thränen wert, Muscherl?"

„Lappalie! — Ach — wenn's doch Lappalien wären!" Muschi nahm seine Hand, die noch nicht behandschuht war, und bedeckte sich damit die Augen. „Ich versteh' mich ja selber nicht — hilf mir doch! Warum gehst du immer von mir und hast keine Ruhe bei mir, seit wir in Auteuil sind? Sag', was thät' ich ohne meine Comtesse und Diana und das goldige Kind? Sie lehren mich dies und das, was den höchsten Stand nicht verunehrt. Ich muß doch meinem Leben einen Inhalt schaffen — einen Zweck, wenn du dich mir entziehst. Sonst verlier' ich mich. Mein Herz ist so schwer — wüßtest du's nur! O du: — geh' nicht alle Tage fort!" —

„Sei ruhig — ich kann's nicht haben, Muscherl, das Predigen." Die Unruhe in seinem Gesicht verstärkte sich wieder, und er wiegte die schlanke Gestalt in seinen Armen spielend hin und her, als sei sie ein Kind, das man beschwichtigen müsse. „Laß mich überlegen. So will ich nicht in's Bois, sondern beim Klub vorfahren, die Billets für die Renaissance abgeben und meine heutigen Engagements rückgängig machen. Schau: die ganzen billets de location trage ich im Portefeuille. Also werde ich dann zu dir zurückkehren, und wir soupieren im tête-à-tête à la Prezmbol, gelt? Ist's nun recht? — Wart' ein bissel —: allerdings gerad' heute —? Das ist fatal —"

„Nein sieh; ich bin doch nicht kindisch?" sagte sie und sah ihm mit ihrem mädchenhaften Lächeln, scheu und liebevoll, in sein Gesicht. Dann streichelte sie die

Hand, die am Schnurrbart riß, und strich ihm die Stirne glatt. „Schönsten Dank, Lieber, für den Willen; aber heute wirst du deine Verabredung halten, und morgen schenkst du dich dann mir, nicht wahr? — Nun behüt' dich Gott, verzeih mir, daß ich dir eine Scene gemacht habe und vergnüge dich recht sehr im Theater."

„Demnach soll ich dich jetzt als ein sehr braves Schneckerl loben, gelt? Ja, sehr brav bist du, daß du mich nicht gleich dabehältst. Man ist eben nur ungern wortbrüchig, Muscherl, verstehst du? — Und was wirst du heut zum letztenmal allein beginnen?"

„Den Brief vom Onkel Duschan beantworten — vielleicht — und vielleicht zu den Villars gehen zum Plausch und jedenfalls unsere Nachtigall dort im Hagedorn singen hören."

Er lachte und sprang in den Wagen; denn mittlerweile waren sie wieder auf dem Perron angelangt. „Die Nachtigall soll sich noch ein Lied auf morgen abend versparen, wenn wir zwei miteinander die Kunstkritik üben. Nicht's aus, Muscherl, und gute Nacht, weil ich faktisch nicht sagen kann, wann das Theater schließt. Adieu, schlaf wohl! — En avant, François!" —

— — — — — — — — —

Muschis Herz war so schwer wie noch nie. Alles, was zuvor an Schmerz durch ihre Seele gegangen, trat zurück hinter eine Nebelwand, dem inneren Auge halb verflüchtigt. Sie erkannte die Form der Last nicht, die sie zu Boden zog, aber es zwang sie eben wieder, das gestaltlose Etwas, der Alp, die Ahnung: keiner der Namen paßte so recht.

Sie entschloß sich halb, zu den Villars hinüberzugehen, sie um einen Spaziergang zu bitten oder um etwas Musik, von Madame gespielt, von Diane mit ganz hoher Sopranstimme gesungen, die gar nicht zu der energischen, kleinen Person paßte. Oder um Sabine zur Gesellschaft. Allein vor ihrer eignen Pforte schon machte sie wieder Kehrt, ging hart an den bergenden Büschen hin, ins Haus zurück und in Hochbrunns Arbeitskabinett, das seine Fenster nach den Buchen und dem Rosengehege des größten Gartens in der Avenue des Boufflers hinaus hatte. Beide Fenster waren ganz in die Höhe geschoben. Ströme von Blumenduft und Sonnenglanz, den das rote Buchenlaub abdämpfte, kamen herein; denn ein warmer, fächelnder Wind regte sich. Die Vögel waren fast ganz still um diese schläferige Nachmittagsstunde, nur zwei Schwarzdrosseln lockten einander unermüdlich mit tiefen, melodischen Flötentönen, und Muschi sah, wie das Männchen sein Weibchen umkreiste, hüpfend und flügelschlagend, die Schweiffedern zierlich zum Fächer gespreizt. Das Weibchen zirpte kosend und huschte behend unter den vollblühenden Hagedorn, mitten auf dem kurzgeschorenen Rasenplatze, von dem der feuchte Dunst der letzten Sprengung erquicklich emporstieg. Mit lautem Flügelschlag schwirrte das Drosselpärchen davon, um sein Liebesspiel im Nachbargarten fortzusetzen, und nun gaukelten einzig noch die weißen Schmetterlinge lautlos durch die Maienluft von Blume zu Blume.

„Auch zu zweit; — keines ist allein — nur ich!" — dachte Muschi, ging ins Zimmer hinein und legte den Kopf auf die Kante von Hochbrunns Schreibtischplatte. —

Nie mehr saß er hier wie früher, briefeschreibend oder um sich Auszüge aus Zeitungen, Monatsheften und Reisewerken zu machen. Alles lag so, wie es die verständnislose Dienerhand geordnet, steif, unpraktisch, in Parade. Auf der Schreibmappe ein nachlässig aufgerissenes Couvert, das Hochbrunns neueste Photographien enthielt. Van Bosch verdiente etwas an ihm! Mindestens sechs verschiedene Aufnahmen, langes Promenadenformat.

Muschi hatte sie erst gestern ganz flüchtig vorgelegt bekommen zur Auswahl für sich selbst, aber die Wahl war noch nicht getroffen: „Es ist nicht völlig du!" meinte Muschi.

„So werde ich morgen oder in den nächsten Tagen einmal zum Reutlinger hinansteigen," hatte er erwidert, „man sagt mir, er fasse malerischer auf; er photographiert die Tagesschönheiten. Dich soll er gleichfalls für mich verewigen, später, wenn ich dich endlich im weißen Kleid habe."

„Ein dunkles ist viel richtiger für die Photographie," war ihre Antwort gewesen, so halb aus Widerspruch, weil sie seine Gigerltracht nicht leiden konnte, er aber

**Aus unserer Bildermappe:**



Schwarzwälderin. Nach einer Photographie von A. Dilger & Sohn in Freiburg i. B.

hatte sie ausgelacht und nun gerade wieder sein hellstes und kürzestes Jackett und die auffallendste Krawatte angelegt: „Ça rajeunit, ma bien-aimée!“ — Er sprach überhaupt jetzt weit mehr französisch wie deutsch, obwohl man ihm nach wie vor den Österreicher auf hundert Schritt Entfernung ansah.

Dies kürzeste Jackett war acht Tage früher auch mit beim Photographen gewesen. Muschi nahm die Bilder aus dem Couvert und lehnte sie nebeneinander gegen die Schreibtischgalerie.

Mein Gott, war das ihr geliebter Bayard ohne Furcht und Tadel, ihr Wahlonkel und zweiter Vater? — Dieser geckenhafte, alternde Herr, der hier rittlings auf dem Atelierstuhle und dort in arrangierter Pose auf einer Balustrade saß, Monocle im Auge, Stöckchen auf den Knieen? Selbst die weniger gemachten Stellungen hatten etwas Unvornehmes, etwas vom Schauspieler, der sich in seinen Rollen photographieren läßt, für das große Reklamebild im Aushängekasten, vor dem Gastspiel auf Engagement.

Solche Bilder konnte man doch kaum einer Dame für ihr Album anbieten? —

Langsam ging sie in ihren Salon hinüber und nahm aus ihrer silbernen Kassette die beiden einzigen Bilder, die sie von Hochbrunn besaß: ihr eignes, das er ihr vor drei Jahren von Rom nach München zum Namenstag geschickt, in der silbernen Kassette liegend, und das aus seiner Jugendzeit, das sie aus des Vaters Nachlaß behalten hatte.

Sie verglich diese zwei mit der Sammlung neuesten Datums. Das Jugendbild in Edelknabentracht, ein auffallend schöner, bartloser Jüngling; mehr noch Knabe als erwachsen. Die Augen groß aufgeschlagen mit starken Glanzpunkten in der Pupille, in des Beschauers Augen blickend. Um den schwellenden Mund ein siegesfrohes Lächeln, das blondwellige Haar da und dort zu einem Ringel gebogen, in die glatte Stirn fallend. So stand er, die Hand, die immer eine Schönheit an ihm gewesen, um den Korb des Schmuckdegens geschlossen: „Mein ist die Welt, die Liebe, das Leben. — Wer macht mir's streitig? Der komme heran!" —

Das zweite Bild, auch langes Format wie die van Boschschen. Ganz der Hocharistokrat. Einfach im schwarzen Rock und schwarzer Krawatte, keine spitzen Narrenschuhe mit hellen Gamaschen, kein hoher Hut unternehmend aufs Ohr gerückt, kein Schnupftuchzipfel aus der Brusttasche schauend. Weder Monocle noch Gardenie. — Die Hände in ruhigster Haltung, das lebensvolle Gesicht beherrscht in jedem Zuge, und welche Klarheit in den Augen, die wieder mit sprechendem Blicke geradeaus sahen; welche Liebenswürdigkeit um den fein geschlossenen Mund mit den Fältchen des Humors an seinen Winkeln hin und dem Gepräge der Klugheit in der schön ausgearbeiteten Lippenlinie.

Je länger sie die Bilder dieser kleinen, intimen Sammlung untereinander verglich und je aufmerksamer, desto größer ward die Angst ihrer Seele. Allmählich liefen alle die Angstgefühle auf ein einziges zusammen, das ihr heiß und kalt machte in einem Atem. Sie fing an die Bilder zu verstehen; die merkwürdige Verschwommenheit, den unbewußten Zwang in denjenigen der jüngsten Aufnahmen, den Austausch einer eigenartigen, fest umrissenen Wesenheit gegen eine verwaschene, im Marke weich gewordene.

„Er ist krank —! San Servolo — wenn es **das** zum zweitenmal wäre!" —

Sie warf die Bilder in einen Haufen zusammen, schob die neuen in ihr aufgerissenes Couvert und das Couvert in die Schreibmappe. Nur nichts mehr davon vor Augen haben. Ihre eignen Bilder von ihm betrachtete sie noch lange, tief darüber gebeugt, studierte, grübelte, suchte klar zu denken; aber die Angst, die alles vergrößert, verzerrt und verdunkelt, ließ ihren Gedanken keinen Raum. Nichts empfand sie, als ein Unheil, das über ihr hing und auf sie und ihn herabzustürzen drohte. — Und wo war Hilfe? Wie konnte man vorbeugen? —

Sie irrte in den Zimmern und im Garten hierhin und dorthin, versuchte zu lesen, versuchte die Gestalten der Eltern heraufzubeschwören und Mui und Glauben; aber sie war innerlich wie gelähmt und erstarrt. —

Dann kehrte François mit dem Wagen zurück; die Jucker waren sehr heiß gefahren und mußten sofort abgerieben werden. Trotzdem befahl sie eine Stunde später wieder das Anspannen, aber nicht vor den Buggy, sondern vor den geschlossenen Landolet, und ganz allein fuhr sie zum Père-Lachaise hinaus, legte Kränze auf ihre Gräber und betete, den Kopf gegen das große Marmorkreuz gelehnt, aus ihrem innersten Herzen. — — —
— — — — — — — — —

Viel ruhiger kehrte sie heim. Es war schon dämmerig, und die Vögel und Schmetterlinge gingen zur Ruhe; die Blumen schlossen ihre Kelche. Beim Diner, an dessen Einsamkeit sie sich schon fast gewöhnt, bestellte François, daß die Villars geschickt hätten, um zu einer ganz kleinen jugendlichen Gesellschaft einzuladen — nur Mademoiselle Diane's Londoner Cousine und zwei Engländerinnen; es solle musiziert werden, und man bitte um ein Wort Bescheid gleich nach Madame's Rückkunft.

Muschi schrieb hastig ihre Absage zwischen Dessert und Kaffee. „Ich war auf dem Kirchhofe —" weiter gab sie keinen Grund an, und sie wußte, daß dieser ihrer feinfühligen Freundin genügen werde.

Das Musizieren klang durch die offenen Fenster herüber zu ihr, Ton für Ton: Glucks herrliche Orpheusarie:

„Ach, ich habe sie verloren!"

von einer machtvollen Altstimme leidenschaftlich gesungen.

Sie saß an ihrem Nähtischfenster hinter dem zugezogenen Store und regte sich nicht und ließ die Klagetöne auf sich einfluten. — Sie war wieder in Przymbol

an jenem ersten ihrer einsamen Tage. Durch die geschlossenen Augen sah sie alles wieder; die riesigen, überzuckerten Parkbäume, die Steintreppe mit dem schweren Kugelgeländer und den duftigen, sonnenhellen Fernblick von der obersten Stufe aus; die diamantenbestäubten Hügel, die flimmernde Landstraße ins Endlose fort und die Kirchturmspitzen von Hluk und Rivnitz am blaßblauen Horizonte. — Dann sah sie die Hunde daherstürmen und die kleinen Holzdiebe im Fahrgeleise hocken in ihrer jämmerlichen Zerlumptheit, und der Strolch stand vor ihr, der Wilderer, der Curhoven so häßlich geglichen hatte. —

Und plötzlich wechselte die Scenerie durch Zauberschlag: sie saß auf dem Redaktionssofa — alles um sie her staubig, klebend, verräuchert, Curhoven in der schäbigen Joppe war da vor ihr, und sie schämte sich seiner.

Aber das Bild hatte keine Macht mehr; sie hatte sich selbst hart genug gezüchtigt für ihre falsche Scham!

Drüben bei den Villars schwieg die Musik. Statt dessen wurde lebhaft geplaudert, und Muschi öffnete die Augen, schob den Store ein bißchen zurück und betrachtete wie im Traum die bunten Laternchen, die von der heiteren Jugend ins Gezweig des bescheidensten Gartenflecks gehängt wurden — kein reizender Villengarten, wie der rings um Sabinens „Puppenhaus“ — Petite Sabine war auch noch auf den flinken Füßchen und tanzte ihren Elfenreigen zum Glanz der rotgelben Ballons, die leise im Abendwinde schaukelten. Ihr weißes Schürzchen leuchtete hell durch die Dämmerung, und nun sang sie in den höchsten Tönen:

„Marlbrough s'en va-t-en guer-re!
Mironton-ton-ton, mirontai-ne!
Marlbrough s'en va-t-en guer-re —!
Qui sait quand reviendra!“

— — — — — — — —

Die klingende Saite war berührt. — Muschi schloß ihre Fenster, legte die Innenläden davor und ließ das fahle Licht nur aus des Onkels Arbeitszimmer hereinfallen. Dann setzte sie sich an ihren Stutzflügel, mit dem der Onkel sie, die Stümperin der holden Kunst, beim Empfange überrascht hatte, drückte den Fuß auf das Dämpfungspedal und spielte und sang flüsternd ihre eigne Melodie, tastend Accord an Accord fügend:

„Aus der Heimat hinter den Blitzen rot,
Da kommen die Wolken her,
Aber Vater und Mutter sind lange tot,
Es kennt mich dort keiner mehr.

Wie bald, ach wie bald kommt die stille Zeit
Da ruhe ich auch, und über mir
Rauscht die schöne Waldeinsamkeit,
Und keiner kennt mich mehr hier —
— Und keiner kennt mich mehr — — —“

Mitten im Takt nahm sie die Hände von den Tasten, verschränkte sie über ihrem Scheitel und sprang auf:

„Ich will an den Trost schreiben —“ sagte sie und sah gen Himmel. „Gott, wie dank' ich dir, daß ich einen Trost für mich kenne!“

## Achtzehntes Kapitel.

28. Mai 1892.

Villa Montmorency, Avenue des Sycomores.
Auteuil-Paris.

Geehrter Freund und lieber Trost!

Ich habe nicht befürchtet, daß ich mich so bald schon wieder mit einer Not werde an Sie wenden müssen, und es ist mir eine große Erleichterung, daß Sie mich letzthin in München selbst dazu ermutigt haben, weil es getrennte Freunde einander wieder nahe bringe.

Ich lebe jetzt in der schweren Traurigkeit, gegen deren Anwünschung Sie sich damals verwahrten. Erinnern Sie sich noch daran? Daß meine Traurigkeit nur einen Menschen betreffen könne, nämlich den geliebten Onkel Adrian, werden Sie sich schon denken. Er, dem ich jegliches verdanke, und der mich seither stets auf Händen trug, geht mir stückweis verloren. Ich sehe es und fühle es unter tausend Seelenschmerzen und stehe hilflos da.

An wen soll ich mich wenden?

Außer dem Onkel Duschan habe ich keinen Verwandten mehr in der Welt, und er war sehr froissiert, weil ich den teuren Onkel Adrian ihm vorzog. Meine Bekannten hier in unserer Nachbarschaft kann ich, ungeachtet ihrer Liebenswürdigkeit, nicht zu Vertrauten machen. Eine innere Stimme widerrät es mir. Ich fürchte auch, daß eine französische Beurteilung sorgenvoller

Lebensverhältnisse sich gewiß nicht mit der deutschen oder österreichischen decken würde. Wir haben doch eine Sprache und den ähnlichen Sinn, wie ich glaube. Zwar bin ich durch das stete Hin- und Her in meines einzigen Vaters Beruf eine Kosmopolitin geworden; allein das Erbteil von Vater und Mutter, nicht wahr, das bleibt uns doch, und davon zehren wir lieber als von den fremden Erwerbungen. Ach, wollte Gott, der Papa wäre noch am Leben! So wie es ist, kann ich mich nur noch an einen wenden, und das sind Sie.

Stets haben Sie so einfach und verständlich zu mir gesprochen, wie es nur vertrauenswürdige Charaktere können. Deshalb eben vertraue ich Ihnen und wünschte, Sie wären hier und hülfen mir die richtigen Worte wählen.

Ich weiß weder aus noch ein; so steht es mit mir und dem Onkel. — Ist das nicht eine schreckliche Wahrheit?

Sie würden ihn nicht wieder erkennen. — Er trägt sehr auffallende Kleidung, das heißt, er outriert die Mode, so wie die boulevardiers de profession oder die englischen Jockeys im Civil. Niemals ist er bei mir außer beim petit-déjeuner und zuweilen zum zweiten noch. Die Jause und das diner nehme ich stets allein, seit Wochen. Wann er nachts heimkommt, weiß ich nicht. Ich lege mich zeitig, weil die Tage sehr lang für mich sind, und die Domestiken kann man nicht aushorchen.

Entsetzlich müd schaut er am Morgen aus und zeigt sehr geringen Appetit. Manchmal — (ich bitte, mir dieses Geständnis nicht falsch auszulegen! —) hat er sogar cholerische Anwandlungen gegen mich, die ihn anbetet, und, bitte, erinnern Sie sich nur des lieben Wesens zu mir, das er in Venedig und noch vor zwei Monaten in München hatte. —

Ich fühle, daß er gut zu mir sein möchte und kann eben nicht so, wie er will, und nun fürchte ich mit Angst und Zittern, daß er neuerdings erkranken könne, wie vor einem Jahr in Venedig, als Sie so treu zu ihm gehalten haben und sein Trost waren. Denn ein anderes Motiv als Krankheit gibt's nicht, um meinen heißgeliebten Onkel so zu verändern.

Es treibt ihn umher, wie mit einer Peitsche. Immer ist er in der Hast; in keine Zeitung schaut er, nur in den Gil Blas und das Cri-Cri, die man vor den Domestiken verbergen muß, und er hält sich den Figaro, den Gaulois, die Illustration und die Revue des Deux Mondes. — Nie ein Blick hinein! Er gebraucht auch viel starkes Parfüm, was er stets verabscheute. Außer Violette russe hat man früher nie eines an ihm bemerkt, und auch das nur höchst diskret.

Dazu scheint mir, daß er weit röter geworden sei im Gesicht. Vielleicht kommt's nur von den hohen Kragen, die er jetzt bevorzugt, oder die farbigen Krawatten heben den Teint hervor. Von früh bis spät zerbreche ich mir den Kopf, um eine einfache Lösung zu finden, und es ist ganz umsonst.

Gewiß werde ich sehr unvollkommen geschildert haben, und wären Sie eben nicht der Freund, Sie würden mich wohl gar ausspotten und mir vorwerfen, daß ich aus Kleinigkeiten gleich ein großes Unglück konstruiere. Hoffentlich werden Sie zwischen diesen Zeilen die Wahrheit lesen. Ich wage nicht, sie noch einer Durchsicht zu unterwerfen, weil ich sie dann sicher nicht absenden würde, und dazu treibt mich doch meine Herzensangst. Ich baue auf Verständnis des lieben Trostes für meine traurige Sache.

Beigeschlossen liegt des Onkels letztgenommene Photographie. Ich hatte die Erlaubnis von ihm, mir ein Exemplar aus der Kollektion für mich zu wählen, und dieses hier ist es. Betrachten Sie es und vergleichen es mit dem Porträt, das Sie, wie ich weiß, von ihm erhielten, das römische oder das von Adèle. — Falls Sie dann glauben, daß ich ein Recht auf die Angst habe, so bitte ich inständig, daß Sie mit der zartesten Diskretion Ihre wohlthätige Beeinflussung auf den Onkel versuchen, der uns beiden teuer ist und in meinem Leben einen unausfüllbaren Platz einnimmt. Um eine Beantwortung dieses Briefes darf ich Sie nicht plagen. Sie haben Ihre anstrengende Arbeit, und es ist auch besser so. Was Sie zu thun vermögen und beabsichtigen, wenden Sie — ausdrücklich bitte ich darum — nur dem geliebten Onkel zu. Damit ist auch mir am besten geholfen.

Mein Dank für den lieben Trost wird grenzenlos sein. Muscht Kiliany.

— — — — — — — — —

**Aus unserer Studienmappe:**



Auf der Landungsbrücke. Nach der Zeichnung von Friedrich Mühling.

Das kleine Haus war ganz still geworden und die Nacht hereingebrochen, während Muschi ihren Brief schrieb, von langen, nachdenklichen Pausen unterbrochen. Sie wünschte, alles zu sagen, die Thatsachen, ihre Empfindungen, ihr Bangen um Hilfe in dieser Prüfung und doch eines zu verbergen: ihr Sehnen nach der geistigen und körperlichen Nähe des fernen Trostes, ihre Liebe zu ihm, der immer mächtigere Schwingen wuchsen. Wieder und wieder beschnitt sie ihr die Schwingen, und so schleifte sie heimwehkrank am Boden hin, wie der wilde Vogel im Käfig.

Als sie den fertigen Brief einschließen wollte, fand sie kein Couvert, in das die lange Photographie hineingepaßt hätte. Aus Sorge, sich irgend wem zu verraten, klingelte sie nicht nach François — (Louisette hatte bis spät abends Urlaub nach Jvry zur ersten Kommunion ihres Schwesterchens) —, sondern versuchte selbst ihr Heil. Ein halbes Dutzend von des Onkels dicken Quartbogen verdarb sie, ehe sie eine ungestalte Hülle zustande brachte, hermetisch verklebt und versiegelt. Um dies armselige Produkt ihrer Handfertigkeit einigermaßen gut zu machen, schrieb

sie die Adresse groß und kalligraphisch, zog mit dem Lineal einen Strich unter den Ortsnamen und versah ihr Werk mit Briefmarken im Werte von zwei Francs, um auf alle Fälle sicher zu gehen.

Dann entschloß sie sich kurz, ihren Brief persönlich zu befördern. Das Geheimnis sollte streng gewahrt werden.

Nicht einmal nach Hut und Mantel wagte sie zu gehen. Sie nahm die schwarze Spitzenmantiglia, die der Vater ihr noch in Venedig gekauft, um den Kopf, so daß sie über die Haare ins Gesicht fiel, steckte den Schlüssel zur Hausthür und Gartenpforte zu sich und ging ungeleitet in die linde, sommerliche Nacht hinaus.

Der letzte Briefbote mußte schon vorüber sein; selbst bei den Villars brannte nirgends mehr Licht. Träumerisch wiegten die Sykomoren ihre Kronen; es wispelte und lispelte im junggrünen Gezweig. Am Raine hin fiel der Tau stark und dicht und lockte herben Wohlgeruch aus den Gräsern. Als es dazwischen einmal raschelte, weil irgend ein tagscheues Tierchen vor den nahenden Menschenschritten flüchtete, stockte Muschis Fuß, und ihr Herz fing an, zu hämmern. Die Laternen brannten nicht mehr; im Pariser Kleinstadtwinkel rechneten die Anzünder vielleicht ebenso wie in Deutschlands Kleinstädten mit dem Monde, aber dieser Mond war heute ein fahles Licht hinter ungezählten runden Sommerwölkchen, die, wie aus seinem Porzellan, sehr hoch im Schwarzblau des Äthers lagerten.

Vor der Loge des Concierge glomm ein stetiger roter Funken, die Abendpfeife des Thorhüters, der nach vollbrachtem Tagewerke draußen auf der Bank saß, Ciderkrug und Glas neben sich.

„Ohé, Mamzelle, in fünf Minuten wird geschlossen!“ rief er Muschi zu, die er, so ohne Hut und Mantel, für ein Zöschen auf Stelldicheinspfaden hielt.

„Es ist bis zur Rue Pierre-Guérin, Monsieur Loutin.“

„Eh ben, also wollen wir sagen in zehn Minuten. Aber pünktlich, ma chère!“

Sie antwortete nicht, sondern eilte hinaus. Das ungewohnte Dunkel erfüllte sie mit Furcht. Nur am nordwestlichen Horizont breitete sich der schwache Lichtnebel hin, der ihr sagte, daß die prächtigen Straßen und Boulevards noch hell und wach waren; das Bois lag schwarz und nur das ferne Surren hastiger Equipagenräder, das Schüttern der Gürtelbahnzüge und das Klingeln von Tram und Omnibus lösten einander ab ohne Pause. Trotzdem begegnete ihr keine lebende Seele; alles war noch draußen in der Ländlichkeit, um den herrlichen Abend zu genießen und erst nach Mitternacht wieder ins dumpfe Quartier zu rücken.

An schweigenden Häusern und schlafenden Magazinen ging die Einsame vorüber und fand die Straße nicht. In alle vier Quergäßchen zwischen der Rue Poussin und der Rue d'Auteuil verirrte sie sich, ehe sie den Kreuzungspunkt zweier Hauptstraßen nach Passin hinauf erreichte, den die Rue Pierre-Guérin überschritt.

Endlich die Post. Alles totenstill hier, wie in der Villa. Auf den Dachfirsten wandelte der verschleierte Mond dahin und spielte zwischen den ragenden Rauchschlöten Versteckens. Von Notre-Dame-d'Auteuil schlug es elf. Also noch eine Viertelstunde bis zur Lichtung für den Nachtschnellzug über Jeumont ins Ausland.

Muschi atmete auf, schob ohne Besinnen ihren ungeschlachten Brief durch den Spalt und hörte ihn aufklappen im Hinabgleiten.

Da befiel sie urplötzlich eine entsetzliche Angst, eine Reu- und Zweifelsucht ohnegleichen. Es zog förmlich die Füße unter ihr hinweg; sie mußte sich auf den Prellstein am Postgebäude setzen und das Gesicht in beiden Händen verbergen.

Hatte sie nicht hinterlistig gehandelt? Benahm sie sich nicht wie eine abgefeimte Verräterin, dem Ahnungslosen gegenüber, der ihr alles gab, alles war? — Der sie mit Liebe überschüttet hatte und den sie wagte krank zu nennen, gestört zu glauben, weil er sie seit kurzen Wochen vernachlässigte, um seinem eignen Gefallen zu leben? War's nicht nur das Gefühl der Kränkung in ihr, das ihr sein liebes Bild verzerrte? Durfte sie an ihm überhaupt Kritik üben, an ihrem zweiten Vater? Hatte sie heute mehr Recht dazu wie damals in Venedig, als sie Curhoven so schroff abgefertigt: „den Papa und den Onkel kritisiert man nicht“? — — Curhoven! Erneute Pein und verschärfte!

Er verstand und erkannte sie nicht, ihm war sie nur das unmündige Kind, und sie liebte ihn ganz ohne Hoffnung. Warf sie sich nicht weg an ihn mit ihrem Flehen um den größten Dienst ritterlicher Ergebenheit? „Ich möchte wohl einmal wieder der Trost sein dürfen." — — Hatte er's wirklich gemeint, oder war's nur eine Phrase gewesen, wie galante Männer deren Hunderte in den Wind reden? Wenn er sie, ihres Briefes wegen, verachtete? — verlachte? Wenn er es den Onkel entgelten ließe — die Beziehungen abbräche? — O Gott! wenn — wenn — wenn —!

— — — — — — — — — —

Sie drückte den Kopf fester in die Hände, stöhnte auf in ihrer Angst und blieb regungslos, wo sie war.

Sie wollte den Postbeamten und die Lichtung abwarten und sich ihren Brief zurückfordern.

— — — — — — — — — —

Mit einem Male fuhr sie heftig zusammen und begann zu zittern von Kopf zu Fuß. Eine Hand hatte sich auf ihre Schulter gelegt, und eine barsche Stimme rief sie an. Trotzdem beruhigte sie sich sofort, als sie den rondierenden Stadtsergeanten erkannte, denn für sie und ihresgleichen waren die Wächter des Friedens keine Henkershelfer, sondern gute Beschützer in unerwarteten Notlagen des öffentlichen Lebens.

Zu seiner ersten Frage, die ihrem Verständnis völlig fern lag, sah sie ihn nur aufmerksam an, erteilte danach „ungemahnt" über ihr wunderliches Gewerbe um diese Stunde volle Auskunft, ersuchte ihn mit der Naivetät eines Kindes, bei ihr zu bleiben! — („nur noch einige Minuten, Monsieur, ich bitte so sehr") — und hielt ihm ihr winziges Uhrchen entgegen, dessen Diamantmonogramm mit der Krone im schwarzen Email blitzte. Er sah auf seine große Nickeluhr, griff ans Käppi, und ihr ernstes unschuldiges Gesicht, die vornehme Einfachheit ihres Benehmens überzeugten ihn. An seiner Seite schritt sie das Trottoir auf und ab, schweigsam, die Augen gerade vor sich gerichtet und immer nur drei Häuserfronten hin und her. Zwei oder dreimal wendete sie sich zu ihm, um ihr leises „bien merçi, Monsieur" zu wiederholen, und jedesmal hob er die Hand höflich ans Käppi. So ging es eine ganze Weile.

Endlich öffnete sich der Thorweg, und aus dem Dunkel wurde der Transportkarren ins Freie gerollt. Dann klapperten die Hufe des Pferdes hinterdrein; ein Postillon in Holzschuhen erschien zum Anschirren, und ein zweiter Beamter, mürrisch und schläfrig, trat an den schwarzumrandeten Kastenspalt. Muschi redete ihn an:

„Ich habe einen Brief eingeworfen, den ich zurückzunehmen wünsche. Lassen Sie mich Ihren Vorrat durchsehen."

Unwillkürlich redete sie von oben herab, mit Miene und Ton einer jungen Majestät, weil ihr der Angesprochene den Eindruck eines respektlosen Beamten machte, salopp und unverschämt.

Ihre Art verdroß ihn. Er musterte sie, verzog den Mund zu einem cynischen Lächeln und zuckte die Achseln.

„Parbleu, pas d'chance, ma belle. Es läßt sich nicht machen. Du mußt dir's ein andermal besser einrichten mit deinen Liebesbriefen. —"

Sie wich zurück, blaß vor Schrecken, aber ihre Haltung behielt sie. „Lassen Sie gut sein, —" sagte sie kurz und kalt und dann zum Sergeanten: „Ich bitte nochmals, Monsieur, begleiten Sie mich auf den richtigen Weg zur Villa Montmorency."

Der Polizist schmunzelte heimlich in den Bart hinein; er war hübsch und in den besten Jahren, und der Auftrag gefiel ihm. Er ließ sich Avenue und Hausnummer sagen und dachte bei sich: „Tiens, tiens — à l'hôtel Aubrun!" Laut sagte er nur:

„Also linker Hand, Madame, nach dem Bahnhofe zu."

So ging sie unter dem Schutze des Gesetzes heim, und alles, was sie ihun konnte, war, ihre Scham und Demütigung hinter der anerzogenen Gehaltenheit zu verstecken.

— — — — — — — — — —

Louisette, die vor fünf Minuten heimgekehrt war und sich noch nach einer interessanten Lektüre im Salon ihrer Herrin umsah, zum besseren Einschlafen, erschrak halb zu Tode, als diese Herrin plötzlich im Rahmen der Atlasportiere erschien, totenblaß, dunkle Schatten unter den Augen,

das Spitzentuch ums Gesicht geknüpft, und die Lampe verlangte.

Sehr beflissen und wortreich that die kokett aufgeputzte Jungfer nach Befehl, entschuldigte die späte Rückkehr — („Solch' ein Zug! Alle Welt war drunten in Jvry gewesen, gerade heute zur Firmelung, Madame!") und hoffte inständigst, daß „Madame" den penetranten Tabaksrauch nicht bemerken werde, den sie sich bei „Bullier" auf der „grande fête" geholt hatte. Jvry war sehr Nebensache gewesen.

Muschi bemerkte nichts und äußerte kein Wort des Vorwurfs. Sie winkte nur Schweigen und saß in schlaffer Haltung auf der Ecke ihres Lehnsesselchens, das Gesicht, das vergrämt und elend aussah, seitwärts gegen die Brust geneigt.

„Darf ich Madame auskleiden?"

„Nein — danke — gehen Sie nur."

„Wird Madame sich denn nicht niederlegen?"

„Nein. —"

„Es ist ein Uhr. —"

„Ich weiß."

„— Und Madame sieht sehr übel aus. Darf ich wenigstens die Matinée bringen und Madame dann behilflich sein?"

„Nicht doch! — Gehen Sie nur, Louisette. —"

„Soll ich eine Limonade zurechtmachen? Es sind frische Citronen da — oder eine Grenadine? — Oder vielleicht eine Tasse Thee, Madame?"

„Nichts. — Gute Nacht."

„Bon soir, Madame."

Louisette ging zur Thür und bemerkte noch, daß der Kleidersaum ihrer jungen Gräfin naß und von Straßenstaub beschmutzt auf dem hellen Teppich lag. Als sie die Portière hob, um hinauszuschlüpfen, rief Muschi sie nochmals zurück, müde und gedehnt:

„Louisette —!„

„Madame?"

„Ist das Haus geschlossen? Sind alle im Haus und zu Bett?"

„François noch nicht, Madame, er ist zum Klub gefahren, Monsieur le Comte zu erwarten."

„Wann?"

„Um halb eins, Madame."

„Gut. — Schieben Sie mir das Fenster in die Höhe."

Schweigend gehorchte Louisette. Daß ihre Herrin nach halb elf noch im Salon blieb und augenscheinlich sogar in den dunklen Garten hinaus wollte, war etwas geradezu Widernatürliches. Ja, wirklich, sie setzte sich an den Tisch ins geöffnete Fenster, das zugleich als Gartenthür diente, nahm mit schwerfälliger Handbewegung irgend ein Buch aus dem nächsten Bibliothekfach, stützte den Kopf und begann langsam zu blättern. Ohne das Gesicht zu heben, machte sie die letzte, entlassende Geste, und Louisette zog hinter sich die Thür zu. —

— — — — — — — — —

Muschi schloß ihr Buch, schob es von sich und barg das Gesicht auf den untergelegten Armen. In dumpfer Trostlosigkeit verharrte sie so, lange — lange. Ihre unselbständige Natur, so geworden und künstlich erhalten, wider die eigentliche Charakteranlage, vermochte sich nicht aus eigner Kraft zu helfen, noch den Weg zur Hilfe klar zu erkennen. Verzweifelt ob der eignen Ohnmacht rang sie mit Entschlüssen. Bald sagte sie sich: „Ich will mich ihm zu Füßen werfen, bekennen, wie falsch und verräterisch ich gegen ihn gehandelt habe —", bald wieder: „Nein, ich will meine schlechte That ewig als Geheimnis mit mir herumtragen, zur Strafe!" — Auf ewig! Wie eine Wüstenei dehnte sich das vor ihrer gequälten Seele aus, was sie ihre Zukunft nannte. — — Dann kam ein neuer Gedankengang und neue Marter. Beichtete sie dem Onkel, so verlor sie seine Liebe; verschwieg sie, so verlor sie Enrhovens Achtung; an seine Liebe glaubte sie ja nicht. — — Nun wählen! — Auf und ab wogten die Bilder vor ihrem inneren Auge, und die Gestalten der Eltern standen so fern, ach so unerreichbar. Sie hatte keine Kraft zum Muifassen, und das ganze letzte Jahr zog an ihr vorüber wie in schwarze Schleier gehüllt. Selbst die friedlich-schönen Tage am Gardasee, da sie zur Klugheit des interessanten Preußen aufgeschaut, gleich einem Schulkinde, und sich heimlich auf den Onkel Adrian gefreut von einer Stunde zur anderen, und vor Dimo gefürchtet. —

„Heut' noch siebzehn Tage —, heut' nur noch zwölf —" hatte sie am Gardasee gedacht und dann: „Heut' hab ich ihn

endlich, endlich, den einzigsten Onkel Adi, und hoffentlich wird der Dimo doch auf Reisen sein!"

Jetzt lag der Dimo längst in seinem verlassenen Grabe, nur um ein weniges fortgerückt von der Kirchhofsmauer und dem trüben Wasser des Rio bei Santa Maria Formosa; niemand sprach mehr von ihm — „und der einzigste Onkel —?"

Sie fuhr empor, rang die Hände und schluchzte wieder gegen ihre verschlungenen Arme auf der Platte des Nähtischchens.

Dann meinte sie draußen einen Schritt zu vernehmen, sprang auf, blies, ohne zu wissen, warum, ihre Lampe aus, bückte sich unterm Schiebfenster, schlüpfte hinaus und lief hastig der Gartenpforte zu, die sie vergessen hatte, wieder zu schließen.

Es war nur der Nachtwächter für die Villa Montmorency, der schlürfenden Fußes die Avenue entlang kam, und verwundert trat er bis hart an den Rain unter die Sykomoren, um sich die dunkle Gestalt, die dort nachtwandelte, ein wenig näher zu betrachten.

Er erkannte sie sofort und grüßte erstaunt. „Sind die Thore für die Equipagen geöffnet, Monsieur?" fragte sie mit zaghafter Stimme, heiser vom langen Weinen.

„Mais non, Madame la Comtesse — vor sechs Uhr wird keines geöffnet, aber Monsieur le Comte hat die Klingel am Gitter für den Concierge."

„Danke sehr — — und wieviel Uhr haben Sie genau?"

„Zwei Uhr zwanzig, Madame la Comtesse. Es ist kühl heute Nacht. Hoffentlich muß Madame nicht mehr lange warten."

„Hoffentlich. — Bleiben Sie jetzt in der Nähe, Monsieur?"

„Ah non — es geht in die anderen Alleen, Madame, und in der Avenue des Tilleuls muß ich eine Weile bleiben. Man hat dort eingebrochen vor fünf Tagen. Gute Nacht, Madame."

Wieder, wie damals in der Münchener Schäufeldstraße, als Baumann ihr den Wagenschlag geöffnet, empfand sie den Wunsch, diesem Gliede der untergeordneten Kaste die Hand zu reichen; diesmal jedoch unterließ sie's.

Aber das prosaische Zwiegespräch am Gitter hatte ihr fast so wohl gethan, wie der Besuch eines guten Arztes in der Aufregung des Fiebers. Sie verfiel aus bösen Träumen in ruhigere; denn ein richtiges Wachsein konnte man ihren augenblicklichen Zustand nicht nennen.

Sie blieb noch eine Zeitlang wie angewurzelt hinter dem Gitter stehen, sah starren Blickes gerade hinüber auf die dunkle Masse, die im Tageslicht das freundliche Häuschen der Villars war. Ihr schweres Kleid strich an Sabines kleiner Tanne hin dabei, und sein rauh gekreppter Stoff häkelte sich zwischen den starren Nadelzweigen fest. Sie machte ihn los, und flüchtig kreuzte die kleine Spenderin, die sie vor diesen wehen Tagen des Verlassenseins so herzlich geliebt, ihre schweren

**Aus unserer Studienmappe:**



Aus M. Roberth's Skizzenbuch.

Gedanken. — Sie hatte auch keine Liebe mehr, alles lag tot in ihr, so meinte sie, nur körperlich ward's ihr ein wenig leichter.

Sie wollte im Garten bleiben, den Onkel empfangen und ihn so recht herzlich bitten, bei ihr auszuhalten, dies und jenes mit ihr zu treiben (nebelhaft schwebte ihr Weltgeschichte oder Kunstgeschichte vor und Musik) und ihr zu erlauben, seine alten Freunde bei sich im Salon zu empfangen. Das Repräsentieren wollte sie schon lernen, und wenn es Maler oder andere Künstler wären, vor denen sie ein unerklärliches Grauen hatte, so würde sie sich, ihm zuliebe, an schlechte Manieren, laute Lebhaftigkeit und abgetragene Kleider gewöhnen. Vielleicht wären auch Litteraten darunter, und bei denen konnte sie dann zuweilen an Eurhofen denken. — — — — — — —

— Als ob sie ihn jemals ganz aus ihren Gedanken verlöre! — Und wie kalt es doch hier draußen war! — — —

Schaudernd schlüpfte sie ins Haus zurück, tastete sich ins kleine Toilettenkabinett neben dem Eßzimmer und holte sich ihr weiches Reiseplaid aus dem Wandschranke. Dann begab sie sich in den Garten zurück, ging vom Boskett hin zu ihrem Lieblingsplatze unter den drei alten Rotbuchen, und dort saß sie nun wartend auf der Bank, fest in ihr Tuch gewickelt und hinter sich einen der starken Stämme als Rückenlehne.

Die Stunde kam schon heran, zu der die Spätfrühlingsnacht Abschied nimmt, um der Sonne wieder das Reich zu lassen. Noch war's dunkel; man sah kaum die Hand vor Augen. Droben im Äther hatten sich die runden Wölkchen zerteilt und verloren; die Sterne standen gleich Goldflittern auf dunklen Sammet zerstreut und zitterten und blinzelten; vom Monde nur ein strohgelber, vergehender Schein im Osten, der, sonderbar hart und kalt, durch die flaumigen Blütentuffs der Perückensträuche schimmerte. Als er verschwamm, tauchte ein andres Phantom auf: graurötlich kroch es empor, das junge Licht, und wuchs gegen die Schatten und den dunklen, besternten Sammet des Himmelskleides hinauf. Der Wind erhob sich zu hörbarem Raunen, und das Gemisch von Taufrische, starkem Liliendult und dem honigsüßen der Dijonröschen an der südlichen Hauswand wirkte fast schmerzlich, so geheimnisvoll schmeichelte sich's in die Sinne ein. —

Muschi regte sich nicht und hatte keine Gedanken mehr, nur sehnsüchtige Empfindungen, abgerissen, wie das Sehnsuchtslied der Nachtigall, das mit den Liedern der anderen fernen Nachtigallen Zwiesprache hielt.

Nun schwieg es, und während das graurötliche Phantom seine Flügel immer weiter ausbreitete, ward es totenstill für wenige Minuten. Dann hoben die Drosseln ihr Morgenlied an. Zuerst ein vereinzelter, vollflötender Ton; darauf ein lockender Ruf als Antwort, ein zweiter, ein dritter und jetzt lockte und pfiff es allerorten. Die Finken wachten auf, und der Plattmönch stimmte seine liebliche Weise an; die Meisen zankten, die Spatzen lärmten. All' die Morgenstimmchen sangen, jedes auf seine Art:

„Sonne, komm' herauf! Sonne, sei gegrüßt!"

Muschi faltete die Hände, und das Herz begann ihr zu zittern in der Brust. Noch nie hatte sie diese schönste und feierlichste Stunde im Kreislauf des Tages erlebt. Dies keusche Erwachen der belebten Natur, dies frohe Schlagen all' ihrer Pulse nach dem Schlummer der Nacht — die Stunde, zu der die Erde paradiesisch ist, wie am ersten Tage, nachdem der Schöpfer sprach: „Es ist gut so." — Das ist die Zeit, die das Menschengeschöpf in den Hintergrund stellt und ihm zuruft: „Lerne von Gras und Blume im funkelnden Himmelstau, lerne rein werden wie sie und glücklich wie die Vögel unter dem Himmel und wie ihr erstes Lied. Suche in deiner Brust, was auch dich rein und glücklich machen kann und schüttle den Staub von dir! — Aus dir selbst bist du geworden, was du bist; rastlos, zermürbt und zerquält, ewig hungernd, ewig dürstend nach dem Trank und der Speise, die dir nicht frommen. — Dein Schöpfer hat dich anders gewollt — sieh' dich um und lerne!"

Sie blickte sich um in dieser ihrer kleinen Welt, die einer neugeschaffenen glich, sah den Sonnenherold, das Morgenrot, im Purpurkleide am Himmel aufsteigen, das graue Phantom der Dämmerung in die Flucht schlagen und den kaltperlenden Tau in Rubinen verwandeln.

Sie aber konnte die Müdigkeit doch nicht von Leib und Seele abschütteln wie Staub, noch durch diese wonnige Frische von Beet zu Beet wandeln, Blumen pflücken und einem frohen Tag entgegenleben. Sie war zu schwer belastet. —

Unter den Lockrufen der Drosseln schlief sie ein, auf der Bank zusammengebückt, das Gesicht am Buchenstamme, und um sie her lachte der heitere Mai.

— — — — — — — —

## Neunzehntes Kapitel.

Plötzlich schrak sie auf: Räderrollen in der Avenue! —

Sie rieb sich die Augen, drückte sie, noch halb im Traum, wieder ein, weil das glorreiche Licht sie blendete, erhob sich mühsam — die Glieder waren ihr steif und schmerzhaft — und hielt sich im Strauchwerk fest. Weshalb war sie hier? Was suchte sie? Der Garten lag im Sonnenglanze, die Villa noch tief im Schlaf, und dort kam der Buggy und hielt still. — François stieg vom Bock, öffnete die Durchfahrt — (wie das Gitter kreischte!) —, sprang wieder auf, und das Wägelchen fuhr leise knirschend über den Marmorkies zum Perron hinauf.

Muschi stand schon droben unter der glasbedeckten Einfahrt vor der Hausthür und sah Hochbrunn wie leblos in der Wagenecke liegen.

„Mein Gott, mein Gott! Was ist geschehen? — Pour l'amour de Dieu — dites!“

„Mais rien, Madame, rien du tout!“ versicherte François, und sein glattes Gesicht mit den Bartstreifchen vor den Ohren verzog sich, diskret belustigt. „Monsieur le Comte ist nur ermüdet; ich führe ihn hinauf.“ — Und mit der Überlegenheit des eingeweihten Kammerdieners, der, im eignen Interesse, jede tolle Fahrt seines Gebieters bemäntelt, schloß er ihr die Hausthür auf und wollte sie ins nächste Zimmer komplimentieren.

Sie jedoch ließ sich nicht gängeln. Todesangst hielt sie im Vestibül zurück, um den traurigen Vorgang zu sehen. — Wie François den großen, haltlosen Mann mit Pyms Unterstützung aus dem Wagen hob und dann seinen festen Arm um den Taumelnden legte, dessen Füße den Dienst verweigerten, dessen leerer Blick kein Blick war und sein blödes Lächeln kein Lächeln. — — So kam er an ihr vorüber, ihr Ritter ohne Furcht und Tadel; so sah sie ihn, von bezahlter Hand gehoben, treppauf schwanken in sein Schlafgemach.

— — — — — — — —

Sie wurzelte, wo sie war, mitten im Vestibül, unter dem Bogen. Die Hände hingen ihr schlaff zu den Seiten nieder; kein Glied vermochte sie zu regen und hätte doch zu Boden stürzen mögen, in ihn hinein versinken, vor Grauen und Abscheu und furchtbarer Scham für sich selber und, ach, für ihn — ihren zweiten Vater.

„Wie bin ich elend — — wie bin ich elend! Alles vorbei — — alles — — alles — !“

Dumpf ging das durch ihr Hirn, immer wieder, bis sie ihre bleiernen Füße von den Fliesen lösen konnte und vernehmen, daß die Nürnberger Standuhr, rechts von ihr, die einen Schlag hatte wie eine Domglocke, sechs Uhr meldete. — Dann schlich auch sie, sich fest an die Seidenkorde des Geländers klammernd, kalt, daß ihre Zähne gegeneinander schlugen, treppauf in ihr Schlafgemach. — „Wie bin ich elend — alles vorbei — !“ immer nur das dachte sie.

Droben im kleinen Zwischenkorridor hantierte François noch mit seines Herren Kleidungsstücken. Abgewandten Antlitzes ging sie an ihm vorbei; er aber vertrat ihr den Weg und machte einen Bückling, wieder mit der dummdreisten Miene von vorhin:

„Madame, permettra-t-elle, que — —“ sagte er, und sie schnitt ihm die Frage ab, hart und schroff:

„Kein Wort! Taisez-vous!“ verriegelte ihre Thür hinter sich und drehte den Schlüssel zweimal im Schloß.

— — — — — — — —

Drinnen fand sie alles noch, von gestern abend her, für ihre Nachtruhe vorbereitet. Die Fenstervorhänge zugezogen, das große Himmelbett aufgedeckt und das Lavendelwasser, nach Gewohnheit, bereits zum frischen in die tiefe, silberne Waschschale gegossen. Der feine, herbe Geruch davon erfüllte die warme Luft des behaglich und üppig ausgestatteten Raumes.

Mechanisch, besinnungslos fuhr sie mit dem Gesichte ins Wasser, als müsse das sie

aus ihrem schrecklichen Traume erwecken. Allein sie erwachte nur zum Vollbewußtsein des Geschehenen.

Laut aufweinend warf sie sich übers Bett hin, ihr Antlitz in die Kissen gepreßt, und biß hinein, um ihr Schluchzen und Stöhnen, ihren hoffnungslosen Jammer zu ersticken. So blieb sie und weinte sich ihr Herz fast aus der Brust. Zwischendurch richtete sie sich einmal empor, saß wie auf dem Sprunge, die Ellbogen unter sich, und horchte hinüber zu des Onkels Schlafzimmer, mit weit offenen Augen und offenem, zuckendem Munde, während ihr die Thränen glühend über die Wangen stürzten.

Kein Ton von drüben; und dennoch entkleidete sie sich vorsichtig, den Atem anhaltend, krampfhaft schluchzend, als ihre Hand unversehens gegen den Spiegeltisch stieß und zwei der Flacons, die dort in Reih und Glied standen, zusammenklirren machte. — Alles, was sie von gestern her an sich trug, beengte und quälte sie; matt wie eine Sterbenskranke, frostgeschüttelt schlich sie zum Bett zurück, nachdem sie ihre Nachttoilette notdürftig besorgt, und hüllte mit eisigen Fingern die Decke wieder um sich. —

Unten hörte sie den Haushalt erwachen und unterschied mit ihrem Ohre, geschärft vom Mißtrauen, die einzelnen Stimmen der Dienstboten: — zweimal lachte François mit Jacqueline: sie meinte aufspringen zu müssen, um dem Wissenden, dem Mietlinge den Mund zu verbieten, und dann sagte sie sich: „Er hat ja ein Recht dazu — wir haben uns vor ihm erniedrigt — o, wie bin ich elend! —“ Das war und blieb der Refrain. —

Nach einer langen Weile pochte Louisette mit der Chokolade. Aber sie ließ niemanden zu sich ein. „Ich bin krank, ich wünsche ganz ungestört zu bleiben,“ antwortete sie mit gebrochener Stimme. Louisette parlamentierte. „Respektlos, anders im Ton wie gestern!“ flüsterte das Mißtrauen, und Louisette erhielt François' schroffes: „Taisez-vous! Kein Wort!“ — und ging beleidigt von dannen, um sich selbst an Madames Chokolade zu erlaben. —

Keiner kam zum zweitenmale. In diesem Falle war es ja am bequemsten, Madames Befehle genau zu befolgen, und außerdem hing die elektrische Birne zwischen Madames Bettvorhängen zu gefälliger Bedienung.

Allein der Tag verging, und der Abend kam, ohne daß die Klingel laut ward. Mehrmals stand Louisette mit dem Ohre an der Tapetenthür, die, neben Muschis Bett, in ihr Badezimmer führte, das einen Ausgang nach der Hintertreppe hatte. Nichts vernahm die Lauschende, als unterdrücktes Weinen und dann, stundenlang, unruhiges Schlafatmen. — Mon Dieu — diese feinen Damen! So viel Lärm um nichts!

— — — — — — — —

Endlich, gegen acht Uhr wagte die Jungfer, aus rein menschlicher Besorgnis für ihre Herrin, durch die unverwahrte Tapetenthür einzudringen, weil sie im verschlossenen Schlafzimmer hin und her gehende Tritte vernommen hatte. Sie trat ein, als verstehe sich's ganz von selbst, und brachte eine kleine, appetitlich angerichtete Auswahl vom Diner auf ihrem Servierbrette mit: „Madame darf sich nicht noch kränker machen,“ sagte sie, deckte den sechseckigen Bouletisch im Fenster und schob den bequemsten der drei weichen Lehnsessel heran: „Ich bitte Madame um Verzeihung für meine Freiheit. —“

Muschi war im Peignoir, und ihr schönes Haar hing noch. So schritt sie seit einer Viertelstunde rastlos umher, aber der harte Zug zwischen ihren Brauen, die Bitterkeit um die Mundwinkel hatten sich verloren, und das junge, blasse Antlitz trug einen ruhigen Ausdruck.

Während ihrer rastlosen Wanderschaft durch den engen Raum hatte sich eine zu ihr gesellt und die Starrheit des verwundeten Herzens gelöst. Es war die heilige Gefährtin der Frauenseele: das Mitleid, das verzeihende, begreifende und ausgleichende.

„Du sollst nicht rechten, sondern Geduld haben und sein krankes Gemüt gesund pflegen — du sollst vergessen, was du gesehen,“ sagte das Mitleid, und sie antwortete der sanften Stimme: „Ich danke dir und ich folge dir.“ —

— — — — — — — —

Louisette wunderte sich doch, daß ihre Dame aß und ihr Glas Wein trank ohne Schluchzen und andere interessante Zwischen-



Spanierin. Nach dem Gemälde von Fr. Masriera.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

fälle und daß sie sogar nach dieser und jener häuslichen Angelegenheit fragte, leise und etwas matt, aber mit voller Aufmerksamkeit für die Antworten. Nur nach Monsieur le Comte fragte sie mit keiner Silbe, und inwieweit das mit Madames heutigem Kranksein zusammenhing, das eben hätte die Neugier im weißen Tändelschürzchen gern gewußt. François war diesmal zu keiner Klätscherei disponiert gewesen, und daß Monsieur le Comte nach Sonnenaufgang vom Klub zurückkehrte, — lieber Himmel, das gehörte doch nicht mehr zu den aufregenden Neuigkeiten? — Deshalb sagte sie jetzt, während sie die Boubonschale und das Krystalltellerchen neben die frischen Erdbeeren stellte:

„Monsieur le Comte hat eigens angeordnet, daß ich Madame ihr Diner rechtzeitig servieren sollte. Wünscht Madame nicht noch den Kaffee?"

Dunkles Rot stieg in das blasse Gesicht, und die Augen feuchteten sich. Sie verneinte, schob das Dessert zurück und warf das lange lose Haar über die Schultern, aber sie erwiderte abermals keine Silbe auf das Thema: Monsieur le Comte.

„Geben Sie mir das Tuchkleid aus dem Schranke, und wenn Sie abgeräumt haben, werde ich mich ankleiden." Weiteres als der Befehl erfolgte nicht.

„Das Tuchkleid?" meinte Louisette. „Es ist sehr warm heute den ganzen Tag."

„Ich bin kalt; ich werde zu heiß gebadet haben." Damit blieben Muschis Lippen versiegelt, und Louisette bemerkte im Spiegel, daß ihre Augen geschlossen waren und die Lippen schwermütig abwärts gebogen, während ihr dunkles Haar gebürstet und in seinen puritanisch einfachen Knoten aufgesteckt wurde.

Dann aber schlug sie die Augen auf, erhob sich, sagte ihr: „Merci bien" sehr freundlich und lehnte sich ins offene Fenster. „Ich bedarf Ihrer für heute nicht mehr," bedeutete sie Louisette, ohne sich nach ihr umzuwenden, „gehen Sie früh schlafen und nehmen sich das Konfekt mit hinunter. Auskleiden werde ich mich ohne Hilfe."

„Merci bien, Madame — und ich dürfte später, gegen zehn, nicht noch auf einen Sprung zu meiner Tante in die Rue Mozart, Madame?"

„Nein — ein andermal. Sie waren gestern in Ivry. — Zuviel ist vom Übel."

„— Zuviel ist vom Übel. —" Sobald Louisette hinaus war, bohrte Muschi die geballten Hände in die Schläfen und drückte sie darauf gegen ihre Brust.

„Es muß sein — ich will — mit aller Liebe — gewiß, Gott, du weißt es!" flüsterte sie vor sich hin und sah in den Abendfrieden hinaus. „Gott, wie werde ich ihn finden —?"

Dann zögerte sie keinen Augenblick länger, machte sich auf den Weg zu ihm hinunter, und sieh: als sie nur ihren Entschluß gefaßt hatte, war die heilige Gefährtin wieder bei ihr und half ihr. —

Es war die Stunde abendlicher Traulichkeit. Der Salon von seinen beiden hohen Ständerlampen erhellt, die gelbseidenen Schirme gaben der Dochtflamme Weichheit. Alles so reizend und heimisch, Blumen in den Vasen, die Seidenbezüge der zierlichen Sofas, Sesselchen und Ecken glänzten, und draußen im Garten schwebten die ersten Leuchtkäfer des Jahres in großen Zickzacklinien am Boskett hin. Die Grillen zirpten; im Nachbargarten schlug eine Nachtigall und drüben bei den Villars die zweite. —

Neben dem Salon das dunkle Eßzimmer, und dahinter kam, grün beschirmt, der Lampenschein aus Hochbrunns Arbeitskabinett. In dem ging seine große Gestalt langsam auf und nieder, immer ein halb Dutzend Schritte ins Eßzimmer hinein und wieder zurück. Er hielt die Hände auf dem Rücken des schwarzen Gehrocks, den er hier in Paris noch niemals getragen; sein Gesicht erschien farbloser und schmaler als in all den letzten Wochen. Seine Lippen unter dem ergrauten Barte lagen ruhig aufeinander, in seinen hellen Augen war kein Geflacker mehr, kein leerer Blick wie heute früh, sondern ernstes Nachdenken und der alte klare Geist. — Muschis „römisches Bild" war wieder lebendig geworden und wandelte auf sie zu, als sie eintrat.

Sie meinte, der Plafond stürze auf sie ein, so gänzlich überwältigte sie dieser Anblick, dieses nie geahnte Glück nach aller der Marter und dem bitteren Gram. Ehe sie's nur wußte, hatte sie sich an seine Brust geworfen und schluchzte, daß sie's schüttelte, gegen sein Herz.

Er preßte sie in seinen Armen mit aller Macht, es bog ihr den zarten Bau zusammen, so gewaltig umfing er sie und zwang darauf ihr widerstrebendes Antlitz zu sich empor: sie sollte ihm in die reuigen Augen blicken, trotz ihrer Thränen.

„Muscherl! — Verzeih mir Muscherl!"

„O schweig davon — nein, nein!"

Ihre Hand schloß ihm den Mund, und er drückte sie sich mit seiner Hand gegen die Lippen, um die weiche Fläche zu küssen und wieder zu küssen. — „Du mußt mir verzeihen — eher bin ich nicht ruhig," sagte er, ihrer Bitten ungeachtet, „sag mir's, daß ich — daß ich — wie benenn' ich das vor dir, was ich dir angethan? Sag' mir's, Muscherl, wie mach' ich dir's wieder gut, und daß du's vergißt?"

„Es ist ja vergessen — von ganzem Herzen lieb' ich dich ja!" Eine andere Entgegnung auf seine Selbstanklagen fand sie nicht.

Nochmals wollte er ihr die Hand küssen, sie aber litt es nicht.

„Der Tochter gehört kein Handkuß vom Vater," wehrte sie ihm ernst und verschränkte die Hände hinter sich, — „ein Vater —"

„Damit ist's aus, Muscherl, ich verdien's nicht mehr, dein Vater zu sein, schon lang' nicht mehr. Heut' erst ist mir's völlig ins Bewußtsein gekommen. Es kann nicht bleiben zwischen uns, so wie's bisher war."

Sie stutzte. „Damit ist's aus?"

„Ja, Muscherl."

„Was heißt das, Onkel Adrian? Willst du mich verstoßen? Hast du dir eine andere Tochter gewählt?"

„Du lieber Engel — schweig!"

„— Dann — was hab' ich dir zuleid gethan?"

Er gab keine Erwiderung, stemmte seine Hände gegen ihre Schultern, hielt sie so von sich ab und sah ihr minutenlang unverwandt in die Augen. — Seine Augen, die noch keine Spur von der matten Trübung des Greisenbogens zeigten, erfüllte, wachsend und verjüngend, ein Leuchten der Leidenschaft. Sie hielt seinen Blick aus; der ihre fragte erstaunt, und dann kam's ebenso über ihre Lippen:

„Was willst du von mir? Weißt du mir nichts mehr zu sagen, Onkel Adrian?"

Er schüttelte den Kopf, wendete das Gesicht von ihr ab und strich sich mit zitternden Fingern den Schnurrbart.

„Also nichts — gar nichts, Onkel Adi? Ich hingegen wüßte wohl noch etwas. Soll ich dir's gleich anvertrauen?"

Er nickte und legte, ohne ihr sein Antlitz wieder zuzukehren, den Arm um ihre Schultern.

„Laß uns noch ein wenig hin und her gehen" schlug sie vor; er nickte auch dazu und faßte sie fester in den Arm.

Sie hielt Schritt mit ihm, nahm seine freie Hand in ihre Linke, streichelte mit der Rechten seinen Rockärmel und rieb nach schmeichelnder Kinderart ihre Wange gegen das feine Tuch.

„Der liebe, schwarze Rock," sagte sie zärtlich, „du glaubst nicht, wie ich dem doch gut bin! Sieh, der läßt mich jetzt alles vergessen, was mich so sterbenselend gemacht hat! Der macht aus dir wieder meinen teuren Onkel Adrian, vor dem ich eine Ehrfurcht fühle, wie vor meinem Vater und meiner einzigen Mutter. Sieh, — vor dem Pariser Pschütt hab' ich keine Ehrfurcht in mir fühlen können — gehaßt hab' ich den Pariser Pschütt, so sehr wie ich den Onkel Adi liebe. Dem küsse jetzt ich die Hand und bitt' ihn: nun vergib du mir!"

Da, ehe sie sich über seine Hand neigen konnte, hatte er sie wieder an seine Brust gezogen, atmete tief und hörbar und streichelte rasch über ihr weiches Haar hin.

„Komm," sagte er dann, und in seiner kräftigen Stimme war ein Hindernis, das ihr den Klang raubte, „ich will dich jetzt etwas fragen — wissen muß ich etwas, das mich plagt und umherhetzt, seit lange schon — in Prczmbol bereits. Ganz und gar zunicht macht mich's, wenn — — du wirst mich ruhig hören, gelt? Komm, nimm dein altes Platzl bei mir, willst du?"

Gehorsam ging sie an seiner Hand zum großen Armsessel im Winkel, den der himmelblaue, mit arabischer Goldstickerei bedeckte Wandschirm seitwärts vom Kamin bildete. Eine schattenhafte Angst stieg in ihr auf und warnte sie, aber ihr Herz war noch ohne Arg und voll heiligen Vertrauens, zehnfach heilig, weil es nach hartem Kampfe wieder gewonnen worden. Es drängte auch die unbestimmte Angst zurück wie die

Sonne den Nebel; ja, mit dem neubelebten Gefühle des Geborgenseins setzte sie sich gern auf die breite Armlehne neben ihn, wie er's wünschte, und seine umschlingende Linke hielt sie dort fest und sicher. Auch sie hatte an diesem Abende der Versöhnung und des Friedens nach leidvollen Wochen das Bedürfnis nach innigerer Zärtlichkeit gegen ihn. Ihre Stirn an seine geschmiegt, ihre Hände um seine Hand im Schoße gefaltet, war sie bereit zu hören.

„Nun, du Lieber?" sagte sie nach einer langen Pause. „Ganz still bist du? — Ist dir's schläfrig? Ich denke, du willst mich etwas fragen? — Du: wenn ich nur nicht zu dumm sein werde!"

Nach ein paar Sekunden rang er nach Worten, so oft er sie sich auch schon zurecht gelegt hatte seit jenem Vorabende seiner Flucht vom Przmbol nach Göding und Wien. Dann zog er sie enger an sich, machte die andere Hand aus der losen Umschlingung ihrer Hände frei, um ihre Wange gegen seine Lippen zu drücken, und fragte mit fester Stimme:

„Willst du meine Frau werden, Muschi? Du würdest mich über alles beglücken."

Der schlanke Körper in seinem Arme that einen großen Ruck, darauf wich er vor ihm zurück; die Hand streckte sich zur Wehr vor. „Onkel Adi — — nein, nein — scherze nicht —"

„So wahr ich lebe und du mir alles bist, — es ist mir Ernst, Muscherl."

„Nein — nein — !"

„Muscherl komm, hab' doch nicht Furcht, Kind; sieh, ich bin ganz ruhig. Komm, schau' mich an; gib mir eine rechte Antwort. Das ‚Nein' nehm' ich nicht. Willst du meine Frau werden, Muschi?"

„Ich kann nicht!"

„Du willst nicht?"

„Gott helf' mir: nein!" —

„Muschi — weißt du, was es ist, wenn ein Mann wie ich um eine Liebe wirbt und bettelt? — Gib mir deine Hand — da: laß' sie mir. Fühlst du mein Herz? — Ja?"

„Ja —" flüsterte sie, und er hielt ihre kalten Finger auf die Stelle an seiner Brust gepreßt, unter der das Herz mächtige Schläge that.

„Komm' doch wieder in meinen Arm, Muscherl, hör' mich an, und dann sieh noch einmal zu, was du mir darauf erwidern kannst. Laß deine Hand da — du sollst wissen, wie mir's ist. So ist's recht, bleib' ruhig bei mir, ich thu' dir nicht weh. Ums Leben nicht! Sieh, liebster Engel, zu lieb hab' ich dich eben! Ich weiß nicht, wie's in mich hineingewachsen ist — so ganz allmählich, damals in Przmbol. Die Einsamkeit war's, und daß ich meinen Buben nicht mehr hatte. Das Herz muß sich an irgend ein Liebes hängen. Das warst nun du, und du warst kein Kind mehr und ganz deine Mutter. Die ist all' mein Glück im Unglück gewesen. Eben sehr, sehr unglücklich war ich, Muscherl! Glaube mir's, ohne daß ich dir's erkläre: wie! — — Ach Kind, und du weißt jetzt, wie mich's hier in Paris zusammengerissen hat all' diese Zeit. Ich kann noch nicht alt werden! — — Jung sein wollt' ich für dich, fesch sein, ein Kavalier — — eifersüchtig solltest du werden, und ich hab' aus mir einen Hansnarren gemacht und dich leiden lassen! — Vergib mir's, schau! Bin ich wieder der, den du lieb hast? Dem du's hundertmal gesagt hast: ‚Ich hab' dich lieb!' —? Ist's so?"

Sie bewegte den Kopf — er wußte nicht, war's Nicken oder Verneinen, und schluchzte in großen Stößen, die ihren Körper schüttelten. Ihre eisigen Finger, die noch auf seinem Herzen lagen, zogen sich zusammen und strebten hinweg, aber seine Hand hielt sie fest wie mit Klammern.

„Ist's so, Muschi? — — Ja, oder nein? — Hast du mich lieb? — — Ja, oder nein?"

Sie weinte laut auf. „Onkel Adrian! — — Du bist mein Vater! — Nimm mir's nicht, nimm mir's nicht! Ich kann ohne Vater nicht leben!"

„So wahr mir Gott hilft, ich will dir mehr sein als ein Vater und mehr schenken, du wirst schon sehen, wie, Muscherl. Ich hab noch zu schenken, mein Herz ist noch jung — und einen Hunger hat's auf Glück — ach, Kind, Kind, könntest du in mich hineinsehen! Besinne dich, komm' zu dir, mein geliebtes Kind: antworte mir zum letztenmal! willst du mich?"

Sie hatte sich losgemacht und den Oberkörper gegen den lichtblauen Wandschirm zurückgeworfen, rang die Hände vor den Augen und stöhnte und schluchzte.

„Muschi — — willst du mich?

„— Als meinen Vater —!"

Er schwieg, blähte die Nüstern weit, seine hellen Augen röteten sich, und er ballte die Faust auf dem Knie.

„Soll ich dir Frist geben — willst du mir morgen antworten?" Er sprach heiser und mit Mühe.

„O Gott, ich kann nicht — heute nicht — morgen nicht — nie! O Gott, hab' doch Erbarmen!"

„Bist du — — hast du dich einem anderen versprochen?"

Qualm emporschoß. Nun ließ er die Hand von der Schraube niedersinken; wie Blei lag sie auf der Tischplatte, und da blieb sie ohne Regung.

Muschi lehnte am Armsessel gegen den Schirm gedrängt und zitternd vom Scheitel bis zur Sohle. Ihre Thränen versiegt, ihr Schluchzen verstummt; eine jammervolle Öde in ihrer Brust. Selbst das Bild des einen, einzigen nicht gegenwärtig, um dessentwillen ihr Nein unerschütterlich war, und wenn es auch lebenslängliche Einsamkeit nach sich zöge. Das Bewußtsein des

Aus unserer Studienmappe:



Auf der Lauer. Ölstudie von J. Ch. Deiker.

„Nein —"

„Hast du ein Gelübde gethan?

— „Ich will bleiben, was ich bin — Muschi Kiliany —"

„Gut — — so ist's aus mit mir," sagte er langsam. „Ich bettle nicht länger. — Geh — laß mich allein — geh' schlafen."

Er erhob sich, ging schwerfällig zum Schreibtisch hinüber, ließ sich davor auf den Stuhl fallen und legte den Kopf in die aufgestützte Rechte. Die Linke schrob mechanisch den Lampendocht auf und ab, daß die Flamme sich bald verdüsterte und bald zu roter Lohe ward, die schwarzen

Rechtthuns und das des Unrechtes standen einander gegenüber vor ihrer Seele. Beide gleich schroff und groß, und die eine Liebe so stark wie die andere. Den zweiten Vater zum Gatten nehmen und den sehnsüchtig Geliebten zum Bruder? — Nein! Entsetzlich! Ihr, der Reinen, sagte eine klare, warnende Stimme: „Thue es nicht!" — Sie hatte ihren Frieden verscherzt und sich den Heimatsboden unter den Füßen hinweggezogen; sie hatte ein Glück des Reichtums und der Vergötterung zu den Winden geworfen, und kein anderes schwebte dafür am fernen Horizonte ihrer Hoffnung empor — und dennoch! Lieber

heimatlos und glücklos vor der Welt, als ehrlos vor sich selber; lieber hart scheinen und wahr sein. Sie hatte denen, die sie liebte, noch niemals gelogen, und der Mann dort am Tische war ein Teil ihres Seins. — Sie konnte nicht anders. —

Unverwandt sah sie die regungslose Hand auf dem dunklen Tuche der Platte an und das gesenkte Profil im Kreise des grün beschirmten Lampenlichtes, das die Gesichtsfarbe verblassen macht und ergrauendes Haar in silberweißes verwandelt. Seine Augen starrten in's Licht; nur ein paarmal schlugen die Lider rasch, und die Wimpern drückten sich gegen die Wange.

Sie hielt es nicht aus — die Pein war zu scharf. Gradeswegs trat sie neben ihn an den Schreibtisch und versuchte ihre Hand unter seine unbewegliche zu stehlen. Allein er schloß sie wieder zur Faust und zog sie an sich. —

„Soll ich denn gehen ohne ein Wort?" fragte sie ganz leise.

„Gute Nacht," entgegnete er kurz und kalt, und ebenso rief er sie von der Thür zurück: „Muschi!"

Sie stand nochmals neben ihm. Er sah sie nicht an, hatte einen Bleistift aufgenommen und fuhr damit an der Zahlenreihe eines Rechnungsblattes hinunter, als wolle er die Francs und Centimes zusammenzählen, und sie wartete geduldig, bis er zu ihr reden würde.

„Schreibe morgen nach Wien um die Fancy Lemberg oder die Resi zur Gardedame auf unbestimmte Zeit. Die Abwechselung wird ihnen sehr angenehm sein," sagte er endlich, immer im gleichen Tone. „Schreib' dann, daß ich ihnen mit der Reise ein Cadeau mache. Ich werde ins Ausland gehen für mehrere Monate, und du darfst nicht allein bleiben."

Die Stimme versagte ihr; sie mußte dreimal ansetzen, ehe ein Wort kam. „Verschicke doch mich, wenn du nicht unter demselben Dache sein kannst."

„Ich bin nur ein Mensch, und ich hab' Ehre im Leib," erwiderte er. „Du kannst auch nach Trubeszko fahren und deine Jungfer und den Pym zur Bedienung mitnehmen, falls dir die Lembergs zuwider sind. — Der Duschan-père ist ein Siebziger — ein Schneemann. — Von ihm hast du nicht zu leiden."

Ihr wehes Herz zuckte unter seiner Härte; ihr Stolz stand auf in ihr: um keinen Preis hätte sie jetzt geweint. „Fort von hier will ich nicht," gab sie zurück, und sie verriet sich durch kein Schwanken ihrer Stimme mehr, „ich werde Madame de Villars bitten, daß sie mich als Pensionärin aufnimmt; und ich werde alles thun, damit ich dir nicht begegne. Nur bleibe in deinem Komfort, ich bitte dich. Weshalb fortgehen?"

„Du hast es so gewollt. — Ich bin ans Wandern gewöhnt — überall dem Glück aus dem Weg gelaufen. — Nun gute Nacht, arrangiere dich morgen, wie dir's am passendsten ist; ich wünsche, daß die Louisette bei dir bleibt. Sei unbesorgt; ich geh' nicht in Unfrieden. Jetzt möcht' ich allein sein, und ich hoffe, du wirst nicht noch eine Kränkung hinzufügen und mir deine Appanage verweigern?"

Statt der Antwort warf sie sich vor ihm nieder und preßte den Kopf gegen seine Knie.

„O, Onkel Adi — Onkel Adi! — Wär's noch damals in Venedig!"

„Gott verhüt's, daß ich das Jahr seitdem zum zweitenmal verleben sollt'," sagte er und half ihr auf. „Jetzt laß mich meine Wunde allein versorgen, schütt' nichts hinein, nichts Ätzendes und keinen Balsam. Laß es geh'n, so heilt's am besten. — Bis morgen."

„Behüt' dich Gott —"

Sie wandte sich und ging, das Gesicht in ihr Tuch gedrückt, und in der Thür holte er sie ein:

„Behüt' dich Gott, Muscherl —"

Sein Ton war noch kalt, aber er reichte ihr die Hand, und die Augen standen ihm voll Thränen.

## Zwanzigstes Kapitel.

Grafen Hochbrunn.
Auteuil-Paris, Avenue Sycomores.
Drei Wochen Urlaub. Mein Besuch dir genehm? Kann sofort reisen. —
Contin.

— — — — — — — — —

von Eurhoven.
Schönfeldstraße. München.
Erbitte Rendezvous morgen abend Marseille, Hotel Noailles. Ankunft 9,20. Weiteres mündlich. Rp. zehn Worte.
Adrian.

— — — — — — — —

Grafen Hochbrunn.
Auteuil-Paris, Avenue Sycomores.
Rechtzeitig zur Stelle. Urlaub eventuell dehnbar. Contin.

— — — — — — — —

Dieser Depeschenwechsel fand am folgenden Tage statt, ohne daß Muschi eine Ahnung davon erhielt. —

Sie verbrachte zwei Vormittagsstunden bei den Villars, um alles zu bereden und die Einrichtung der beiden Gemächer für sich und Louisette anzuordnen. François sollte Hochbrunn begleiten — er hatte jetzt keine Neigung mehr, ohne Kammerdiener auf Reisen zu gehen. Pym und Jacqueline wollte Muschi auf Madame de Villars' Rat entlassen und das Haus schließen. Wozu unnütz Leute dort halten, die mit den Sachen der abwesenden Herrschaft Unfug trieben und heimliche Gastereien hielten? Für gutes Geld fand man jederzeit guten Ersatz. „Wir wollen selbst nach dem Rechten sehen und Reille und Sabine besorgen den Garten," sagte die Comtesse: „La mignonne wird entzückt sein; es ist ihr gesundheitlich eine Wohlthat, und ce brave papa Reille hütet sie mir wie die beste Bonne."

Nach dem Grunde dieser plötzlichen Trennung von Onkel und Nichte wurde nicht gefragt. Feine Leute forschen nicht aus. Muschi hatte einfach angegeben, daß der Onkel eine größere Reise vorhabe ohne festes Ziel und ohne ihre Begleitung. Wahrscheinlich allerhand Strapazen, und sie sei eine sehr mittelmäßige Gängerin und gar keine Bergsteigerin. Zu ihren russischen Verwandten nach Wolhynien wünsche sie nicht zu gehen, und wenn es Madame keine allzu großen Unbequemlichkeiten bereite — sie werde gewiß nicht genieren, sich viel mit Sabine beschäftigen und herzlich dankbar für ein Heim bei Freunden sein. Sie wolle das ihnen allen beweisen.

Madame de Villars zeigte sich im Gegenteil sehr zufrieden. Ihr „Noblesse oblige" war von der richtigen Art. Nicht auf Schulden und falschen Schein standesgemäß leben, wenn man durch Schicksalswillen mittellos geblieben oder, wie sie, geworden, sondern Mut und Willen haben, Kopf und Hände gebrauchen, um auch äußerlich und in bescheidenem Maße das zu bleiben, was man gewesen, zu was man geboren. „Alte Handschuhe erhalten seine Hände, und muß man ohne Handschuhe angreifen — auch das verunehrt nicht, und Waschwasser ist gut dafür," predigte sie ihren Töchtern mit heiterer Miene, und mit heiterer Miene ließ sie die Welt wissen, daß sie arbeitete und Stunden gab und erwarb, ohne damit zu prunken, geschweige denn ein Martyrium daraus zu machen. — Die französische Grazie, bei aller Anmut praktisch bis ins Kleinste, zeitigt gar manche Frau wie diese im zierlichen Mansardenhäuschen der Villa Montmorency, thätig mit frohem Mute und in selbstgestichelter Eleganz.

— — — — — — — —

Den Rest des Tages verbrachte Muschi allein. Hochbrunn hatte sich nach dem Empfang von Curhovens erster Depesche ins Café Anglais begeben, um dort zu dejennieren; das Diner nahm er im Jockeyklub, um sich von den Freunden zu verabschieden, und ließ sich auch Curhovens Antwort dahin senden, direkt vom Amt aus. Seine Reisepläne war er gewohnt, binnen einer Stunde fertig zu haben.

Daheim in Auteuil packte François unterdessen. Den größten der Rohrkoffer, die zusammenlegbare Badewanne und die englische Reisetasche, abgeschabt, aber das Ideal von Raumausnutzung und Bequemlichkeit und schon vor Jahren am Bosporus der Gegenstand von Muschis und Dimos Kinderbewunderung, der silbernen Geräte wegen.

Wie im schweren Traume half Muschi dem Diener, obwohl sie sonst nirgends und niemals mit Hand anlegte. Sie füllte die Flaschen und Fläschchen aus ihrem eignen Vorrate von Eau de Quinine, Lavendelgeist und Veilchenparfüm, versorgte die Briefmappe und fuhr gleich nach dem Dejeuner in die Stadt, um noch alles zusammenzutragen, was sie irgend erdenken konnte: den neuesten Daudet und den neuesten Bourget — seine Lieblingsautoren unter den Franzosen —, seine Schnupftücher mit Hufeisenrändchen, Photographien vom Bois und Auteuil und die bequemste Reisemütze, die Delion ihr vorlegen konnte.

— — — — — — — —

Abends wartete sie auf ihn und hatte alles sehr traulich gemacht. Stundenlang

brodelte der Samovar, der Toast erkaltete, die grünen Salatblättchen um die Mayonnaise welkten, und die Rosenknospen im Blumenglase entfalteten sich allmälig in der Wärme und Helligkeit des Lampenlichtes. — Sie saß und schaute aus nach ihm, nahm ein Buch nach dem anderen, las nichts, dachte nichts und blickte vom Fenster zur Thür, von der Thür zum Fenster. Alles war wie erstarrt und erstorben in ihr, nicht einmal weinen konnte sie oder die Hände ringen wie gestern. An das „morgen" wagte sie mit keinem Gedanken zu tasten, wenn nur das „heute" nicht zu Ende ging, ohne ihn noch einmal zu bringen.

Er mußte doch kommen; er konnte doch nicht fort ohne Gepäck, ohne seinen Reisemantel? — An das verwitterte Kleidungsstück klammerte sich ihre Hoffnung.

François kam und ging, fragte dies und das: ob Monsieur le Comte für morgen früh ein Bad befohlen habe und ob warmes Frühstück? (Jacqueline wünsche das zu wissen, ehe Monsieur Lorillon drüben das Magazin schließe), und sie konnte nur immer wieder antworten: „J'en sais rien —"

— — — — — — — —

Endlich kam er in einem der Viktorias des Jockeyklubs, die am Opernplatze stationiert waren. Muschi hörte ihn im Vestibül mit François sprechen: „Dies Paket kommt in den Koffer und das kleine hier in die Tasche. Da ist auch ein Etui für den weißen Sonnenschirm, und die weißen Anzüge müssen zur Hand sein. — Morgen früh um halb sechs wird ein warmes Bad gerichtet, und um halb sieben ist eingespannt — der Pym fährt das Gepäck im Jagdwagen nach. — Frühstück? Wie gewöhnlich: Schinken und Eier dürfen dabei sein und eine Flasche Volnay. — Allez vous coucher, mon garçon."

„Madame erwartet Monsieur le Comte im Eßzimmer."

„Es ist gut. Allez vous coucher, und wecken Sie mich rechtzeitig. Eine Viertelstunde vor dem Bade."

Damit trat er zu Muschi ein. Müde, abgespannt und sehr ernst sah er aus, das Gesicht erschien lang und unverhältnismäßig bleich. Das alterte ihn.

„Sehr liebenswürdig — das ist eine Wohlthat," sagte er, als sie ihm den Thee anbot und reichte. „Ich habe einen angestrengten Tag hinter mir. Nun ist alles besorgt und geordnet."

„Onkel Adrian, geliebtester Onkel — sprich nicht so kalt zu mir am letzten Abend. Hab' doch Mitleid mit mir — ich kann dies nicht ertragen!"

Er nickte ihr zu, zog die Brauen hoch, stellte die Tasse, die er schon zum Munde führen wollte, in ihren Untersatz zurück und streckte ihr mit zaudernder Bewegung über den Tisch die Hand hin. „Ce n'est que le premier pas qui coûte." — Er lächelte kaum merklich und drückte ihre Finger zwischen den seinen. „Du bist an sich keine sentimentale Natur, sondern eine gesunde, der's an Verstand und Selbstbewußtsein nicht fehlt. Bleib' dir jetzt getreu und finde dich mit den Zuständen ab, die du selbst hervorgerufen hast. Wozu wollen wir einander anbetteln und das Trauerspiel um so und so viel nutzlose Akte verlängern? Wir machen einen Dekorationswechsel und warten's ab, was für ein neues Stück das Schicksal für uns geschrieben haben wird, bis ich heimkehre. Komm, Kind, laß uns einander Gutes wünschen zum Abschied."

Lose umfaßte er sie, küßte sie auf Stirn und Wange, und sie küßte ihm die Hand.

„Ich denke, wir haben beide guten Willen, gelt, Muschi? — Nun wollen wir das Geschäftliche für die Zeit meiner Abwesenheit regeln, sonst wird's zu spät. Ich möcht' noch ein bissel Schlaf. Hast du eine zweite Tasse für mich? Und thu' mir eine Kleinigkeit vom Salat auf den Teller."

Sie that alles wie eine Maschine, so automatenhaft. Wie ein höflicher Gast saß er ihr gegenüber am Tische, reichte ihr die Tasse zum Frischfüllen mit einer kleinen Neigung des Kopfes und nahm ebenso die Salatiere und die Mayonnaise entgegen. Ein Unbefangener würde beim Beobachten dieses Paares gedacht haben: „Herrenbesuch, dem die Abwesenheit der Hausfrau und die alleinige Gegenwart des Töchterchens peinlich ist."

Als er abgespeist hatte, erhob er sich und tastete auf dem Gehrocke nach seinem Portefeuille in der Brusttasche.

„Darf ich noch um zehn Minuten in meinem Zimmer bitten? Oder nein: wir wollen's bei dir abmachen." —

Sein Arbeitskabinett war ihm seit vierundzwanzig Stunden ein peinvoller Aufenthalt. — Deswegen rollte er zuerst ein Sesselchen für Muschi zur Seite ihres Schreibtisches, der, als ihres Vaters einstiger Besitz, kein damenhafter Schreibtisch, sondern ein stattlicher und geräumiger war, lud sie mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen — (mein Gott — gestern noch würde sie sich am liebsten mit der Lehne oder einem Eckchen seines Stuhles begnügt haben, den Arm zum Halt um ihn gelegt!) — und setzte sich selbst. Dann schob er die hohe blaue Sèvresvase, mit Malmaisonrosen gefüllt, beiseite und breitete seine Papiere aus. —

„Sei so gütig und gib genau obacht, Muscherl. Dies ist die Adresse vom Packer aus der Rue Vignon, der die Bronzen und Teppiche und das Tafelservice emballiert und in Verwahrung nimmt bis auf eine Nachricht von mir. Hier sind die Versicherungsscheine und der Depotschein fürs Silber. Es ist besser, du gibst es zur Bank in den Safe, gelt, und du lässest das alles quittieren und verwahrst die Quittungen pünktlich, und hier ist ein Kreditbrief für den Crédit Lyonnais. Deine Appanage bis zum Oktober lasse ich dir bar da, und die Pension bei den Villars und alles, was dir Freude machen könnte —“

„Freude — heiliger Herr im Himmel — Freude!“ — Sie schlug mit dem Kopfe vornüber auf die Schreibtischplatte und weinte.

Er lehnte sich zurück, betrachtete sie schwermütigen Blickes, und die Papiere knitterten unter seiner Hand. „Sei verständig, Muscherl, laß uns zu Ende kommen,“ sagte er schließlich. „Es geht auf Mitternacht.“

Mit Gewalt nahm sie sich zusammen, starrte auf die Blätter, die er ihr einzeln zuschob und nochmals erklärte, nickte, als er sie belehrte, daß der Crédit Lyonnais eine Filiale hier in Auteuil habe, und stand taumelnd auf den Füßen, als er fertig war und ihr Gutenacht und Lebewohl sagte. — „Ich bitte, daß du nicht aufstehst, Kind; frühmorgens vor der Reise bin ich gern allein und bedenke, was etwa noch zu bedenken ist.“

„So — so — soll unser Abschied sein?!“

„Es ist doch ein Abschied auf Wiedersehen, wenn Gott will. Mein Wille ist da, und hier geb' ich dir mein Wort und meine Hand darauf.“

Sie klammerte sich weinend an seinen Arm.

„Wann? Sage mir, wie lange du fortbleibst?“

„Das hängt von den Umständen ab — gedulde dich.“

„O, Onkel Adi — —!“

„Komm, — ich geh' doch in Frieden, es ist nichts mehr zwischen uns, als daß wir uns in ein anderes Fahrwasser gewöhnen müssen. Das thut sich mit der Zeit; du wirst sehen. Weine nicht mehr, Muscherl.“

„Wohin gehst du? An welche Adresse darf ich dir schreiben?“

Er sah vor sich nieder, faßte ihre Hand und streichelte langsam, als ob er's selbst nicht wüßte, darüber hin.

„Nein — ich kann dir keine Adressen geben, und du sollst mir nicht schreiben,“ sagte er nach einer Pause. „Das Bessere zieh' ich dem Guten vor. Ist irgend ein besonderer Grund vorhanden, so versprech' ich dir fest, daß du sofort eine Nachricht erhältst. Aus dem Bereich des Telegraphen werd' ich mich nicht fortbegeben. Mein Ziel habe ich mir noch nicht gesteckt, und eines Tages bin ich wieder da. — Wenn ich weiß, daß wir wieder gut thun nebeneinander, unter dem gleichen Dache — dann! — Nun leb' mir wohl, Muscherl, und trag' mir nichts nach, gelt Muscherl?“

Er drückte und küßte sie noch einmal und konnte sich gar nicht genug damit thun, und darauf schickte er sie mit einem strengen Worte schlafen, mitten aus seiner Zärtlichkeit und seiner Selbstvergessenheit heraus. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie schlief schwer und fest in der künstlichen Dunkelheit ihres stillen Gemaches. Nur einmal, nachdem sie stundenlang hilflos gegen Gespenster und hundert andere Greuel in finsteren Abgründen gerungen, hatte sie im Traum das Gefühl einer weichen Hand an ihrer Wange hin — ein Lichtstrahl hellte die Finsternis auf und ihre verschmachtenden Lippen berührte ein kühler Hauch. Dann jedoch kehrte sie sich mit einem seufzenden Stöhnen gegen die

Wand und fiel in ihren Abgrund und ihr banges Ringen zurück.

Hochbrunn hörte ihr leises Aufstöhnen. Er stand im Reiseanzuge auf der Schwelle, hatte die ausgeblasene Kerze, bei deren Schein er das schlafende Antlitz dort zum letzten, stillen Abschied noch einmal heimlich geküßt, auf den Toilettentisch gestellt und wartete mit angehaltenem Atem, ob sie nicht vielleicht erwachen und ihm doch noch ein liebes Wort sagen werde.

Allein sie regte sich nicht mehr. Er drückte die Thür behutsam ins Schloß zurück und stieg auf den Zehen treppab. Drunten ging er, während draußen angespannt wurde, von Zimmer zu Zimmer, hieß Louisette hinausgehen, als sie kam, um das kaum berührte Frühstück abzutragen, und setzte sich, bis sein Wagen vorfahren würde, harrend vor Muschis Schreibtisch. In ihrer Mappe lag ein halber Briefbogen, den nahm er und schrieb darauf mit Bleistift: „Gott behüte Dich — auf Wiedersehen, Dein Adrian," aber er zerriß das Blatt und steckte die Fetzen in seine Manteltasche, um sie unterwegs irgendwo im großen Paris zu verstreuen.

So verließ er die Heimat in der Fremde. —

## Einundzwanzigstes Kapitel.

„Sie lebte, lernte arbeiten und läuterte sich" —

Das sind drei kurze Sätze nach Cäsarischem Muster, und sie bedeuteten eine Ewigkeit für Muschi: zehn Monate, mehr als drei hundert Tage, und jeder Tag hatte vierundzwanig Stunden. — Von denen verschlief sie kaum ein Viertel, und im Schlaf kamen die Träume, sie heimzusuchen. —

Ihre wache Zeit nutzte sie aus, denn wiewohl sie in der verborgenen Tiefe ihrer Seele viel mehr litt, als daß sie lebte: — Leiden bringt auch Gewinn, wenn der Mensch es sich dazu macht und sich nicht unter seinen Mühlsteinen windet, ohne die Hand dawider zu stemmen. Leiden fordert Kraft zur Befreiung, und alle Kraft, die geübt wird, stählt den Ringenden.

Auch zum Leben und zum Arbeiten brauchte sie Kraft und sehr viel Willen. Den hatte sie und spannte ihn tapfer an. So kam sie Schritt um Schritt vorwärts; denn ganzer Wille ist schon halbe That.

Diese zehn Monate droben im engen, mit den wohlerhaltenen Resten einstigen Glanzes ausgestatteten Zimmerchen der Villars veredelten und reiften sie, wie das sorgsam temperierte Treibhaus die seltene Pflanze aus dem Keim zur Blüte entwickelt. Das Verständnis ohne Ausdringlichkeit, das sie umgab, war die richtige Temperatur und petite Sabine's anschmiegende Zärtlichkeit das Erdreich, in denen ihr welker Mut langsam auflebte, wenn er auch nur ein bescheidenes Pflänzchen blieb. — Sie streifte ihre Knospenhülle ab; aus dem großen Kinde, das sie war, mit den unschuldigen Augen des scheuen Wildes und dem naiven Hochmute, naiv, wie alles Naturwüchsige und Unfertige, entpuppte sich das Weib. Seelisch und körperlich. — Sie kämpfte jetzt bewußt; nicht mehr nur mit dem Instinkte des wehrlosen Wesens, das ein Überlegener angreift und züchtigt; sie schrie nicht mehr nach Vater und Mutter im Himmel um Hilfe. — Nein, sie strebte, in sich selbst Halt zu finden. Sie stellte sich nicht mehr einzig auf ihren Stolz, sondern sie beugte sich und wurde demütig. — Sie warf Standesvorurteile ab, die ihren französischen Standesgenossinnen längst zur Erbärmlichkeit geworden waren, that die Augen auf und erkannte, wie beschränkt ihr Gesichtsfeld gewesen, trotz Reisen, sorgsamer Erziehung und der Kenntnis mehrerer Umgangssprachen. Lichtvoller und sprechender wurden ihre Augen; ihre Züge festigten sich, und die schönen Linien verfeinerten sich von innen heraus. Auch ihr überschlanker Körper und ihre allzu zarten Farben gewannen an Form und Tönung. Die gesunde Naturanlage behielt den Sieg, und die gleichmäßige Arbeit, an die sie sich gewöhnte, drängte auf Stunden und halbe Tage das nagende Leid zurück. — Niemandem vertraute sie's an; sie gehörte zu jenen, die ohne Vorbehalt behaupten, daß im Verschweigen der größere Segen liege. —

— — — — — — — —

Von Curhoven erhielt sie erst vier Wochen nach ihrem Briefe Antwort. Eine weitgereiste, aus Smyrna datiert: vom zwanzigsten Juni.

„Liebe Comtesse!

Bis hierher habe ich Ihrem Herrn Onkel auf seine Bitte das Geleit gegeben, und heute nachmittag begebe ich mich auf

der ‚Gironde' nach Konstantinopel, um von dort mit dem Orientexpreßzug ohne Verzug an meine Arbeit zurückzugelangen, da ich den mir gewährten Urlaub bereits um drei Tage überschritten habe. Es liegt mir um so mehr an Pünktlichkeit bis zu einem gewissen Grade, als ich versprechen mußte, Ihren Herrn Onkel auch auf seiner Rücktour zu treffen. Die Reise nach Indien und Japan mitzumachen, wie er vorschlug, bin ich leider Gottes außer stande. Die Verlockung war sehr groß, aber ich bin nicht Herr meiner Zeit, wie Sie sich von Ihrem kurzen Besuche in München wohl noch erinnern werden. — Auch Ihr Herr Onkel sah das schließlich ein.

Er fühlte sich während unserer ersten beide Reisetage (zu Schiff von Marseille nach Smyrna) nicht besonders, erholte sich aber in der Seeluft und Ruhe sehr gut. Das Wetter war und ist noch prächtig; er sah den Ätna schon wieder mit Vergnügen rauchen und erfreute sich bei der Reisegesellschaft außerordentlicher Beliebtheit. — Ich denke, diese Nachricht wird Ihnen Freude machen, besonders wenn ich hinzufüge, daß er sich völlig seinen Jahren gemäß kostümiert, in nichts extravagiert und die Pariser Klubs ꝛc. noch gar nicht erwähnt hat. Seine Gespräche tragen den Stempel seiner liebenswürdigen Persönlichkeit ohne das geringste Zuviel.

Hier in Smyrna, oder besser in Cordelio, einer Villeggiatur unmittelbar vor der Stadt, hat er in einem Privathause Wohnung genommen, bis sein Dampfer von der Transatlantique-Linie, die ‚Touraine', da sein wird, um ihn vorerst nach Ceylon mitzunehmen. Von dort plant er Calcutta und eventuell Simla oder Dargeeling für ein paar kühle Ruhewochen und will dann via Saigon oder Singapoor hinauf nach Tokio. Das sind so seine Ideen. Er ist ein vorzüglicher Seefahrer, wird also hohen Genuß haben, namentlich wenn es ihm später dazu gelingt, irgendwelche Jagden im Dschungle oder Hochgebirge mitzumachen. Wann er nach Paris und zu Ihnen zurückkehrt, liebe Comtesse und Freundin, das liegt gänzlich im Ungewissen.

Wundern Sie sich, bitte, nicht, wenn er die Korrespondenz für die Dauer dieser Reise absolut ad acta legt. Gerade alles das, was Ihnen Ihren letzten Brief an mich in die Feder sagte, das Streifen des unnormalen Zustandes, den ich seiner Zeit voll schwerer Sorge um ihn direkt miterlebte, bedingt ein spontanes Loslösen von sämtlichen Anlässen der Erinnerung an diese letzte beunruhigende Schwankung seiner seelischen Gesundheit. — Er selbst empfindet auch das Bedürfnis dazu.

Er bat mich übrigens, Ihnen mit seinen Grüßen zu schreiben, daß er die Rückreise über Triest, Wien und Mähren zu machen denke, damit er, der Vormundschaft wegen, sich zur gesetzmäßigen Frist in Österreich zeige.

Hoffentlich, liebe, kleine Freundin, gewinnen Sie doch aus diesem nüchternen Briefe wenigstens die Überzeugung, daß ich versucht habe, mich meines schönen Ehrentitels einigermaßen wert zu zeigen. Fest hatte ich darauf gerechnet, Sie selbst zu begrüßen und wieder die Freude einer gemeinsamen Reise zu genießen, als Ihr Herr Onkel meine telegraphische Anfrage: ob mein Besuch in Paris erwünscht sei? mit der Weisung, ihn in Marseille zu treffen, beantwortete. Gleich nach Empfang Ihres Briefes suchte ich bei meinem Chef um Urlaub nach, erhielt ihn sofort und ging von der Redaktion direkt zum Telegraphenbureau, schon um neun Uhr früh. —

Ich war gerührt und dankbar, daß Sie sich des Trostes erinnerten.

Von Herzen wünsche ich Ihnen, ebenso wie meinem lieben und verehrten Freunde eine Zeit des Ausruhens und der inneren Sammlung — des Wiederfindens. Ich weiß auch recht wohl, wie es ist, wenn man sein Gleichgewicht einmal verloren hat; und deshalb fühle ich mit Ihnen beiden. Ihr Brief ließ mich das Gleichgewicht bei Ihnen schmerzlich vermissen. Möge die Zeit recht Gutes auch an Ihnen thun, und nach wie vor: wenn Sie den Trost von nöten haben, verfügen Sie unbedingt über ihn.

Ihr Ergebenster

Curhoven."

— — — — — — — —

Sie las und las den Brief und zerlas ihn, daß er kaum mehr zusammenhing, forschte und grübelte zwischen den Zeilen und fand nichts als das „liebe, kleine Freundin —"

Liebe, kleine Freundin — : Backfisch

— Kind! Am liebsten hätte sie die drei Worte ausgelöscht mit ein paar Tropfen Lethe! Es blieb, wie es war, und sie verbot ihrem Herzen das Zittern danach, daß es anders werden möchte. Ihm zu antworten, untersagte ihr die Furcht, daß er vielleicht wissen könne, was zwischen ihr und Hochbrunn vorgefallen. Der Gedanke war ihr unerträglich, und sein Brief, in dem sie keinen Schimmer von vorsichtiger Diplomatie entdecken konnte, klärte sie nicht auf.

Nach dem hörten beide nichts mehr voneinander und Muschi auch nichts von Hochbrunns Fahrten. —

— — — — — — — — —

Der Sommer verstrich; die heißen Monate, während derer Paris verödet, Straßen und Boulevards im „schreienden Sonnenlicht", wie der Franzose sagt, bar aller vornehmen Eleganz, auch das Bois verödet oder von Spießbürgern bevölkert, das Fremdenpublikum auf einen bescheidenen Rest und Passanten herabgedrückt.

Dann kam der Herbst und mit ihm die alte, reizvolle Physiognomie der schönen Lutetia. Durchkreuzt und durchquert auf allerlei Arten, die ihr insgeheim unsympathisch und beunruhigend waren, hatte Muschi Paris; denn die eigne Equipage und einen fremden Kutscher, wie Onkel Adrians Idee gewesen, wollte sie durchaus nicht benutzen. Also entschloß sie sich zaghaft zu dem, was die Villars gleichmütig und heiter thaten. Sabine mit Vorliebe an der Hand, kletterte sie in Omnibus und Pferdebahn hinter „Madame" und Diane drein, drängte sich mit Künstlern, Bauern und süßem Plebs an Bord der Dampfschiffchen, die an beiden Ufern der Seine flußauf und -ab flitzen, unter zahlreichen Brückenbogen durch, während die hohe Nadel des Eiffelturmes wie ein riesiges Bakengerüst über dem bunten Treiben im feuchten Element emporragte. Sie lernte im Bonmarché billig einkaufen; nach der strapazanten Auswahl aller möglichen Nützlichkeiten, in einer einfachen Bäckerei Brioches und ein Glas Zuckerwasser zur Erquickung fordern, und sie lernte ihr Herbsthütchen eigenhändig aufputzen und die Ärmel ihres Lieblingskleides nach Dianes Angabe und gutem Schnitt modernisieren, weil sie Louisette einen wochenlangen Urlaub zur Pflege der sterbenskranken Mutter bewilligt hatte. Ja, als Louisette um Weihnachten schrieb, daß sie keine Möglichkeit sehe, vor dem Frühling ihren Dienst wieder anzutreten, schickte die junge Herrin ihr den Lohn, reichlich bemessen, und entließ sie, in aller Güte, ganz und gar.

Sie wollte sich ohne Jungfer behelfen, und sie träumte Tag und Nacht von einem großen Plane, den sie von ihren Ersparnissen auszuführen hoffte. Nichts Geringeres als dies: sobald Onkel Adrians Heimkehr verlautete — (und so oder so mußte sie doch einige Zeit vorher davon Kenntnis erhalten, um das vermummte Puppenhäuschen wieder einzurichten) — würde sie alles in Madame de Villars und Monsieur Moissets Hände legen und dem Zurückkommenden entgegenreisen, ihn einholen mit Liebe und Freude — ihn in Wien überraschen oder in Przymbol — und vielleicht, nein, gewiß gab's dann noch ein zweites Wiedersehen!

Wie sie ihren Plan in Scene setzen konnte, das war ihr vor der Hand noch schleierhaft. Das Alleinreisen fürchtete sie am meisten. — Aber sie brauchte nur ihren zerlesenen Brief anzublicken, die fest gezogene Unterschrift, und sie meinte, zum schwersten Beginnen einen wahren Wagemut in sich zu spüren. Das „liebe kleine Freundin" hätte sie wohl am liebsten ausgestrichen, nur, daß es ihr bei näherer Überlegung so unsäglich kindisch erschien, unwürdig der zwanzig Jahre, die sie seit dem November zählte. —

— — — — — — — —

Auch Weihnachten ging vorüber. Sie hatte selbst das schöne, deutsche Christbäumchen für petite Sabine geschmückt mit Siraudinschen Bonbons und Chokoladen von Marquis. Hatte mutterseelenallein die Geschenke für Madame und Diane und die beiden dienstbaren Geister des Hauses eingekauft und sich dazu einer ganz gewöhnlichen Droschke von dem Place d'Auteuil bedient — sie, Gräfin Muschi Kiliany! Hatte sich um keinen Centime verrechnet und bei Julien in der Avenue de l'Opéra ohne Geleit eine Tasse Chokolade genossen, um sich aufzutauen; denn es war bitter kalt. — Ihr kleiner Ausbau, alles kostbar und zart ausgedacht, erregte Entzücken, und sie stand, mit Thränen der Rührung in den

Augen, vor der duftig gemalten Schreibtischgarnitur, die Madame ihr geschenkt, und vor der wundersüßen Spitzenstickerei für die neue weißseidene Matinée, von Dianes kunstvoller Nadel auf den Brüsseler Tüll gezaubert. Und petite Sabine's Lesezeichen mit dem „Je t'aime!“ in rosa Kreuzstich war fast das Allerschönste, wenn man dazu in die langbewimperten Sternenaugen des kleinen Schatzes blickte und die zarten Kinderärmchen so warm um sich her fühlte.

„Ich habe nichts geleistet, als den Wunsch, die rechte Wahl für Sie und die Töchter zu treffen, chérie,“ sagte Muschi zu Madame de Villars, „und Sie und Diane — solche fleißige Feenhände! Nicht eine Kunst, die ich üben könnte.“

„Anmutig sein, sich den Verhältnissen anpassen, das sind auch Künste, mit denen man im Leben weiter kommt,“ entgegnete die Comtesse und küßte ihre junge Hausgenossin; „— und mittelmäßige Fayencen wirken immer noch großartig in den Küchen der reichen Leute. — Ihre deutschen Lieder sind noch dazu etwas sehr Charmantes; also vier Künste, was verlangen Sie mehr?“

„Ach — winzige Künste!“

„Winzig? Herzgewinnende, petite amie. Unsere Herzen haben Sie gewonnen, und was auch immer über Sie kommen könnte, wir halten zu Ihnen. Ein Bündel Pfeile ist stärker als der Einzelne, sagt Lafontaine.“

Muschi drückte ihr die Hand und ging hinaus. Unter dem Christbaum wollte sie nicht weinen, und diese erste und einzige Andeutung der Comtesse, daß sie ihrer „petite amie“ herbes Schicksal ahne, erfüllte das verschwiegene Mädchenherz mit erkältender Traurigkeit so, als habe man ihrer Seele den schützenden Schleier hinweggerissen.

Beiden, Mutter und Tochter, fiel es auf, daß sie wieder in die schweigsame Zurückhaltung des ersten Pensionatsmonats verfiel, und sie war kaum mehr zu bewegen, an Madames sonntäglichem „jour“, nachmittags bei Thee und Gebäck, im kleinen Salon zu erscheinen. Höchstens ein Viertelstündchen saß sie; beantwortete Madame de X und Mademoiselle Y's Fragen einsilbig und hatte kaum ein Verziehen der Mundwinkel für des eleganten Comte de Z Galanterieen.

— — — — — — —

Zu Madames letztem Februarjour ließ sie sich durch das Zimmermädchen in aller Form unten entschuldigen: sie sei zu müde und angegriffen, um Fremde zu sehen. Damit sprich sie keineswegs eine Unwahrheit. Gestern den ganzen Tag, mit Ausnahme der Essensstunden, war sie drüben im verlassenen Heim gewesen. Eine Sehnsucht, deren Stärke sie sich nicht zu erklären vermochte, zog sie hin und hielt sie dort fest wie mit Ketten. Im Garten arbeitete Monsieur Reille, genau wie voriges Jahr, sägte in den Bäumen und schnitt im Buschwerk, daß es krachte, und das dürre Reisig lag hoch im Wege. — Muschi hieß den Gärtner ein Bündel davon zu machen und bat ihn, dasselbe in den Salonkamin zu tragen. — Dort hatte sie selbst es entzündet, die Vorhänge fester zusammengezogen, die beiden verstaubten Kerzen auf ihrem Schreibtische angesteckt und in der schwachen Wärme lange vor ihren geöffneten Schiebladen gesessen. Dann die Möbel von den Überzügen befreit, die wertloseren Nippes, die in Papierkorb und Chiffonièren verpackt lagen, hervorgeholt und an Ort und Stelle geordnet. — Nun war's gewesen, als müsse sich die Eßzimmerthür geräuschlos auseinanderschieben und die große Gestalt auf der Schwelle stehen, Cigarette in Händen, und fragen: „darf man ein bissel bei dir rauchen, Muscherl, oder kommst du lieber zu mir an dein Platzl?“ — O, so deutlich hatte sie seine freundliche Stimme gehört, seine hellen Augen und ihren lebendigen Blick gesehen! Sie war durch alle Räume gepilgert, das brennende Licht in der Hand, und als das Reisigfeuer im Kamin verknistert, hatte sie wieder zugeschlossen und ein jammervolles Heimweh mit sich hinübergenommen zu den Villars.

„Ich will eine Köchin und ein Zimmermädchen annehmen und hinüberziehen — ich halt's nicht mehr aus, und wenigstens ist doch des Onkels Geist in unserem eignen Hause!“ — Diese Gedanken gingen ihr seitdem unablässig in Kopf und Herzen herum und raubten ihr den Schlaf. Am Sonntag gleich nach der Messe saß sie wieder drüben; diesmal in der Kälte, und durch die zurückgeschlagenen Vorhänge schaute die winterliche Sonne herein. Ganz durchfroren, noch tiefer in Heimweh ver-

sunken, noch fester in ihrem Übersiedelungsvorsatze, folgte sie Sabine, die sie zum Déjeuner holen kam, und stumm hatte sie Madame de Villars' liebevolle Vorwürfe ob ihrer Unbedachtsamkeit über sich ergehen lassen.

Nun lag sie, nach Tisch, halb entkleidet auf dem Bette, weil sie in ihrem Zimmerchen weder Sofa noch Couchette zur Verfügung hatte, dämmerte hin, sich zum erstenmale alles Ernstes krank fühlend; auf ihrer Stirn lag ein nasses Tuch, und Madames Orangenessenz in Zuckerwasser war ihr eine Wohlthat für den Kopfschmerz. Drunten im Salon hörte sie die Stimmen der „jour“-Gäste durcheinander summen. Diese und jene glaubte sie zu unterscheiden, freute sich ihrer Stille hier droben, und das stetige Geräusch unter ihr schläferte sie ein, wie das Murmeln des Baches den, der im Walde Rast macht.

Sie wachte erst wieder auf, als die Hausthürklingel von draußen ihren schrillen Ton gab, der durch das ganze, kleine Gebäude schallte. —

Ihr Kopf war frei. Sie hatte sich regelrecht gesund geschlafen, und in ihrer Seele war's so still und schmerzlos geworden, als hätten in diesen drei fest durchschlummerten Stunden eine Wunderkraft aus dem Märchen über ihr gewaltet. Alles, was sie so bitter gequält, lag geglättet da; das Herz schlug leicht und gleichmäßig. —

Sie zündete Licht an und sah auf der Kaminuhr, daß es schon sieben war, also nur noch eine halbe Stunde bis zum Diner. —

**Aus unserer Bildermappe:**



Berchtesgadener Bäuerin. Liebhaberaufnahme von Dr. Ludwig Buck.

Aufrecht im Bette sitzend, ordnete sie ihr Haar, ohne Kunst und ohne Spiegel, wie sie's mit Vorliebe that, schlüpfte in die Lackschuhe und nahm ihren „Stolz“ aus dem großen Schranke: das Kleid, das sie selbst unter Dianes Leitung verändert und mit reichem schwarzem Spitzengefältel versehen hatte; denn allmählich gedachte sie aus der tiefen zur Halbtrauer überzugehen.

Die Thee- und Besuchsstunde war längst vorüber. Gleich nach sechs pflegten sich die letzten Gäste zu empfehlen. Heute jedoch mußten noch Nachzügler gekommen sein, vorhin, als die Glocke so stark geläutet worden; denn unten hatte das Stimmengesumme einen neuen Aufschwung genommen.

Eben warf Muschi, beim kargen Schein der hochgestellten Kerze, den ersten und letzten Blick in den Spiegel, um ihren vollendeten Anzug auf seine Ordnung zu prüfen und Onkel Adrians graue Perle, die verkürzte Hutnadel, zwischen das Spitzengefältel zu stecken, da klopfte das Hausmädchen:

„Madame?“

„Entrez!“ —

„Madame la Comtesse läßt bitten. Es ist Besuch gekommen für Madame.“

„Für mich? Besuch?“

„Parfaitement, Madame.“

„Haben Sie die Karte?“

„Nein, Madame. Ich soll nur melden. Ich habe die Herrschaften nicht gesehen; Madame la Comtesse hat selbst geöffnet und mich heraufgeschickt. Die Herrschaften sind Deutsche. —“

„Österreicher — die Lembergs vielleicht —“ dachte Muschi, und so sehr freute sie der Gedanke an das Wiedersehen irgendwelcher Landsleute (aus ihrer Gesellschaft hoffentlich), daß kein Gefühl der Peinlichkeit wegen etwa zu gebender Erklärungen in ihr aufkam. — Sie folgte der Sendbotin auf dem Fuße und trat raschen Schrittes in den Salon.

Da herrschte ein rosiges Zwielicht; — als sie die Thür öffnete, sah sie Madame de Villars gerade noch mit Diane ins Eßzimmer nebenan gehen, und vom gelbseidenen Sofa erhob sich ein weißhaariger Herr, aus dem Lehnsessel. Neben ihm, etwas mühsamer ein zweiter, mit dunklem Schnurrbart. Einer, der den rechten Arm in der Binde trug. —

Sie prallte zurück, warf erschrocken die Arme empor, — und dann hing sie, lachend und weinend, an Hochbrunns Halse. —

— — — — — — — —

Die Augen noch auf das Antlitz ihres Heimgekehrten geheftet, streckte sie Curhoven die Hand zum Willkommen hin und drückte seine Linke heftig, ohne ihn anzusehen. Sie mußte sich vor allem einmal in des Onkels Gesicht zurecht finden, und das ward ihr sehr schwer.

War er's denn wirklich, ihr einziger Onkel Adrian, ihr stolzer Ritter mit der Devise: „Ewig jung“ unter der Helmzier? Nein, sie konnte und konnte sich nicht zurecht finden! So alt geworden, so anders: — „Mein Gott, wie ist das möglich?“ Er trug einen lang gezogenen Bart, und die Reste des Haares waren schneeweiß und gaben ihm das Ansehen eines Bibelpatriarchen. Das Gesicht mit der charakteristischen Nase und den silberfarbenen Sechserln über den Ohren noch sehr frisch gefärbt, die Haltung ungebeugt. Aber das linke der hellen Augen, die einst beide so lebhaft blitzten, sah müder als das rechte; das Lid deckte es ein wenig mehr; von der Nase aus zog sich eine tiefe, schlaffe Falte zum linken Mundwinkel nieder, und der hob sich merklich, als sei dort ein mattes Lächeln erstarrt. Auch die Stimme klang matter und ausdrucksloser.

„Du bist krank gewesen und ich nicht bei dir — ich seh' dir's an!“ sagte Muschi erschüttert und küßte und streichelte das alt gewordene Gesicht. „O, Gott sei tausendmal Lob und Dank, daß ich dich nur wiederhabe, du Teurer, Inniggeliebter! Nun darfst du mich nie mehr verlassen, gelt? Jetzt bleiben wir bei einander, gelt?“

„Du darfst *mich* nicht verlassen —“ entgegnete die müde Stimme, und der weiße Bart drückte sich gegen ihr dunkles, tief gescheiteltes Haar. „Versprich mir's hier vor dem Contin, der alles weiß.“

Wie heftiger Zorn flammte es plötzlich über das ernste Mädchengesicht, in dessen neuer, reifer Schönheit sich Curhoven auch nicht zurechtfinden konnte. Die großen Augen schienen ihm auf den Grund der Seele hinabblicken zu wollen, der stolz geschürzte Mund bebte. — Dann ging ein

Ausdruck sanfter Demut in den gespannten Zügen auf und verwischte den Stolz. Sie zog Hochbrunns Kopf mit beiden Händen zu sich nieder, küßte seine Wange und sagte:

„Ich verspreche dir's, Onkel Adrian, und Gott hört mich."

„Gott und unser bester Freund auf Erden, Kind. — Ja, er ist's wahrlich! Gib ihm jetzt noch einmal die Hand, Muscherl, und dank' ihm, daß du mich noch hast."

Darauf drückten die beiden sich abermals die Hand und sahen einander fest in die Augen. — — — — — — —

Dann kam Madame de Villars zurück und bat in ihrer graziösen Weise die beiden Herren zur Teilnahme am Diner. Sie und Diane hatten in aller Geschwindigkeit etwas höchst Appetitliches hinzu improvisiert, für Auge und Gaumen gleich anziehend hergerichtet, und hatten das nie mehr benutzte Sèvresporzellan und die Gläser mit Wappen und Krone aufgesetzt. Dazu Dianes gestern gekaufte Winterastern und ein paar Stechpalmenzweige leicht und lose in der hohen Silbervase geordnet. —

Die beiden unvermuteten Tischgäste machten den Eindruck, als ob sie sich wirklich wohlfühlten an der kleinen geräuschlos bedienten Tafel. Nur petite Sabine bekam einen strafenden Blick von Schwester Danne und keine zweite Portion Crème, weil sie vernehmlich geflüstert hatte:

„Mais — ce n'est plus Monsieur le Comte d'Aubrun, Danne — und der andere? Est-ce le mari de chère ‚Moussi'?"

„L'autre" hatte ein ganz eigentümliches Gesicht zu jener kindlichen Vermutung gezogen: „Sentimental — echt deutsch" meinte Schwester Danne für sich selber. — Sie wünschte „chère Moussi" eine andere Art Gatten von ihrem französischen Standpunkte aus, obwohl dieser Invalide, ohne den sentimentalen Ausdruck, etwas Kühnes in seinen Zügen hatte, das zum tapferen Helden paßte.

— — — — — — — — — — — —

„Jetzt bitten wir, daß du dich eine Viertelstunde schlafen legen darfst, ehe wir ins Hotel zurückfahren, Adrian," sagte Curhoven, als der schwarze Kaffee abgetragen war und man aufstand. „Gnädige Gräfin verzeihen, aber mein Freund ist Rekonvalescent."

„Aber selbstverständlich, Baron. — Diane, écoute, ma chère —"

„Nein, bitte, er kommt mit mir; ich sorge für ihn," schnitt Muschi ab, „du wirst sehen, Onkel Adi, wie bequem ich dir's machen werde. Nimm meinen Arm, Geliebter."

Als sie nach einem Weilchen wieder herunterkam, ging Curhoven, ihrer wartend, im engen Korridore hin und her.

„Wenn Sie die Dunkelheit nicht fürchten und ich Ihnen meinen Arm bieten darf, möchte ich Ihnen einen kurzen Gang vorschlagen, Comteß Muschi," sagte er. „Hier können wir schwerlich ganz ungestört sprechen; man darf nicht unhöflich gegen die Hausfrau sein, und das lebhafte kleine Mädel ist überall und nirgends. Ich habe die Damen von meinem Vorschlage an Sie benachrichtigt, und Madame hat Ihnen Hut und Mantel bereitgelegt. Unser Wagen zum Hôtel ist um halbzehn hier."

Sie ließ sich schweigend in den Mantel helfen, setzte das alte Prczmboler Ottermützchen auf die Haare und war fertig. Schweigend nahm sie auch seinen Arm und drückte sich unwillkürlich enger an seine Seite, als es die Konvenienz erlaubte. — Ihr Herz war zum Zerspringen voll; sie bedurfte nur des Haltes, der Anlehnung und fand keine Worte. Sorge und Glück in der schützenden Nähe des Trostes bedrängten sie gleichmäßig, und dazu wehte draußen der Sturm atemraubend.

„Es ist doch nichts mit dem Spaziergange im Dunkeln," meinte er. „Gibt's denn bei Ihren Damen gar kein Privatissimum für die Besuche der Pensionäre?"

„Kommen Sie mit hinüber zu uns; eben fühle ich den Schlüssel hier in der Manteltasche," antwortete sie. „Da stört uns keine Seele, gegen die Kälte sind wir verwahrt, und in meinem Salon hab' ich gestern schon ein wenig Ordnung geschafft."

Ein paar Minuten später saßen sie einander genau so gegenüber im stillen Salon, wie vor zehn Monaten Muschi und Hochbrunn während der letzten Viertelstunde am Vorabend der Abreise nach Marseille. Curhoven am Schreibtische, weil er's jetzt gar zu sehr gewohnt war, an Schreibtischen zu sitzen; Muschi schräg davon im tiefen Seidensesselchen, den Mantel zurückgeworfen, denn ihr Gesicht brannte wie Feuer vor innerer

Aufregung, und zwischen ihnen flackerten die beiden Kerzen in grotesken Fayenceleuchtern.

In ihm war das heiße Verlangen, ihr das, was sie erfahren sollte, in Liebesworte gefaßt zu sagen, ihren Kopf an seine Brust zu betten, ihr die Thränen, die sie da, fünf Schritte von ihm getrennt, in ihr Tuch weinen würde, von Wangen und Wimpern zu küssen. Aber er konnte nicht. Er wußte, was sie seinem armen Freunde angethan hatte, und wenn er ihr „Nein“ auch tausendmal begriff, was half **ihm** das? Wer dem vertrauenden und zerschlagenen Freunde sein letztes stiehlt, wie der Reiche in der Bibel dem Armen sein einziges Lamm, der ist auch keiner Freundschaft wert. Dessen Ehrenschild hat einen unaustilgbaren Rostflecken auf dem blanken Stahl.

So wenigstens war Curhovens Denkungsart. Hochbrunn hatte ihn vollständig eingeweiht. Wörtlich fast kannte er das entscheidende Gespräch, die Umschreibungen und Begründungen von Muschis „Nein“, das unerschütterlich geblieben. Eine Hoffnung für sich daranf zu bauen, hätte er für eine Utopie gehalten; und für eine Schmach gegen den Freund, wenn er auch nur versucht haben würde, jenes „Nein“ auszubeuten.

Es blieb eben unveränderlich die traurige Mär von den Königskindern, zwischen denen das tiefe Wasser lag.

— — — — — — — — — — —

„Er hat einen Schlaganfall gehabt in Marburg, unterwegs von Triest nach Wien,“ erzählte Curhoven. „Abends ist er dort ausgestiegen, weil er sich sehr unwohl fühlte, und schon im Gasthofsflur geschah das Unglück. Gethan wurde natürlich für ihn, was gute Spitalpflege nur thun konnte, und dann, als man seine Wertsachen einstweilen in Verwahrung nahm und sein Portefeuille nach Adressen von Angehörigen durchsuchte, fand sich die aufgesetzte Depesche an mich, die mich für zwei Tage später nach Wien rufen sollte. Also telegraphierte man mir, und zwar vernünftigerweise den ganzen Sachverhalt. Ich saß seit drei Tagen auf der Lauer und hatte, nach der anstrengenden Herbstcampagne im Bureau, meinen Urlaub auf acht Wochen so gut wie in der Tasche; reiste vierundzwanzig Stunden später, am 10. Januar, und fand ihn, Gott sei Dank, auf der Besserung. Klares Bewußtsein, und die Sprache machte sich auch bereits wieder. Natürlich wollte ich Sie sofort benachrichtigen, am liebsten hercitieren, aber wohl zwanzigmal wiederholte mein Kranker: ‚Muscherl nicht beunruhigen!‘ — somit unterließ ich's auf Rat des Arztes, der in Ihrer Anwesenheit nur eine Quelle der Erregung fürchtete. — Sobald dann die Reise ohne Nachteil unternommen werden durfte, sind wir in Etappen hierher gefahren. — Die Lähmung der linken Gesichtshälfte werden Sie bemerkt haben, nicht wahr?“

Muschi nickte und kämpfte hart mit ihren Thränen. „Aber das wird vorübergehen! Ich werde den alten Onkel Adrian bald wieder haben!“

„Niemals, Comteß Muschi. Ich halte es für Unrecht, Sie zu belügen. Er ist jetzt ein alter Mann mit gebrochener Kraft, und alles muß gethan werden, um erneute Anfälle zu verhüten, wenn sein Leben noch erhalten werden soll für Sie und mich, seine beiden Nächsten, wie er uns nennt.“

„— und **ich** habe es verschuldet — ich!“ Sie legte den Kopf gegen die Kante der Schreibtischplatte und weinte schmerzlich.

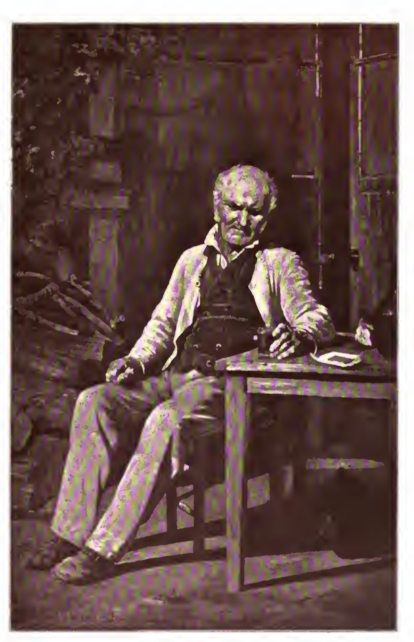
„Sie müssen ‚Schuld‘ und ‚Ursache‘ nicht verwechseln, Muschi,“ sagte er ernst, beugte sich vor und faßte die Hand, die ihr hilflos im Schoße lag. „Seine Konstitution ist niemandes Verschulden; wer vermäße sich, die rätselhafte Schöpfungsmacht maßregeln zu wollen? Lebensführung, Dinge, die weit, weit hinter Ihrer Kenntnis zurückliegen, haben eine Anlage ausbilden helfen, und der letzte Anstoß? Liebe kleine Freundin: — der Unschuldigste kann unter Umständen das Atom sein, das die Lawine zur Bildung bringt und ins Rollen — — Verstehen Sie mich, Kind?“

„Ach ja — ja —!“

„So trösten Sie sich und nehmen all' Ihre Kraft und Liebe für Ihren zweiten Vater zusammen, und zwar ohne Zeitverlust, hören Sie?“ —

„Was soll ich thun? Sagen Sie mir alles.“

Sie hatte sich unter seinen Worten gefaßt, richtete sich auf und trocknete mit der freien Hand ihre Thränen. Die andere hielt seine Linke noch fest. „Ich will nicht



Ein guter Tropfen. Gemälde von Jean Gigoux im Museum zu Besançon.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E. und Paris.)

mehr weinen — sagen Sie mir genau, was ich thun soll."

„So ist's recht. Ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht." Warm sahen seine ernsten Augen sie an. „Vor allem anderen muß er seine vollste häusliche Behaglichkeit haben. Das Hôtel ist absolut nichts für ihn. Wie rasch kann hier Gemütlichkeit hergestellt werden?"

„In vierundzwanzig Stunden, wenn's sein muß. Meine Freundin Villars hilft und sorgt mir für das Dienstpersonal. Ist François noch um den Onkel?"

„Gewiß, und hat sich bewährt. Baumann steht Ihnen auch zur Verfügung."

Sie lächelte wieder ein wenig. „Ach, der gute Baumann, das ist brav, das freut mich! Morgen früh also beginnen wir die Arbeit, und Sie versorgen mir den besten Onkel solang', gelt? — Und —"

— „Und ich bleibe dann noch ein paar Tage bei ihm und Ihnen zum Eingewöhnen, wenn Sie mich haben wollen und in irgend einem bescheidenen Käfterchen unterbringen können."

„Ich möcht' Ihnen gleich unsere Räume zeigen," sagte sie, stand auf und ging, die Kerze tragend, langsam vor ihm her, sorglich bedacht, daß er ihr ohne Anstrengung folgen könne. Wieder fühlte er den neuen Reiz ihrer Schönheit, stark und wehmütig zugleich. Wie harmonisch jede Linie und jede Bewegung geworden war, wie entzückend und edel das Profil, wenn sie es nach ihm zurückwendete: die reine Stirn, die fein absetzende Nase, ganz leicht gebogen, die Flügel zart und doch nicht unkräftig, das groß aufgeschlagene Auge und die weichen Lippen, die sich gern ein wenig öffneten, auch in der Ruhe, beim aufmerksamen Zuhören. Noch nie hatte er den Zauber vollendeter Weiblichkeit so empfunden wie in ihrer Nähe, und es freute ihn jetzt, daß er die väterlichen Züge in den ihrigen wiederfand. Sehr viel hatte er damals von Kiliany als einer besonders ausgeglichenen Individualität gehalten.

„Hier werde ich Sie logieren," erklärte sie ihm mit einer ganz hausmütterlichen Miene und öffnete das hübsche Fremdenzimmer, das bis dahin vergeblich auf ihn gewartet hatte. „Wird das genügen?"

„Fürstlich ist's, und daneben?"

„Das ist das Schlafzimmer vom Onkel. Soll etwas geändert werden?"

„Weshalb? Mir erscheint es vollkommen. Nur: nach meiner Abreise muß François meine Stelle im Fremdenstübchen einnehmen, das ist ganz unerläßlich."

Sie blickte vor sich hin und ging langsam und nachdenklich neben ihrem Begleiter treppab ins Erdgeschoß zurück. Als die scharfe Schneckenwindung kam, legte sie ihre Hand auf seinen Arm: „Geben Sie obacht, daß Sie doch nicht zu Schaden kommen. Was würden wir ohne Sie beginnen, der Onkel Adi und ich!" — — „Lieber Trost!" hätte sie um ein Haar gesagt und unterdrückte es nur eben zu rechter Zeit. Er jedoch lächelte, fast als habe er das Ungesprochene in ihren Augen gelesen: „Schönen Dank — der Trost wird gewiß sorgen, daß er noch eine Weile zur Hand bleibt für jeden Ruf."

„So hab' ich's doch nicht gemeint — nicht aus Egoismus —" entgegnete sie, sehr befangen werdend, und dann ging sie auf den Urzweck ihrer Gespräche zurück: „Sagen Sie mir noch, was alles kann ich für den besten Onkel thun, womit ihm Freude bereiten?"

„Alles nur mit einem: mit Liebe. Sie wissen, wie ich das meine, so gut wie ich weiß, daß Sie Ihren Vater geliebt haben, so — — — ich kann's nicht ausmalen, aber es hat mich damals als etwas Heiliges und Schönes berührt, wenn ich Zeuge davon war. Dasselbe möchte ich jetzt unserem Kranken wünschen. Er ist vielleicht noch liebebedürftiger, als es Ihr Herr Vater war, trotz seiner furchtbaren Leiden." —

„Das ist unmöglich — undenkbar! O Gott, Sie ahnen nicht!" —

„Doch ich ahne wohl. Aber er hatte ein Großes voraus. Sein Geist war scharf und wach und blieb so, und der Geist triumphiert über die elende Materie. Sie vermögen das noch nicht zu beurteilen, kleine Freundin —"

„Bitte, nicht, ‚kleine Freundin'!"

„Nun, wie denn? Liebe Freundin, klingt das besser? Es ist wahr, Sie sind fast so groß wie ich und doch — nein, ich will's nicht sagen: Die Jugend ist manchmal recht undankbar gegen sich selber. Wissen Sie das wohl, meine liebe, große Freundin?"

„Wir sprachen vom Geist und der

Materie," unterbrach sie seinen Scherz und zog die Brauen zusammen. „Sie wollten mir etwas beweisen, was ich nicht zu beurteilen vermag, wie Sie meinen."

„Danken Sie Ihrem Schöpfer dafür! Ich für meinen Teil kann es leider aus eigenster Erfahrung beschwören, wie sauer der Triumph über die Materie dem Geiste manchmal wird. Ihr armer Onkel aber, und damit komme ich auf die momentane Hauptsache — empfindet die psychische und physische Einbuße, die er erlitten hat, vorläufig noch aufs schwerste, ehe sie ihm ein gewohnter Zustand geworden sein wird. Dazu braucht's Zeit; und darum: Liebe und immer wieder Liebe; Nachsicht, Geduld, Heiterkeit und Ruhe, wenn seine Seele unruhig und betrübt ist. Sie müssen ihm Tochter sein und zugleich Mutter."

„Ich?"

„Ja, Sie; sehen Sie mich nur groß an, es ist doch so! Ihr Frauen wißt in den meisten Fällen gar nicht, was in euch ist und wo eure Mission liegt. Im Kleinen — Intimen. Die Frau braucht nicht über die Grenze ihres Könnens und ihres Reizes hinweg nach männlichem Können und männlichem Reize zu greifen, um zu imponieren. Sie soll nur suchen und zugreifen und groß auf ihrem kleinen Felde sein."

„München! — Ich weiß es noch," sagte Muschi und sah ihn an, so kindlich begeistert, wie das Schulmädchen der ersten Klasse den vergötterten Litteraturprofessor.

Er mußte darüber lächeln: „Sie sind doch noch eine kleine Freundin, Comteß Muschi; ich kann Ihnen nicht helfen. Nur in der Liebe, da sollen Sie rasch groß werden — vergessen Sie's nicht."

„Ich glaube, darin bin ich wohl schon etwas größer, als Sie meinen." Ihre Stimme zitterte ein wenig, und ein weicher Ausdruck trat an Stelle des kindlich begeisterten.

Er sah sie an, that einen tiefen Atemzug und reichte ihr die Hand: „Vergeben Sie, daß ich wieder einmal der Schulmeister gewesen bin!"

„Nicht Schulmeister — immer der Trost," erwiderte Muschi bewegt. „Verhüte Gott, daß ich Ihre Lehren jemals vergesse!"

„So bin ich beruhigt, und nun rasch hinüber, ich höre einen Wagen."

— — — — — — — — — — — — —

Sie hielt fast buchstäblich Wort mit ihren vierundzwanzig Stunden: am übernächsten Tage schon war das alte Behagen eingezogen, und Muschi exerzierte ihre neuen Domestiken ein. Diesmal ging's ganz anders als vor einem Jahre, und was für einen herrlichen Adjutanten gab Baumann ab! Selbst François ließ sich von ihm vervollkommnen.

In ihrer Stille verlebten sie noch eine knappe Woche mitsammen, die drei, die das Schicksal so eng verknüpft hatte. Freilich; Eurhoven mußte die Kollegen vom Figaro und der Revue des Deux Mondes aufsuchen; hielt lange Konferenzen und knüpfte litterarische Verbindungen an, aber seine ernsten Augen wurden froh, wenn er, früh oder spät, aus der Stadt in die Vorstadt zurückkehrte und seinen Plauderplatz in Muschis Salon wieder einnehmen konnte: dort rechts von ihrem Nähtischchen unter dem hohen Blumenständer; der Blick in den Garten hinaus, wo bereits Krokus und Schneeglöckchen zu blühen begannen.

„Dies Haus ist der idealste Schriftstellerwinkel, den sich meine Träume je ausmalen könnten," wiederholte er oft und oft.

„Aber es ist nicht Deutschland, und Sie sind Patriot," meinte Muschi.

„Deutsch bin ich überall, Comteß Muschi, in Paris und in Lappland."

„So komm' eben bald wieder — recht bald mußt du wieder bei uns sein!" Das blieb Hochbrunns steter Refrain, noch am Abschiedsmorgen.

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eurhoven war an sein nüchternes Schreibpult in der Bernsastraße zurückgekehrt und hatte bei den Seinen in Auteuil eine große Lücke gelassen. Er fand auch sehr selten Zeit, an Hochbrunn direkt oder an Muschi für seine Kenntnisnahme ein kurzes Wort zu schreiben. Meist nur auf eines der Memorandumblättchen der Redaktion. Allein das Schriftwort paßte auf ihn: Sein Andenken blieb im Segen. Tief in Muschis Herz hatten sich seine schönen Worte eingegraben:

„Liebe und immer Liebe; Nachsicht, Geduld, Heiterkeit und Ruhe, wenn seine Seele unruhig und betrübt ist."

Ach wahrlich, sie bedurfte der Mahnung

ihres fernen Trostes recht oft. Denn, obgleich sie ihm die Perle der Schöpfung hieß, ohne daß sie's ahnte — sie war doch nur ein schwaches, junges Menschenkind, das, wie alle seinesgleichen, mühselig nach Vervollkommnung strebte und dessen Begriff von Vollkommenheit hoch stand. Wieviel Furcht und Zittern, Verzagtheit und Auflehnung wider das Geschick barg ihre ruhige Anmut, die sich äußerlich fast immer gleich blieb. Wie angstvoll das Einschlafen, wie herzklopfend das Aufschrecken im Dunkel der Nacht, wenn sich drinnen oder draußen etwas regte, wie bang die Frage an jedem neuen Morgen: „Wie werde ich ihn heute finden? Werde ich ihn lebend finden?" Ihre Seele rang schwer danach, groß im Kleinen zu sein, dem Frauenideal des geliebten Trostes näher und näher zu kommen; aber heißer Eifer lag außerhalb ihrer schlichten und stillen Natur, zart organisiert wie eine Mimose. Die Selbstverleugnung ward ihr leicht, die durchdachte Körperpflege ihres Kranken, unter Leitung des Arztes, gleichfalls, allein das stete Eingehen auf sein melancholisches „Warum?" und „Zu was?" fiel ihr unbeschreiblich schwer. Für eine andere Pflege als die ihrige lag vorläufig kein Anlaß vor, und sie würde sich auch mit aller Kraft dagegen gestemmt haben. Sie wollte lernen, ihm alles zu sein für den Rest seines Lebens. Das Gefühl, daß sie sich ihm schuldete, wuchs und wuchs in ihr, bis es als etwas Unanfechtbares dastand. —

„Nur nicht zu viel, ma pauvre chérie," mahnte Madame de Villars, wenn sie Muschi auf ihren kurzen Spaziergängen begleitete und ihr das müde Gesicht, die dunkelumrandeten Augen auffielen. „Es kommen bessere Zeiten zurück, Sie werden sehen, und Sie müssen auch an sich denken."

Manchmal erhielt dann die freundliche Ratgeberin eine Antwort, deren Schroffheit eine andere Frau mit weniger Lebenserfahrung wie diese, schwerlich so mild aufgenommen hätte. — Sie deutete die Schroffheit, wie sie gedeutet werden mußte. —

„Dies Kind geht zu Grunde, Diane," sagte sie häufig zu ihrer Tochter und überlegte mit derselben, ob man nicht gut daran thäte, einmal sub rosa an „Monsieur le Baron de Courovén" zu schreiben? Allein Diane protestierte: „Ne t'en mêle pas, maman!" und außerdem hatte man auch Monsieur de Courovén's Adresse nicht. — So unterblieb es.

Selbst petite Sabine durfte sehr selten mehr in den frühlingsblühenden Garten des Puppenhäuschens kommen, „Bonjour" sagen, sich nach dem Gedeihen des Tännchens erkundigen und ihren Reifen über den Kiesweg ums Rasenrondell treiben. Monsieur le Comte war sehr traurig — immer und immer, und Mademoiselle la Comtesse sehr nervös. — Das frühreife Pariser Kind wußte schon ganz genau, was das bedeutete, und auch, daß man um nervöse Menschen besser einen Bogen machte, wie das Kätzchen um den heißen Brei.

„Ich weiß, daß ich in aller Not wieder zu Ihnen kommen darf, Sie Gute, Liebe," versicherte Muschi der mütterlichen Freundin, „aber jetzt — ach, lassen Sie mich allein mit ihm!"

Als die Unerfahrenste aller Unerfahrenen stand sie vor dem langsamen Zusammenbruche seiner Persönlichkeit. Einst ein stolzer Bau, stark gefügt, anziehend ungeachtet seiner barocken Ausladungen und Bizarrerien. Anziehend mit seinen Einblicken und Ausblicken durch die hellen Fenster der Augen, von innen her erleuchtet, aus dem Raume der Seele. Und war dieser auch abermals barock ausgeschmückt, mit derben Amoretten und tragisch verzerrten Masken und da und dort einmal einem Faungesicht zwischen Blumen- und Fruchtgewinden —: er blieb trotzdem ein lichtvoller Raum, in dem die heiteren Götter ihre Feste feierten: Bacchus und Apoll, Musen und Grazien, und Cupido, der Schelm, war immer wieder hereingeschlüpft, so oft er auch zur Thür hinausgetrieben worden. —

Jetzt verdunkelte sich der Festsaal. — Schon damals vor zwei Jahren in San Servolo war hier ein Licht erloschen, und da begann eines matter zu brennen; wer jedoch, der die Flämmchen nicht gezählt, bemerkte die vereinzelten fehlenden am Kronleuchter? Jetzt aber räumte der kalte Wind, der vor der Nacht hergeht, böse unter ihnen auf, und die Abendnebel zogen schleichend heran, und ihre Schleier verwischten die Ecken und Kanten, Auswüchse und interessanten Formen des Gebäudes. — Es war auch jetzt noch ein stolzer Bau wie ehedem, aber sein starkes Gefüge fing an rissig zu werden; die Verzierungen bröckelten ab,

das Dach ward schadhaft, und wer sich darauf verstand, sagte: „Welch' prächtige Ruine — traurig, daß sie so rasch verfällt. Könnte man sie nicht noch eine Weile erhalten?" — Allein soviel Sachverständige auch an ihr stützten und Klammern legten: der Baumeister schüttelte den Kopf, reckte die Hand aus und gebot:

„Laßt gui sein, es ist umsonst. Alles Irdische muß der Erde gleich werden."

Aus dem staitlichen Manne, der es so gern gehört, wenn man ihn, den Vierundfünfzigjährigen, auf vierzig taxierte, war ein Greis geworden; wenn auch ein schöner. Der weiße Bart, der sich am Kinn gabelte, stand gut zu den lebhaft gebliebenen Farben, und das Blau der hellen Augen, die jetzt größer erschienen, frappierte, obwohl der Blick leerer und starrer geworden war. Die feinen Umgangsformen, die Sorge für die äußere Eleganz, blieben nach wie vor, aber das alles wurde unmerkbar zu mechanischem Thun, und François mußte oft den unsicheren Händen nachhelfen. — Von seinen Reisen sprach er nie.

„Le roi Lear" nannten ihn die Freunde vom Klub unter sich, wenn es ihnen je einmal gelang, des trübsinnigen Mannes für eine Stunde habhaft zu werden, zu Spazierfahrten oder einem Diner im kleinsten Kreise oder einer Partie Baccarat, die man, aus Rücksicht für ihn, zu früher Stunde beendete, und bei der man ihm diskret einhalf.

— — — — — — — —

Nach einem solchen Abende, zu Anfang Juli, war's, daß er sich tags darauf besonders frisch und angeregt fühlte. Lebhaft, wie in seinen besten Tagen fast, plauderte er und hatte, schon vor dem Déjeuner, eine lange Konferenz mit dem Arzte. Arm in Arm mit demselben trat er aus dem Eßzimmer in Muschis Salon, wo sie schreibend saß und bat um Erlaubnis für sich und „ce bon docteur Dieulafoye," das französische Fenster in den Garten hinaus benutzen zu dürfen. Monsieur solle für Madame Dieulafoye von den neuen Rosen einen Strauß mitnehmen. —

„Ich werde sie schneiden, Onkel Adi—" Muschi erhob sich und griff nach der Rosenschere, die gleich neben dem Schiebfenster ihren Platz am Haken hatte, er jedoch hielt sie zurück und nahm die Schere an sich.

„Nein, nein, laß dich nicht stören, Kind, es macht mir Freude, laß nur. Ich hab' mit dem Doktor noch zu reden außerdem. Bis gleich, Muscherl, und sorg', daß man sofort aufträgt."

Sie blickte ihm nach; seine Bewegungen waren auch hastiger und elastischer, als sonst in der letzten Zeit, die Farben noch frischer, und die Augen hatten einen eigentümlichen Glanz: — Perlmutter fiel ihr dabei ein. — Weshalb diese scheinbare Rückkehr in den Normalzustand sie mit Sorge und Mißtrauen erfüllte, sie konnte sich keine Rechenschaft darüber ablegen. Gar zu gern hätte sie Doktor Dieulafoye abgefaßt, aber keine Möglichkeit; Hochbrunn schickte François, der den Schlag des ärztlichen Coupés offen hielt, ins Haus zurück, und sie sah ihn noch eine ganze Weile stehen, als der Doktor schon im Wagen saß, redend und gestikulierend und dann mit erhobener Hand dem fortrollenden Gefährt nachwinkend.

Darauf kam er über den Rasenplatz zurück, ganz langsam und vertieft in die Lektüre des Blattes in seinen Händen. Es bebte leise hin und her, und als er dann in seiner Versunkenheit unvermutet fehltrat ins weiche Erdreich des Rosenbeetes, verlor er bei'm Erschrecken fast das Gleichgewicht. Sie war froh, als sie ihn glücklich wieder bei sich im Salon hatte und ihm die Perlen von der heißen, rot überflogenen Stirn trocknen konnte.

„Du hast dich überanstrengt — schau, wie sehr deine Schläfen pochen," sagte sie und drückte ihn in den tiefen geschnitzten Lehnstuhl, über dessen Lehne Winter und Sommer eins der prächtigen Wolfsfelle aus dem Przmboler Vorrate hing.

Er indessen war schon wieder auf den Füßen, glättete sein Papier auf dem Tische und schob es ins Portefeuille.

„Ich hab' noch nicht Zeit zum Rasten für heut'. Gibt's denn kein Déjenner? Verzeih', Kind; es ist zwölf vorüber. Ah, der François ist bereits drinnen. Gut so, gut so!" —

Er ging ins Eßzimmer, und Muschi hörte ihn dort mit dem Faktotum reden: deutsch, weil das Faktotum große Fortschritte darin gemacht hatte und selbst seinen Namen ohne Murren verösterreichern ließ, gelegentlich, wenn sein Herr guter Laune war wie jetzt!

„Hör', Franzl, attention! Um zwei Uhr wird eingespannt: der Landauer. — Zuerst wird dann der Vicomte St. Laure abgeholt am Cours-la-Reine und dann zum Advokaten: zum Mayer, Rue Drouot vierzehn, und dann zum Notar, Siebenundzwanzig bis, Quai Voltaire. Schreib's lieber auf, mon garçon.“ —

„Jesus, Maria, Joseph; heut' abend muß ich einmal nicht mit dir dinieren, Muscherl, sondern mit dem St. Laure im Palais Royal oder im Continental,“ sagte er gleich darauf, als sie miteinander beim Déjeuner saßen — (ganz einfach: nur eine Eierspeise und eine kalte Schüssel, weil er so geeilt that). „Die Zeit gibt's nicht her, daß ich um sieben bei dir zurück sein kann. Aber sei gänzlich beruhigt; ich bleib' dir nicht noch einmal über die Nacht aus.“

Die erste Anspielung auf ihrer beider traurigsten Tag vor bald anderthalb Jahren.

Sie betrachtete ihn besorgt, weil beim lebhaften Sprechen die Adern an seinen Schläfen aufzulaufen begannen, ein Symptom, das sie fürchtete, seit Curhoven ihr davon gesprochen. Die Anspielung ignorierte sie absichtlich.

„Ich habe deine Ordres an den François gehört,“ entgegnete sie. „Wozu so viel auf einmal unternehmen? Sieh, Lieber: thu' nicht gleich alles, nun du, gottlob, endlich wohler wirst. Teile dir's ein: heut' die eine Hälfte und morgen die andere, nicht wahr? Mir zuliebe, Onkel Adi. Willst du's?“

„Gerade dir zulieb kann ich's jetzt nicht arrangieren, wie du möchtest, Muscherl. Zu dem, was ich vor habe, braucht man einen vorzüglichen Tag, wie heut' den meinigen: sehr einen freien Kopf — klar — verstehst du? — Und dazu muß man mit einem Attest vom Doktor Dieulafoye — (schau, da ist's schwarz auf weiß!) und mit einem Zeugen — (dem St. Laure, verstehst du?) — sowohl in die Rue Drouot, zum österreichischen avocat consultant, als auch zum französischen Notar an den Quai Voltaire.“

**Aus unserer Studienmappe:**



Studie von Hugo Mühlig.

„— Aber ich bitte dich um des Himmelswillen; was ist's denn? Was hast du vor, Onkel Adi? Du machst mir une peur bleue! Du willst doch nicht prozessieren?"

„Nicht prozessieren — — mein Testament aufsetzen."

Sie blickte ihn förmlich fassungslos an und wußte kein Wort zu erwidern. Er schwieg auch, sehr ernst geworden. Den Kopf tief auf den Teller gebeugt, aß er langsam, rieb sich ein paarmal dazwischen rasch die Hände, als ob es ihn fröre, und griff nach der Madeiraflasche, die seit Wochen und Wochen nur der Gewohnheit und Form halber mit auf den Tisch gesetzt ward. Mit unsicherer Hand, der er bemüht war Festigkeit zu geben, schenkte er sich selbst und Muschi ein volles Glas ein, trank ihr zu und sagte in einem Tone, dessen Leichtheit zur melancholischen Miene sie bis ins Innerste erschütterte:

„Ja, mein Testament, Muscherl! Jetzt wird's ernst — jetzt wird der Vorhang fertig gemacht zum Fallen. — Der Schlußakt — ich bin's zufrieden."

Sie ließ Messer und Gabel fallen, sprang auf und eilte an seine Seite:

„Nein, Onkel Adi — nein — nein!"

„Doch, Kind!"

Er erhob sich auch und sah nach der Uhr. Die Hand, mit der er Muschis Hand in seinen Arm zog, war sehr kühl, und dann strich er damit lächelnd über ihr verstörtes Gesicht.

„Ja, Schatzl, so ist's! — Komm, wir haben zeitig abgespeist, wir wollen die Stunde, bis ich fahren muß, verplauschen, gelt? Laß uns einen Mokka in den Salon bringen."

„Aber Doktor Dieulafoye —"

„Heut' brauch' ich einen Mokka," schnitt er ab, und da er sich sichtlich erregte, ging sie und erteilte François, der im Eßzimmer abräumte, den Befehl. —

Als sie in den Salon zurückkehrte, hatte Hochbrunn sich, ihrer wartend, in den tiefen, geschnitzten Sessel niedergelassen; die Arme auf die Lehne und das Wolfsfell gelegt, von dessen fahlem Gezottel sich der schwarze Rock scharf abhob. — Er hatte den weißen Gabelbart weit auseinander gestrichen und hielt sein Augenglas am straff gezogenen Goldkettchen spielend in Händen. — So sah er ihr entgegen mit den prächtigen hellblauen Augen, die trotz des Perlmutterglanzes wie durch einen Flor blickten. Seine feinen Lippen erschienen sehr schmal, so fest drückten sie sich aufeinander, und um ihre tief eingelassenen Winkel lag der schmerzliche Zug, der ihnen schon natürlicher geworden war, als der alte, aus jovialer Heiterkeit und Weltverachtung gemischt.

Gott wußte, weshalb gerade dies Bild, im Rahmen des großen Fensters, auf dem sonnigen Hintergrunde des rosenblühenden Gartens, sich so stark und unvergeßlich in Muschis Seele prägte. Ja, sie fühlte im nämlichen Augenblicke, da sie's vor sich sah, daß sich's einätzen würde in ihre Erinnerung.

— — — — — — — —

Auch zum erstenmale wieder seit fast anderthalb Jahren zog er sie auf sein Knie — sie fühlte es heftig zittern unter ihrer Last — und küßte sie auf Mund und Wangen mit der warmen Zärtlichkeit von einst, nur daß jegliches Begehren daraus gelöscht war.

„Du weißt, Muscherl, daß ich niemals aus der Welt und von dir gehen könnte mit Sorgen um dich und einer Furcht darum: ‚Wo stößt sie sich umher?'" sagte er halblaut. „Wenn du das nicht in mir verstündest, Kind, so würd' ich sprechen müssen: ‚Sie hat ja gar nicht den leisesten Begriff von einer rechten Liebe, die Muscherl, und erst nicht davon, wie eine Vaterliebe beschaffen ist —' und du hast ihn doch empfangen, zweimal, gelt, Kind? — Also wollen wir's als etwas vollkommen Natürliches hinstellen, daß dein zweiter Vater dir das hinterläßt, was der Moloch, genannt Fideikommiß, nicht in sich hineinschlingt, nachdem er's dem Senior als fetten Köder vorgeworfen hat zum Dransaugen auf Zeit. — Was unbestreitbar mein ist, das soll dein werden, bis auf die Legate an die Dienerschaft und zur Erhaltung — du weißt schon — das Grab am Camposanto — dafür wirst du sorgen, gelt, Muscherl? — Was weinst du, Kind, mein liebes? Ich bin noch bei dir, vielleicht noch sehr lang! Der Vorhang muß nicht gleich fallen, wenn er fertig gemacht ist. — Fertig sein soll er: ich hab' mir's überlegt, das gibt mir Ruh'. — Nun ist nur noch das Haus hier — willst du's haben?"

Sie stutzte ob der Frage; ihre Thränen

tropften auf seine Hand nieder, sie wußte nicht zu antworten, und da wurde er schon ungeduldig:

„Schau — das quält mich — eben das! Damit will ich ins reine kommen, Muscherl. Jetzt hör' mich an: Der Marl — der Lemberg — ist so gut dein Vormund wie ich, und der Duschan-père hat auch mitzureden (nicht weinen — nicht doch, ich bitte darum, Muscherl!). — Also die beiden geben's nimmermehr zu, daß du allein bleibst, dahier in Paris! Ich kenn' sie! Ich kenn' sie, — die Ceremonienmeister alle zwei, ich hör' sie von weitem! — Du mußt dir mithin eine Duenna nehmen anstatt meiner —"

O Onkel Adi! — um Jesu willen, sprich nicht so — zerreiß mir das Herz nicht!" Sie umklammerte ihn und küßte ihn mit unbändiger Zärtlichkeit, die über sie hereinbrach wie ein Gewitter. „Ich kann's nicht ertragen, und du willst heut' von mir fort —"

Er wehrte sie von sich und sprach abermals mit dem sonderbar leichten Tone von vorhin: „Ich komme wieder — so sei doch ruhig. — Nun, und das Haus?"

„Ich will es nicht —" sie schluchzte, daß es ihr den Atem raubte — „ich kann nicht — o Onkel Adi — —"

„Gut, so mußt du's dann verkaufen lassen. Der Mayer in der Rue Dronot wird dich beraten —"

„Fremde? — In dies Haus —?"

„Ja, was bleibt außerdem? Schlage mir's vor."

Sie schluchzte nicht mehr und saß stumm, vornübergeneigt, die Hände im Schoß, auf der Lehne und dem Wolfsfell; denn dem zitternden Knie war sie zu schwer geworden. — Nach einer langen Pause sagte sie, gerade vor sich in das Grün des Gartens blickend, mit einer Stimme, die rauh und kalt klang, weil sie sich so gewaltsam beherrschte:

„Vermache dem besten Freunde seinen Poetenwinkel —"

— — — — — — — —

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das Schicksal, das der undankbare Mensch mit Vorliebe und aus Selbstsucht „grausam" zu nennen geneigt ist, hatte Muschi Güte und Wohltat erwiesen mit dem Geschenke jenes schönen und ehrwürdigen Bildes, wie es ihr, abgehoben vom sonnigen Hintergrunde des rosenblühenden Gartens, entgegengeblickt und sich tief in ihr Herz geprägt hatte.

So sah sie es niemals wieder. —

Der anstrengende Tag war zu viel gewesen für ihn, der dem ausdrücklichen Befehle des Arztes entgegengehandelt hatte, mit der überstürzten Hast, sein Haus zu bestellen und das Kind seines Herzens zu versorgen, weil er sich einmal wieder frisch und klar gefühlt. — Es war der frische Hauch vor Sonnenuntergang gewesen, der letzte Lichtblitz, ehe der Tag hinter die Berge sank, die das Erdenleben dem Wanderer in seinen Pfad zur Ewigkeit hinein baut: Mühsal, Schmerz und Enttäuschung, Krankheit des Leibes und der Seele; denn auch sie, die vergänglose, muß sich durchringen zu ihrer Unsterblichkeit. —

— — — — — — — —

Der Vicomte St. Laure und François brachten ihn abends heim; Muschi erwartete ihn längst mit Ungeduld. Sie erschrak zum Tode, weil ein fremder Kutscher auf dem Bocke des geschlossenen Wagens saß und François drinnen mit den beiden Herren. Behutsam hoben sie den Unbehilflichen heraus, winkten Muschi, beiseite zu treten und trugen ihn ins Haus und treppan in seine stille Behaglichkeit. Fünf Minuten später fuhr Doktor Dieulafoyes Coupé im schnellsten Trabe vor. Die telephonische Botschaft hatte ihn glücklicherweise zu Hause und beim Diner im engsten Familienkreise angetroffen.

Er trat später mit St. Laure bei Muschi ein, gab ihr seine Anordnungen, empfahl ihr mit undurchdringlicher Miene Schonung für sich selber, damit sie zur Zeit der Rekonvalescenz auf dem Posten sein könne, und versprach, seinen Assistenten für die Nacht zu schicken. Selbstredend auch eine religieuse. — Zeit zum Muteinsprechen nahm er sich nicht. Der Fall war ganz hoffnungslos, und „Mademoiselle d'Aubrun" sah außerordentlich ruhig und gefaßt aus. Augenscheinlich sagte sie sich selbst die trübe Wahrheit.

Ja, sie sagte sich die Wahrheit und hatte in sich ein dumpfes Gefühl der Verwunderung über ihre eigne Ruhe. Neben der Ruhe ein zweites dumpfes Gefühl: das

des Trotzes. Kein Arzt und keine Nonne sollten sie daran hindern, den Platz am Sterbebette ihres zweiten Vaters einzunehmen. So kam's, daß ihre schönen, mädchenhaften Züge den Ausdruck kalter Starrheit trugen, als sie St. Laures Bericht entgegennahm, äußerlich aufmerksam nach allen Geboten höflicher Form.

Der Vicomte bewunderte sie auch. Er war ein alter Cyniker, klug nnd fein wie der feinste Fuchs und bekannt für seine sardonischen Witze. Niemals hätte Hochbrunn ihn in die Nähe seines vergötterten Kindes gezogen. — Nun saß er ihr gegenüber, und ihre jungfräuliche Weiblichkeit, ihr klares, stolzes Auge schlugen seinen Cynismus zurück. Ihr totenblasses Gesicht sagte ihm mehr, als Thränenströme vermocht hätten, und deshalb berichtete er einfach und ernst, während sie Hand in Hand preßte, wie um sich selbst und ihre Fassung festzuhalten.

Beim petit Véfour war's geschehen, nachdem alles Geschäftliche mit Advokaten und Notar gut nnd glatt erledigt gewesen nebst einer Spazierfahrt in den Champs Elysées und zurück durch die Rue Rivoli ins Palais Royal. — Dann — „wir waren noch bei den hors d'œuvre, Mademoiselle, und tranken das erste Glas geeisten Chablis —" hatte sich's ereignet. Nur ein paar Sekunden lang Schwindel, Seelenangst, innere Bedrängnis. Darauf ein Verwerfen der Augen, ein stöhnender Laut — blitzschnell war der Sturz in die Arme des zuspringenden Kellners erfolgt und das Weitere? — „Mademoiselle weiß das Weitere, und ich habe die Ehre, mich jetzt zu empfehlen und das Beste zu wünschen. — Falls Mademoiselle über mich verfügen will? J'en serais fier, — morgen werde ich mir erlauben, wieder vorfragen zu lassen."

Sie reichte ihm die eisige Hand, verneigte sich und blieb wie eine Bildsäule stehen, bis sie hörte, daß die Hausthür vorsichtig ins Schloß zurückfiel. Darauf ging auch sie ins Vestibül hinaus, nahm der schluchzenden Köchin den großen, eisgefüllten Weinkühler aus der Hand ohne ein Wort und stieg in die Mansarde hinauf.

Droben im Schlafzimmer des Sterbenden, der bewußtlos in den Kissen lag und schwer und schnarchend atmete, winkte sie François, ihr Platz zu machen, ließ sich durch Zeichen und Gesten belehren, was sie thun müsse, und begann ihr Amt, während die Erinnerungen an des eignen Vaters letzte Qualen ihr die Schauer durch den Körper jagten. — Sie biß die Zähne zusammen und überwand die Schauer. —

— — — — — — — — —

Zwei Tage später war alles vorüber. — Der Arzt hatte die ungeübte Pflegerin und Tochter des Kranken, wie er annahm, noch vor Mitternacht schlafen geschickt. Sie war das Nachtwachen nicht gewöhnt und gehörte auch nicht zu jenen Phantasiewesen, die ohne weiteres den schwersten körperlichen Entbehrungen und Strapazen gewachsen sind. — Sie brach einfach zusammen, ließ sich von der energischen Nonne willenlos zu Bett bringen und schlief Stunde auf Stunde, traumlos, ohne ihre Lage im geringsten zu verändern. Als sie dann früh am Morgen erwachte, weil ein gewaltiges Gewitter mit Hagelschlag und Windsgebraus tobte, fand sie die Nonne neben sich sitzend, die verarbeiteten Hände vor sich gefaltet.

Sie wußte alles. — Kein Aufschrei, kein Fragen, kein wildes Schluchzen; sie zitterte nur wie Espenlaub, die Finger waren ihr steif, und ihre Zähne schlugen aufeinander. Sie stürzte auch nicht unangekleidet, halb besinnungslos in ungebärdigem Schmerze vor dem Totenbette zusammen, sondern kam in die Kleider — irgendwie mit Hilfe der Nonne, die, gewohnheitsmäßig, mit der gedämpften Stimme ihres Berufes sagte: „Du calme, mon enfant, du calme! Ne murmurez-pas — c'est la volonté de not' Seigneur."

Um Muschis Mund zuckte es. — Ein herzzerreißendes Lächeln, während sie die schwarzen Bänder ihres Morgenkleides zusammenknüpfte. — „Ruhe?" aber sie war ja zu Stein geworden! — „Murren gegen Gott?" Was half das Murren? — „Sein Wille?" — „O Allmächtiger — Unbegreiflicher — du zerschlägst: nun hilf mir — hilf ertragen!" —

So ging sie hinüber in das stille Gemach. — Der Arzt, den man in der Not aus nächster Nachbarschaft geholt, erwartete sie, François hatte Ordnung geschafft; die Armleuchter brannten zur Seite des Bettes mit ruhigen Flammen, und ein ganz schwacher Weihrauchdunst lag in der Luft. — Der

## Aus unserer Bildermappe:



Germanen am Seeufer. Von Fred. Boissonnas.
Nach einer im Verlag von Meisenbach, Riffarth & Co. in Berlin erschienenen Heliogravure.

Kaplan von Notre-Dame-d'Auteuil war vor zwei Stunden dagewesen. —

Lakonisch berichtete der junge Arzt, und es berührte ihn eigen, daß sie, die zitternd in lautlosem Schmerze vor ihm saß, die weiße Hand des Toten in ihrer, dem Diener Befehl zum Anspannen für ihn gab: — „Sie dürfen in diesem Wetter nicht zu Fuß gehen, docteur.“ Dann reichte sie zuerst ihm und darauf ihrem Diener die Hand und verabschiedete sie, mit ihrem Danke zugleich, für jetzt. Die Nonne machte sich indes zur Frühmesse bereit. —

— — — — — — — — —

Nun waren sie allein miteinander, die Lebende, die noch keine Thräne fand, und der Tote, dessen stille Züge friedlich lächelten.

Solange das Unwetter noch nachgrollte, blieb sie an seiner Seite, ihre Wange an sein erkaltendes Antlitz ins Kissen gelegt, ihre Linke auf seinen gekreuzten Händen. Beten konnte sie ebensowenig wie weinen, selbst das Bewußtsein ihrer Verlassenheit zögerte noch, sich auf ihr Herz zu werfen und es zu zerfleischen. Langsam, schweren Schrittes traten die Gedanken an sie heran, die traurigen Pflichten, denen sie ganz allein gegenüber stand, nur auf die Großmut Fremder angewiesen, die sie darum ansprechen mußte.

Eins nach dem anderen: — Anzeige bei der Behörde — Einsargen dieses teuren Körpers, den seine kampfesmüde Seele verlassen — Begräbnis — nein — man würde ihn in Hochbrunn beisetzen — was hatte zu geschehen deshalb? — — Trauerbriefe — Briefe — ihr eignes Los: die Zukunft, vor der sie bebte, gleich der Mimose unter kalter Berührung.

Sie lag mit geschlossenen Augen und regte sich nicht; alle Gedanken entschwanden ihr wieder. Die Villars erschienen ihr plötzlich wie Schatten, die sich verdichteten, und sie schrak auf und streckte die Hand vor gegen das Phantom. Nur keine Stimme: ihr graute vor aller Teilnahme in Worten.

Als sie François' Tritt im kleinen Korridor vernahm, vorsichtig knarrend, entfloh sie, an dem Eintretenden vorbei und hinunter, aus der schwülen Dämmerung des Sterbegemachs hinaus in Gottes hellen Tag. Sie stand im Garten, ohne daß sie's gewollt. —

Das Wetter hatte ausgetobt, und es war eine entzückende, duftgesättigte Morgenfrühe. Die Rosen am Stocke, im Beet, an Haus und Hecke standen so üppig, daß Sturm und Hagelschlag, die strichweise verheert und zu Boden geschlagen, doch noch Reichtümer an Farben und Schönheit übrig gelassen hatten. Die Luft, von Sonnengold durchflutet, war wie ein kühler, jugendfrischer Hauch nach den Regenströmen; im Purpurlaube der Blutbuchen säuselte der Wind, Bienen summten um die königlichen Lilien und taumelten trunken in die schneeigen Kelche, deren Tiefen noch feucht und süß waren vom geheimnisvollen Knospenschlaf. — Die Vögel jubilierten, und von fern drang der erste Lärm des arbeitsamen Tages in die göttliche Stille hier zwischen den Gärten. — Petite Sabine trippelte an der Mutterhand drüben vorbei. Hüpfend und zwitschernd wie das lustigste aller Vögelein flog sie aus nach Passy zur Schule.

— — — — — — — — —

Muschi kniete lange im nassen Grase, umklammerte den Buchenstamm und preßte die Stirn gewaltsam wider die glatte Rinde, das fühllose Holz. — Das helle Kinderstimmchen löste einen der einschnürenden Eisenreifen, die ihr Herz umzwängten: die Sehnsucht nach Teilnahme kam. — Plötzlich fiel's ihr auf die Seele, daß sie ja vor allen Dingen telegraphieren müsse, und schwankenden Schrittes begab sie sich ins Haus zurück. —

François hatte bereits die Frontfenster verhängt; ein mattes, krankhaftes Licht empfing die Eintretende. — Drüben auf Hochbrunns Schreibtisch lagen die Depeschenformulare und Postkarten unter einem Briefbeschwerer; das Zimmer ging nach der Rückseite des Hauses auf die Nachbargärten und war unverdunkelt, freundlich wie immer. Der Stuhl stand herausgerückt vor dem Tische, als müsse der liebe Besitzer jeden Augenblick dort aus dem Winkel hinter dem himmelblauen Wandschirm hervortreten, die Hand ausstrecken und rufen: „Komm, Muscherl, komm! Nimm dein altes Platzl bei mir!“

„Nie mehr, niemals wieder!“ Ein Schmerz sondergleichen packte das arme Herz der Verwaisten. Sie schluchzte auf, warf sich in den Stuhl, drückte die alte Juchtenmappe an ihre Brust, den Notizblock, die Broschüre, in der die lebens-

warme Hand vor drei Tagen noch geblättert — küßte die toten Dinge und weinte nach allem, was sie besessen und verloren hatte. — „Ohne Halt in der Welt — mein Gott — ohne Trost! — — — —"

Plötzlich hielt sie inne mit ihren Klagen zu Gott, stützte den Kopf und weinte leise vor sich hin. Endlich ward sie still, erhob die Augen, die noch in Thränen standen, und bewegte die Lippen, als ob sie bete.

Dann zog sie die Formulare unter dem Beschwerer hervor, tunkte zögernd die Feder ein und schrieb ihr erstes Telegramm an Curhoven. —

Darauf die beiden anderen: eines an ihren Vormund, den Grafen Lemberg in Wien, und das zweite an den Fürsten Duschan auf Trubeszko.

Eben war der Groom damit fort, und sie legte droben die schönsten weißen Theerosen des Gartens um ihres Gestorbenen Gesicht, das sich immer edler verklärte, da kamen sie alle, fast in derselben Minute: Doktor Dieulafoye mit dem Vicomte St. Laure und Madame de Villars. —

Hilfe und Rat hatte sie nun, aber noch keinen Trost!

— — — — — — — — —

Seine Depesche war die kürzeste; sie enthielt nur vier Worte: „Morgen abend bei Ihnen."

Lembergs Antwort kam erst achtundvierzig Stunden später. Muschis Depesche hatte ihn in Norwegen gesucht, wo er mit seinem Erzherzoge reiste, und es war ihm ganz unmöglich, sofort zu kommen. Er verwies Muschi an den österreichischen Botschafter, und seine Frau beschwor sie, gleichfalls telegraphisch, baldthunlichst nach Wien abzureisen.

Fürst Duschan depeschierte „dringend und kollationiert", mindestens hundert Worte. Er liege krank drunten in Jalta; sein Sohn sei auf der Hochzeitsreise im Kaukasus, er selbst untröstlich, nicht helfen zu können. Er bitte, für Kränze in seinem Namen zu sorgen; der Prinz Gagarin werde ihn von Wien aus zur Beisetzung vertreten, und falls er gnädig davon komme, hoffe er seine „chère nièce" auf längere Zeit bei sich in Trubeszko zu sehen. — Vorausgesetzt, daß Duschan und Beatrix sich dann gleichfalls zu einem Besuche in Wolhynien entschließen würden, um den berechtigten Ansprüchen der chère nièce an jugendlichem Verkehr zu genügen. Er, der Fürst, sei leider kein Jüngling im weißen Haar, wie ce pauvre Adrien es unzweifelhaft bis ans Lebensende gewesen sein werde, sondern ein gebrechlicher Siebziger.

Ein kühles, wohlgesetztes Telegramm.

— — — — — — — — —

„Ich bin wie das Blatt im Winde — was soll ich thun?" fragte Muschi traurig, als Curhoven am Ankunftsabende bei ihr war.

„Nichts thun, als sich Ruhe gönnen und mich für Sie denken und handeln lassen," antwortete er. „Das ist Adrians heiliges Vermächtnis an mich."

Zwei Tage lang herrschte die größte Harmonie zwischen ihnen, am dritten schlug diese Harmonie ins gerade Gegenteil um.

— — — — — — — — —

Prinz Gagarin traf, ganz unvermutet, persönlich ein, um der Leiche das Ehrengeleit von Paris nach Mähren zu geben, gemeinsam mit Curhoven. Dessen Urlaub war, in Anbetracht der beginnenden stillen Saison, um zehn Tage verlängert worden, und da Madame de Villars während der ersten schweren Zeit fast immer bei ihrer einstigen Schutzbefohlenen blieb, bestand für Curhovens Anwesenheit in des verstorbenen Freundes Heim kein Hindernis. Einzig am letzten Nachmittage hatte die Comtesse eine dringende Abhaltung, und die beiden waren auf sich angewiesen.

Gegen abend mußte Curhoven seine ernste Reise nach Hochbrunn antreten, und je näher die Stunde rückte, um so flehentlicher lag Muschi ihm an, sie mitreißen zu lassen. — Bis zu krankhafter Heftigkeit steigerte sich ihr Bitten und Fordern. Es schien fast, als ob die großen Nervenerschütterungen der letzten Woche ihre ganze Wesenheit verändert und verzerrt hätten. — „Ich sterbe — ich thue mir etwas an, wenn Sie mich zurücklassen! — Mein Recht ist hundertmal größer als Ihres! — Ich bitte — ich flehe! — — Ich will!" So ging's ohne Aufhören unter Schluchzen und Händeringen. Sein Herz that ihm weh vor Mitleid.

Dennoch: er ließ sich nicht beirren, sich keines Pfennigs Wert abbetteln. Sein „Nein" stand fest. Schließlich setzte er der gesteigerten Heftigkeit Strenge entgegen, die ihn selbst mehr schmerzte als sie. Er konnte

nicht anders. In San Servolo hatte er gelernt, unnormale Erregungszustände mit Ueberlegenheit zu meistern. Seine männlichen Züge bewahrten ihre volle Ruhe; nur in seinen Augen blitzte es gebieterisch. So wie damals am Lidostrande, als sie sich weigerte, zu bekennen. — Da nichts mehr fruchtete, führte er sie mit Gewalt zum hohen Pfeilerspiegel: sie sollte sich einmal genau betrachten, ob sie reisefähig sei? — Ob er recht habe oder nicht? —

Sie zitterte vor Empörung über den

Darauf wand sie ihre heißen Finger aus seiner haltenden Hand und verließ den Salon. Er hörte sie eine Weile über sich in ihrem Schlafzimmer hin und her gehen; dann ward es still. Er wartete und wartete und befragte seine Uhr alle paar Minuten; in einer Stunde mußte er zum Bahnhof aufbrechen.

Endlich, da sie nicht wiederkam und er sich allein zu Tische setzte, um einen Bissen zu genießen in aller Eile, schrieb er ein paar Worte auf ein Zettelchen, verklebte

**Aus unserer Studienmappe:**



Studie von Hugo Mühlig.

Grausamen, Unerbittlichen, der ihr den Platz im Waggon für den Leichenkondukt verweigerte und sie vor die unmögliche Alternative stellte: „Sie oder ich!“ — Weinend, Brauen und Stirn gefaltet, die freie Linke zusammengeballt, starrte sie ihr Abbild im untrüglichen Spiegelglase an: das schmale, wächserne Antlitz, die scharfen Züge und bleichen Lippen, die dunklen Schatten unter den erloschenen Augen, die schweren Lider. — Sie meinte, ihn zwiefach zu hassen dafür, daß er recht hatte!

es mit einem Streifen Markenpapier aus seiner Brieftasche und schickte die Jungfer damit hinauf zu ihr. Unverrichteter Sache kam die Abgesandte zurück.

„Madame scheint zu schlafen, Monsieur le Baron. Ich habe zweimal gefragt und keine Antwort erhalten. Was wünscht Monsieur le Baron, daß mit dem Billett geschehen soll?“

„Geben Sie; es ist nicht von Belang.“

Er nahm ihr's ab, legte es neben seinen Teller, und nachdem sie hinaus war, zerriß

er's. Abermals harrte er, mitten im Zimmer stehend, die Uhr in der Hand, vergeblich bis zum letzten Augenblicke. — Der Wagen rollte auf den Perron, François in der florbenähten Livree saß neben dem Kutscher, und der Groom hielt den Schlag offen. Was half's? Sein Zug wartete nicht. —

Er befahl, daß sehr rasch gefahren werden solle, weil der Umweg durch die Rue d'Aboukir gemacht werden müsse. Dort ließ er vor Doktor Dieulafoyes Hause halten und gab, da er den Arzt nicht fand, eine Bleistiftnotiz ab: „Ich bitte unter einem Vorwande gleich morgen die Comtesse Kiliany zu besuchen."

An der Gare de l'Est schaute der Prinz bereits ungeduldig nach ihm aus: der Sarg war schon eingesegnet und wurde eben in den Waggon gehoben.

— — — — — — — —

Ohne Abschied hatte sie ihn reisen lassen! — Und nun diese quälende Gefährtin, die zwischen ihm und dem glatten Weltmanne mit der Anstandstrauermiene saß und nicht wich noch wankte: die Sorge um das liebe Leben. — Muschis Zorn hatte er vergessen.

— — — — — — — —

Elende Tage und Nächte für Muschi. — Körperlich niedergebrochen, seelisch ein Chaos. Trotz und düsterste Trauer im wilden Kampfe mit nagender Sehnsucht, flüsterndem Selbstvorwurf und heißer Liebe, die unaufhaltsam zur Entäußerung drängte nach jahrelangem Verschweigen, gebieterisch ihr irdisches und himmlisches Recht forderte und sich, weniger denn je, mit Hoffnung hinfristen ließ.

Über ihre Zukunft hatte sie beschlossen, weil sie diese gänzliche Haltlosigkeit und Hoffnungslosigkeit auf keine Weise mehr ertrug. Ohne Onkel Adrian in diesem trauten Heim wohnen bleiben, eine fremde Gesellschafterin um sich dulden oder abwechselnd Fancy und Resi Lemberg auf langen Besuch bitten? — Undenkbar. Nach Trubeszko, in die Eisregion des fürstlichen Schlosses? Noch undenkbarer! Falls ihr Vormund nichts dagegen einzuwenden fand, würde Madame de Villars ihr zuliebe auf fernere Pensionärinnen verzichten und ihr die ganze erste Etage ihres kleinen Hauses einräumen für sie und ihre Habe. Die drei Zimmerchen genügten. Bis Mitte Juli sollte darüber entschieden werden; dann würde Graf Lemberg sicher von seiner Nordlandsreise zurück sein. — Inzwischen wünschte Muschi allein, nur mit ihren Domestiken zu bleiben, wo sie war, um sich körperlich zu erholen und in der Stille mit der bevorstehenden Veränderung abzufinden. An des Onkels Testament dachte sie erst wieder, als sich der Vicomte eines Tages bei ihr melden ließ und sie bat, sie zum Notariat begleiten zu dürfen.

Sie fuhr also in seiner Gesellschaft an den Quai Voltaire. Ihr Inneres war wie mit Blei ausgegossen. Nichts berührte sie anscheinend mehr, nun sie mit dem unsäglich öden Begriffe: „Zukunft" ins reine gekommen.

Kalt nahm sie die Eröffnung entgegen, daß sie die Universalerbin des Adrian-Hochbrunnschen Privatvermögens sei mit Ausnahme einiger Legate und des Anwesens in der Villa Montmorency-Anteuil. Dasselbe fiel, so wie es lag und stand: Grund und Garten, Gebäude, lebendes und totes Inventar, an den Baron „Constantin de Courôve, Munich" nebst einem Kapital, verzinslich zur Instandhaltung des Erbes.

Muschi gab kein Zeichen der Teilnahme. — Erst als der Notar über den deutschen Namen stolperte, hob sie den Kopf und korrigierte mit leiser Stimme: „Curhoven, s'il vous plait, Monsieur."

Der Vicomte, der ein feiner Kenner weiblicher Eigenart und Schwäche war, lächelte verschmitzt unter dem dünnen, gefärbten Schnurrbärtchen. —

Darauf erfuhr Muschi, die jetzt mit aufmerksamer Miene lauschte, noch, daß sie berechtigt sei, unter den beweglichen Dingen, Mobiliar, Service, Büchern, Kunstgegenständen und Pretiosen Andenken an den Erblasser auszuwählen im Werte von fünftausend Francs und im Einvernehmen mit „Monsieur le baron de Courôve — — pardon, Madame: Curhovèn —" Zum Vollstrecker des Testaments war, neben dem Vorgenannten, der Vicomte Leon St. Laure de Cardaignac bestellt.

— — — — — — — —

„Und — verzeihen Sie, Vicomte —" fragte Muschi während der gemeinsamen Rückfahrt, „ist der Baron Curhoven nicht von der Testamentseröffnung in Kenntnis gesetzt worden?"

St. Laure verbeugte sich zustimmend, zog seine Brieftasche heraus, klemmte den Zwicker auf den Nasenrücken und las ein Schreiben durch, dessen Handschrift Muschi nur zu bekannt dünkte:

„Es war Monsieur le Barons feste Absicht heute früh hier zu sein, man hat ihn jedoch zurückgehalten: au château d'Aubrun, Mademoiselle. Er wird voraussichtlich morgen eintreffen. Erlauben Sie jetzt, daß ich Sie beglückwünsche, Mademoiselle: die Villa in Auteuil ist ein unpraktischer Besitz; zu weit ab vom Centrum. Sie haben freiere Hand in allem ohne diesen kostspieligen Appendix. Wenn ich etwa bei der Etablierung in angenehmerer Gegend behilflich sein darf, Mademoiselle —?"

„— — — Morgen, sagten Sie, nicht wahr, Vicomte?" fragte sie abermals und mitten in seinen Satz hinein. Darauf wendete sie ihr Gesicht von ihm ab und blickte unverwandt nach rechts hinaus, bis der kleine Viktoria hielt. Dann dankte sie mit zwei Worten, neigte den Kopf kaum merklich dazu und stieg aus. Der Wagen mußte, zum Wenden, noch fünfzig Schritt weiterfahren bis zum Kreuzungspunkte der Avenuen, und als er dann abermals das Gartengitter der „Villa Aubrun" passierte, sah der Vicomte seine Gefährtin unter den Rotbuchen sitzen. Sie bemerkte ihn nicht oder wollte ihn nicht bemerken. Mit ihrer Schirmspitze schrieb sie Runen in den Kies.

„Ça, voyons — c'est drôle," dachte er. „Eine gleichgültigere Erbin hab' ich noch niemals gesehen. Man bereichert seine Erfahrungen. Allons! — les Allemandes!"

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Es war die Abschiedsstunde, und sie saßen sich ohne Zeugen im Salon gegenüber. Er im tiefen Armsessel mit dem Wolfsfell über der Lehne, sie, halb von ihm abgekehrt, am Schreibtisch.

Heute blickte sein Gesicht befangener und unbeherrschter, als das ihre. — Kaum hatte er die Erbschaft, die ihn in die größte Bestürzung versetzt, in sich verwirklichen können, da rief man ihn von der Redaktion aus schleunigst nach München zurück: „Chef Typhus. Rückkunft dringend geboten." —

Das Blatt mit der arg verstümmelten Nachricht lag auf der Schreibtischplatte zwischen ihnen; Muschi hatte eben Kenntnis davon genommen.

Curhoven griff sich an den Kopf und suchte seine schweifenden Gedanken zu konzentrieren. Wie ein Mühlrad wirbelte es ihm im Hirn.

Nicht einmal auf ein Legat war er gefaßt gewesen, höchstens auf ein nicht ganz wertloses Andenken an den Freund aus Muschis Hand. Zu dem wirbelnden Mühlrade auch noch die entsetzlichen Nervenschmerzen und ein unverständiges Gefühl von Bitterkeit dieser Erbin gegenüber, die sich eben erhob und sich mit der alten schönen Ruhe (ehedem sein Entzücken und jetzt die Verdoppelung seiner Pein!) durch den Salon hin und her bewegte. Wie eine belebte Statue aus giallo antico in moderne Trauer gehüllt, trat sie zum Fenster und schob es mit leichtem Ruck in die Höhe. Das reizende Profil, noch sehr blaß und schmal, wendete sich ihm zu und stand, wie damals Hochbrunns Antlitz, scharf und fein auf dem sonnigen Hintergrunde des blühenden Gartens.

„Einen Moment nur," sagte sie. „Ich möchte Ihnen einige von Ihren Rosen für die Nachtreise schneiden, wenn Sie erlauben. Rosenduft ist so gut in der Schwüle."

„Meine Rosen? —

Ehe er richtig zum Worte kam, war sie bereits, sich unter dem emporgeschobenen Fenster bückend, in den Garten hinausgetreten.

Rasend hätte er werden können, wenn er sich ihre Worte nur wiederholte. — Seine Rosen! Da stand sie zwischen der leuchtenden Pracht, schnitt, hielt inne, legte die Hand vor ihre Augen und blieb so stehen, warf den Kopf auf und schnitt weiter. Der Strauß vergrößerte sich zusehends. „Herr und Gott! Als ob sie unsere gestorbene Liebe schmücken wollte!"

Das lief ihm so durch den Sinn — wär's ihm nicht zu schwer ums Herz gewesen, er hätte gelacht. „Unsere Liebe! Sie hat nichts einzusargen — aber ich!" —

Da war sie zurück. Ihre Wangen eine Spur gerötet, die Augen auch, und ein wenig feucht die Wimpern.

„Hier." Sie zeigte ihm ihren Strauß. „Ich setze ihn einstweilen ins Wasser. Sie haben noch zwei Stunden Zeit, aber Rosen

— es ist besser, man pflückt sie, eh' es dunkel wird."

Ob ihr das Symbolische ihrer eignen Worte aufgefallen war? Sein scharfes Auge sah, daß ihre Thränen auf seine Rosen tropften, die sie seitab in ein Glas stellte und dann aus dem Gießkännchen mit Wasser versorgte. Allein sie hatte doch seit Venedig gelernt. Völlig gefaßt kam sie ihm entgegen, denn er hatte sich erhoben und wollte ihr nachgehen, vom Drange getrieben, sie irgendwie zu trösten. Desto stärker sein Befremden über die Kälte ihres Ausdrucks, die eintönige Gelassenheit ihres Redens. An das Versteckspiel des Mädchenstolzes dachte er in seiner tiefen Erregung nicht. —

„Bitte, behalten Sie Platz," sagte sie. „Ihnen ist nicht wohl; ich seh's Ihnen an, und Sie müssen später anordnen, was man Ihnen zum Souper richten soll und welchen Wein. Es thut mir leid, daß ich gezwungen bin, noch Notwendiges mit Ihnen zu ordnen — geschäftlich, wegen des Hauses."

Er lehnte sich fest gegen den Fensterrahmen, um eine Stütze im Rücken zu haben. — Geschäftliches aus diesem Munde?

„Sie werden wissen — es handelt sich —" begann sie und stockte. „Haben Sie Kenntnis von den Klauseln — ich meine von den Rechten, die mir zugestanden sind?" fuhr sie fort und verbesserte sich, die Brauen zusammenziehend, abermals: — „Nicht Rechte — nur davon, daß ich mir etwas zur Erinnerung an — — an ihn ausbitten darf?"

„Es steht alles zu Ihrer freien Verfügung." — Kaum brachte er den Satz heraus, die Zunge klebte ihm am Gaumen.

„Nicht alles; aber vielleicht werde ich dennoch unbescheiden erscheinen. Ich wünsche mir den Armstuhl dort, in dem Sie gesessen haben, und des Onkels Portefeuille von seinem Schreibtisch, und dann noch —: es hängt droben in des Onkels Schlafzimmer ein Porträt von ihm — eine Skizze von Carolus Duran. Vielleicht ist sie sehr kostbar — zu kostbar. Ich habe nur Ansprüche in Werten —"

„Comteß Muschi! —" Sein ganzes Gesicht bebte, er machte eine Bewegung, als wolle er irgend etwas im Bereich seiner gesunden Hand niederschlagen, und sie blickte ihn darob an, starr und erstaunt:

„Vergebung, aber es muß doch sein. Man hat mir gesagt, daß Testamentsbestimmungen die peinlichste Ausführung erfordern. — — Bitte, lassen Sie mich gleich alles sagen — ich habe mich seit mehreren Tagen darauf vorbereitet, ich — man verliert den Faden so leicht." — Sie sah ihn nicht mehr an; die langen Wimpern der gesenkten Lider schlugen unruhig auf und ab und so vollendete sie:

„Noch ein Anliegen habe ich. — Falls Sie dies Haus nicht sofort — — ich will sagen: nicht sofort davon Besitz ergreifen —"

„Keine Rede!" fiel er ein, und seine Stimme klang unnatürlich. „Meine Stellung befriedigt mich in hohem Maße; ich denke für die nächsten Jahre nicht daran, sie aufzugeben. Höchstens, daß mich mein Urlaub einmal hierher führen könnte. Für jetzt muß ich dies Haus in die Hände eines Vertrauensmannes geben."

„So würden Sie mir noch eine Woche Gastrecht gewähren? Nur bis ich mein Eigentum ausgesondert und fortgeschafft habe. Das Mobiliar dieses Salons ist mein Eigentum mit Ausnahme — —. Darf ich Ihnen die auszunehmenden Gegenstände bezeichnen?"

Er stand noch gegen den Fensterrahmen gepreßt, aber er hatte ihr den Rücken zugekehrt und sah in die Rosenpracht hinaus, wundervoll im dunkelgelben Abendlichte. — Sie hatte sein Gesicht nicht sehen können, nicht wissen, was Zorn und Scham ihm in die Augen emportrieben! Eine glühende Flut wallte in ihm; Eisströme rannen ihm den Rücken hinab. — „Wenn Sie so wollen —" stieß er heiser heraus, — „dann ersuche ich um eine genaue Inventaraufnahme, damit ich ganz sicher gehe! —"

— — Keine Antwort kam. Ihm sauste es in den Ohren; die Brust schnürte es ihm zusammen, er hörte sein eignes Herz mächtige Schläge hämmern. — Dann als er endlich umblickte, weil er's nicht länger ertrug, stand sie, gerade aufgerichtet, am Schreibtisch, weiß wie die Wand, und die großen braunen Augen brannten ihr im Gesicht.

„Mir — diese Kränkung — — so grausam — !" sagte sie abgerissen. „— Und ich habe nur das Rechte gewollt; — Ihr

Recht und mein Recht —!" Sie hob die Hand, weil er zum Sprechen ansetzte, und gebot Schweigen. „Ich dachte — — es war alles Irrtum, was ich dachte! Sie haben mich nie erkannt — nie! Ich bin Ihnen nur ein Kind, das man erzieht — straft — und ich habe gelebt und gelitten: o, gelitten! — Und ich habe eine Seele — — und glaubte einen Trost zu haben —"

— — — — — — — —

Er konnte vor ihr nicht niederknieen und konnte keine verlangenden Arme ausbreiten, um sie freudig an sein Herz zu reißen. — Und doch lag sie, ihm hingegeben, an seinem Herzen, und sein gesunder Arm hielt sie dort, fester noch, als ihre beiden, weichen Arme um seinen Nacken ihn hielten.

„Mein Trost, mein alles! Warum muß Liebe blind sein?" fragte sie ihn endlich unter Thränen.

„Warum muß sie zweifeln?" fragte er zurück und küßte sie wie ein Verschmachtender. „Warum vermag sie nicht an sich selbst zu glauben? An ihre Macht über all die Armseligkeiten und Gebrechen des elenden Körpers? O, Kind, Kind! Besinne dich noch, halt mich nicht so fest! Was kann dir der hilflose Krüppel geben für deine Gabe?"

Sie atmete tief auf und ihre Augen blickten leuchtend, voll stolzer Liebe in seine.

„Du hilflos? Du mein Schuldner?" flüsterte sie und lehnte ihre Wange zart und vorsichtig gegen die Schulter seines lahmen Armes. Dann beugte sie sich auf die machtlose Rechte in der Schlinge nieder und küßte sie ebenso zart.

„Du mein Schuldner?" wiederholte sie, „— und bist uns dreien der Trost gewesen, dem teuren Papa und meinem zweiten Vater und mir? Was hab' ich dir bisher gegeben, dafür, daß du mich geleitet und gehalten hast mit der linken Hand da — und besser gemacht? Nichts! — und ich schäme mich —"

„Still, still!"

„Nein! Laß mich's gleich noch einmal sagen, daß ich mich schäme und sehr reuig bin und einsehe, was ich nicht einsehen wollte —"

„Was, geliebtes Kind?"

„Daß ich doch nur war, wie du mich jetzt genannt hast."

„Geliebt? Ja, bei Gott!"

„Nein — unwissend — ein Kind. O, vergib mir meine Blindheit, du einziger Trost, du mein Geliebter!"

„Und du mir meinen Unglauben —"

— — — — — — — —

Ob sie einander wohl vergaben in dieser ersten, heiligen Stunde ihres Glückes —?

— — — — — — — —



## Der Erwählte.

Zur Seite beim staubigen Tanze
Steht, wem die Feeen sich zeigen.
Ein Lächeln von eigenem Glanze,
Ein Lächeln des Glücks ist ihm eigen.

Kein Liebchen hat er am Arme,
Er baut nicht am eigenen Neste.
Ein Träumer ist er im Schwarme,
Ein Schweiger ist er beim Feste. — —

Da siehe, die Geigen verhallen,
Im singenden Wald wird Schweigen. — —
Nun ist er begnadet vor allen,
Er, dem die Feeen sich zeigen!

Frida Schanz.



Zur Erntezeit am Niederrhein.




Nach dem Gemälde von Hugo Mühlig.

# Eine Sommerfahrt nach den Shetlandsinseln.

Von

**Reinhold Fuchs.**

Mit vierzehn Zeichnungen von **Albert Richter.**



Die Shetländischen Inseln, höchst wahrscheinlich identisch mit der „Thule" des Pytheas von Massilia und des Tacitus und von ihren früheren norwegischen Besiedlern „Hialtland" (das hohe Land) oder auch „Hitland" genannt, bestehen aus 117 Eilanden von sehr verschiedener Größe und dehnen sich etwa in gleicher Höhe mit Bergen in Norwegen, zwischen den Orkneys und den Färöern, liegend, aus; auf ihrer Ostseite von der Nordsee, und auf ihrer Westküste von den Wogen des Atlantischen Oceans bespült. Wenn auch an Höhe weit hinter den Färöern zurückstehend, da sie sich nur in zwei Punkten über 300 Meter, und nur in einem (Ronas Hill) bis zu annähernd 450 Meter erheben, machen sie doch, namentlich im Vergleich zu den flacheren Orkneyinseln, an den meisten Stellen einen ziemlich imposanten Eindruck, so daß der Reisende, der sich ihnen nähert, ihren alten skandinavischen Namen des „hohen" Landes durchaus gerechtfertigt findet.

Das weitaus bedeutendste Eiland der Gruppe, Mainland genannt, hat die ansehnliche Länge von 87 km und mißt an der breitesten Stelle etwa 34 km, doch ist kein Punkt desselben mehr als 5 km von der Seeküste entfernt — ein deutlicher Beweis für die außerordentliche Häufigkeit und Tiefe der Meereseinschnitte, die, den norwegischen Fjorden vergleichbar, von allen Seiten ins Land eindringen und von den Shetländern als „Voes" bezeichnet werden. Außer diesen Voes, die meist vortreffliche Naturhäfen darstellen, finden sich noch fast unzählige sogenannte „Geos," enge Klippenschluchten, die oft in tiefe Höhlen auslaufen, welche meist nur bei ganz ruhigem Wasser von der Seeseite aus zugänglich sind. Im Verhältnis zu seinem Flächeninhalt (nicht ganz 27 deutsche Quadratmeilen) besitzt Shetland eine Küstenausdehnung von geradezu unglaublicher Länge, und in dieser Beziehung wird es wohl von keinem anderen Gebiete von gleicher Größe übertroffen. Außer dem Mainland gehören noch zwei größere Eilande, beide nordöstlich von dem ersteren gelegen, zu der Shetländischen Inselgruppe, nämlich Yell (27 km lang) und Unst (ca. 19 km lang), während Fetlar,



Abb. 1. Shetlands Ponies.



Abb. 2. Das Felsenkap Sumburgh Head mit Leuchtturm.

Whalsay, Bressay, Muckle Roe, Papa Stour, sämtlich nicht weit vom Mainland entfernt, an Größe, aber nicht an landschaftlicher Schönheit, erheblich hinter den erstgenannten zurückstehen. Am weitesten nach Osten, wie ein Wellenbrecher in die stürmischen Gewässer der Nordsee hineinragend, liegen die winzigen Felsinselchen der Out Skerries, und etwa 30 km vom nächsten Punkte des Mainlands entfernt, türmt sich die kühn geformte Sandsteinmasse von Foula (altnordisch Fuglve) empor, deren höchster Punkt, der Sneug, den Blick des Wanderers durch die Schönheit seiner Umrisse immer aufs neue gefangen nimmt.

Die Höhenzüge der übrigen Inseln zeigen, mit wenigen Ausnahmen, die sanftgerundeten Formen unserer deutschen Mittelgebirge, und Ronas Hill gleicht, von Süden gesehen, ganz außerordentlich dem erzgebirgischen Fichtelberge, freilich nur aus der Ferne, da ihm, wie den anderen shetländischen Hügeln, der charakteristische Schmuck unserer Gebirge, die hochragenden dunkeln Nadelwälder, vollständig fehlt.

Einen öden und traurigen Eindruck machen die langgedehnten shetländischen Hügelzüge und Thalmulden besonders an solchen Stellen, wo, wie es z. B. zwischen Lerwick und Scalloway vielfach geschehen ist, durch ausgedehnte Torfstiche die spärliche Vegetation fast völlig vernichtet ist und die gebleichten Gesteinstrümmer der festen Unterlage zwischen dem dunkelbraunen Moor und den düsteren Wasserlachen in trostloser Nacktheit zu Tage treten.

Übrigens ist vielfach auch an anderen Stellen der felsige Untergrund freigelegt, nämlich da, wo Bäche (hier burns genannt) mit starkem Gefälle dem nahen Meere oder den zahlreichen Landseen (lochs) entgegeneilen und sich zum Teil tiefe, steilrandige Rinnsale in den weichen Moorgrund gegraben haben. Diese oft mehrere Meter tiefen, häufig von überhängenden Uferwänden umsäumten Schluchten, die oft zu breit sind, um sie zu überspringen, tragen nicht wenig dazu bei, das Wandern über die fast stets völlig pfadlosen shetländischen Höhen zu einer äußerst mühsamen und

zeitraubenden Aufgabe zu machen, da sie oft weite Umwege über das weiche, bei jedem Schritt nachgebende Moor oder durch das hohe Heidekraut bedingen. Bedenkt man noch, wie weit hier meist die menschlichen Wohnstätten voneinander entfernt sind, und wie schwierig es ist, bei den oft plötzlich eintretenden Regengüssen ein schirmendes Obdach zu erreichen, wo überdies außer einem Trunke Wasser gewöhnlich keinerlei Stärkungsmittel zu erlangen sind, so braucht man sich kaum zu wundern, daß abseits von den fahrbaren Straßen in Shetland auch jetzt noch Touristen zu den seltenen Erscheinungen gehören, obgleich die Mühsale einer Wanderung hier oft durch überraschend schöne und umfassende Aussichten belohnt werden. Die meisten englischen und schottischen Vergnügungsreisenden (Ausländer verirren sich ja nur höchst selten in diese weitentlegenen Regionen) begnügen sich daher damit, auf einer Wagenfahrt von Lerwick nach Scalloway das Mainland zu durchqueren oder die interessantesten Küstenpunkte mit einem der kleinen Lokaldampfer aufzusuchen, welche jetzt wöchentlich zwei- bis dreimal die Verbindung zwischen den bedeutenderen Inseln bewirken. Für jeden, dem es nicht um eine genauere Kenntnis des Landes und seiner Bewohner, sondern nur um den bequemen Genuß landschaftlicher Schönheiten zu thun ist, empfiehlt sich diese Art des Reisens um so mehr, als fast alle malerischen Felspartien, an denen ja Shetland so überreich ist, sich in unmittelbarer Nähe der Küste, und zwar besonders der West- und Nordküste, befinden.

Schon Faira, das erste Eiland des Shetländischen Archipels, das der von Süden kommende Reisende sieht, bietet mit seinen trotzig emporgetürmten Klippenwänden und seinem schöngegipfelten, mehr als 220 Meter über dem Meeresspiegel aufragenden Wardhill (= Wachthügel, ein in Shetland und Orkney sehr häufiger Name) einen überaus fesselnden Anblick und lockt, gleich einer Sireneninsel, den des lärmenden Stadtgetriebes müden Naturfreund zu einem längeren Besuche.

Wenn dieser Lockung nur selten nachgegeben wird, so liegt der Grund darin, daß die Landung auf Faira, die nur mittels kleiner Boote bewerkstelligt werden kann, ziemlich umständlich und unbequem, daß das Unterkommen und die Verpflegung auf der nur 214 Einwohner zählenden, wirtshauslosen Insel sehr primitiv und daß endlich die Zeit der Abreise ziemlich unbestimmt ist; der Fremde kann bei stürmischem Wetter unter Umständen wochenlang an dieses „Patmos der Nordsee" gebannt bleiben,



Abb. 8. Das Eiland Mousa mit dem Wartturm der Picten.

weil dann ein Anlegen an dem in einer Entfernung von zwei bis drei Kilometer an der Insel vorüberfahrenden Dampfer leicht zur Unmöglichkeit wird. — Fair Island (das Fridarey der nordischen Sage; der jetzige Name bedeutet „Schafsinsel") war vor der Errichtung der beiden Leuchttürme, welche es jetzt im Westen und im Osten schmücken, ein Schauplatz häufiger Strandungen, unter denen für uns Deutsche besonders die des Bremer Dampfers „Lessing," mit 465 Auswanderern an Bord, am 23. Mai 1868, von Interesse ist. Der „Lessing" rannte in einer nebligen Nacht in den engen, von 95 Meter hohen Felswänden eingeschlossenen Claver Geo und wurde zum vollständigen Wrack, seine Mannschaft und Passagiere wurden jedoch sämtlich von den wackeren Insulanern gerettet. Von früheren Schiffbrüchen, die hier stattgefunden haben, ist der berühmteste der einer Galleone der spanischen Armada, des „Gran Grifon," die von dem Admiral Juan Gomez de Medina befehligt wurde. Der Name des spanischen Befehlshabers führte zu einer Verwechselung mit dem des Oberbefehlshabers der gesamten Flotte, des Herzogs von Medina Sidonia, doch ist es urkundlich erwiesen, daß dieser den Boden von Fair-Island niemals betreten hat. Die Strandung des spanischen Orlogschiffes (im September 1588) gab unserem berühmten Landsmanne Wilhelm Jensen den Anlaß zu einer seiner schönsten erzählenden Dichtungen „Faira" (in „Vor Sonnenwende," Breslau, Schottländer), die nicht nur durch ihren Inhalt ergreifend, sondern auch durch die Kraft und Treue der landschaftlichen Schilderungen hervorragend ist. —

Bei klarem Wetter sind von Faira aus das südliche Ende von Mainland, das steile, von einem Leuchtturm gekrönte Felsenkap Sumburgh Head (Abb. 2), sowie der entferntere, aber bedeutend höhere Bergrücken von Fitful Head deutlich zu erkennen; wir aber mußten, da der Horizont etwas von Nebel verhüllt war, noch etwa eine Stunde lang nordwärts steuern, bis wir diese beiden, als Scenerie von Walter Scotts „Pirat" berühmt gewordenen Punkte in Sicht bekamen. Die Felspartien, welche den Fuß von Sumburgh Head umrahmen und von zahlreichen Seevögeln umschwärmt werden, sind wild zerrissen und verraten deutlich die ungeheure zerstörende Kraft der brandenden Meereswogen, welche hier noch durch eine heftige, für kleinere Fahrzeuge mitunter verhängnisvolle Strömung, den sogenannten Roost of Sumburgh, verstärkt wird. — Noch mehrere Stunden lang fährt von hier aus der Dampfer ziemlich nahe an der Ostküste von Mainland entlang, fortwährend interessante Blicke auf die von Süden nach Norden streichenden, zwischen 80 und 300 Meter hohen dunklen Höhenzüge der Insel gestattend, unter denen außer Fitful Head der Ward of Scousburgh, ferner Bonxie-Hill und die Clift-Hills am meisten hervorragen. Bald, nachdem wir das steile Vorgebirge No-Neß umschifft haben, tritt dicht zu unserer Rechten das kleine, ziemlich flache Eiland Mousa hervor, das eines der interessantesten Denkmale der Vor-

Abb. 4. Die Felsenthore bei Bressay.

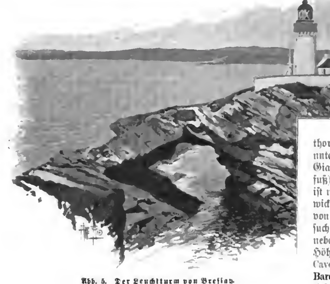


Abb. 5. Der Leuchtturm von Bressay.

thore, deren höchstes unter dem Namen des Giant's Leg (Riesenfuß) (Abb. 4) bekannt ist und häufig von Lerwick aus als das Ziel von Segelfahrten besucht wird. Dicht daneben dringt eine Höhle, die Orkneymans' Cave oder Cave of the Bard genannt wird, tief in die Felswand ein. Das Felsendach

zeit von Shetland, den sogenannten Brough (oder Broch) of Mousa, einen runden, noch ziemlich wohlerhaltenen Wartturm von bedeutendem Umfange, trägt, dessen Errichtung, wie die mehrerer anderer ähnlicher Befestigungen in Orkney und Shetland, dem Volke der Picten zugeschrieben wird (Abb. 3). Der Turm ist, wie ein ganz ähnlicher, aber weit mehr verfallener in der Nähe von Lerwick, aus einer Art dicker Schieferplatten und ohne Anwendung von Mörtel erbaut und weist in seinem über 5 Meter starken Mauerwerke ein nicht ohne Geschick angelegtes System von bienenkorbähnlichen Kammern und Treppengängen auf, die den Bewohnern, resp. Verteidigern, einen zwar ziemlich unbequemen, aber doch recht sicheren Zufluchtsort gewährten, da der niedrige, am Boden befindliche Eingang leicht durch Steinblöcke versperrt werden konnte.

Nachdem wir noch an der weit nach Osten vorspringenden Landzunge Helli-Neß vorübergedampft sind, treten im Norden der schöngegipfelte Ward of Bressay (233 Meter) und die fast senkrechten Sandsteinwände des Bard und des Ord von Bressay immer imposanter hervor; hier befinden sich einige prächtige, flutdurchrauschte Felsen-

dieses „Helyrs“ (der shetländische Name für solche Seehöhlen) bildet, wie wir bei dem Scheine der Fackeln erkennen, ein Gewölbe von ganz bedeutender Höhe; die Wände zeigen hier und da sehr schöne Färbungen, und der Wiederhall der am Eingange brandenden Wogen erzeugt ein gewaltiges, dumpfes Tosen, welches den Eindruck der düsteren und großartigen Scenerie noch erheblich vermehrt.

An dem schmucken, durch seine schneeweißen Umfassungsmauern auch bei Tage weithin erkennbaren Leuchthause von Bressay (Abb. 5) vorüber steuern wir nun in den tiefen, selbst den größten Schiffen einen sicheren Ankerplatz gewährenden Sund von Bressay hinein, an dessen westlichem Gestade, amphitheatralisch aufgebaut, sich das schmucke Städtchen Lerwick (Abb. 6), bei weitem die bedeutendste Ortschaft in Shetland, als freudig begrüßtes Ziel unserer Seefahrt zeigt. Bald befinden wir uns auf dem gutgehaltenen Steinplattenpflaster von Commercial Street, der von zahlreichen Kaufmannsläden umsäumten Hauptstraße der shetländischen Kapitale, die einen recht stattlichen Eindruck macht.

In den Kaufläden sind alle nur denk-

baren Bedarfsartikel für Seeleute und Fischer zu haben, und mehrere Buchhandlungen sorgen für die geistige Nahrung der Bevölkerung, die, obwohl zum großen Teile gewiß nichts weniger als wohlhabend, doch ziemlich viel auf Eleganz der äußeren Erscheinung zu halten scheint. Schon Christian Ployen, dem Statthalter der Färöer,*) der vor mehr als fünfzig Jahren Shetland bereiste, fiel diese Thatsache, sowie das Fehlen einer eigentlichen Nationaltracht auf. So viele Veränderungen in dem rasch aufblühenden Lerwick (1861 nur 3000 Einwohner, jetzt ca. 4600!) auch stattgefunden haben mögen, so entspricht es doch auch jetzt noch ziemlich genau der Beschreibung des dänischen Beobachters:



Abb. 6. Ansicht der Stadt Lerwick.

„Die Stadt selbst ist sehr unregelmäßig, wenn man sie mit anderen Städten Europas vergleicht ... In Lerwick scheint jeder einzelne sein Haus gebaut zu haben, wann und wie es ihm beliebte, doch bilden die vielen hübschen Gebäude, die wohlgepflegten Gärten und der geschäftige Hafen eine sehr ergötzliche Scenerie." — Eigentümlich erscheint besonders dem ankommenden Fremden der Umstand, daß eine große Zahl von Gebäuden sich unmittelbar aus dem Meere erhebt, so daß man vom Fenster aus angeln oder von der Hofthür aus ein Boot besteigen kann. Lerwick ist vor allem auf den Fischhandel angewiesen, der in den letzten zwanzig Jahren in Shetland einen gewaltigen Aufschwung genommen hat, und dessen Produkte jetzt zum nicht geringen Teile nach unseren Ostseehäfen Stettin, Danzig und Königsberg gehen (Abb. 7). Während sich im XVII. und XVIII. Jahrhundert die Fischerei fast ganz in den Händen der Holländer befand, die mitunter vier- bis fünfhundert ihrer plumpgebauten, aber seefesten Kuffen im Bressaysunde liegen hatten, und denen auch Lerwick selbst seine Entstehung verdankt, wird dieser wichtige Erwerbszweig jetzt fast ausschließlich von schottischen oder von shetländischen Unternehmern betrieben. Die Bürger von Lerwick selbst sind im Besitze von gegen hundert wohlausgerüsteten Segelfahrzeugen, die sogar aus den Gewässern von Färöe und Island Jahr für Jahr eine reiche Beute von Schellfischen mit heimbringen und im August dem Heringsfang in der Nähe ihrer heimatlichen Küsten obliegen. Während die Heringe größtenteils nach Schottland (Peterhead, Aberdeen, Leith) sowie nach Deutschland versandt werden, bildet Spanien den besten Markt für die Schellfische, die dort während der Fastenzeit in großen Mengen verzehrt werden.

In Lerwick ist auch gute Gelegenheit vorhanden, einen eigentümlichen shetländischen Erwerbszweig, nämlich die Herstellung von wollenen Shawls und Strumpfwaren, die hier fast überall als Hausindustrie betrieben wird, kennen zu lernen. Eine ganze Reihe von Geschäften beschäftigt sich

*) Verfasser von: „Reminiscences of a Voyage to Shetland, Orkney and Scotland," engl. von Miß C. Spence, Lerwick 1894.

mit dem Vertrieb dieser Artikel, die wegen der Zartheit und Weichheit der Shetlandwolle sich eines sehr guten Rufes erfreuen.

Die nähere Umgebung von Lerwick bietet viele hübsche Spaziergänge und interessante Ausblicke auf den Bressaysund sowie auf die Nordsee dar; namentlich fesselt der Wardhill von Bressay, welcher der Stadt gegenüberliegt, das Auge immer aufs neue durch seine schöne regelmäßige Pyramidenform. Liebhaber von Kletterpartien können ihre Geschicklichkeit an dem sogenannten Knab, einem steilen, an mehreren Stellen fast senkrechten Felsenvorsprung in unmittelbarer Nähe der Stadt erproben.

Außer der schon erwähnten Segelfahrt nach dem Giant's Leg und der Höhle des Bard erfreut sich der etwas längere Ausflug nach dem Noup of Noss, einem nahezu 180 Meter hohen, von zahlreichen Seevögeln bewohnten Felskap auf der dicht hinter Bressay liegenden Insel Noß, der größten Beliebtheit. An der südöstlichen Ecke von Noß, welcher ein gegen 45 Meter hoher, senkrecht abstürzender Holm von geringer Oberfläche vorgelagert ist, befand sich früher eine der Hauptsehenswürdigkeiten von Shetland, nämlich die sogenannte „Cradle (Wiege) of Noss.“ Diese Vorrichtung bestand aus einem viereckigen Kasten, der an zwei über den Abgrund gespannten Tauen befestigt war und dazu diente, in jedem Sommer einige Schafe auf den Holm zu befördern, wo sie eine treffliche Weide fanden, sowie die Eier und Jungen der Seevögel zu rauben, welche auf dem sonst unzugänglichen Felsen nisteten.



Abb. 7. Das Verpacken der Heringe in Lerwick.

Auch für weitere Ausflüge auf dem Mainland und den benachbarten Inseln ist Lerwick ein trefflicher Ausgangspunkt, da von dort aus sehr gut gehaltene Straßen nach Süden, Westen und Norden führen



Abb. 8. Shetland-Ponies. Stute mit Fohlen.

und auch die wöchentlich zweimal nach Yell und Unst laufenden Lokaldampfer am dortigen Pier anlegen. Wem es darum zu thun ist, Studien über den shetländischen Ackerbau zu machen, dem ist ein Ausflug nach den Distrikten Cunningsburgh und Dunroßneß (südlich von Lerwick) zu empfehlen, welche sich durch ihre — allerdings nur relative — Fruchtbarkeit auszeichnen, während in Beziehung auf landschaftliche Schönheiten eine längere Wanderung nach Norden reicheren Genuß gewährt. Schon während der ersten Stunden bieten sich auf dieser, da die Landstraße anfangs ziemlich hoch liegt, schöne Blicke auf die von Nordosten tief ins Land einschneidenden Buchten Dales-Voe, Laxfirth- und Waddbister-Voe. Dann folgt eine etwas eintönige Gegend, in der man oft stundenlang keinem Menschen, aber zahlreichen Ponies begegnet, die mit ihren langen Mähnen und Schweifen und ihrem oft recht zottigen Fell einen eigentümlichen und oft drolligen Anblick gewähren und den einsamen Wanderer mit neugierigen, klugen Augen mustern (Abb. 1 u. 8). Auf die Zucht dieser außerordentlich gegen die Unbilden der Witterung abgehärteten Miniaturpferdchen wird seitens einiger Großgrundbesitzer (namentlich des Lords von Londonderry) große Sorgfalt verwendet, und die Preise für echte Shetlandponies sind seit einem halben Jahrhundert ganz beträchtlich gestiegen; jetzt werden besonders schöne Exemplare mit 200, ja selbst 400 Mark und mehr bezahlt, während früher, wie mir eine alte Dame versicherte, ein recht hübsches Reitpony schon für 40 bis 50 Mark zu erstehen war.

Vor der Anlage von Wegen und Straßen (die größtenteils nicht älter als etwa dreißig Jahre sind) war das Pony für den Shetländer ebenso unentbehrlich, wie für den Araber das Kamel, und noch Alexander Ziegler, der Shetland im Jahre 1859 besuchte, war genötigt, sich desselben zu bedienen, als er über die „fahle, wilde Moor- und Heidegegend“ zwischen Lerwick und Scalloway trabte, über die man jetzt bequem im Omnibus auf glatter Chaussee dahinfährt.

Außer Ponies und Schafen, sowie Seevögeln, verschiedenen Falkenarten und Krähen erblickt der Wanderer in Shetland nur selten Tiere im Freien, und selbst die Sperlinge schienen mir an den meisten Stellen nicht besonders häufig zu sein. Dann und wann läßt sich auf den einsamen Moorländereien der klagende Ruf des Regenpfeifers vernehmen; seltener sieht man eine Lerche in die Lüfte steigen, deren jubelnder Gesang einen merkwürdigen Gegensatz zu der tiefernsten Landschaft bildet. Steinschmätzer sah ich namentlich in Unst ziemlich häufig; unsere kleinen gefiederten

Wald- und Gartensänger sind, wofern sie überhaupt in Shetland vorkommen, doch gewiß äußerst selten, was bei dem gänzlichen Mangel an freiwachsenden Bäumen und Sträuchern leicht zu erklären ist. Bäume bemerkte ich in Shetland nur an drei Punkten, und zwar stets an Stellen, wo sie durch Häuser und Mauerwerk geschützt waren, nämlich bei einem Landhause an dem kleinen See von Clickhimin bei Lerwick, ferner in einem Garten in Scalloway und endlich bei Halligarth, dem Wohnsitze der Familie Edmondston in Unst.

Die Pflanzenwelt macht entschieden einen dürftigen Eindruck, denn wenn auch die Zahl der Arten (vorwiegend nordischen, resp. norwegischen Charakters) keine geringe ist, so sind doch nur wenige häufig genug, um dem Nichtbotaniker aufzufallen. Unter diesen sind besonders die verschiedenen Arten des Heidekrautes (darunter die schöne Glockenheide), das fast alle Hügel überzieht, und die blaue Scilla verna, die freilich im Juli bereits verblüht ist, hervorzuheben. Eine gute Übersicht über die shetländische Fauna und Flora findet sich in John Tudors Buch „The Orkneys and Shetlands," wohl überhaupt dem besten und ausführlichsten Werke, das über diese beiden Inselgruppen geschrieben worden ist.

Von Fischen, die in den zahlreichen Süßwasserseen und Bächen vorkommen, sind besonders die wohlschmeckenden Forellen zu erwähnen, denen von den Eingeborenen mit Netzen und von den englischen Sportsmen mit der Angel eifrig nachgestellt wird.

Zahlreicher als die Landsäugetiere, von denen eigentlich nur das Kaninchen und der Otter häufig auftreten, sind die warmblütigen Bewohner des Oceans, also die Seehunde und Wale, obgleich sich ihre Menge gegen früher ganz bedeutend vermindert hat. Selbst in Selchie-Geo in dem einsamen Foula, wo früher die Seehunde (shetl. selkies) außerordentlich häufig waren, sind sie jetzt sehr selten geworden, und nur einmal, auf der Fahrt nach Unst, in der Nähe von Fetlar, war es uns vergönnt, eine Anzahl von ihnen in den Wogen spielen zu sehen. Auch Walfische, deren größere Arten allerdings auch früher sich nur vereinzelt an die Küsten Shetlands verirrten, kommen jetzt nicht mehr allzu oft vor, doch sind Schwärme von sogenannten Ca'ing Whales oder Grindwalen (Delphinus deductor) auch in den letzten Jahren noch mehrfach gesehen und erbeutet worden.

Mag es auch dem Fremden, der sich nur kurze Zeit in Shetland aufhält, nur ausnahmsweise vergönnt sein, eines von den „Ungeheuern der Tiefe" ansichtig zu werden oder gar seiner Erbeutung beizuwohnen, so bieten doch die nördlichen und



Abb. 9. Die Drongs, Klippen in der St. Magnusbai.

westlichen Küstengegenden des Mainlands auch ohnedies soviel des Bemerkenswerten, daß kein Naturfreund es bereuen wird, sie, wenn auch unter einigen Mühsalen und Entbehrungen, aufgesucht zu haben.

Zu diesen Stellen gehört vor allem die herrliche St. Magnusbai mit ihren Seitenarmen, unter denen vielleicht Olnafirth-Voe der schönste ist, der, von hohen, steilen Gneiß- und Dioritwänden umrahmt, mit seiner schmucken Fischereistation im Hintergrunde und mit dem frischen Grün einiger sanfter geneigter Uferstellen ein verkleinertes Abbild eines norwegischen Fjords

Noch schöner und abwechselungsreicher ist allerdings die Umgebung von Hillswick, die ich überhaupt für die landschaftlich hervorragendste Gegend von Northmavine, dem interessantesten Teile von Mainland, erklären möchte.

Schon die überhängenden Chloritschieferfelsen der Heads of Grocken, die bereits von Hillswick aus sichtbar werden, sind höchst sehenswert, doch in noch weit höherem Grade sind dies die Drongs, eine messerscharf zugespitzte isolierte Klippenpartie, die sich aus den Wassern der St. Magnusbai erhebt und fast einem unter vollen Segeln



Abb. 10. Der Felsenturm Gordie Stack in der St. Magnusbai.

zu sein scheint. Wenige Meilen nordwärts von Olnafirth, dicht hinter der weit am Ufer hingedehnten Gemeinde von Brae, überschreiten wir die schmalste Stelle des Mainlands, den sogenannten Mavir's Grind, wo von Westen her die Gewässer der St. Magnusbai und von Nordosten her die des stillen, herrlichen Sulem-Voe, der von hier aus einem landumschlossenen Binnensee gleicht, fast ineinander fluten, so daß Boote von der Nordsee aus mit geringer Mühe über Land in den Atlantischen Ocean gezogen werden können. Felsen und Wasser bilden hier in innigem Verein eine höchst wirkungsvolle, wenn auch düstere Scenerie.

fahrenden Schiffe gleicht, sowie Gordie Stack, ein kühn gegipfelter Felsenturm, der an die Spitzen der Tiroler Dolomitberge erinnert und wohl noch nie von eines Menschen Fuß betreten worden ist (Abb. 9 u. 10).

Weiter nach Westen taucht die kleine Insel Doreholm aus den Fluten, die von einem 150 Meter breiten Felsenthor durchbrochen wird (Abb. 11), und ganz im Süden schwimmen, in den blauen Duft der Ferne gehüllt, die Höhen von Foula über den Fluten des Atlantischen Oceans, der hier zu Zeiten eine donnernde, rasende Brandung gegen die wahrhaft ehern erscheinenden Ge-

stade wälzen mag, an dem prachtvollen Sommerabend indes, als ich auf den Höhen von Hillswick-Neß stand, wie ein schlummernder, kaum leise atmender Riese zu meinen Füßen ruhte.

Kehren wir von Hillswick mit dem Dampfer nach Süden zurück, so bieten sich uns an den Steilküsten der Inseln Muckle-Roe und Papa-Stour (sowohl muckle wie stour, aus dem Altnordischen stammend, bedeuten „groß"), sowie am Gestade von Walls, dem Art Zwingburg errichten ließ. Von Scalloway aus können wir entweder auf der gutgehaltenen, über mehrere hohe Hügelketten führenden Landstraße direkt nach Lerwick zurückkehren oder einen lohnenden Umweg durch das breite und fruchtbare Thal von Tingwall machen, wo sich während der Zeit der norwegischen Herrschaft die oberste Gerichtsstätte Shetlands befand, die auf einem kleinen Inselchen in einem hübschen Landsee lag.

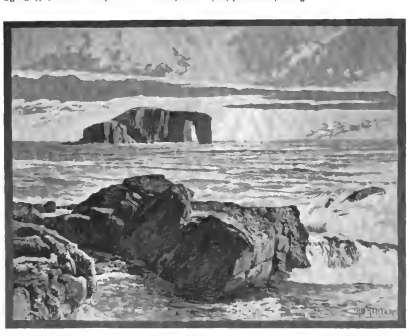


Abb. 11. Blick auf das Felsenthor von der Insel Doreholm.

westlichsten Kirchspiel des Mainlandes, noch eine große Anzahl entzückender Blicke.

Scalloway, die ältere „Hauptstadt" von Shetland, wo wir von Hillswick aus nach etwa vierstündiger Fahrt eintreffen, macht, mit Lerwick verglichen, den Eindruck einer gefallenen Größe und weist eigentlich nur ein nennenswertes Gebäude auf, nämlich die Ruine des Schlosses (Abb. 12), welches der als grausamer Tyrann im übelsten Angedenken stehende Graf Patrick Stewart, der endlich auf dem Schafott den Lohn seiner bösen Thaten erntete, im Jahre 1600 als eine

Während der Besuch von Foula, den man am besten von Walls aus unternimmt, nur solchen Reisenden anzuraten ist, die frei über ihre Zeit verfügen, ist ein Ausflug nach Unst, dem nördlichsten Eiland der Shetlandgruppe, von Lerwick aus sehr bequem ins Werk zu setzen, da eine zweimalige, wöchentliche Dampferverbindung nach den „Nordinseln" besteht. Die Fahrt nach Unst, die uns erst an der Ostküste von Mainland, dann am Gestade der Insel Yell entlang führt, bietet allerdings im Vergleich mit der von Hillswick nach Scalloway wenig

Bemerkenswertes, und zunächst macht auch Unst selbst, wenn wir im Hafen von Baltasound einlaufen, keinen besonderen Eindruck, da es im Süden und Osten verhältnismäßig flach ist. Wandern wir jedoch von der freundlichen Ortschaft Baltasound aus einige Stunden nordwärts (wobei wir gut thun, etwas Proviant und eine wohlgefüllte Feldflasche mitzunehmen), so ändert sich, nachdem wir die steile Kette der „Heogs“ überschritten und das Nachbardorf Haroldswick hinter uns gelassen haben, der Charakter der Landschaft immer mehr; langen wir endlich nach äußerst mühsamem Anstieg über pfadloses Moor auf dem mit einem „Steinmandl“ gekrönten Gipfel von Saxavordhill (293 Meter) an, so bietet sich uns ein Panorama von überraschender Großartigkeit dar, bei dessen Anblick wir bald alle Wandermühen vergessen. Der ungeheure Meereshorizont, der sich nach Osten und nach Norden vor uns ausbreitet, macht in Verbindung mit der tiefen, lautlosen Einsamkeit unseres erhabenen Standpunktes einen geradezu überwältigenden Eindruck, und schauen wir nach Süden und Osten, so tauchen Klippen über Klippen und Inseln über Inseln aus den Fluten auf, in deren Gewirr wir uns erst langsam mit Karte und Kompaß zurechtzufinden vermögen. Von Südwesten her grüßt uns, über das flachere Yell herüber, der wohlbekannte dunkle Rücken von Ronas-Hill (Abb. 13), und schier endlos ziehen die schwarzblauen Hügelrücken des Mainlands nach Süden, wo am äußersten Horizonte die schöne Spitze des Wardhills von Bressay heraufdämmert, während etwas weiter östlich die zackigen Klippengrate der Out Skerries und die furchtbaren Steilwände der Nordküste von Fetlar herüberwinken. In nordwestlicher Richtung, dem Steilkap von Hermaneß vorgelagert, welches der tiefe, von senkrechten Felswänden umschlossene Voe von Burrafirth von unserem Standpunkte trennt, erhebt sich eine Reihe von wildzerrissenen Holmen, von weißer Brandung umsäumt, deren einer, Muckle Flugga genannt, einen Leuchtturm auf seinem Rücken trägt, die nördlichste menschliche Wohnstätte in den europäischen Besitzungen Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien. Nur bei ganz ruhiger See ist es möglich, dort zu landen, und mit welcher Wut hier zuweilen die entfesselten Elemente rasen, wird durch die fast unglaubliche, aber verbürgte Thatsache bewiesen, daß im Winter des Jahres 1854, kurz nach der Errichtung einer provisorischen Leuchte, die eiserne Thür des neben derselben befindlichen Vorratshauses von den Wellen gesprengt und selbst die Laterne des Turmes durch die Brandung gefährdet wurde, obwohl sich der Fuß dieses Bauwerkes nahezu 60 Meter über dem mittleren Wasserstand befindet! Die drei Leuchtturmwächter, die man wohl mit Jensens Worten als „der Erdbewohner letzte“ bezeichnen könnte, sollen eigentlich



Abb. 12. Die Ruine des Schlosses in der Hauptstadt Scalloway.



Abb. 13. Der Höhenrücken von Ronas-Hill.

alle sechs Wochen abgelöst werden, doch kann es in der rauhen Jahreszeit leicht vorkommen, daß sie zwei bis drei Monate auf ihrem Felsen verweilen müssen, wo übrigens für ihre Unterhaltung durch eine hübsche, dann und wann umgewechselte Bibliothek nach Möglichkeit gesorgt ist.

Auf Hermaneß, dem etwa hundert Meter niedrigeren Nachbarhügel von Saxavord, hat man die beste Gelegenheit, einen sogenannten „Vogelberg" zu beobachten, indem dort an einer senkrechten Felswand viele Tausende von Puffins (einer kleinen Art von Alken) brüten, die mit drolliger Grandezza reihenweise auf allen Leisten und Vorsprüngen des Gesteins hocken und, wenn sie gestört werden, mit wahrhaft betäubendem Geschrei in schwirrendem, nachtfalterähnlichem Fluge myriadenweise die Luft erfüllen.

Der düsteren Natur ihrer Heimat entsprechend, scheinen die Bewohner von Unst im allgemeinen noch ernster und wortkarger zu sein als die der übrigen Shetlandinseln, sicher aber ist fast allen Shetländern ein ziemlich hoher Grad von Selbstbewußtsein eigen, ein Erbteil ihrer norwegischen Ahnen, die im IX. Jahrhundert das „Hitland" auf ihren Wikingerfahrten entdeckten und besiedelten, und welche von Harald Harfager, dem ersten Herrscher über das gesamte Norwegen (863—933), in blutigen Kämpfen besiegt und unterworfen wurden. Fortan stand das Land unter mehr oder minder unabhängigen norwegischen Jarlen (Grafen), über deren Thaten und Schicksale mehrere altnordische „Sagas," vor allem die auch ins Englische übersetzte Orkneyinga-Saga, berichten. Erst im Jahre 1468 fiel Shetland als Heiratsgut der Prinzessin Margaretha, der Tochter des Königs Christian I., an die schottische Krone, doch wurde es nicht förmlich abgetreten, sondern nur an König Jakob III. verpfändet. Unter der schottischen Herrschaft kamen sowohl die einheimischen Gesetze wie auch die norwegische Sprache allmählich außer Gebrauch, doch wurde noch bis ins vorige Jahrhundert eine Mischsprache, aus dem Altnordischen und Englischen gebildet, das sogenannte „Norsisch," hier gesprochen; auch jetzt haben sich in Shetland noch so viele Reste des alten Idioms erhalten, daß ein junger dänischer Gelehrter im Verlaufe von zwei Jahren mehrere tausend Worte skandinavischen Ursprungs zu sammeln vermocht hat.

Von den Veränderungen, welche unter der schottischen Herrschaft stattfanden, war ohne Zweifel eine der einschneidendsten die Unterdrückung der Freibauern, der sogenannten „Udaller," welche sowohl der schottische Adel als die Bischöfe mit rücksichtsloser Energie und mit solchem Erfolge betrieben, daß seit langer Zeit das englisch-schottische Pächtersystem mit allen seinen Nachteilen und Härten auch in Shetland besteht; erst in neuerer Zeit ist es durch humanere Gesetzesbestimmungen gemildert worden, die darauf abzielen, auch dem minder bemittelten „tenant" (Pächter) den Erwerb eignen Landes zu ermöglichen. Auch hier haben wie in Schottland viele Großgrundbesitzer, denen oft ganze Inseln (z. B.

Roß, Fetlar, Faira) gehören, die Neigung, das Ackerland in Viehweiden zu verwandeln, und an vielen Stellen hat man den traurigen Anblick verlassener, in Ruinen liegender Pächterhütten. Unter diesen Umständen hat die betrübende Thatsache nichts Befremdendes, daß trotz des großen Aufschwunges der Fischerei die Einwohnerzahl der Inseln ganz erheblich abgenommen hat (von 1861 bis 1881 von 31 670 bis auf 29 709!) und daß verhältnismäßig nur wenige Shetländer in ihre Heimat zurückkehren, obwohl sie derselben im Herzen meist innig zugethan bleiben. Von Feldfrüchten werden in ist in Lerwick, Scalloway und Baltasound gut, an mehreren anderen Punkten leidlich gesorgt, und ein anspruchsloser Tourist oder Maler, der des Englischen kundig ist, würde fast überall wenigstens eine Schlafkammer und die landesübliche einfache Kost erhalten, da Ungastlichkeit nicht zu den Untugenden der Shetländer gehört und ein kleiner Nebenverdienst von den praktischen, aber biederen Insulanern durchaus nicht verschmäht wird.

Alles in allem können wir etwas abgehärteten Touristen, welche die Unannehmlichkeiten einer etwa achtzigstündigen See-



Abb. 14. Muckle Flugga mit dem Leuchtturm.

Shetland Gerste, Hafer, Rüben, Kartoffeln und Flachs angebaut, welche natürlich bedeutend später als bei uns reifen, obwohl die mittlere Jahrestemperatur 6° R. beträgt, also nur wenig hinter der unserigen zurücksteht. Die Winter sind, da der Golfstrom die Küsten bespült, ziemlich mild, und der Schnee bleibt selten lange liegen; die Sommer sind dagegen meistens kühl (im Mittel 9° R.), und starke Kleidung, sowie das Mitnehmen von Regenmänteln oder wasserdichten Plaids ist namentlich an Bord der Dampfer, sowie bei längeren Segelfahrten auch im Hochsommer anzuraten. Für Unterkommen und Verpflegung reise (40 bis 47 Stunden Hamburg—Leith und 35 bis 38 Stunden Leith—Lerwick) nicht scheuen und imstande sind, dem großstädtischen Komfort auf einige Zeit ohne Kummer zu entsagen, den Besuch dieser zum Teil so schönen und großartigen Inseln, wo die ungestörteste Ruhe und die reinste, erquickendste Seeluft das vom modernen Daseinskampf erschöpfte Nervensystem aufs neue stärken und beleben, nicht genug empfehlen. Wir sind sicher, daß kein Freund einer wildursprünglichen, erhabenen Meeres- und Felsenscenerie unbefriedigt von den buchtenreichen Gestaden der „Ultima Thule“ in die Heimat zurückkehren wird.



Das Kasino und der Garten von Monte Carlo.

# Hinter den Coulissen von Monte Carlo.

Von

**Alfred Holzbock.**

(Abdruck verboten.)

Monte Carlo! Was die Natur Großes und Schönes, was das Glück seinen ihm rastlos nachlaufenden Jägern bieten kann, was die menschliche Leidenschaft sucht und fast niemals findet, das alles vereint sich in diesem kleinen, vom Meer umspülten, von Felsen umgebenen und vom blauen Himmel überspannten Paradies.

Im Kasino und vor dem Kasino, auf diesen paar Metern spielt sich das ganze Leben und Treiben von Monte Carlo ab, dieser Auszug von höchstem Raffinement und höchster Dummheit. — Vor dem Kasino sind gleichfalls als warnende Filialen der alles verschlingenden Spielbank jene eleganten Hotels errichtet, welche auf die Dummheit spekulieren.

Das Hotel de Paris, in dem die hervorragendsten Spieler wohnen und infolgedessen hin und wieder einige interessante Selbstmorde vorgekommen sein sollen, ist Eigentum der Kasinogesellschaft, d. h. jener Societät, welche Pächterin der Spielsäle ist. Sie hat natürlich das größte Interesse daran, den Fremden den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, und traf daher die Verfügung, daß mindestens je 200 Dejenner- und Dinercouverts à la table d'hôte zum Preise von 4 resp. 6 Francs serviert werden. Wer zu Hause durchaus erzählen möchte, er habe in Monte Carlo im Hotel de Paris diniert, der mache von dieser Vergünstigung den ausgiebigsten Gebrauch. Das eigentliche Dinertreiben entwickelt sich freilich nicht im Table d'hote-Raum, sondern in den unteren Speisesälen, wo die Preise auf der Karte nicht angegeben sind und man schon für 50 Francs

ein leibliches Diner erhalten kann. Man speist hier wirklich, allerdings für horrende Preise, allerersten Ranges, allein das Geld, dem man in Monte Carlo als höchstes Ideal nachjagt, hat ja außerhalb des Spielsaales nur eine geringe Schätzung; was kommt es auch darauf an, wenn man drinnen um Tausende spielt, ob man draußen für ein Diner 5 Francs oder 100 Francs zahlt? — — — — — — — —

Der officielle Titel der Spielgesellschaft lautet: „Société des Bains de Mer et Cercle des Étrangers," und dieser vertrauensvoll klingende Titel, der so viel Gesundheit und Anregung verspricht, muß äußerlich durch bestimmte Aufnahmeformalitäten gewahrt werden. Auf Grund einer höchst amtlichen Legitimation, nämlich einer Visitenkarte, erhält man ein allerdings nur für einen Tag gültiges Eintrittsbillet, das man in Gegenwart eines Beamten unterzeichnen muß; beansprucht man eine Dauerkarte, so wird eine Art Legitimation gefordert, mit der man es aber ebenfalls nicht sehr ernst nimmt. So werden alle, die diesen Ehrgeiz besitzen, Mitglieder der Societät mit dem verheißenden Titel.

Es ist ½12 Uhr mittags. In langer Reihe stehen die Fremden da, drängen und stoßen sich, können den Augenblick nicht erwarten, da die Spielsäle sich öffnen und sie durch die Pforten schreiten, hinter denen das Glück zu finden sein soll. Die Uhr schlägt 12, die Thüren öffnen sich, und sie stürmen herein und hasten zu den grünen Tischen, um noch einen Sitz zu erlangen.

Das Geld wird den Croupiers zugezählt, die Goldrollen mit den Louis und Plaques genau gewogen. Die Plaques sind die bekannten 100 Francsstücke mit dem Bildnis des Fürsten von Monaco; sie werden in Frankreich geprägt, haben einen effektiven Wert von 92 Francs und nur in Monaco den vollen Münzwert von 100 Francs. Zwei Minuten nach 12 Uhr sind die Säle dicht gefüllt. Hinter denen, die glücklich einen Sitz errungen haben, stehen Hunderte, welche den Croupiers Satzweisungen geben oder sich über die Sitzenden hinüberbeugen; doch das stört nicht, die Spielleidenschaft ist rege geworden, sie stumpft alle anderen Empfindungen ab. — Bereits in den ersten Minuten kann der scharfe Beobachter ein Stückchen „hinter den Coulissen" beobachten. Einzelne Frauen und Männer erheben sich von ihren so schwer erkämpften Sitzen, um sie anderen zu überlassen — nicht aus Menschenliebe aber. Das Überlassen der Plätze ist ein sehr lohnender Erwerb; mit einer Geschicklichkeit, die nur noch von ihrer Aufdringlichkeit übertroffen wird, wissen die Geschäftskundigen beim Öffnen der Säle Plätze zu erhaschen, und auch später Sitze, die frei werden, für sich zu belegen; sie werfen mit außerordentlicher Virtuosität, sobald sie ausspüren, daß jemand weggehen will, ein Geldstück auf den freiwerdenden Platz; er ist hierdurch für sie belegt und wird alsdann den Spielern oder Spielerinnen, die sitzen wollen, gegen einen Louis überlassen. Das Geschäft nährt seinen Mann oder seine Frau. Ich habe beobachtet, wie eine Frau an einem Trente- et quarante-Tisch in einer Stunde sechs verschiedene Plätze belegte und zu je einem Louis weiter verkaufte. —

Das Spiel ist im Gange. „Faites votre jeu, messieurs . . . eine kleine Pause . . . Rien ne va plus," die Kugel rollt; sie entscheidet manchmal Menschenschicksale.

Ein ernstes, beinahe düsteres Bild trotz seines Glanzes. Der Stil, in dem die Spielsäle gehalten sind, nimmt ihnen jeden freudigen Charakter, und das aus stumpfen Scheiben herniederfallende Oberlicht verleiht diesen Räumen ein ungemütliches Halbdunkel, das eine gewisse Beklommenheit hervorruft. Jede laute Unterhaltung ist verpönt, man hört nur die stereotypen Ausrufe des Croupiers; über all diesen Stätten lagert ein Druck, welcher der Hoffnung und der Angst entspringt. Fast jeder hat sich sein System zurechtgelegt, nach welchem er spielen und — gewinnen will. Der eine setzt die Nummer seines Hotelzimmers, der andere die des Coupees, das ihn nach dem vermeintlichen Glückslande geführt hat, der dritte das Datum seines Geburtstages, der vierte seine Garderobennummer und der fünfte die Zahl, die er nach Einwurf eines Zehn Centimes-Stückes aus dem Zahlautomaten zieht, der eigens für diesen Zweck in dem vom Bahnhof nach dem Kasino führenden Lift aufgestellt ist und natürlich sehr prosperiert.

Viele erfahrene Spieler sind der Meinung, daß die Kugel meistens an die Nähe

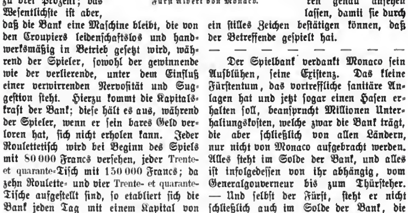


Patrizierin. Statue von Friedrich Kühn.

der vorangegangenen Nummer hinrollt, und wenn z. B. 18 herausgekommen ist, dann besetzen sie gewöhnlich die in der Umgebung dieser Zahl befindlichen Felder; die Vorsichtigen setzen meist nur Rouge und Noir oder Pair und Impair; sie lassen ihren Gewinn zwei-, drei-, viermal stehen, um ihn dann bei aller Vorsicht mit der zierlichen Schaufel des Croupiers weggescharren zu sehen. Widerlich ist das Treiben der Frauen, die Religion und Spiel in Verbindung bringen, vor ihren Plätzen Amuletts, Heiligenbildchen und Rosenkränze liegen haben.

Jedes „System“ ist ein Unsinn. Die Thätigkeit der Bank reguliert sich rein mechanisch von selbst, und eine von der Administration der Spielbank geführte Statistik zeigt, daß im Verlaufe einer bestimmten Zeit nicht nur Rot und Weiß und all die anderen einfachen Kombinationen, sondern selbst die einzelnen Zahlen fast gleichmäßig herauskommen. Durch das Zéro im Roulette und das gleichzeitige Schlagen von 37 im Trente et quarante hat die Bank von vornherein einen Vorteil von nahezu drei Prozent; das Wesentlichste ist aber,


Fürst Albert von Monaco.



daß die Bank eine Maschine bleibt, die von den Croupiers leidenschaftslos und handwerksmäßig in Betrieb gesetzt wird, während der Spieler, sowohl der gewinnende wie der verlierende, unter dem Einfluß einer verwirrenden Nervosität und Suggestion steht. Hierzu kommt die Kapitalskraft der Bank; diese hält es aus, während der Spieler, wenn er sein bares Geld verloren hat, sich nicht erholen kann. Jeder Roulettetisch wird bei Beginn des Spiels mit 80 000 Francs versehen, jeder Trente-et quarante-Tisch mit 150 000 Francs; da zehn Roulette- und vier Trente- et quarante-Tische aufgestellt sind, so etabliert sich die Bank jeden Tag mit einem Kapital von 1 400 000 Francs, welche Summe im Bedarfsfall sofort erhöht werden kann; wenn bekannte große Spieler sich den Tischen nahen oder, was sehr selten eintritt, ein Tisch mit besonderem Unglück spielt, dann schlagen die Croupiers die Glocke an, das Warnungssignal, auf das hin die betreffenden Spielkassen für alle Fälle mit Extrageldvorräten versehen werden.

— — — — — — — — —

Auch ein Kapitel „hinter den Coulissen.“ Zwei Männer promenieren harmlos von Tisch zu Tisch. Der eine ist ein Beamter der Spielbank, der andere, der so bleich und so distinguiert aussieht, hat vor wenigen Tagen noch an den Trente- et quarante-Tischen Tausende gesetzt; als er gestern am Roulette bescheiden mit Fünf Francs-Stücken operierte, wußten die Eingeweihten, daß er in den letzten Zügen lag. Jetzt macht er hier seine Abschiedspromenade. Er erhält von der Bank ein Reisebillet und etwas Reisegeld, muß jedoch vorher mit einem Beamten, natürlich in ganz unauffälliger Weise, durch die Säle schreiten und sich von den Croupiers und Kontrolleuren genau ansehen lassen, damit sie durch ein stilles Zeichen bestätigen können, daß der Betreffende gespielt hat.

— — — — — — — — —

Der Spielbank verdankt Monaco sein Aufblühen, seine Existenz. Das kleine Fürstentum, das vortreffliche sanitäre Anlagen hat und jetzt sogar einen Hafen erhalten soll, beansprucht Millionen Unterhaltungskosten, welche zwar die Bank trägt, die aber schließlich von allen Ländern, nur nicht von Monaco aufgebracht werden. Alles steht im Solde der Bank, und alles ist infolgedessen von ihr abhängig, vom Generalgouverneur bis zum Thürsteher. — Und selbst der Fürst, steht er nicht schließlich auch im Solde der Bank, die

ihm alljährlich eine Riesenapanage auszahlt? Der Fürst von Monaco gilt als ein hervorragender Oceanologe; seine Tiefseeforschungen finden in Fachkreisen lebhafte Beachtung. Ein Gelehrter, ein Idealist, und doch apanagiert von der Spielbank!! Diesen Fürsten, in dessen Sinnen und Handeln sich so die seltsamsten Gegensätze berühren, kennen zu lernen, von ihm vielleicht selbst seine Ansicht über die verderbliche Hauptanziehungskraft seines Landes, über die Spielbank zu erfahren, erschien mir eine lohnenswerte Aufgabe. — Eines schönen Tages, in Monte Carlo gibt es meistens nur schöne Tage, erhielt ich wirklich eine Einladung zum Fürsten von Monaco.

Des Fürsten Palais liegt auf dem äußersten Felsen von Monaco, dicht am Meer. Auch hier halten die mehr zur Zier als zur Wehr dienenden und sehr patent und schmuck aussehenden Soldaten an den Portalen Wacht. Der freie Schloßhof mit seinen bunten Fresken erinnert an ein herrliches Stück Mittelalter. Von ganz besonders erlesenem Glanze ist der Thronsaal, in welchem die auch hier sehr feierliche und pomphafte Ceremonie der Thronbesteigung und die Huldigung der Behörden und Unterthanen des Fürstentums von Monaco stattfinden. Das Ganze hat äußerlich einen echt fürstlichen Charakter und ist mit klügster Vermeidung aller karikierten Duodezfürstentum-Steifheit gehalten.

Der Moment war für mich sonderbar feierlich, als ich durch ein Spalier von betreßten Dienern und Schloßgardisten die Treppe emporstieg, die zum Audienzsaal führt. Der Aufstieg war mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, denn das Parkett ist auch hier so glatt, wie das des größten Hofes; es war am Tage meines Besuches um so glatter, als es behufs Reinigung frisch eingeölt worden war. Behutsamen Schrittes gelangte ich schließlich doch, ohne zu stolpern und zu straucheln, glücklich an mein Ziel. — „Il est un savant." behaupten die Monagassen von ihrem Fürsten, der aus dem altitalienischen, tapferen Geschlecht der Grimaldi stammt. Und wie im Arbeitszimmer eines Gelehrten sieht es im Empfangssalon dieses Herrschers aus. Auf dem Arbeitstische Manuskripte, auf den Sesseln Bücher, in allen Ecken wissenschaftliche Präparate. Der Fürst ist eine hohe, schlanke Erscheinung, seine Züge sind weich, seine Augen sinnend und freundlich, seine Art zu sprechen ist voll ruhiger Liebenswürdigkeit; er trägt keine prunkende Uniform, sondern dunkle, bürgerliche Kleidung, er macht wirklich den Eindruck eines emsigen, selbstlosen Privatgelehrten.

„Wenn ich meiner Wissenschaft leben kann," bemerkte der Fürst, „dann fühle ich mich am glücklichsten. Am Meer bin ich geboren, und zum Meer zieht es mich immer und immer wieder hin. Seit fünfzehn Jahren gebe ich mich mit vollem Eifer, manchmal sogar mit Gefahr meines Lebens, oceanographischen Forschungen hin, die sich auf die Meeresströmungen, auf das Leben der Tierwelt in den tiefsten Tiefen, die Beschaffenheit des Meeresbodens &c. beziehen. Die meisten der hierzu erforderlichen Präparate konstruiere ich selbst und, da ich nur für die Wissenschaft, nicht für meinen Ehrgeiz arbeite und forsche, so subventioniere ich mit meinen Erfahrungen und meinem Gelde auch andere oceanographische Expeditionen. Ich bestreite all' meine Forschungsreisen aus meiner Tasche und will auch in Monaco auf meine Kosten das erste oceanographische Museum errichten lassen." —

Jedenfalls kann der Fürst von Monaco als Mann der Wissenschaft sympathische Beachtung finden. Schade nur, daß dieser Gelehrte in seinem Reiche die Spielbank von Monte Carlo konzessioniert hat, über die er sich mir gegenüber mit einem ziemlichen Freimut äußerte: „Meine Privatmeinung über die Spielbank kommt absolut nicht in Betracht; ich bin ein Fürst, und als solcher habe ich nur das Wohl meines Landes und meines Volkes in Betracht zu ziehen. Bedenken Sie, was Monaco war und was es geworden ist. Jetzt ist es ein blühendes, wirtschaftlich gesundes Land, in dem ein glückliches Volk lebt. Es gibt keinen armen Monagassen. Würde ich meinem Lande die Spielbank nehmen, dann würde ich ihm den Lebensnerv durchschneiden, und der Ausbruch berechtigter Volksempörung wäre zu befürchten. Ein jeder Fürst, ob groß, ob klein, hat nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, in allererster Reihe an das Wohl seines Landes zu denken, und mit dem Glück meiner Unterthanen, das mir

als Fürst in erster Reihe am Herzen liegen muß, hängt die Existenz der Spielbank zusammen. Dieser Umstand muß für mich ausschlaggebend sein, alles andere darf mich nicht kümmern. Ich bekenne offen, die Nachricht, daß ich die Konzession der Spielbank um fünfzig Jahre prolongiert habe, entspricht den Thatsachen, und daß ich hierbei nach dem Wunsche meiner Unterthanen gehandelt habe, das zeigte mir der in diesem Jahre ganz besonders warme Empfang, der mir bei meiner Rückkehr in mein Fürstentum zu teil wurde." —

Das klingt beinahe logisch. Der Zweck heiligt aber nicht immer die Mittel, und eine so demoralisierende Institution wie die Spielbank kann auf die Dauer weder Fürst noch Volk beglücken. — Der Fürst mag es sehr gut meinen, — so naiv aber kann er nicht sein, daß er es im Ernst mit seiner Würde für vereinbar hielte, von der Administration einer Spielbank, gegen deren Existenz mit vollem Recht gekämpft wird, sich apanagieren zu lassen.

— — — — — — — — — — —

Ein interessantes Stück „hinter den Coulissen" ist mit dem Theater verknüpft, als dessen unsichtbarer Beherrscher der Komponist de Lara gilt. Er wird von dem Fürstenpaar in seinen künstlerischen Aufgaben thatkräftig gefördert und ist während der Wintermonate Gast im Palais.

„Sehen Sie", sagte mir der Fürst gelegentlich meines Besuches, „während ich nur meiner Wissenschaft lebe, interessiert sich meine Frau ausschließlich für die Kunst — zumal für das Theater." Und in der That, die Fürstin liebt das Theater mit einer wahren Leidenschaft. Dem Einflusse des ebenso allmächtigen, wie liebenswürdigen de Lara, dessen Opern bisher nur in Monte Carlo große Erfolge gehabt haben, dankte ich es, daß ich einer Generalprobe, die in Anwesenheit der Fürstin unter striktem Ausschluß der Öffentlichkeit stattfand, beiwohnen durfte. — Die Fürstin, eine verwitwete Richelieu und geborene Heine, ist eine schlanke, elegante Erscheinung mit ausdrucksvollem Gesicht und scharf markierten Zügen. Sie nahm in der vorderen Reihe Platz, und, als sie bald mit de Lara über scenische Arrangements eifrig diskutierte, bald sich mit der Bellincioni und Tamagno oder mit dem vortrefflichen Orchesterleiter Jehin oder dem Chordirektor Sylvio Lazzari, einem der begeistertsten Pariser Wagnerianer, kordial unterhielt, da konnte der Uneingeweihte glauben, die distinguierte Dame sei eine berühmte Sängerin, welche in sachgemäßer und liebenswürdig unbefangener Weise ihre Erfahrungen äußere. — Eine jede Vorstellung im Theater von Monte Carlo wird mit 20,000 Francs subventioniert — natürlich von der Spielbank, und, wenn die Aufführungen, die auch ein Lockmittel sein sollen, trotz des hier herrschenden Starsystems doch einen künstlerischen Zug an sich haben, so gebührt dieses Verdienst der Fürstin, deren Bestrebungen auch der Bau eines neuen Theaters, einer Musterbühne, zu danken ist; es braucht eigentlich nicht betont zu werden, daß dieser Musentempel der Zukunft ebenfalls auf Kosten der Spielbank, die sich schließlich noch für eine künstlerische Bestrebungen fördernde Institution halten mag, errichtet werden soll.

— — — — — — — — — — —

Im Jahre 1883, bei Abschluß des letzten dreißigjährigen Pachtvertrages, der laut neuem Abkommen nunmehr bis 1948 verlängert worden ist, wurde das Kapital der „Société des Bains de Mer et Cercle des Étrangers" auf 30 Millionen Francs in 60 000 Aktien à 5000 Francs festgesetzt. Die Aktien, von welchen den größten Teil die Mitglieder der Familie Blanc erhielten, deren Haupt der Reformator der Spielbank von Monte Carlo war, befinden sich jetzt hauptsächlich in den Händen eines Pariser Syndikats. Die Aktionäre sollen erfreulicherweise mit dem Geschäftsgang der Bank und deren Einnahmen nicht zufrieden sein; trotz des herzzerreißenden Jammers dieser Herren betragen aber die jährlichen Einnahmen der Bank noch immer gegen 30 Millionen Mark. Diesen horrenden Einnahmen stehen u. a. folgende interessante Ausgabeposten gegenüber: Apanage für den Fürsten eine Million, für Gemeinde-, Staats- und Kultusbeamte, für Wohlfahrtseinrichtungen sowie für Angestellte der Bank circa drei Millionen, für Theater, Konzerte, Reunions, Verschönerungen &c. etwa eine Million, für Reisegeld, Pensionäre &c. circa 350,000 Mark; zwei Millionen Francs werden für Kundgebungen in der Presse verausgabt. Deutschland ist, Gott sei Dank, an diesem

Posten unbeteiligt, der von der Korruption eines Teiles der französischen Presse zeugt; eine in Frankreichs Hauptstadt erscheinende, sehr angesehene Zeitung erhält für die tägliche Publikation einer Zeile, in welcher der Wetterbericht von Monte Carlo wiedergegeben wird, jährlich 80,000 Francs. Ob bei den sich jährlich steigernden Ausgaben jeder der Aktionäre bei seinem Tode auch 160 Millionen hinterlassen wird, wie der selige Blanc, das allerdings erscheint zweifelhaft. — England, Amerika, Frankreich und Rußland mit ihren großen Spielern tragen wohl am meisten zu den Millionen-Einnahmen der Bank bei, aber auch Italien und ganz besonders Deutschland mit seinen mittleren und kleineren Spielern kommen in Betracht. Die kleineren Spieler verlieren wenig, aber sicher und sind der Bank deshalb die angenehmsten, weil ungefährlichsten Kunden. Das alles weiß und erwägt die Bank ganz genau, die durch ihre in allen Sälen sichtbar und unsichtbar verteilten Inspektoren und Detektivs Spiel und Spieler genau beobachten und kontrolieren läßt. Auf den Croupier paßt der Kontroleur auf, auf den Kontroleur der sichtbare Inspektor, auf den sichtbaren der unsichtbare und auf diesen wiederum der Detektive und alle zusammen auf das Publikum. Es ist selbstredend, daß bei diesem Überwachungssystem eine Benachteiligung der Bank durch ihre Angestellten ausgeschlossen ist, ebenso ein „corriger la fortune.“ Der Verlierer hat nur den einzigen Trost, daß er ehrlich gerupft worden ist, die Bank kann und braucht auch nicht unehrlich zu spielen, sie bekommt das Geld auf die korrekteste Weise.

Noch sorgfältiger als die Überwachung wird die Ablösung geordnet. Kein Croupier, kein Kontroleur weiß, welcher Tisch ihm zuerteilt, wie lange er an einem solchen seines Amtes walten wird. Ich habe beobachtet, wie diese Beamten zu einem Tisch hinbeordert und in dem Moment, da sie das „Faites votre jeu“ zum erstenmal gesagt hatten, sofort wieder abberufen und ersetzt wurden; ebenso werden die Kontroleure behandelt, und durch dieses fortwährende überraschende Changement wird ein Einverständnis einzelner Beamten untereinander oder mit den Spielern unmöglich gemacht. Allein die Croupiers und Kontroleure haben trotz alledem ihre Nebeneinnahmen; sie geben, falls sie merken, daß ein Platz frei wird, den Platzverkäufern, die sich natürlich dankbar erweisen, ein geheimes Zeichen; ferner verfolgen sie die Sätze derjenigen Spieler, von denen sie gewöhnt sind, mit einem Louis honoriert zu werden, händigen diesen etwaige Gewinne aus und verhindern so, daß die ihren Klienten auszuzahlenden Gelder von Unberufenen, die mit großer Virtuosität dieses Räuberhandwerk an den dicht besetzten Tischen ausüben, einkassiert werden.

Der Croupier wird für seinen Beruf förmlich erzogen und angelernt. In Condamine, das die Verbindung zwischen Monte Carlo und dem eigentlichen Monaco bildet und am Meer gelegene, äußerst preiswerte Pensionen enthält, besteht eine Croupierschule; hier werden Unterrichtsstunden wie in einer seriösen Lehranstalt erteilt, hier lernen diejenigen, welche zum Croupierberuf zugelassen werden, das Mischen der Karten, das Einziehen und Auszahlen, das Setzen und das eine große Geschicklichkeit beanspruchende Drehen der Kugel, das Berechnen der Gewinne ꝛc. — Die Thätigkeit der Croupiers, die alles übersehen, auf alles achten müssen, ist bei aller geschäftsmäßigen Gewohnheit doch eine sehr anstrengende; sie walten infolgedessen auch höchstens zwei Stunden hintereinander ihres Amtes. Die Croupiers besitzen ein fabelhaftes Gedächtnis, sie kennen genau ihre Spieler, deren Systeme, Sätze und Eigenheiten. Ihr festes Einkommen ist ein ziemlich hohes, das Anfangsgehalt beträgt 400 Mark monatlich, die Pension nach einer bestimmten Reihe von Jahren ebenfalls eine ansehnliche Summe. Die Bank hat auch Pensionäre, welche nicht zu ihrem Beamtenstab gehören. Es sind dieses jene Unglücklichen, welche an der Spielbank ihr aus Hunderttausenden und Millionen bestehendes Vermögen verloren haben und, zu Bettlern geworden, von der Bank ein demütigendes Almosen beziehen. Sie erhalten auf den Tag ein bis zwei Louis, je nach ihrer gesellschaftlichen Stellung und der Höhe ihrer Verluste. Eine Fürstin von B., welche in Monte Carlo im Verlaufe der Jahre weit über zehn Millionen verloren haben soll, erhält sogar eine Jahresrente von 14 000 Francs.

— — — — — — — — — — —

Als das Herrscherpaar nach seiner Rückkehr zum erstenmal das Theater besuchte, da gab es großen Jubel. Das Publikum erhob sich, schwenkte die Hüte, rief Bravo, als ob der Fürst, der die Konzession der Bank um ein halbes Jahrhundert verlängert hat, als glorreicher Sieger heimkehre. Zum Schluß ertönte sogar die Nationalhymne, eine veritable Nationalhymne! Die Monagassen sind Patrioten vom reinsten Wasser, und sie müssen auch ihren Herrscher als mild, weise und gerecht verehren, nicht, weil sie keine Steuern bezahlen, nicht, weil er das Fortbestehen der Spielbank gestattet, sondern, weil er ihnen verboten hat, die Spielsäle zu betreten. Nur einmal im Jahre, am Geburtstage des Fürsten, dürfen die Einheimischen das ihnen verschlossene Paradies betreten und spielend erkennen, wie weise das Verbot ihres Fürsten ist.

— — — — — — — — — —

Es ist Abend! Riesenhafte Kronleuchter, gewundene Kandelaber und große Hängelampen über den Spieltischen erleuchten die Säle, aber trotz alledem fehlt das echte und rechte Licht, es ist nichts fröhlich Strahlendes, es ist und bleibt bei aller Pracht und allem Schimmer in und um uns drückend und schwül. Und gerade das abendliche Gewühl zeigt, wie sich hier auch die besseren bürgerlichen Elemente vom Wahn hinreißen lassen. In einer Ecke steht ein junges Ehepaar, mit dem ich von Mailand bis Nizza gemeinsam fuhr. Beide waren so glücklich, so lustig, so hoffnungsfroh, jetzt stehen sie da, vergrämt und niedergeschlagen; er will noch einmal, zum letztenmal sein Glück versuchen, und sein junges Weib bittet und fleht: „Komm, laß uns weggehen, wir verlieren sonst noch das letzte!" — Er geht hin, verliert natürlich und das Ende — auch er wird durch den Saal geführt und mit Reisegeld von der Bank versehen werden. — Die sonst so unnahbare Aristokratie, die ehrsame, zu Hause philiströse Bürgersfrau und die aufdringliche, elegante Kokotte, aus deren mit Brillanten besetzter Geldbörse die 100 Francs-Plaques hervorglänzen, — an den Spieltischen sitzen sie dicht bei einander und erwägen plaudernd die Gewinn- und Verlustchancen. Und wie das Spiel alles ausgleicht, das lehrt Vater Blanc, von dem das ewig wahre Wort herstammt: „Rouge perd, Noir perd, Blanc gagne toujours!" Die Töchter des berühmten Spielpächters vermählten sich mit dem Prinzen Konstantin Radziwill und dem Prinzen Roland Bonaparte, dem Neffen Napoleons III.

Der schöne Traum der menschlichen Gleichheit, in Monte Carlo wird er in der häßlichsten Weise verwirklicht.

— — — — — — — —

Die Bank hat natürlich das größte Interesse, daß alle unangenehmen Ereignisse, die ihrem „Ansehen" schaden oder das Publikum fernhalten können, nicht ans Tageslicht kommen. Da sie den öffentlichen und zum allergrößten Teil auch den amtlichen Verkehr beherrscht, so wird nur das publiziert, was der Bank zum Vorteil, und das verheimlicht, vertuscht und abgeleugnet, was ihr zum Nachteil gereichen kann. — Die Beamten des Kasinos und der Polizei behaupten mit der ehrlichsten Miene: „In Monte Carlo gibt es keine Selbstmörder!" und auf meine Frage: „Existiert denn hier kein Selbstmörderfriedhof?" antwortete mir der Polizeikommissär: „Aber wozu denn? Wir haben ja keine Selbstmörder!"

Gewiß ist die Ansicht, daß sich in Monte Carlo täglich ein Dutzend Menschen erschießt, ein Ammenmärchen, und auch die Behauptung, daß hier nur Halb- oder Ganzruinierte, welche mit den letzten Resten sich am Roulette oder Trente et quarante aufraffen wollen, wirklich zu Grunde gehen, mag etwas für sich haben; sicher aber ist, daß hier mancher den Grundstein zu seinem Untergang legt. Hätte der lediglich für den „guten" Ruf der Spielbank interessierte Herr Kommissär mich begleiten wollen, so wäre ich einen allerdings unbequemen Weg mit ihm gegangen, und am Ende dieses Weges hätte ich ihm dann gezeigt — den Friedhof der Selbstmörder.

An der äußersten Grenze von Monaco liegt der allgemeine Friedhof, hinter seiner Mauer hat die Macht des Fürstentums ihr Ende erreicht, beginnt Frankreich! Anfang und Ende von Monaco — Spielbank und Friedhof — sind nur durch einen kurzen Weg getrennt.

Einträchtig liegen die Toten bei einander! Die Kleinen und die Großen, die Armen und die Reichen, die Eingeborenen und die Fremden, die Christen und die Juden, alle ruhen sie gemeinsam auf einem Friedhof. Es ist der letzte Ausgleich!

Schlanke, dunkle Cypressen erheben sich in mystischem, starrem Schweigen an dieser Stätte des Friedens, die da eint, was im Lebendurch Stand und Religion geschieden ist und zur Wahrheit macht das Wort: „Im Tode sind alle gleich!“

Und nun zum Friedhof der Selbstmörder!

Ein schmaler Pfad steigt neben dem Hauptfriedhof empor; er ist mit Steingeröll überdeckt. Niemand denkt daran, diesen unwirtlichen Weg zu beschreiten. Immer höher und höher geht es, steil und eng ist der Pfad. Endlich ist das Ende erreicht, ein wildes Stoppelfeld liegt vor uns, und nun heißt es von neuem steigen bis empor zur äußersten Ecke dieses Feldes, das terrassenförmig sich ausbreitet. Ein von drei Mauerseiten und einem eisernen Portal umschlossenes Viereck grenzt den äußersten Teil des Feldes ab, und hier in diesem abgeschiedenen Winkel ruhen jene, die in Monte Carlo ihrem Leben gewaltsam den freiwilligen Abschluß gaben. Kleine, kahle Sandhaufen, auf welchen dünne, numerierte Hölzer angebracht sind, bezeichnen die Grabstätten auf dem Friedhof der Selbstmörder. Kein Blatt, kein Gedenkstein, nirgends ein Zeichen der Liebe und Erinnerung: nur ein einziger Drahtkranz, verstaubt und verwittert, hängt an dem einen Holz. „A notre ami.“ die Worte sind auf dem Kranz noch zu lesen, und sie erzählen uns eine ganze Tragödie der Hoffnung und der Verzweiflung, wie fröhliche Menschen mit ihm, dem Freunde, die Brust geschwellt von Sehnen und Wünschen, daher kamen, nnd wie er, da er alles zusammenbrechen sah, sich die Kugel durch den Kopf jagte. — Und gleich den anderen, die hier ausruhen, wurde er in jener Dämmerstunde, in der alles schlummert und ruht und die Nacht dem Morgen zu weichen beginnt, auf Umwegen, die niemand beschreitet, in einem schwarzen Kasten heimlich hinausgetragen; und als sie ihn beim Kerzenschein einscharrten, da wurde kein Wort des Mitleids und der Liebe laut, da stieg kein stilles Gebet empor, da erklang kein inbrünstiges Flehen für Seelenheil und Gnade — — und doch besoldet das Kasino Geistliche und Priester. —

Die Zahl 30 zeigt der letzte Holzstab. Also doch 30! Au Nummern haben sie ihr Schicksal gekettet, jetzt liegen sie da — eine Nummer. —

Hinweg von den kahlen, finsteren Gräbern in das sonnige, helle Leben. Wie hier alles blüht und duftet, lacht und jauchzt, wie das Meer rauscht nnd die balsamische Luft weht, wie die Natur in den wundervollsten Kontrasten sich ausbreitet und an dem nackten steinigen Felsen die grünen Lorbeern und Palmen, die roten Orangen und die gelben Citronen in zarter Farbenpracht emporwachsen läßt. Und in diesem Paradies ragt jener Spieltempel hervor gleich einem weithin sichtbaren, warnenden Wahrzeichen, das im schrillen Gegensatz zu der herrlichen Natur die verderbliche Leidenschaft und Schwäche der Menschen offenbart.

— — — — — — — —

Elf Uhr abends ist vorüber. Die aufgeregte Menge hat die Spielsäle verlassen, in denen ein matter Dunst, ein von Lichtstrahlen durchbrochener heißer, qualmartiger Nebel lagert. Die Croupiers, die Kontrolleure, die Inspektoren, die Detektivs und die Dienerschaft sind ganz unter sich. Die letzte Scene hinter den Coulissen beginnt.

Die Diener kriechen mit Wachskerzen in der Hand umher und suchen nach dem, was unter den Tisch gefallen ist. Mancher Louis wird ihre Beute. Dann naht ein stiller Zug; erst zwei Beamte mit einer Eisenkassette, ihnen folgt der Beutelträger, dem sich zwei Administrationsbeamte, ein Oberinspektor uud ein greiser Diener anschließen. Noch einmal werden die Gelder kontrolliert, der Beutelträger tritt heran — jede Geldsorte hat ihren besonderen gelben Beutel — die Beutel werden gefüllt und in einen großen Ledersack gepackt und dieser in die Kassette eingeschlossen, die in feierlicher Weise die Beamten umstehen. Der alte Diener naht mit einer brennenden Kerze, der Oberinspektor zieht das Siegel, ein Oberkontrolleur läßt den Siegellack tröpfeln, die Kassette ist versiegelt; sie wird sicher unter Schloß und Riegel gebracht — die letzte Ceremonie hinter den Coulissen ist beendet.

Wenige Minuten später liegen die weiten Säle in tiefem Dunkel da, um morgen wieder für jene geöffnet zu werden, deren Geld am Abend abermals in einer eisernen, feierlich versiegelten Kassette hinweggetragen werden wird.

# Keppen Ellerbohm.

Von

**Friedrich Meister.**

(Abdruck verboten.)

Der Schoner „Falke“ lag seeklar an der Werft. Eben hatte man die letzten Ballen der Ladung übergenommen, und einige schmierige Matrosen waren unter Aufsicht des gewohnheitsmäßig knurrenden und scheltenden Steuermannes beschäftigt, die Luken dicht zu machen.

„All klar?“ fragte der aus der Kampanjeluk an Deck tretende Kapitän. „Smiet los da!“

„All klar,“ antwortete der Steuermann. „Aber schall denn nich up de Passescheers töwt ware?“

„Äh wo!“ versetzte der Schiffer, der sich nicht in bester Laune befand. „De kommt nu doch nich mehr. Wi verpaßt bloß de gode Wind, wenn wi nich gau make.“

Er wollte eben einen weiteren Befehl über das Deck rufen, da kam ein dralles junges Mädchen erhitzt und rot eiligst über die Werft daher gelaufen, begleitet von einem etwa dreizehnjährigen Jungen; beide trugen allerlei Bündel und Gepäck.

„Da sind wir!“ rief das Mädchen, durch die noch offene Ladepforte an Deck hüpfend. „Erbarm', wie haben wir uns nur beeilen müssen! Ich meinte schon, wir würden zu spät kommen! Aber nicht wahr, Niklas, du wärst ohne uns nicht in See gegangen?“

„Äh wo!“ antwortete Keppen Niklas mit einer Freundlichkeit, die nicht ganz echt zu sein schien, indem er der Angekommenen die Hand schüttelte, wobei seine Linke zugleich nach dem Ohr des Knaben angelte, der sich der beabsichtigten Liebkosung jedoch kühl entzog.

„Geh in die Kajüt, Marie, der Steuermann wird dir deine Kammer zeigen.“ Und zu letzterem sich wendend, fügte er hinzu: „Korl, dat is Fräulein Schneidereit, mine Brut, und de lütte Snäsel hier is ehr Broder, mein lieber Schwager.“

Korl, der Steuermann, setzte zu einer kurzen, linkischen Verbeugung an, ließ es aber bei dem Ansatz bewenden und geleitete die Passagiere in die Kajüte. Als alle drei wieder an Deck erschienen, war der Schoner vor einer leichten Brise und mit der Strömung bereits eine Strecke flußabwärts geglitten.

„Wie gefällt dir deine Kammer?“ fragte der Schiffer, der am Ruder stand, das junge Mädchen.

„O, sehr gut,“ lächelte Fräulein Schneidereit. „Sieh doch, was kommt da für ein großes Schiff!“

Sie lief zur Reeling, um einen stromaufwärts ziehenden Dampfer zu betrachten, und bis über den Leuchtturm von Neufahrwasser hinaus hatten ihr der Schiffer und der Steuermann eine große Anzahl von Fragen über die verschiedenen Fahrzeuge auf dem Flusse und die Erscheinungen an beiden Ufern zu beantworten.

Der Steuermann machte den Vorschlag, das Abendessen auf dem Achterdeck einzunehmen, was auch geschah. Während der Mahlzeit wurde Michel Schneidereit, des Schiffers junger Schwager, eine Quelle verbissenen Ärgers für den letzteren, indem er in dem frischen Kopfsalat, der eine besondere Zierde der Tafel bilden sollte, unaufhörlich Schnecken, Käfer und eine Menge anderer Tiere fand und jedes einzelne dieser Geschöpfe triumphierend die Reihe herum zeigte. Dessenungeachtet aber und trotz einer gewissen Beklommenheit, die Kapitän Niklas Ellerbohm nicht abzuschütteln vermochte, verbrachte man den Abend unter Scherzen und Lachen, bis es kühl wurde und die Küste in der zunehmenden Dunkelheit verschwand. Um zehn Uhr zogen Marie und Michel sich zurück, und Kapitän und Steuermann blieben allein auf dem Achterdeck.

„Feine Marjell," sagte der Steuermann, schmunzelnd den Schiffer anblickend, der jetzt trübsinnig am Ruder stand.

„Ja, ja," entgegnete dieser dumpf. „Du, Korl," wendete er sich dann plötzlich an den Gefährten, „ick bin bannig in de Kniep! Du hast e kloge Kopp, Korl. Mensch, segg mi blot, wat ick anfange soll. Du weetst doch Bescheed?"

„Natürlich weet ick Bescheed," antwortete der Steuermann, der zwar keine Ahnung von dem hatte, was den Schiffer bedrückte, der aber sein Ansehen durch das Eingeständnis seiner Unwissenheit nicht aufs Spiel setzen wollte. „Dat markt ja e blindet Peerd."

„De Frag' is nu, wat fang' ick an?" fuhr der bedrängte Schiffer fort.

„Ja, dat is ja woll nu de Frag'!" sagte der Steuermann.

Der Schiffer schüttete weiter sein Herz aus: „Ick kann di segge, Mensch, ick könnt di reene mall ware! Ick hebw all dran dacht, de Schoner up de Grund to sette, oder von een von de Dampers öwerseile to late. Mensch, denk di bloß, wenn nu beide Marjells sick in Kolberg to sehne kreege!"

In dem dicken Schädel des Steuermanns ging ein Licht auf, so hell, daß sein Blick sich förmlich verklärte.

„Du bist doch mit Fräulein Schneidereit nich verlobt, wie?" forschte er.

„Gewiß bin ick dat; September wolle wi heirate," antwortete der Schiffer verzweiflungsvoll. „Da, keek her, dat is ehr Ring."

„Mensch, erbarm' di, Oktober schast du ja doch de Aurelie Wallux heirate," remonstrierte der Steuermann. „Alle beed' kannst doch nich nehme."

„Dat segg ick ja man," versetzte Ellerbohm düster. „Dai hebw ick mi all immer seggt, aber davon ward de Sak nich beter. Ach, Korl, dat is ja min Unglück, min Hart is veel to weech, tom wenigsten gegen Frugenslüd. Kaum bin ick langseit von so'ne Marjell, denn krupt min Arm ok all um ehr herum, ohn' dat ick sülben wat davon marken do."

Korl fragte: „Ja, aber Mensch, warum hast dennde Marjell an Bord komme late?" „Wenn wi in Kolberg binnekomme, dann luert Aurelie doch all up di up de Werft."

„Kunn' ick ehr denn torüggh°lle?" jammerte der Schiffer. „Wat de will, dai will se. Se is jo so bannig verleewt in mi."

„Dat is Aurelie ok," sagte der Steuermann.

„Ick weet nich, wat de Marjells an mi sehe, Korl. Weetst du dat veellicht?"

„Kannst mi uphange, wenn ick dat weet," versetzte der aufrichtige Korl.

„Nich dat ick stolz dorup bin," sagte der Schiffer. „Min Vader was just so een, als ick. Mensch, Mensch, wat fang' ick bloß an?"

Der Steuermann blickte tiefsinnig vor sich hin. Dann fragte er: „Welk' von beede willst denn nehme? Welk' hast am leewsten?"

„Ja, wenn ick dat wüßt!" antwortete Ellerbohm. „Beed' hebwe Geld. Bin ick in Danzig, denn gefallt mi de Marie, bin ick in Kolberg, dann mag ick Aurelien am beste liede. Korl, Mensch, ick segg di, so wat is schrecklich!"

„Dat is't," sagte der Steuermann. „Ick möcht' nich du sin, wenn de Marjells tosamme komme. Un dann is da noch de oll' Wallux un sine twee Söhn'. Na, da kann dat wat affette."

„Ick hebw all dacht, ick will krank ware un in min Koje bliewe," meinte der Schiffer, seinen Gefährten fragend anblickend.

„Un denn könne beede Marjells di plege —"

Ellerbohm machte eine trostlose Gebärde.

„Wie wär' dat," begann Korl nach einer langen Pause von neuem, „wenn ick di disse een' afnehme dhät'?"

„Dat wär' ganz unmöglich, Korl," antwortete der Schiffer mit großer Entschiedenheit. „Solange Marie mi noch am Leben wüßt', wär' da gar nich dran to denke."

Der Steuermann blieb ganz ruhig: „Na, ick könnt' dat ja mal versöke. De Marjell gefallt mi. Soll dat gellen?"

„Ja, Mensch, dat soll gellen," rief Niklas Ellerbohm, in des anderen dargebotene Hand einschlagend. „Helpst du mi ut disse Kniep, Korl, so will ick di dat nie vergete!"

Er rief einen der Matrosen achteraus,

Junge Hühner. Nach dem Gemälde von C. Knobloch.

übergab ihm das Ruder und stieg in die Kajüte hinab. In seiner Koje fand er seinen jungen Schwager, der sich im Schlaf in einen solchen Knoten geschlungen hatte, daß es ihm Mühe machte, ihn aufzulösen und auf die Seite zu schieben. Er legte sich neben ihn und schlief in wenigen Sekunden ein.

Als Marie am nächsten Morgen so drall und frisch und strahlend am Frühstückstisch erschien, da wurde das Herz ihm voll und warm, und er mußte alle Willenskraft aufwenden, seine Empfindungen niederzuzwingen. Nach beendetem Mahl begaben die Passagiere sich an Deck, er aber zog den Steuermann mit sich in seine Kammer.

„Mensch," sagte er, ihn genau betrachtend, „du hast di hüt morge nich gewasche. Denkst denn, dat du en Eindruck up ehr mache kannst, wenn du di nich schmuck un sein upstjohlst?"

„Na, ick denk, ick seh schmucker und feiner ut as du," brummte der Steuermann.

„Dat is schon richtig," entgegnete der schlaue Schiffer. „Ick will di ja ok de Vörhand late. Nu gah un raseer di, un hier, nimm dat."

Damit reichte er dem überraschten Schiffsgenossen einen prachtvollen seidenen Schlips, glänzend rot mit grünen Tüpfeln.

„Ah wo," lehnte der Steuermann ab. „Dat kann ick nich annehme."

„Nimm du man," drängte Ellerbohm. „Wenn de Marjell überhaupt bitokomme is, denn is ehr mit so en Schlips bitokomme. Ganz nige Mod', Korl, direkt ut Berlin."

„Ick will di nich beraube, Niklas," erwiderte Korl. „De Schlips alleen helpt mi och nix; ich heww ja keen anständig Stück Tüg antotrecke."

Der Schiffer sah auf; ihre Blicke begegneten sich. Er unterdrückte einen Seufzer, wendete sich langsam seiner Seekiste zu, öffnete sie zögernd und langte einen nagelneuen blauen Tuchanzug heraus, in dem er vor Fräulein Wallux in Kolberg zu paradieren gedacht hatte. Schweigend händigte er die Kleidungsstücke dem Steuermann ein.

Der stand wie beschämt.

„So um nix un wedder nix kann ick dat nich annehme," sagte er dann. „Töw' en Ogenblick."

Er sprang in seine Kammer und kam gleich darauf mit einem Anzug zurück, den er vor seinem Kommandanten auf den Tisch niederlegte.

„Wat!" rief der, nach einem raschen Blick über die Kleider. „Nee, Mensch, in so'n Lumpekram würd' ick mi nich mal uphange!"

„Um so beter," entgegnete der Steuermann. „Desto mehr stek ick af gegen di."

Der Schiffer fand dies nach einigem Hin und Her einleuchtend. Korl verwendete die größte Sorgfalt auf seine Toilette und ging dann an Deck, um sich daselbst angenehm zu machen, während Kapitän Niklas sich in seiner Kammer herumdrückte und lange nicht den Mut fand, sich in des Steuermanns schäbigen, abgetragenen Loden unter freiem Himmel sehen zu lassen.

„Wo ist denn eigentlich Keppen Ellerbohm?" fragte Fräulein Schneidereit, nachdem sie lange vergeblich auf ihren Verlobten gewartet hatte.

„In seiner Kammer," antwortete der Steuermann.

„Was thut er da?" forschte das Mädchen.

„Er kleidet sich an, glaub' ich."

Fräulein Marie musterte den Anzug des Steuermanns mit beifälligem Lächeln und bereitete sich auf etwas Überraschendes vor. Das ward ihr denn auch in vollem Maße zu teil, denn ein verkommener und strolchartiger aussehendes Individuum, als Keppen Niklas darstellte, nachdem er endlich der Kampanjeluk entstiegen war, hatte man an Deck des „Falke" noch niemals gesehen. Die Danziger junge Dame wurde ganz rot vor Scham und Unwillen, als sie ihn betrachtete.

„Aber Niklas," sagte sie leise zu ihm, „erbarm' dich, wie siehst du denn aus?"

„Mein Arbeitsanzug," entgegnete der Schiffer kurz.

„Na, schon' ihn nur recht und ruiniere nichts," höhnte sie; „es würde schwer halten, passenden Stoff zum Ausbessern zu finden."

„Das laß nur meine Sorge sein," versetzte Niklas, dunkelrot werdend. „Jetzt aber entschuldige mich, ich habe zu thun."

Das Fräulein blickte ihn bös an, biß sich auf die Lippen, wendete sich schnell ab und begann sofort auf das eifrigste mit dem Steuermann zu kokettieren. Niklas

beobachtete die beiden mit wechselnden Empfindungen, während er sich allerlei an Deck zu schaffen machte. Sein Grimm aber stieg auf den Siedepunkt durch das Benehmen des Kochs; dieser würdige Seefahrer, der nicht civilisiert genug war, um sich verstellen zu können, kam zu wiederholtenmalen aus der Kombüse heraus, um sich den Schiffer kopfschüttelnd zu betrachten.

Von Stund an trat eine Erkaltung zwischen Niklas Ellerbohm und Marie Schneidereit ein, die im Laufe des Tages mehr und mehr zunahm. Zwar kamen noch Momente, wo des Schiffers Herz wieder schwach zu werden drohte, aber der wachsame Steuermann war stets sogleich bei der Hand, einen Rückfall zu verhüten.

Er sorgte dafür, daß der Schiffer stets zu thun hatte und auch immer mißlaunig war, und Fräulein Marie, bisher an die unermüdlichste und zuvorkommendste Aufmerksamkeit ihres Anbeters gewöhnt, wußte nicht, ob sie über diese plötzliche Veränderung desselben erstaunt oder erzürnt sein sollte. Jedenfalls fühlte sie sich tief verletzt und zurückgesetzt.

Im Laufe eines einzigen Tages hörte sie ihn viermal sagen, die eigentliche Braut und Geliebte eines echten Seemannes sei sein Schiff, und dabei behandelte er seinen zukünftigen kleinen Schwager, der nur Zärtlichkeiten von ihm gewohnt gewesen, jetzt beinahe menschenfresserisch, bloß weil der arme Junge sich erlaubte, ihn wegen seines despektierlichen Äußeren ein wenig zu necken und zu hänseln.

Am vierten Abend der Fahrt stand der Schiffer wieder einmal am Ruder, wie das so auf den kleinen Küstenschonern Sitte und Gebrauch ist. Da kam der Steuermann herangestapft und schlug ihm herzhaft auf die Schulter.

„De Sak' is nu richtig, Niklas," sagte er. „De feinste Marjell von ganz Danzig, de hast du nu verloren."

„Äh wo," entgegnete der Schiffer ungläubig.

„Ja ja, kannst di drup verlate," versetzte der andere. „Hier hast ok din Ring wedder. Se derf em nu nich länger dreege, dat lied ick nich."

Keppen Ellerbohm nahm den Ring, betrachtete ihn wie abwesend und steckte ihn in die Tasche. Ihm war, als träume er.

„Wie heſt det man anstellt?" fragte er nach einer kleinen Weile.

„O Mensch, dat was kee Kunststück," antwortete der Steuermann. „Ganz einfach, sie liebt mir mehr, als sie dir geliebt hat."

„So!" brummte Keppen Niklas finster.

„Ja," nickte sein glücklicher Nebenbuhler seelenvergnügt.

„Wat heſt to ehr seggt?" verlangte der Schiffer zu wissen.

Der Steuermann dachte nach.

„So genau weet ick dat nich mehr," sagte er dann. „Natürlich hebw ick di so schlecht makt, as ick dat man irgend fertig kreeg, da kannst Gift up nehme. Nötig wer dat nu zwarscht eegentlich nich, denn veel hat sie sich aus dich niemals nich gemacht, dat sind ihre eigenhändigen Worte."

„Na, denn wünsch' ich dich viel Glück," sagte der Kaptän des „Falke" feierlich, nach einem langen Stillschweigen.

„Wie meenst dat?" fragte der Steuermann schnell und scharf.

Keppen Niklas griff sich an die Kehle, als stecke ihm ein Hindernis darin.

„So 'ne Marjell," versetzte er langsam, „so 'ne Marjell, de sik mit twee Mannslüd toglik inlate dhot, so 'ne Marjell is nix nich wert. Ik mag se nich, nee, nich um dusend Daler!"

Der Steuermann schaute ihn betroffen an.

„Mark di, wat ick di segg," fuhr der Schiffer mit Erhabenheit fort. „De Sak ward di noch leed warn. De Marjell hat kee Ballast. Duert nich lang, dann ward se achter e frische Schlips herlope. Mark di, wat ick di segg."

„So? Meenst, din Schlips het dat alleen dhan?" entgegnete der Steuermann höhnisch und ingrimmig.

„Mensch, erbarm' di, ja!" lachte Keppen Ellerbohm bitter. „Min Schlips un min Sunndagstüg!"

„Da bist verkehrt," versetzte der andere. „Ganz verkehrt. Nee, Keppen Ellerbohm, mit din Schoner und mit din Navigatschon weetst Bescheed, aber mit de Marjells weetst kee Bescheed. Dat oll' Lumpentüg un din Murre un Knurre, dat het't nich dhan. De Marjell is good, un Ballast het se ok. Se wull nix nich weete von mi, gar nix nich, segg ick di, bet ick ehr de Geschichte von Aurelie Wallux vertellt hadd."

„Dat heſt ehr vertellt?“ rief der Schiffer wütend.

„Ja, dat heww ick,“ ſagte der Steuermann. „Toerſt ſpuckt' ſe Füer und Fett, hernachens aber mußt ſe doch lache, wenn ſe di in mine olle Lumpe ſo an Deck rumhüppe ſah. Manchmal kunn ſe't nich länger uthoulle, dunn leep ſe dal in de Kajüt, um di nich grad in't Geſicht rin to pruſchte. Dat's ne Marjell, ſegg ick di! Still, ſe kommt.“

Während er noch redete, war Fräulein Marie die Kajütstreppe heraufgeſtiegen. Als ſie die beiden Männer im Geſpräch ſah, blieb ſie in einiger Entfernung von ihnen ſtehen.

„Komm her Mariechen,“ ſagte der Steuermann. „Ich habe ihm alles erzählt.“

„O!“ kam es leiſe über des Mädchens Lippen.

„Ja,“ redete der Steuermann weiter, „ich muß immer all klar ſehen un Keppen Ellerbohm auch. Er iſt kreuzfidel, weil er die Sorge nu vom Herzen hat.“

Niklas Ellerbohm ließ einige unartikulierte Töne hören, wahrſcheinlich, um des Steuermanns letzte Behauptung nicht Lügen zu ſtrafen. Dann aber überließ er dieſem haſtig das Ruder und ging nach vorn.

Am Firmament funkelten die Sterne hell und prächtig, und ein ruhiges Gemüt hätte ſicherlich viel Freude in der Betrachtung des herrlichen Nachthimmels gefunden; unſeren Schiffer intereſſierte das Benehmen des jungen Paares dort hinten am Ruder jedoch ſo ausſchließlich, daß er keinen Blick für die großartige Natur übrig hatte.

„Korl“ und Marie waren ganz verſunken ineinander; ihr Liebesgetändel verſetzte den indignierten Kapitän in eine wahre Weißglühhitze des Zornes. Mehrmals war er nahe daran, ſeine Autorität als Kommandant auszuüben und den Steuermann unter Deck in Arreſt zu ſchicken, allein, wie die Umſtände lagen, ging dies nicht gut an, und ſo begnügte er ſich endlich damit, den beiden mit ſchwacher Stimme „gute Nacht“ zu wünſchen und ſich in ſeine Kammer zu verfügen.

Hier fiel ſein Blick auf Michel Schneidereit, der breit in ſeiner, des Schiffers, Koje lag und friedlich ſchlummerte. Ohne ein Wort zu ſagen, nahm er den ſich verſchlafen Sträubenden auf und deponierte ihn in des Steuermanns Koje. Dann legte er ſich, mit einem dumpfen Weh in Kopf und Herz, ſelber zur Ruhe.

Am nächſten Tage gab es anfangs etwas Verlegenheit und Beklommenheit, das aber verging bald, und die drei erwachſenen Inſaſſen der Kajüte kamen ziemlich gut und glatt miteinander aus. Am unbehaglichſten fühlte ſich der Junge; keiner hatte ihn ins Vertrauen gezogen, und ſo war das Geſicht, das er aufſetzte, wenn der Steuermann ſeine Schweſter zärtlich umſchlang, ſtets des Stiftes eines Zeichners wert.

„Ich bin wirklich neugierig, dieſes Fräulein Wallux zu ſehen,“ ſagte Marie mit ihrem friſcheſten Lächeln, als man gemeinſchaftlich bei Tiſche ſaß.

„Das kannſt du bald haben, Mariechen,“ verſetzte der Steuermann. „Paß man acht, wenn wir binnenkommen; dann ſteht ſie auf der Werft und winkt ihm mit ihrem Taſchentuch. Morgen nachmittag ſind wir da.“

Er hatte ſich bei ſeiner Vorherſage jedoch um einige Stunden verrechnet; die Briſe, die während der ganzen Fahrt nur flau geweſen, flaute gegen das Ende derſelben noch mehr ab, ſo daß es bereits ganz finſter war, als der kleine Schoner endlich den Hafen erreichte und an ſeinen Liegeplatz langſeit der Werft heranholte. Auf dem nur ſpärlich erleuchteten Bollwerk ließ ſich, außer einigen Lungerern, niemand ſehen.

Der Schiffer ſtand auf dem Achterdeck und ſchaute die Werft hinauf und hinab.

„Sie iſt nicht da,“ ſagte der Steuermann. „Konnteſt ſie ſo ſpät auch nicht mehr erwarten. Es iſt ja zehn Uhr.“

„Na, dann gehe ich morgen zu ihr,“ erwiderte Niklas. Er war eigentlich enttäuſcht, weil Marie nun, wo er mit ihr „klar“ war, nicht Zeugin ſeines Wiederſehens mit Aurelie werden konnte.

Er überwachte noch das Feſtlegen des Fahrzeugs an den Poldern, dann ſtieg er hinab in die erleuchtete Kajüte. Marie und der Steuermann folgten ihm bald, und man beſchloß, ſich noch eine Weile mit einer Partie „Schafkopf“ die Zeit zu vertreiben.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, da hörte man einen schweren Schritt oben auf dem Achterdeck und gleich darauf dröhnte eine Stimme, die wie ein heiseres Nebelhorn klang, die Kampanjeluke herab.

„Keppen Ellerbohm an Bord?"

„Hier!" rief der Schiffer, seine Karten niederlegend.

„Jut, ick komm dal," sagte die Stimme, und kaum hatte der Steuermann noch Zeit, seinem Mariechen zuzuraunen: „Der alte Wallux!" da drängte sich auch schon eine mächtige Gestalt durch die Kajütsthür und streckte den beiden Seeleuten die große Hand entgegen.

„Ju'n Abend, Keppen, 'n Abend, Stüermann," dröhnte der alte Wallux. Dann richtete er schnaufend, denn er war noch etwas außer Atem, seine Blicke auf das Fräulein und wartete.

„Dat is den Stüermann seine Braut," sagte Ellerbohm mit etwas stockender Stimme. „Fräulein Schneidereit. Setzen Sie sich, Keppen Wallux. Korl, kreeg de Geneverbuddel rut."

„Danke, vör mi nich," erklärte Kapitän Wallux fest, wenn auch nicht ohne einige Überwindung.

Niklas Ellerbohm und sein Steuermann machten kein Hehl aus ihrem Erstaunen über eine so ungewohnte Enthaltsamkeit; ihr Besucher aber nahm davon keine Notiz, er rückte unruhig auf seinem Stuhl, als befände er sich unter einem Druck.

Nach einer langen Pause, während welcher die anderen ihn mit einiger Spannung beobachteten, streckte er abermals seine Hand aus und schüttelte Ellerbohms Rechte mit vieler Wärme.

Der junge Schiffer, von so viel Zuneigung und Hochachtung gerührt, murmelte ein paar unverständliche Worte.

Nunmehr erhob sich der Alte, legte seine schwere Hand auf Ellerbohms Schulter und sah ihm ins Gesicht; dann schüttelte er ihm zum drittenmal die Hand und klopfte ihm sanft den Rücken.

„Is wat passeert?" fragte der Kapitän des „Falke" und stand gleichfalls auf, denn diese merkwürdigen Gefühlsäußerungen des alten Herrn beunruhigten ihn. „Aurelie — se is doch woll nich krank?"

„Schlimmer as dat, veel schlimmer as dat, min arme Jung," antwortete Kapitän Wallux. „Se is verheirat't."

Niklas Ellerbohm stand wie vom Donner gerührt.

„Seit wenn?" brachte er endlich mühsam hervor.

„Seit Donnersdag vör veertein Dag, vörmiddags Klock halbig ölben", sagte der Alte.

„Un — Er? Wat is Er?"

„Feldwebel. Siebentes Pommersches Infanterie-Regiment Nummer 54, erstes Batteljon, dritte Kompagnie. Ein verdammter Schaschke,*) aber dat helpt nu nich mehr. Ich hätt's dich ja schreiben können, aber ich dacht', ich wollt's dich lieber so allmählich beibringen un mündlich sagen. Holl' de Ohren stief, min Jung, et giwwt noch mehr Deerns an Land."

Er nickte den Anwesenden kurz zu, wendete sich, stampfte die enge Treppe hinauf und verließ das Fahrzeug.

Kapitän Ellerbohm war wieder auf seinen Stuhl gesunken. Eine Zeitlang saßen alle drei ganz still, ab und zu nur tauschten Korl und Marie einige gewisperte Bemerkungen aus; endlich, als das Schweigen drückend wurde, zogen die beiden sich in ihre Kammern zurück. Jetzt saß der Schiffer allein am Tische, die Blicke verloren auf einen Astknoten in der gegenüberliegenden Holzwand gerichtet.

So saß er noch lange. Das allenthalben herrschende tiefe Schweigen wurde nur gelegentlich durch ein leises, unterdrücktes Kichern hinter der Kammerthür des Mädchens unterbrochen, und auch aus dem Schlafraum des Steuermanns wurde ab und zu ein ersticktes Prusten und Gurgeln vernehmbar.

Die ausgehende Lampe rief ihn endlich in die Wirklichkeit zurück und nun suchte auch er still seine Koje auf.

*) Spottname der pommerschen und preußischen Seeleute für die Soldaten.

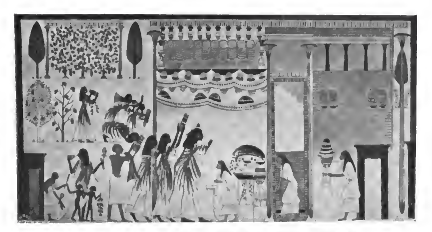


Abb. 1. Altägyptisches Landhaus. Wandgemälde in einem thebanischen Grabe.

# Aus einer altägyptischen Kleinstadt.

Von

**Prof. Georg Steindorff.**

Mit achtzehn Abbildungen.



Es gibt wohl kein Land der Erde, in dem uns dank dem regenlosen Klima und dem alles beschützenden Wüstensande so viele Zeugen einer uralten Kultur und Civilisation erhalten geblieben sind, wie in Ägypten. Zahllos sind die Tempel und Felsengräber, die Pyramiden und kleinen Grabbauten, die Obelisken und Götterbilder, — von der Unmasse kleiner Gegenstände, die unsere Museen aufbewahren, ganz zu schweigen — die uns noch heute Kunde geben von einer versunkenen Welt, deren Spuren sich bis in das vierte vorchristliche Jahrtausend verfolgen lassen und die erst ihr Ende fand, als die fanatischen Anhänger Muhammeds den Sieg über die christlichen Ägypter errangen.

Wer heute als erholungsbedürftiger Tourist oder als arbeitsfreudiger Gelehrter den Boden des Nilthals betritt, wird immer wieder von neuem staunen über die Fülle antiker Bauwerke, die ihm allenthalben, meist in bewundernswerter Erhaltung, entgegentreten; um so mehr aber wird er sich wundern, wie gering die Zahl der Profanbauten im Vergleich zu den Gotteshäusern und Gräbern ist. Tempel, aber nirgends Paläste, Grabstätten, aber keine Wohnhäuser der Lebenden! Umsonst wird man ein ägyptisches Pompeji suchen, über dessen Plätze man schreiten, in dessen Straßen man schlendern, in dessen Häusern man Einkehr halten könnte. Wo sind denn aber die Großstädte Memphis und Heliopolis oder gar das hunderttorige Theben geblieben, von dessen gewaltiger Größe schon Homer singt? Was ist aus den Palästen der Pharaonen, den Villen der Großen, den Häusern der Bürger, den Hütten der Arbeiter geworden? Sind sie gänzlich vom Erdboden verschwunden, oder können wir noch irgendwie ihre Spur finden?

Zunächst ist auf diese Fragen zu antworten, daß es in der That noch große Ruinenfelder gibt, in denen wir die Reste alter Städte zu sehen haben, daß die Trümmer von Memphis und Theben und anderer Mittelpunkte altägyptischen Lebens wohl noch vorhanden sind und an einzelnen Stellen sogar gewaltigen Umfang haben, daß aber die meisten Reisenden und selbst



Abb. 2. Thonmodell eines ägyptischen Hauses. Aus dem Königlichen Museum in Berlin.

wandelt werden. Galt es dann die alten Wohnräume durch neue zu ersetzen, so erließ man sich die Mühe, den Bauplatz von den Trümmern zu säubern, und führte, ungehindert durch den Einspruch einer baupolizeilichen Behörde, auf den Trümmern und mit den noch verwendbaren Überbleibseln des alten Hauses das neue auf. So baute eine Generation über der anderen, allmählich erhöhte sich das Stadtgebiet, und nur schwer

Fachgelehrte ihnen keine oder nur geringe Aufmerksamkeit schenken, weil die prächtigen Tempel und Gräber mit ihren interessanten Inschriften und lehrreichen Wandbildern eine größere Anziehungskraft auf sie ausüben, als jene unscheinbaren Schutthaufen. Dazu kommt, daß das, was in diesen Städteruinen zu Tage liegt und sich dem forschenden Ange darbietet, einer verhältnismäßig jungen Zeit angehört; die Häuserreste, die wir sehen, sind meist aus der griechischen oder römischen Periode, gehören also den letzten Jahrhunderten v. Chr. oder den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung an. Die Trümmer aus der alten Pharaonenzeit, die wir suchen, sind tief unter jenen späteren begraben und gewiß so zerstört, daß es kaum gelingen würde, von der Bauart und Einrichtung der Häuser ein ungefähres Bild zu gewinnen. Die Gründe für diese auffallende Erscheinung lassen sich unschwer finden. Das Material, aus dem die alten Aegypter ihre Privatbauten errichteten, bestand vornehmlich aus ungebrannten Ziegeln, nur ganz vereinzelt fand Haustein Verwendung. So leisteten die Häuser den Unbilden der Zeit nur geringen Widerstand, und wenn gar der Himmel gelegentlich seine Schleusen öffnete — was selbst in dem regenlosen Klima Oberägyptens alle hundert Jahre einmal vorkommt — so konnte ein ganzes Stadtviertel in ein wüstes Schlammchaos verdürfte es möglich sein, von den letzten, auf der Oberfläche liegenden Trümmern der nachchristlichen Zeit in die Ruinen der Ramessidenperiode des zweiten vorchristlichen Jahrtausends oder in noch ältere Schichten zu gelangen.

So war man denn bis vor kurzem für die Kenntnis des ägyptischen Wohnhauses auf wenige, übrigens stark verzeichnete Darstellungen (Abb. 1), die sich auf den Wänden von Gräbern vorfanden, sowie auf ein paar Modelle von Gebäuden, die den Toten mit ins Grab gegeben waren (Abb. 2), angewiesen. Was sie uns lehrten, war aber nur wenig, und gar von der Gesamtanlage einer ägyptischen Stadt konnten wir uns mangels geeigneter Abbildungen und litterarischer Berichte überhaupt kein Bild machen. Dies ist nun anders geworden, seitdem es im Jahre 1888 dem englischen Archäologen Flinders Petrie gelungen ist, eine alte Stadtruine aus dem Jahre 2000 v. Chr. in noch ziemlich unversehrtem Zustande aufzudecken, und seit derselbe Gelehrte wenige Jahre später die etwa 600 Jahre jüngere Stadt von Tell el Amarna (südlich von dem heutigen Minje), die zwar schon früher, aber nur oberflächlich bekannt war, einer genaueren Durchforschung unterzogen hat. Beide Städte haben nur ein kurzes Dasein geführt; kaum hundert Jahre sind sie bewohnt gewesen, dann wurden sie von ihren

Einwohnern verlassen, und nie wieder hat sich in späterer Zeit jemand auf ihren Trümmern angesiedelt. Diesem Umstande ist es denn auch zu danken, daß sie nicht wie andere ägyptische Städte unter den Wohnstätten späterer Geschlechter begraben worden sind, sondern sich in ihrem alten Zustande bis auf den heutigen Tag verhältnismäßig gut erhalten haben. Besonders die ältere der beiden Ruinen, die heute Kahun genannte Stadt, hat unter der schützenden Decke des Wüstensandes nicht zu sehr gelitten; hier sind die unteren Teile der Häuser freigelegt und in den Zimmern die mannigfachsten Reste des Hausrats der alten Bewohner gefunden worden, so daß wir uns ein klares Bild von dem Leben und Treiben in dieser altägyptischen Kleinstadt machen können. Wie es hier etwa im Jahre 2000 v. Chr. ausgesehen hat, sollen dem Leser die folgenden, nur auf dem Ergebnis der Ausgrabungen beruhenden Schilderungen zeigen.

Um nach Kahun oder, wie die Stadt im Altertum hieß, nach Hetep-Wesertesen (d. i. „Es ruht König Wesertesen") zu gelangen, müssen wir uns von dem heutigen Kairo aus stromaufwärts begeben und dem großen Nebenarme des Nil, dem Bahr-Jussuf, dem „Josefskanal" folgen. Dieser fließt parallel dem Nil, von Süden nach Norden am Rande der libyschen Wüste entlang. Nordwestlich von der Stadt Benisuêf macht er eine entschiedene Biegung nach Westen, durchbricht einen Höhenzug des Wüstenplateaus und strömt in die Faijumlandschaft, die Provinz des alten Mörissees, die durch ihn zu der fruchtbarsten Landschaft von ganz Ägypten gemacht wird. An der Stelle nun, an der der Fluß in das Faijum eintritt, bei dem heutigen Illahûn, beschloß der König Wesertesen II. (um 2000 v. Chr.) oben auf dem Plateau der Wüste sich eine Grabpyramide zu erbauen (Abb. 3). Zahlreiche Arbeiterscharen wurden herbeigezogen, höhere und niedere Beamte wurden angestellt, um das große Werk zu beaufsichtigen. Sie alle mußten aber untergebracht werden und für sich und ihre Familien Wohnungen erhalten, und da keine größere Ortschaft in nächster Nähe lag, so wurde auf Befehl Seiner Majestät die Gründung einer besonderen Stadt in unmittelbarer Nachbarschaft des Pyramidenbauplatzes beschlossen. Die mit der Anlage des Grabes beauftragten Architekten entwarfen einen genauen Plan; die Stadtmauern wurden abgemessen, die Straßen abgesteckt, die Häuserquartiere verteilt, und es dürfte kaum ein Jahr verflossen sein, bis die neue Stadt fix und fertig dastand. Freilich, das Bauen ging auch schneller von statten als heutzutage; der Boden wurde nicht, etwa wie in einer modernen Stadt, tief ausgeschachtet; höchstens sechzig Centimeter tief wurden die Fundamente gelegt, die ja auch bei dem milden Klima Ägyptens nicht vor Frost geschützt zu werden brauchten. Auch die Beschaffung des Baumaterials erforderte keine große Mühe. In dem Nilthal war reichlicher Schlamm vorhanden. Er wurde mit Hacken gelockert, mit Wasser aus dem nächsten Tümpel angefeuchtet, mit etwas Sand und geschnittenem Stroh vermischt (Abb. 4) und dann in rechteckigen Holzformen gepreßt und abgestrichen. Hierauf wurden die fertigen Ziegel aus der Form genommen und einige Tage, häufig auch



Abb. 3. Grabpyramide Wesertesens II. bei Illahûn.

nur wenige Stunden an der Sonne getrocknet. Gebrannte Ziegel kannte das ganze ägyptische Altertum nicht. Die gewöhnliche Größe der Ziegel war übrigens eine ziemlich bedeutende: 38 cm lang, 18 breit und 12 hoch (Abb. 5). Auch die Art, die Ziegel aufzusetzen, weicht von der bei uns üblichen ab. Während unsere Maurer nämlich die Steine auf die breite Fläche aufzulegen pflegen, setzten die Ägypter abwechselnd eine Reihe auf die breite, eine auf die schmale Seite, sodaß stets einer flachen eine hochkantige Schicht folgte. Diese zu lernen. Während aber die meisten ägyptischen Arbeiter sich erst dem vor dem Stadtthore gelegenen Tempel zuwenden, um in dem heiligen Bezirke den Himmlischen ein Gebet oder ein kleines Opfer zu weihen, schreiten wir ohne weiteres, von einem der Oberaufseher des Königs geführt, dem an der Südwestecke der Ringmauer befindlichen kleinen Thore zu.

Schnurgerade zieht sich vor uns die vierhundert Meter lange Westseite der Umfassungsmauer hin (Abb. 6), die quadratisch das ganze Weichbild der Stadt umschließt,

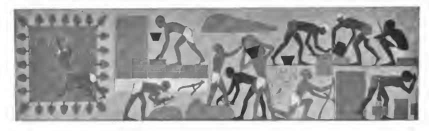




Abb. 4. Anfertigung von Ziegeln. Nach einem altägyptischen Grabbilde.

Methode zu mauern hat sich übrigens bis auf den heutigen Tag im Nilthale erhalten.

Es ist Mittagszeit; senkrecht fallen die Sonnenstrahlen hernieder und machen die Glut des Tages fast unerträglich. Die Aufseher, die die Arbeiten beim Pyramidenbau leiten, lassen eine Pause eintreten, und Männer, Frauen und Kinder eilen auf der breiten Straße, die sich auf der Ostseite des Bauplatzes nach der nur zehn Minuten entfernten Stadt hinzieht, ihren Häusern zu, um dort im Schatten das einfache Mahl zu verzehren und einige Zeit der wohlverdienten Ruhe zu pflegen. Wir schließen uns dem langen Zuge an, um bei dieser Gelegenheit die neue Stadtgründung Usertesens II. kennen und soweit wir wissen, nur noch auf der Ostseite durch ein zweites Hauptthor durchbrochen wurde. So nimmt die ganze Stadt nur einen Flächenraum von sechzehn Hektar ein, auf dem dichtgedrängt die Tausende von Bewohnern bei einander wohnen.

Durchschreiten wir nun das Südwestthor, so betreten wir das „Westend“ von Kahun, das nicht wie das Berliner oder Londoner Westend ein Quartier der Vornehmen und Reichen war, sondern im Gegenteil nur von den niedrigsten Fronarbeitern bewohnt wurde. Wie das Rückgrat eines Fisches wird es von Nord nach Süd von einer neun Meter breiten Hauptstraße durchzogen, von der nach rechts und

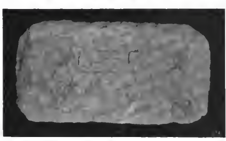
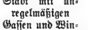


Abb. 5. Altägyptischer Ziegel.
Aus dem Königlichen Museum zu Berlin.

links kleine Nebengäßchen abgehen. Schon hier zeigt die regelmäßige Anordnung der Straßen und Häuserblöcke, daß wir uns nicht in einer natürlich angewachsenen orientalischen Stadt mit unregelmäßigen Gassen und Win-

kelstraßen befinden, sondern daß wir auf dem Boden einer nach einheitlichem Plane ausgeführten Ortschaft stehen. Kein Nürnberg oder Rothenburg, sondern ein Karlsruhe oder Mannheim des Altertums ist unser Kahun.

Wir nehmen unseren Weg in eins der kleinen Seitengäßchen, an dem rechts und links niedrige unscheinbare Häuschen stehen. Die Thür des einen ist nur angelehnt. Da seine Bewohner noch nicht von der Arbeit heimgekehrt sind, treten wir ungehindert ein und kommen zunächst in einen unter freiem Himmel liegenden offenen Hof (Abb. 7), auf dem ein kleiner, aus Lehm aufgebauter Pilz steht, der Behälter für das Getreide. Am Hofe liegen zwei niedrige Räume, von denen der eine als Wohnraum und Schlafgemach benutzt wird, während in dem anderen die jetzt auf der Weide befindliche Kuh, vielleicht auch nur eine Ziege nach Sonnenuntergang ihr Nachtquartier bezieht. Ein niedriger, aus ungebrannten Ziegeln zusammengestellter Herd, ein paar Matten aus Palmenbast, ein großer Wasserkrug, der auf einem thönernen Unter-

Abb. 6. Stadtplan von Kahun. Nach Petrie „Illahun."

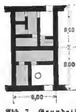


Abb. 7. Grundriß von zwei kleinen Arbeiterhäusern in Kahun.

satze steht, bilden die ganze Ausstattung dieser ärmlichen Wohnung.

Geräumiger ist schon das auf der Hinterseite angebaute Arbeiterhaus, dessen Eingangspforte in der nächsten Seitengasse liegt. Auch hier kommen wir wieder zunächst in einen dem vorigen ganz ähnlichen offenen Hof, an den sich, der Thür gegenüber, ein kleiner Stall für die Haustiere anschließt. Rechts vom Hofe liegen vier enge Gemächer, die wohl für den Hausherrn, seine Frau und die Söhne und Töchter des Ehepaars bestimmt sind. Denn wenn es auch dem Ägypter nach dem Gesetze gestattet ist, sich mehr als eine Frau zu nehmen, so können sich doch diese Ärmsten den Luxus der Vielweiberei nur in den seltensten Fällen gestatten und müssen, schon in Rücksicht auf die eng bemessenen Wohnräume, mit nur einer Gattin fürlieb nehmen.

Noch größer sind die Häuser in der nächsten Gasse. Hier führt die Eingangsthür nicht unmittelbar in den Hof (Abb. 8), sondern wir gelangen zunächst in einen kleinen Vorraum, an dem rechts ein kleines, links ein größeres Gemach liegt. Geradeaus führt eine Thür zu einem kleinen Zimmer, von dem aus eine Treppe hinauf auf das flache Dach leitet. Erst dahinter liegt der offene Hof, auf den noch ein kleiner Raum mündet. Auch in diesem Gehöft begegnet uns dieselbe Ärmlichkeit der Ausstattung, die uns schon vorhin aufgefallen ist. Auf dem Hofe ein Getreidebehälter, in den Zimmern einfache Matten und ein paar irdene Krüge. In dem großen Gemache, links vom Eingang, stehen auf einem niedrigen Tischchen mehrere feingearbeitete Alabastertöpfchen, in denen sich wohlriechende Salben befinden, daneben ein allerliebst geschnitztes Löffelchen, dessen Stiel mit einer Figur geschmückt ist, und ein sauber geputzter Spiegel aus gelbglänzendem Metall, dessen Holzgriff uns das Köpfchen der Liebesgöttin Hathor zeigt. Daß Salben selbst in einem so einfachen Haushalte vertreten sind, darf uns nicht wundern. Denn die Salbe gehörte ebenso wie das Brot zu den Lebensbedürfnissen der alten Ägypter, und der hungernde Proletarier klagt in einem Atem darüber, daß man ihm nichts zu essen liefert und ihm keine Salben gibt! In einer Ecke des Zimmers finden wir in einem hölzernen Kästchen einige der Werkzeuge des Hausherrn: ein paar kupferne Meißel mit Holzstiel, eine kupferne Messerklinge, einen Pfriem, gleichfalls aus Kupfer. Ein kleines Ledertäschchen, das daneben liegt, enthält unter anderen mehrere kleine Feuersteinmesser, die uns zeigen, daß in dieser Zeit in Ägypten Metall und Feuerstein noch nebeneinander in Gebrauch gewesen sind.

Wir kehren nun wieder in die große Hauptstraße zurück und verfolgen diese auf dem Wege, den wir gekommen sind, bis zu einem Häuserviertel, in dem sich einige Bauten erheben, die die von uns bis jetzt besuchten erheblich an Größe übertreffen. Sie gehören nicht mehr einfachen Fronarbeitern, sondern den Meistern an. Hatten die früheren Häuser nur eine Front von sieben bis acht Metern, so nehmen die, welche wir jetzt vor uns haben, eine Breite von elf Metern ein. Wir klopfen an das Hausthor. Ein ältlicher Thürhüter, der in einem kleinen Gemach links vom Eingang geschlafen, öffnet und geleitet uns durch einen etwa acht Meter langen Korridor in den Hof, in dem eine Treppe auf das Dach des Hauses und zu mehreren Obergemächern führt. Auf den Hof selbst öffnen sich noch drei Thüren, die in die Wohn- und Schlafräume, sowie in die Stallungen Zugang gewähren. — Ähnlich wie dieses ist auch ein Nachbarhaus angelegt, in dem sich gleichfalls alle Räumlichkeiten um den Hof gruppieren.

Das „Westend“ von Kahun ist von dem um vieles größeren „Ostend“ durch eine große Mauer getrennt, die unseres Wissens von keinem Thor durchbrochen wird. Schärfer als hier sind wohl nirgends die Gegensätze von arm und reich, Besitzenden und Besitzlosen getrennt gewesen. Um nach dem vornehmen Viertel zu gelangen, müssen wir wieder zu dem südwestlichen Eingangsthore zu-

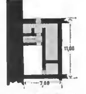


Abb. 8. Grundriß eines größeren Hauses in Kahun.

rückwandern und an der Stadtmauer entlang, zunächst in nördlicher, dann in östlicher und endlich wieder ein Stück in südlicher Richtung schreiten. Von Zeit zu Zeit hemmt unseren Weg ein großer Kehrichthaufen, auf den die Bewohner Scherben und zerbrochenen Hausrat, Schutt und alte beschriebene Papyrusfetzen geworfen haben. Wir nehmen einen Topfscherben von eigentümlicher Thonfarbe und mit sonderbaren Ornamenten auf (Abb. 9). Auf den ersten Blick sehen wir, daß das Gefäß, dem er zugehörte, nicht von einem ägyptischen Töpfer gefertigt ist, sondern die Beschaffenheit des Thons und die Form der Verzierungen zeigen deutlich, daß es fremde Ware von großen Handel die Ägypter schon am Anfange des zweiten vorchristlichen Jahrtausends trieben und wie sie nicht nur mit den semitischen Syrern, sondern sogar mit den vorhellenischen Bewohnern der Gestade des Ägäischen Meeres in Verkehr getreten sind.

Südwärts der Stadt, in der Ebene des Nilthals, durchziehen zahlreiche kleine Rinnsale und Kanäle die Felder, deren hohe, reife Ähren nur selten von einem leisen Lufthauche bewegt werden. Die Ernte hat bereits begonnen. Männer sind beschäftigt, das Getreide abzumähen. Sie thun dies mit kleinen hölzernen Sicheln, deren Messer aus einem scharf gedengelten




Abb. 9. Ägäische Topfscherben aus Kahun. Nach Petrie „Illahun."

den „Inseln im Großen Meere" ist. Barbaren, Händler von einem der Eilande des Ägäischen Meeres, von der kleinasiatischen, vielleicht gar von der griechischen Küste brachten diese Töpfe, mit wohlriechenden Salben oder anderem köstlichen Inhalte gefüllt, nach einem der Handelsplätze im Delta und tauschten den in Ägypten sehr begehrten Artikel gegen Erzeugnisse des Nilthals, Fayencevasen oder Skarabäen ein. Durch Kaufleute wurden die fremden Waren im Lande weitervertrieben, und so haben die eigenartigen Scherben schließlich auf einem der Schutthaufen vor den Thoren von Kahun ihre Ruhestatt gefunden. Sie erzählen uns in beredten Worten, welch oder geschliffenen Feuerstein besteht, der mit dunklem Kitt in den Griff eingelassen ist (Abb. 10). Dort werden die frisch geschnittenen Ähren zu Garben zusammengebunden und zu Haufen aufgeschichtet, um zunächst etwas auszutrocknen. Dann kommen die Esel, werden mit den Garben beladen und unter den Stockschlägen der Treiber mit ihrer Last zu der nahen Tenne getrieben (Abb. 11). Diese ist eine kreisrunde Fläche aus hartem Lehm, mit etwas erhöhten Rändern. Ist das Korn auf ihr ausgebreitet, so werden Rinder oder Widder im Kreise über die Ähren getrieben, um sie auszutreten. Alsdann werden Körner und Spreu mit einer dreizinkigen Gabel zu-

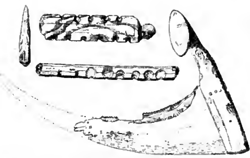


Abb. 10. Altägyptische Sichel und Feuerbohrer aus Kahun. Nach Petrie „Illahun."

280 Meter lange Straße, die diesen Stadtteil in seiner ganzen Breite von Ost nach West durchschneidet. Der fest gestampfte Boden der Straße senkt sich etwas nach der Mitte zu und — kaum trauen wir unseren Augen — in dieser Mitte zieht sich ein Rinnstein die Straße entlang, der das Abflußwasser, gelegentlich auch das Regenwasser entfernen soll. Wir haben hier und in den steinernen Gossen, deren Spuren sich auch in kleineren Nebenstraßen vorgefunden haben, das

sammengefegt und von Frauen in einem eigentümlichen Siebe gereinigt. Hierbei gehen aber nur die gröbsten Unreinlichkeiten, Stückchen Nilschlamm und ähnliches weg; die feinere Spreu wird in der Weise gesäubert, daß das Korn mittelst zweier kleiner Brettchen geschickt in die Höhe geworfen wird, wobei dann die Körner nach unten fallen, während die Spreu von dem Winde zur Seite getrieben wird. Jetzt erst wird das saubere Korn in Säcke gepackt, nicht ohne vorher vermessen zu sein, auf den Rücken der Esel geladen und hinein in die Stadt zur Scheuer getragen. Eben kommt ein Zug bepackter Grautiere, von den Treibern mit lautem Gekreisch vorwärts getrieben, zu dem östlichen Thore der Stadt. Wir lassen sie erst passieren und betreten dann selbst, an dem Häuschen des Thorwächters vorüberschreitend, das vornehme Ostquartier von Kahun. Hier am Thore beginnt auch die wichtigste Verkehrsader des Viertels, eine

älteste Beispiel einer künstlichen Straßenentwässerung vor uns.

Während auf der linken Seite unserer Hauptstraße zunächst mehrere kleinere Nebengassen mit Arbeiterwohnungen abzweigen, liegen zur Rechten und weiterhin auch zur Linken stattliche Grundstücke, die den höchsten Beamten von Kahun gehörten. Jedes davon bedeckt eine Grundfläche von über 2500 Quadratmetern und umfaßt an siebzig Räume und Korridore.

Unser Führer ist in dem glücklichen Besitze eines dieser Gehöfte, und wir folgen gern seiner Einladung, ihm einen längeren Besuch abzustatten. Die Front des Hauses zeigt, wie auch die der modernen orientalischen Häuser, keinerlei Schmuck; sie ist ganz schlicht gehalten, einfach abgeputzt, und nur das obere Stockwerk erhält durch die kleinen, vergitterten Fenster einige Abwechselung. Das Eingangsthor ist oben überwölbt; wir klopfen an, der Thürhüter schiebt den Riegel beiseite, die

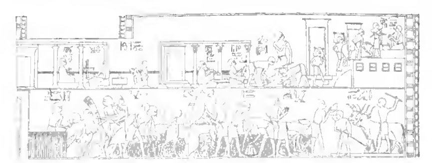


Abb. 11. Ägyptische Getreideernte und Speicher.



Abb. 12. Schlachten von Rindern Nach Lepsius „Denkmäler."

Doppelthür öffnet sich, und wir treten nun links in einen kleinen Vorsaal. Von diesem führt ein langer, unbedeckter Korridor zu einem zweiten Vorzimmer, in dem mehrere Fremde auf dem Boden hocken und die Heimkehr des Hausherrn erwarten. Unser Gastfreund geht stumm an ihnen vorüber und geleitet uns in den großen, offenen Hof, den Mittelpunkt des häuslichen Lebens.

Dieser Hof ist weit geräumiger als der in den kleinen Arbeiterhäusern, die wir bisher gesehen haben. Auf seiner Südseite erhebt sich eine von schlanken Holzsäulen getragene Halle, die Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen gewährt, indem sie den größeren Teil des Hofes selbst beschattet. Hier empfängt der Hausherr seine Freunde, hier sitzen die Schreiber und fertigen ihre Schriftstücke an, hier legen die niederen Beamten ihrem Vorgesetzten ihre Berichte vor. Diese Halle ist der wichtigste und unentbehrlichste Teil des altägyptischen Hauses, so wichtig, daß man ihn auch in den späteren Zeiten der ägyptischen Baukunst niemals aufgegeben hat, daß sich selbst noch in dem modernen ägyptischen Wohnhause unsere Halle unter dem Namen „Mandara" vorfindet und die gleichen Zwecke wie im Altertum als Empfangszimmer erfüllt.

Was aber sind die großen kastenartigen Gebäude, die sich gegenüber der Säulenhalle auf der Nordseite des Hofes befinden? Nirgends gewahrt man eine Thür, nur in gewissen Entfernungen ein in halber Höhe angelegtes, fest verschlossenes Schiebefenster. Eine Treppe von etwa zwanzig niedrigen Stufen führt auf das flache Dach hinauf (Abb. 11). Unsere Neugier wird schnell befriedigt. Die vom Felde heimgekehrten Esel unseres Freundes sind im Hofe von ihrer Last befreit worden; Sklaven sind herbeigeeilt und tragen nun die Kornsäcke auf ihren Schultern die Treppe aufs Dach hinauf. In dem Dache selbst öffnen sich verschiedene Luken, und durch diese wird das Korn in die dunklen, durch Mauern getrennten Räume hinabgeschüttet. Oben hockt noch ein Schreiber, der jeden abgelieferten Sack notiert und dadurch feststellt, daß von der Tenne bis hierher kein Kornsack durch die List ungetreuer Knechte abhanden gekommen ist. Wird das Getreide später gebraucht, so wird an das erwähnte Fensterchen eine Leiter gelegt, der Laden geöffnet und das nötige Getreide herausgenommen. So gleichen diese kastenartigen Speicher ziemlich genau unseren modernen Silos und bieten wie diese dem Getreide möglichst großen Schutz gegen Nässe und die noch viel schlimmeren Feinde, — Ratten und Mäuse. Ob freilich diese unwillkommenen Gäste ihnen ganz fern geblieben sind, ist sehr zweifelhaft. Denn sie waren in großer Zahl in Kahun vertreten, und Petrie fand fast kein Haus, keine Hütte, in der sie nicht deutliche Spuren ihrer zernagenden Thätigkeit hinterlassen haben.



Abb. 13. Frau, die Korn zerreibt. Aus dem Britischen Museum in London.

Wir sehen uns jetzt in dem Innern des Hauses etwas näher um. Unmittelbar an die Säulenhalle, die Mandara, wie wir

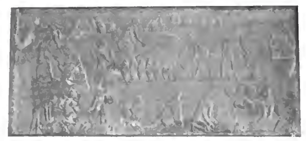


Abb. 14. Männer beim Bierbrauen. Aus dem Museum von Kairo.

sie mit dem arabischen Ausdruck bezeichnen wollen, schließt sich, fast in derselben Breite wie der Hof, ein langes Zimmer. Von ihm aus führt eine Mittelthür in den Speiseraum, während zwei Nebenthüren zu kleineren Gemächern Zutritt gewähren. Hinter dem Speisezimmer liegen das Schlafgemach unseres Gastfreundes und die Wohnräume seiner dem Knabenalter entwachsenen Söhne. Alle diese Zimmer bilden einen gesonderten Komplex des ganzen Grundstücks, sie sind das Herrenhaus, das Salamlik der modernen orientalischen Wohnhäuser.

Hinter dem Herrenhause dehnen sich die sehr umfangreichen Küchen- und Wirtschaftsräume aus, die aber auch unmittelbar von dem Eingange des Hauses durch einen offenen Gang erreicht werden können. Auch in diesem besonderen Teile des Hauses bildet ein Hof den Mittelpunkt; auch er wird von einer kleinen, laubenartigen Halle beschattet. Hier werden die für den Haushalt notwendigen Geschäfte besorgt. Zwei Schlächter sind damit beschäftigt, ein Rind sauber zu zerlegen; der eine schneidet mit dem Feuersteinmesser den Schenkel ab, den ein anderer mit beiden Händen festhält. Daneben steht noch ein dritter, der mit dem Wetzstein ein neues Messer schärft (Abb. 12). In einer anderen Ecke des Hofes wird Brot gebacken. Eine Dienerin in eng anliegendem weißem Gewande steht an einem steinernen Troge, der vorn in eine runde Wanne endigt. Mit beiden Händen hält sie einen runden Stein, mit dem sie die Gerste zu Mehl zerreibt, das, wenn es fein genug ist, vorn in den Trog geschoben wird (Abb. 13). Dann wird der Teig von einem Diener geknetet, mit den Händen zu dünnen, dreieckigen Fladen geformt und in dem kegelförmigen Ofen gebacken. Als Brennmaterial verwendete man trockenes



Abb. 15. Kinderspielzeug. Aus dem Königlichen Museum zu Berlin.

Schilf und wahrscheinlich auch, wie dies noch die heutigen Orientalen thun, den Mist der Haustiere, den man auf dem Dache in der Sonnenhitze getrocknet hatte. Überaus merkwürdig ist die Art, wie man Feuer anzündete. Man bediente sich dazu einer Bohrvorrichtung (Abb. 10): ein längliches Stück trockenes Holz wurde als Bohrer gebraucht und mit so großer Geschwindigkeit in eine darunter liegende Holzplatte gedreht, daß diese durch die Reibung in Brand geriet, ein Verfahren, das auch jetzt noch bei unzivilisierten Völkern, z. B. in Australien, zur Anwendung kommt.

Zu den Küchenräumen, an die sich seitwärts noch die Ställe anschließen, gehört auch die kleine Brauerei, in der das beliebte Hausgetränk der Ägypter, eine Sorte Gerstenbräu, bereitet wird. Es war wohl ein ähnlicher Trank wie das moderne „Bûzeh," an dem sich noch heute die Nilschiffer und Leute aus den niederen Ständen gern berauschen. Die Herstellung dieses Getränks war ziemlich einfach: hartes Gerstenbrot wurde zerbröckelt, mit Wasser gemischt und in einem großen Korbe durchgeknetet (Abb. 14). Das ablaufende Wasser fing man in einem großen, unter den Korb gestellten Bottich auf, ließ es in Gärung übergehen — und das Bier war fertig. Ob es uns freilich gemundet hätte? Ich glaube ebensowenig, wie sein moderner Abkömmling das Bûzeh, das einen abscheulichen Geschmack hat.

Wir kehren jetzt wieder in den großen Hof des Herrenhauses zurück. Von seiner Säulenhalle aus führt seitlich eine Thür in den Harem, das Frauenhaus, in dem die Frau und die Kebsweiber unseres Gastfreundes, sowie die unerwachsenen Kinder ihre Wohnung haben. Während jetzt im Orient keines fremden Mannes Fuß diese Gemächer betreten, kein unberufenes Auge die unverschleierten „Schönen" erblicken darf, war man im alten Ägypten in diesem Punkte nicht so ängstlich. Galt doch die Frau als die gleichberechtigte Gefährtin des Mannes, nahm sie doch an seiner Seite sowohl an den häuslichen Geschäften wie an den Vergnügungen, an Jagd und Fischfang teil. So wird es uns auch gestattet, ihre abgeschlossene Wohnung zu sehen, wobei wir uns nur des Wortes

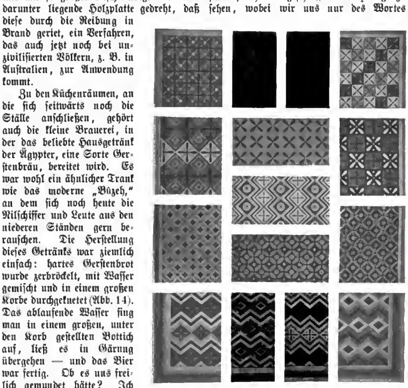


Abb. 16. Ägyptische Deckenornamente.
Nach E. Prisse d'Avennes „Histoire de l'art."

eines altägyptischen Weisen erinnern müssen: „Wohin du auch gehst, hüte dich, den Frauen zu nahe zu kommen; denn nicht gut ist es, wo sie sind." Woraus wir nicht schließen dürfen, daß besagter Weiser ein Frauenhasser war; stammt doch von ihm auch der andere Grundsatz: „Wenn du klug bist, gründe dir einen Haushalt und liebe dein Weib!"

Den Mittelpunkt des Harems bildet

ein offener Hof, der auf allen vier Seiten von Säulenhallen umgeben ist und in seiner Mitte ein kleines, flaches Wasserbecken enthält. In seiner ganzen Anlage zeigt er viel Ähnlichkeit mit dem Atrium des römischen Hauses. An ihn schließen sich zur Rechten und Linken kleinere und größere Gemächer, Wohn- und Schlafräume für die Frauen und Kinder an. Bei Tage halten sich die Bewohnerinnen fast ausschließlich in diesem Hofe auf; hier spielen die Kleinen, die völlig unbekleidet sind, mit „Murmeln," mit Puppen und Bällen (Abb. 15), mit dem hölzernen Krokodil und dem geschnitzten Hampelmann; die Frauen nähen oder sitzen am Webstuhl oder vergnügen sich mit Musik und Gesang.

Die Säulen, die das Dach der Hallen tragen, sind aus Stein gemeißelt; sie erheben sich auf runden, kuchenförmigen Untersätzen und sind oben mit zierlichen Kapitälen geschmückt, die die Krone einer Palme oder die um einen Holzbalken gebundenen Palmenblätter nachahmen. Auch in anderen Räumen sind teils steinerne, teils hölzerne Säulen als Stützen der Decke zur Anwendung gekommen; sie haben bald die eben geschilderte Form, bald sind sie acht- oder sechzehnkantig, wobei die Flächen bisweilen etwas ausgehöhlt sind, häufig nehmen sie auch die Gestalt von Lotos- oder Papyrusstengeln an. Die Decken aller Räume bestehen aus Palmenstämmen, auf die Stroh- und Schilfbündel gelegt wurden, die man oben und unten mit Nilschlamm verputzte. Daneben finden sich auch Zimmer, die mit Ziegelgewölben überdeckt waren, und zwar wurden diese Gewölbe ohne Zuhilfenahme eines Holzgerüstes in der Weise gebaut, daß man den zu überdeckenden Raum ganz mit Sand füllte, von oben aus dann die Decke mauerte und nach ihrer Fertigstellung den Sand wieder fortschaffte. Eine etwas wunderliche Methode, die sich aber aus dem in Ägypten herrschenden Holzmangel unschwer erklärt. Den Fußboden der Zimmer bildete ein festgestampfter Estrich aus Nilschlamm, über den dicke Matten gebreitet wurden.

Das Innere der Räume ist von reicher Ausstattung. Die Wände, deren untere Teile vielfach mit hölzernen Panelen verkleidet waren, schmückten bunte Teppiche oder Matten, und ebenso war die Zimmerdecke mit Matten behängt oder mit bunten, meist geometrischen Mustern, die die fehlenden Matten nachahmen und ersetzen sollten, prächtig bemalt (Abb. 16). Bisweilen treten uns statt der Teppiche an den Wänden auch farbenprächtige Bilder entgegen; so findet sich auf der Wand eines Gemaches die Darstellung des Hauses mit seinen überwölbten Zimmern, in deren einem wir den Herrn selbst beim Mahle erblicken (Abb. 17). Wo wir aber Ornamenten oder Bildern begegnen, müssen wir immer von neuem den Geschmack bewundern, mit dem die alten Künstler die Farben nebeneinander zu stellen und harmonisch abzustimmen verstanden.



Abb. 17. Darstellung eines Hauses. Wandbild in einem Hause in Kahun. Nach Petrie „Illahun."

Der Vorrat an Möbeln ist selbst in diesem reichen Hause verhältnismäßig klein. In dem Speisezimmer stehen ein paar große Lehnstühle, deren Sitz überflochten ist und deren Beine die Gestalt von Löwen- oder Kuhfüßen haben. Auch das Bettgestell ist mit Löwenfüßen und Löwenköpfchen verziert, mit Leder überspannt und wurde für den Ruhenden mit großen weichen Polstern bedeckt. Die Tische sind ziemlich einfach gestaltet; ein hoher

Fuß aus Stein, auf dem eine große Platte ruht, die an Stelle des Tischtuchs mit Schilf belegt wurde. Schränke zum Aufbewahren der Kleider und Stoffe fehlen ganz; sie werden durch viereckige Holzkästen, die bisweilen mit ungemein anmutigen Verzierungen geschmückt waren, ersetzt. Hohe hölzerne Gestelle tragen alabasterne Gefäße von mannigfachen Formen; für den täglichen Gebrauch in Küche und Haus bediente man sich aber irdener Töpfe und Teller, die mit eingeritzten Mustern, Pflanzen, Fischen, Zusammenstellungen von Linien verziert waren (Abb. 18).

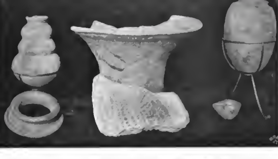


Abb. 18. Töpfe aus Kahun. Aus dem Königlichen Museum in Berlin.

Nachdem wir nun sowohl das Mittelgebäude mit seinen Herrengemächern und den Küchenräumen, als auch den linken Flügel, den Harem, besucht haben, werfen wir jetzt noch einen kurzen Blick auf den rechten Flügel des Hauses, der Vorratsräume und die Zimmer für die zahlreiche Dienerschaft enthält. Dann nehmen wir Abschied von dem Hausherrn und verlassen durch die Eingangsthür das Wohnhaus und durch die große Oststraße die Stadt „Es ruht König Wesertesen." —

Als die Pyramide des Pharao vollendet war, wandten die hohen Beamten und die Mehrzahl der Arbeiter der Stadt den Rücken; nur wenige Familien blieben in ihr zurück. Neue Häuser wurden nicht mehr gebaut, die alten verfielen und wurden als Grabstätten benutzt. Der Wüstenwind strich über die verödeten Bauten und deckte ein Bahrtuch von gelbem Sande darüber. Nun ist dies nach jahrtausendlanger Ruhe von dem modernen Forscher gelüftet worden und die Stadt nach tiefem Schlafe zu neuem Leben, wenn auch nur in der Welt der Wissenschaft, erwacht.

# Die Glocken.

Von

**Fritz Döring.**

Droben die ersten Sterne —
Drunten ein letzter Schein —
Klingen zwei Glocken der Ferne
Feiernd und tröstend darein!

Siehe, mein Herz, und was hüben
Mächtig die größere sprach,
Tönet die kleine von drüben
Still und melodisch jetzt nach.

Wie sie sich grüßen und einen,
Schwimmt, den Glocken gesellt,
Auch meine Seele zum Reinen
Über die dämmernde Welt!



# Neues vom Büchertisch.

Von

## Heinrich Hart.



Es entspricht dem Charakter unserer „exakten," farschungseifrigen Zeit, daß der Bildungsraman, der die Ergebnisse der Geschichts- und Naturwissenschaften in ein künstlerisches Gewand einkleidet, in der heutigen Litteratur einen breiteren Raum einnimmt. Aber eine Erfindung unserer Zeit ist er darum keineswegs. Schon in den ältesten griechischen Ramanen ist das didaktische Element stark vertreten, und die Ramane der römischen Kaiserzeit gehören fast sämtlich unter die Rubrik der „kulturhistorischen" Erzählung. Ja, man kann die Spur nach weiter zurück verfalgen; ist doch selbst das Hamerische Epos mit wissenschaftlichen Elementen durchsetzt. Die „Odyssee" bietet für das letzte vorchristliche Jahrtausend eine ähnliche abenteuerliche Schilderung der damals bekannten Welt, wie für die Gegenwart Jules Vernes „Reise um die Erde in achtzig Tagen," mit dem kleinen Unterschied freilich, daß die Odyssee ein dichterischer Genius geformt und gestaltet hat, die Achtzig-Tage-Reise aber ein begabter, witziger Feuilletanist. Diese Erinnerung an die Odyssee gibt aber zugleich einen Anhaltspunkt dafür, wie viel weiter und breiter sich unsere heutige Phantasie erstreckt, als die der alten Hellenen, denen selbst das Mittelländische Meer in seinen westlichen Teilen ein sa unbekanntes Nebelheim war, daß sie es in der Einbildung mit Sirenen, Kentauren und Halbgöttern bevölkern kannten. Heute ist uns die ganze Erde schon zu vertraut geworden, um für phantastische Varstellungen nach irgend welchen Spielraum zu bieten. Das Gelüst aber, über die Grenzen des jeweiligen Wissens hinauszuschweisen, in der unbekannten Ferne allerlei seltsame Wunder zu wittern, van Wesen zu träumen, die das Menscheumaß überschreiten, in jeder terra incognita ein Paradies, ein Eldorado, eine Atlantis zu ahnen, — dieser Trieb ist offenbar dem Menschen eingebaren. Und da die Erde nicht länger für salche Träume der geeignete Schauplatz ist, so erhebt sich die Phantasie zu höherem Flug und wandert in den Weltraum hinaus zu anderen Weltkörpern und Planeten. Bei den außerirdischen Reisen dieser Art, wie sie Jules Verne zu unternehmen pflegt, handelt es sich durchweg um Spiegelsechterei; er führt uns nie aus dem gewahnten Kreise der Erdenkinder hinaus, nur daß wir mit ihneu, statt nach Kamerun und Neuguinea, zuweilen auf den Mand ader auf einen Kometen verschlagen werden; und in seinen Schilderungen des Weltraums geht er im wesentlichen nicht über das hinaus, was in jedem astranamischen Lehrbuch zu lesen ist. Da ist unser Landsmann Kurd Laßwitz ein ganz anderer Weltraumführer. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse sind unbedingt tiefgründiger, als die Jules Vernes, aber gerade weil er mit den Ergebnissen der heutigen Technik und Astranamie in jeder Einzelheit vertraut ist, kann er seiner Phantasie alle Zügel schießen lassen, ahne dach je die Berührung mit dem festen Boden der Thatsachen zu verlieren. So märchenhaft auf den ersten Blick die Verhältnisse sich ausnehmen, die er in seinem Roman „Auf zwei Planeten" (Weimar, Emil Feller) varführt, im Grunde ist da keine Spur van Phantastik. Das Bild hält sich durchaus in den Grenzen des Realistischen, nur daß das Feld der Wirklichkeit über die sinnliche Augenfälligkeit hinaus erweitert ist. Während Jules Verne, was seine Beschreibungen der außerirdischen Welt angeht, sich darauf beschränkt, das wissenschaftlich Bekannte populär und feuilletanistisch zu verarbeiten, zieht Laßwitz aus dem, was feststeht, die notwendigen Folgerungen, er prajiziert gleichsam das Bekannte ins Unbekannte hinein, er sucht mit Hilfe der heutigen Lehrbücher zu ergründen, was in den Lehrbüchern vam Jahre 2000 stehen wird. Was die Wissenschaft als Möglichkeit hinstellt, gibt er als Wirklichkeit. Das will scheinbar nicht viel bedeuten; und doch braucht man den Raman nur flüchtig zu durchblättern, um zu merken, was in ihm für eine Phantasie- und Geistesarbeit steckt, die um sa höher anzuschlagen ist, als sie niemals ins Sinnlase, ins Spuk- und Zauberhafte sich verliert, sandern in jedem Augenblick die Kantralle des Verstandes verträgt. Es kostet schwerlich viel Kraftaufwand, wenn ein phantastischer Ramantiker die Bewahner irgend eines Sterns als Wesen mit sieben Köpfen, sechzig Armeu, mit einer Haut, die in allen Regenbagenfarben glänzt, und mit einem Horn im Nacken schildert; viel schwerer ist es, jene Wesen so zu zeichnen, daß ihre Eigenschaften genau den physikalischen Verhältnissen entsprechen, die uns van jenem Stern bekannt sind. In dieser Weise verfährt Laßwitz; seine Phantasie arbeitet ganz

gesetzmäßig, nicht ins Tolle hinein, sie baut Luftschlösser genau nach dem Richtmaß, mit Hilfe von Grundriß und mathematischer Berechnung. Laßwitz zeichnet ein umfassendes Bild von dem Planeten Mars, seiner Oberfläche und seinem Klima, seinen Bewohnern und Einrichtungen, seiner Geschichte und seiner Gegenwart, aber er zeichnet es auch so, daß es in jedem Zug die Kritik des Astronomen und des Technikers aushält. Infolgedessen ist an dem Bilde, rein äußerlich genommen, kaum etwas auszusetzen; ideell freilich weist es manche Beschränktheit auf. Auch Laßwitz kann nicht aus seiner Haut hinaus. Da nach ihm die Marskultur älter und vorgeschrittener ist, als die der Erde, so stellt er in den Marsbewohnern und ihren Einrichtungen bis zu einem gewissen Grade sein Lebens- und Wesensideal dar. Dieses Ideal ist natürlich ganz sein eignes, und jeder Leser wird es daher in diesem oder jenem Punkte zu bemängeln haben. Dem einen wird die Körperlichkeit der Martier durchaus kein Schönheitsideal sein, der andere wird ihre Ethik zu begrenzt finden, dem dritten werden die socialen Einrichtungen auf dem Mars keine übermäßige Achtung abnötigen. Aber an solcher Beschränktheit leidet jedes Idealbild. Und selbst da, wo Laßwitz nicht befriedigt, — anziehend und anregend wirkt er überall. Ein feiner Zug ist es, daß er den Mars nicht isoliert für sich vorführt, sondern ihn mit der Erde in engste Verbindung bringt. Das erreicht er auf eine einfache und doch höchst fesselnde Weise. Wie er erzählt, gelingt es eines Tages einer deutschen Luftballonexpedition, sich dem Nordpol der Erde unmittelbar zu nähern. Zu ihrem Erstaunen merken die Entdecker, noch ehe sie ganz herangekommen sind, daß die Gegend am Nordpol bereits besiedelt worden ist und zwar, allen Anzeichen nach, von Wesen, die nicht der Erde angehören. Dem ist in der That so. Nach vielen vergeblichen Versuchen haben es die Bewohner des Mars endlich fertig gebracht, auf eigenartig konstruierten „Raumschiffen" den Äther zu durchkreuzen und auf der Erde zu landen. Um diesen Planeten zu erforschen, ihn möglicherweise zu erobern, haben die Martier am Nord- und Südpol Stationen angelegt, die ihnen dazu dienen, die physikalischen und sonstigen Verhältnisse der Erde zu studieren. Der Luftballon der Deutschen gerät in den Bannkreis der Nordstation, aus dem er sich nicht wieder entfernen kann; denn dank ihrer vorgeschrittenen Technik haben die Martier ihre Ansiedelungen mit Apparaten ausgerüstet, die selbst die Schwerkraft zeitweilig und auf bestimmte Entfernungen hin aufzuheben und alles, was ihnen nahekommt, unwiderstehlich heranzuziehen vermögen. So kommt es, daß der Ballon in eine Art von magnetischem Wirbel gerät und zerstört wird; zwei der Insassen werden von den Martiern gefangen genommen. Sie lernen sich bald mit den Fremdlingen verständigen und werden ein wenig wie Kinder, sonst aber sehr menschlich, oder, was noch mehr sagen will, numisch behandelt, denn Nume ist der Name, mit dem sich die Marsleute selbst nennen. Einer von den beiden Deutschen entschließt sich sogar, die Heimfahrt eines der Raumschiffe mitzumachen, und gelangt so auf den Mars. Hier verliebt er sich und findet Gegenliebe, denn die Nume sind im allgemeinen Wesen wie wir, nur sind sie geistig und ethisch höher entwickelt, was sich schon im Ausdruck ihrer Augen verrät. Auf der Erde aber sind sie nicht imstande, sich anders als sehr schwerfällig und mühsam zu bewegen, da ja die Anziehungskraft des Mars weit geringer ist, als die der Erde und auch die atmosphärischen Verhältnisse auf beiden Planeten verschieden sind. Trotzdem wünschen die Martier, in einen regen Verkehr, vor allem Handelsverkehr mit dem Nachbarplaneten zu treten. Da aber die Staaten der Erde wenig Entgegenkommen beweisen, kommt es zum Kriege zwischen Mars und Erde, in dem die Nume durch ihre überlegene Technik leichte Siege erringen. So machen sie z. B. das deutsche Heer einfach durch einen riesenhaften Magneten, der alle Metallteile, Säbel und Gewehre, Helmspitzen wie Hufeisen, unaufhaltsam an sich zieht, kompfunfähig; die Infanterie ist in einem Nu waffenlos, die Reiter sind zu Boden geschleudert. Derart wird die Menschheit in kurzer Zeit der Oberhoheit der Numen unterworfen. Und wenn diese ihre Macht im großen Ganzen auch sehr glimpflich handhaben und hauptsächlich zur Erziehung der Menschheit ausnutzen, so werden die Erdenbewohner doch der patriarchalischen Bevormundung von Tag zu Tag überdrüssiger. Und schließlich bricht der Aufruhr gegen die Nume, die als Vertreter der Marsregierung auf der Erde weilen, los. Die Menschen haben inzwischen so viel gelernt, um die Eroberer mit ihren eignen Waffen, ihren technischen Gewaltmitteln, bekämpfen zu können, und da die Martier von der Verschwörung überrascht werden, so gelingt es, sie zu bewältigen. Auf diese Weise erlangt die Erde ihre Freiheit wieder; zwischen beiden Planeten aber tritt mit der Zeit ein Verhältnis guter Nachbarlichkeit ein. Künstlerisch ist der Roman ein etwas zwiespältiges Werk. Während die erste Hälfte fast dramatisch aufgebaut ist und sich spannend wie ein Sensationsroman liest, wirkt die zweite nahezu langweilig; die Handlung versandet, verflacht und enttäuscht durch die Trivialität der Liebesgeschichte und den politischen Krimskram aufs unangenehmste. Von einer Marsgeschichte verlangt man doch ideell einen „höheren Flug," als ihn Laßwitz schließlich wagt. Auch die Schilderung der Natur und der Zustände auf dem Mars wirkt nur bis zu einem bestimmten Grade ästhetisch befriedigend; dem Kolorit, der Stimmung fehlt es an jenem letzten Zauber, den nur der dichterische Genius zu erreichen vermag. So hoch sich die Phantasie des Verfassers im Technischen versteigt, nach der rein poetischen Seite hin verharrt sie in einer gewissen Zagheit; ebenso ermangelt die Charakteristik der gebührenden Größe, in den Gestalten des Romans bekundet sich vielfach der Einfluß Vernes. Laßwitz ist seiner ganzen Art nach ein Halbdichter; der Künstler in ihm hat sich beständig mit dem Wissenschaftler auseinanderzusetzen. Diese Zwitterhaftigkeit verrät sich schon in der Sprache, die wohl hier und da Glanz und Farbe annimmt, aber noch öfters sich ins Dürre, Berichtartige verliert; zuweilen glaubt man eher eine Abhand-

lung, als eine Erzählung zu lesen. Trotz dieser ästhetischen Mängel ist und dleibt das Werk eine Leistung, die höchster Achtung wert ist. Es frogt sich nur, ob es viele Leser gibt, die imstande sind, die Arbeit, die in dem Buche steckt, würdigen zu können; ich denke hier weniger an die Kenntnisse, die der Roman immerhin voraussetzt, als vielmehr an die geistige Reife, die es ermöglicht, die bedeutsamen Absichten des Erzählers zu erkennen und zu begreifen, daß der Roman weit mehr vorstellt, als einen Spoß von der Art, wie sie der Schalk Jules Verne zum besten zu geben pflegt.

Ein stork „lehrhafter" Zug geht auch durch den neuesten Roman Emile Zolas „Paris," den die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart in einer Übertragung A. Bergers veröffentlicht hat. Kaum eins der Werke Zolas verdankt einem rein dichterischen Schöpfungsdrange sein Entstehen; aber seine Absicht, ein Kulturbild zu geben und den Leser zu bestimmten Anschauungen hinzuführen, tritt in der einen Reihe seiner Romane weniger deutlich hervor, als in der anderen. Zu den Schöpfungen, in denen das poetische Gestalten überwiegt, gehören „L'Assommoir," „Germinal" und im wesentlichen auch „Nana," während die neueren Glieder des großen Cyklus, in dem Zola ein Bild des zeitgenössischen Frankreich zu geben sucht, von Sitten- und Kulturbeschreibung derart durchsetzt sind, daß sie zum Teil als Pamphlete in Romanform anzusehen sind. Dos gilt besonders von dem vorletzten Werke „Rom," das zur einen Hälfte Pamphlet, zur anderen — ein Handbuch über Archäologie, Kunst und Dogmatik vorstellt. Entschiedener als in dieser Arbeit offenbart sich der Dichter und Künstler Zola in dem vorliegenden „Paris," aber auch hier macht sich die Tendenz, das Kulturbild, zu aufdringlich geltend, ols daß das Werk einen ungetrübt ästhetischen Eindruck hinterlassen könnte. Die Art, wie Zola schafft, zeigt sich am klarsten in seiner Charokteristik. Nur ein kleiner Teil der in „Paris" auftretenden Personen ist mit dem Auge des Dichters erschaut, in der Weise des Künstlers gestaltet. Zum größeren Teile zeichnet Zola wie ein Sittenschilderer und Memoirenschreiber; er nimmt irgend eine zeitgenössische Erscheinung nicht etwa als Modell, sondern er gibt sie einfach wieder wie ein Photograph; alle Äußerlichkeiten der Person kommen vorzüglich zum Vorschein, über ihre Eigenschoften erfahren wir alles, was der gesellschaftliche und der Zeitungsklatsch über eine bekannte Persönlichkeit zu berichten weiß. Aber ein künstlerisches Vollbild, eine lebendig dichterische Gestalt, einen Charakter, der sein Innerstes, seine Seele, die Notwendigkeit seines Werdens vor uns entschleiert, erhalten wir nicht. Nur zu oft bringt diese Schaffensweise nichts als eine einseitige Karikatur zustande. Sieht man freilich von solchen rein ästhetischen Erwägungen ab, so ist es nicht zu bestreiten, daß der Roman als Gonzes durch seinen Ausdau, den Reichtum seiner Schilderung, durch den leidenschaftlichen Ausdruck socialer Empfindungen eine imponierende Wirkung erzielt. Mögen auch die Einzelzüge oft kleinlich erscheinen, so ergeben sie doch in ihrer Vereinigung ein Gesamtbild, dem der große Stil nicht abgesprochen werden kann. Im Grunde ist der Roman ein Hymnus auf die Weltstadt Paris, dos „Gehirn und Centrum der Erde," ein Hymnus, nicht ganz so schwülstig, aber ebenso pathetisch, wie ihn Victor in mehr als einem Gedichte singt, und ebenso naiv. Paris ist für Zola der „Kessel," in dem es heute noch unheimlich brodelt und gärt, aber was do gärt, ist die Menschheitszukunft; wenn das Gemisch sich abgeklärt hat, wird es eitel Licht, Gerechtigkeit, Brüderlichkeit sein. Von Paris ist die große Revolution ausgegangen, die des neuen Menschheitstages dlutige Morgenröte war, vom Poris wird dereinst die letzte Erlösung der Menschheit von der Ungerechtigkeit, die Befreiung vom Elend, die Verbrüderung aller Völker ausgehen. Wenn Zola sich solchen Träumereien hingibt, wird er ganz zum Lyriker, zum schwärmerischen Visionär. Dann durchströmt sein Werk zuweilen eine Welle lauterer Poesie, wie in der Abendschilderung des zweiten Bandes, in der es heißt: „Die sinkende Sonne, die hinter winzigen Purpurwolken unterging, überschüttete die Stadt mit einem Regen von Strahlen, die auf allen Seiten von der endlosen Unermeßlichkeit der Dächer zurückprallten. Man hätte meinen können, daß irgend ein riesiger, von der Glut des Gestirns verborgener Sämann mit gewaltiger Hand diesen goldenen Samen von einem Ende des Horizonts zum anderen schleudere. Pierre ließ seinen Empfindungen freien Lauf. ‚Paris wird von der Sonne besät. Seht nur, welch ein Ackerfeld, das der Pflug nach jeder Richtung durchkreuzt hat! Seht nur diese braunen Häuser, die Erdschollen gleichen, diese Straßen, die so tief und gerade sind wie Furchen!' Marie lachte und geriet in Eifer. ‚Ja, ja, das ist wahr — die Sonne desät Paris. Da seht nur, mit welcher majestätischen Gebärde sie da drüben bis in die fernen Vorstädte den Somen der Gesundheit und des Lichtes auswirft. Und sonderdar, die reichen Stadtviertel im Westen sind gleichsam von einem rötlichen Nedel überflutet, während der Samen wie gelber Staub auf das linke Ufer und die volkreichen Stadtviertel des Ostens niederföllt. Dort soll die Ernte aufgehen, nicht wahr?' ... Alle waren näher getreten und lächelten beifällig über diesen symbolischen Vergleich. In der That, je mehr die Sonne hinter dem Netz der Wolken unterging, desto mehr schien die Säerin des ewigen Lebens ihre Flammen mit freiwilliger Bewegung, in einem rhythmischen Ebenmaße, das gerade die Stadtteile der Mühe und Arbeit wählte, bald da-, bald dorthin zu schleudern. Eine Handvoll Feuersamen fiel dort auf das Schulviertel herob, und dann ging da drüben eine zweite Handvoll befruchtend auf die Gegend der Werkstätten und Fabriken nieder." Es ist bezeichnend für Zola, doß er auch diese poetische Sonnensaat mit Tendenz verquickt. Das sociale Thema beherrscht den Roman vom Anfang bis zum Ende. Auf der einen Seite steht die „satte," in Blasiertheit, Korruption, Unsittlichkeit verkommene „Bourgeoisie." Ihr Hauptvertreter ist der große Finonzmann Duvillard, der mit seinen Millionen die Regierung des Landes und die Gewissen aller Einfluß- und Stellenjäger beherrscht. Er selbst ist natürlich

ein Mann, dem jederlei Vorurteil, jederlei Bedenken fremd ist; er ist ein unangreifbarer Riese in allen Geld- und Machtfragen, aber er ist schwach wie ein Zwerg, wenn es sich um seine Sinnlichkeit handelt. Seine Geliebte führt ihn am Seil, wie der Savoyarde den Tanzbär. Diese Geliebte ist, was kaum versichert zu werden braucht, nicht Frau Duvillard; dafür hat diese Dame ihrerseits einen Geliebten, der nicht ihr Mann ist. Ein Verhältnis, das um so schmutziger und widerlicher erscheint, als die Frau um den Geliebten mit der eignen Tochter kämpft. Und damit das Bild der würdigen Familie nach allen Seiten hin vollendet erscheint, ist Duvillard fils ein Trottel, der mit 20 Jahren bereits vom Leben übersättigt, als Muster alles fin de siècle-Gigerltums einherschleicht. Im krassen Gegensatz zu dieser socialen Oberwelt steht die Unterwelt, wo das Elend ohne jede Milderung sich breit macht und wo die Verzweiflung den Thatenanarchismus gebiert, das Gelüst, die Welt mit Bomben und Dolchen zu reformieren. Der Anarchist Salvat ist vielleicht die wirkungsvollste Gestalt des Romans. Zwischen der Oberwelt und Unterwelt gibt es aber eine dritte Welt, in der die Braven und Tüchtigen hausen, die Arbeiter, die unermüdlich thätig sind, ob sie nun mit der Hand oder dem Gehirn schaffen. Sie sind es, die den Bau der Zukunft, von dem Zola träumt, errichten, sie kümmern sich nicht um Politik und sonstige Tagesinteressen, sondern erzeugen die Kräfte, die den beständigen Fortschritt sichern sollen. Eben deshalb sind sie die eigentlichen, die „guten“ Revolutionäre, die mit ihren Entdeckungen und Erfindungen, mit Wissenschaft und Technik die „menschliche Gesellschaft“ von heute unterminieren und die neue Zeit der Gerechtigkeit anbahnen. Zu dieser Gruppe gehört auch der eigentliche Held des Romans, oder vielmehr er entwickelt sich erst im Laufe der Erzählung zum Genossen der Zukunftsleute. Dieser Held, der Abbé Pierre Froment, ist im allgemeinen von sehr passiver Art; sein Selbstzweck ist sehr gering, im Grunde dient er nur dazu, Zola die Schilderung der verschiedenen Pariser Kreise zu erleichtern. In dieser Absicht wird der junge Priester fortwährend hin- und hergeschoben; einmal muß er in die Deputiertenkammer, damit eine Sitzung vorgeführt werden kann, das andere Mal in die Versammlung der Gläubigen, damit man das ultramontane Getriebe kennen lernt; heute besucht er den Bazar bei Duvillards, morgen schleicht er sich in die Höhlen der Armut, und schließlich müssen wir mit seinen Augen selbst die Hinrichtung des Anarchisten ansehen, obwohl es ganz unwahrscheinlich ist, daß der unerschütterliche Idealist sich zum Zuschauer eines solchen Aktes erniedrigt. Die einzige, freilich schwerwiegende That, die Pierre verrichtet, ist sein Verzicht auf den Priesterrock. Er sieht, wie Zola versichert, ein, daß die christliche Nächstenliebe die große sociale Wunde nicht heilen könne, daß sie nur wie ein Tropfen auf einen heißen Stein wirke. Und darum tritt er, nachdem er lange mit sich gerungen, in die Genossenschaft der Zukunftsarbeiter ein, die nichts mehr von der Barmherzigkeit, alles von der Gerechtigkeit erwarten. Erleichtert wird ihm der Übergang durch die Aussicht auf das Glück, das seiner harrt; von allen Frauen des Romans ist ihm die anziehendste, die frisch gesunde, immer lachende Marie zur Gattin bestimmt. Wenn aber Zola in dieser Ehe ein Symbol sieht, ein Symbol für die Fruchtbarkeit und Zeugungskraft des neuen Frankreichs, so macht die Statistik diese Vorstellung mitleidslos zu Schanden. Wie denn überhaupt der Roman dem Empfinden Zolas ein sehr günstiges, seinem Intellekt ein recht mäßiges Zeugnis ausstellt. Dem menschlichen Verhalten Zolas entspricht durchaus sein Schaffen; da ist alles impulsiv, leidenschaftlich, edelstes Wollen, Gefühlserregung ohne Ende, aber um Weisheit, Besonnenheit, Vernunft — das alles im höchsten Sinne gedacht — ist es schwach bestellt.

Es ist dafür gesorgt, daß alles in der Welt seinen Ausgleich findet. Wenn sich die Romane mit Wissenschaft durchsetzen, dann ist es kein Wunder, daß sich die Wissenschaft mit Poesie erfüllt. Man könnte vielleicht Reiseschilderungen nicht unter die Rubrik „Wissenschaft“ rechnen wollen. Aber wenn ein derartiges Buch an ethnologischen und völkerpsychologischen Ausblicken, an eigenartigen Betrachtungen so reich ist, wie das Werk „Notizen über Mexiko“ von Harry Graf Keßler (Berlin, Fontane & Co.), dann geht es über die Grenzen des Feuilletons hinaus. Es ist im Grunde ein Zwischengebiet zwischen Kunst und Wissenschaft, das Graf Keßler in diesem Buche betritt; das Auge des Künstlers, wie das Hirn des Denkers, ist an der Arbeit gleich beteiligt gewesen, Ästhetik und Erkenntnis kommen gleichermaßen zu ihrem Recht. Es gibt wenig Bücher, denen man so unbedingt und in so rühmender Meinung nachsagen kann, daß ein durchaus moderner Geist aus jeder Zeile spricht. Ein Mensch, der so ziemlich das ganze Wissen unserer Zeit beherrscht, aber sich zugleich an der neueren Kunst geübt hat, alle Dinge im Freilicht, in ihrer eigensten Farbe zu sehen, ein Mensch, der unbedingt vorurteilslos denkt und doch, oder gerade deshalb, auch den fremdartigsten Geistesbezeugungen ein sicheres Verständnis entgegenbringt. Objektiv in der Form, — denn der Reisende tritt mit seiner Person so wenig wie möglich hervor, — sind die Notizen doch mit Subjektivität gesättigt; man könnte aus den Betrachtungen, aus dem Stil, aus der Vorliebe für gewisse Stimmungen und Reize mit Leichtigkeit eine ungefähre Vorstellung von der Persönlichkeit des Verfassers gewinnen. „Notizen“ ist vielleicht ein zu dürres Wort für den farbigen Inhalt des Buches, und doch paßt es wiederum, weil Keßler allem Systematischen fast ängstlich aus dem Wege geht, so daß seine Schilderungen nur wie einzelne Reflexe wirken, nur wie Augenblickslichter über Menschen und Dinge hinhuschen. Über das, was den Wert, die Eigenart dieser Notizen ausmacht, spricht sich Graf Keßler in dem kurzen Vorwort selbst mit klarer Bestimmtheit aus. Er sagt dort: „Der Reisende, den Kunstwerke und Gesellschaftsformen, die längst für ihn keine Bedeutung mehr hatten, auf eine neue Weise zu rühren beginnen, weil sie Bekenntnisse von Seelen sind, gegen die ihn noch nicht die zu lange

schon gewußte Unmöglichkeit, ihr Geheimnis zu lichten, stumpf gemacht hat — — Dem begegnet es bei seinen Versuchen, eine neu geglaubte Geisteswelt zu enträtseln, daß er durch Augen, die er den Fremden leiht, in die Landschaft hinein nie geschaute Stimmungen sieht, und alltägliche Kunst mit barbarisch-fremden Phantasievorstellungen zu Symbolen verbindet, die für ihn noch nicht verblaßt sind; er liebt das *Reisen als die beste Kur für den müden* und durch Enttäuschungen oberflächlich gewordenen *Geist* ..." Die Fähigkeit, von der Keßler in diesen Sätzen spricht, die Fähigkeit, in die Landschaft neue Stimmungen hineinzusehen, Verblichenes und Verlebtes unter neuen Gesichtspunkten als etwas frisch Lebendiges anzuschauen, besitzt er selbst in hohem Grade. Gleich der erste Anblick der Stadt Mexiko regt ihn zu folgender Betrachtung an: „Das Auge empfindet zuerst von der Stadt nur die Gewalt der Farben und des tropischen Lichts in der Höhenklarheit ... Die Menschenmenge, die alles farbig umflutet, die helle rosenrote oder zartblaue Tünche der Häuser, um die das Licht beständig vibriert, die fernen Gletscher mit ihren bald mächtiger, bald nur blaß leuchtenden Firnen, und darüber ein Himmel, dessen Ton und Tiefe fortwährend wechseln, schaffen eine Bewegung von Farben und Reflexen, die wie ein Spiel das Auge beschäftigt. Diese Macht des Lichts könnte an den Gebäuden die Architektur fast ersetzen; sie gliedern sich selbst durch den Färbungsgegensatz ihrer oberen Teile zu den unteren. Unten grenzen die Schatten, weil wenig indirektes Licht sie trifft, an stechend Hellem tiefschwarz; oben, wie mit der wachsenden Höhe Reflexe und diffuse Helligkeit sich mehren, zerfließen sie zu durchsichtiger Farbigkeit. So bauen sich nach oben zu die Töne immer unbestimmter und zarter auf; fast Immaterielles ruht auf Massivem. Die Betonung des Baugerippes, die im blassen nordischen Tag des Architekten Hauptsorge ist, weil dort nichts anderes den Aufbau verdeutlichen kann, tritt hinter der Kunst zurück, die Lichtfülle in ihrem natürlichen Spiel zu unterstützen. Der Lichtton wird an Stelle von Linie und Masse zum Ausdrucksmittel des Architekten, die Architektur malerisch, statt konstruktiv ..." Mir scheint, daß man durch diese Art der Schilderung ein fast physisch deutliches Bild von dem architektonischen Charakter der Stadt empfängt. Über die Mexikaner selbst urteilt Keßler: „Ich glaube, daß die *Trägheit des Nervensystems* eine von den Thatsachen ist, die die Psychologie des Mexikaners am meisten beeinflussen. Die Sinne des Mexikaners vibrieren unter Eindrücken schwächer und pflanzen Empfindungen gedämpfter fort, als die des Europäers; seine Kleider sind grell, seine Gebärden eindringlich, das Essen besteht aus faden Abkochungen von Bohnen oder Mais mit den schärfsten Knoblauch- oder Pfefferzuthaten. Zwischen den verschiedenen Gesellschaftsschichten bemerkt man in der Nervenstumpfheit keinen Unterschied. Der Opernzettel zeigt nicht einfach an, daß die und die Oper aufgeführt werden soll, sondern heute wird „la grandiosa opera in cuatro actos del sublime maëstro Bellini „I Puritani" gegeben. Das ist für die oberen Klassen. Für die unteren zeugen die Reklamen, die Namen und Schilder der Butiken und Kneipen. Diese wenden sich nicht wie in Nordamerika an den Verstand und den Geldbeutel, sondern vertrauen auf Buntheit der Farben und auf pomphafte Inschriften. Eine fürchterlich bunte und schmutzige Spelunke, in der Gott weiß was getrieben wird, heißt „al Recreo de Fausto": zu Faustens Erholung; draußen ist Gretchen als Gounodsche Primodonna abgemalt, wie sie Faust, einen süßlich blonden Jüngling, dessen Vollbart üppig gelockt ist, hingegeben umarmt; beide Figuren überlebensgroß und in stechenden Farben." Ebenso charakteristisch schildert Graf Keßler die Regierung Mexikos, welche es für selbstverständlich hält, die Ordnung durch immer wiederkehrende plötzliche Niedermetzelung aller irgendwie Verdächtigen aufrecht zu erhalten, den mexikanischen Soldaten, der, wenn er allein für sich operiert, mit schauspielerischem Applomb den Helden markiert, in Reih und Glied aber ein ausgesprochener Feigling ist, weil er dort keine „Gloria" gewinnen kann.

Wie sich in all diesen Zeichnungen ein scharfer Beobachter verrät, so in den Landschaftsgemälden ein Dichter, der den verschiedensten Stimmungen bezwingenden Ausdruck zu geben weiß. Das gilt besonders von den Schilderungen der Ruinenstädte Yukatans und der Fahrt durch die Fiebergegenden, wo „die Luft selbst im Schatten immer schwer und warm bleibt". „Das Meereswasser umfließt einen, wenn man badet, wie lauer Balsam; ein feuchter Dunst steigt fortwährend aus der Lagune auf und schwebt vor allen Fernen wie ein Schleier von zitterndem Gold und Blau. Wie die Sünde den Augen der Frauen hier ihre lockende Tiefe zu geben scheint, so leiht die Fiebergefahr der glühenden Schönheit der Landschaft einen wunderbaren dämonischen Reiz." In ein schlagendes Epigramm, das den ganzen Jammer des Landes blitzgleich erhellt, klingt das Nachtstück aus, das Keßler von der Festung Veracruz entwirft. Er schildert zunächst das furchtbare Elend, in dem hier die Strafgefangenen vegetieren. „Der Lichtmangel hat alle zu einer Art von Larven entfärbt; man hat Mühe, einzelne auseinander zu kennen; die Reihen aschgrauer Gesichter, deren Augen in den zu tief gewordenen Augenhöhlen unsichtbar geworden sind, gleichen einander wie Totenschädel an Katakombenwänden." Dann aber schließt er diese Skizze mit der Bemerkung: „Auf dem Grund, auf dem die Festung steht, hat Cortez zum erstenmale am 21. April 1519 auf mexikanischem Boden das *Kreuz* gepflanzt." Die Religion der Liebe bedeutet für den Mexikaner auch heute noch nur einen Kultus; sein Inneres ist nicht davon berührt worden, das empfindet noch ganz wie in den Tagen, als dem blutigen Huitzopochtli Myriaden von Kriegsgefangenen geopfert wurden.





Albert Richter unter den Trophäen dreier Erdteile.

## Zu unseren Bildern.



Die Reihe der Einschaltsbilder unseres Heftes eröffnet ein schönes Blatt nach einer Aufnahme aus dem Würzburger Schlaß, dem unser erster Artikel gewidmet ist. Es erschien uns eine liebe Pflicht, dem herrlichen Bauwerk, das noch viel zu wenig bekannt und vor allem noch bei weitem nicht nach Gebühr gewürdigl ist, ein Denkmal in unseren Heften zu setzen.

Der Landschafter Hugo Mühlig, van Geburt ein Sachse, aber seit Jahren im kunstfrohen Düsseldorf thätig, gab uns in seinem graßen Erntebilde (zwischen S. 688 und S. 689) ein schönes abgeklärtes Werk. Es liegt so gar nichts Gesuchtes, nichts künstlich Kompaniertes in dem Gemälde: weit gestreckt dehnt sich die fruchtbare Ebene var unseren Augen; in langen Reihen liegt das gemähte Getreide, zwischen ihnen hantieren nach wenige Leute, die Mehrzahl der Arbeiter hat sich, im Vordergrunde, zur kurzen Rast gesammelt. Die Sammersanne brütet auf dem Felde. Es ist das alles sa einsach, sa schlicht — und doch von jenem stillen Zauberreiz überströmt, den die Natur überall in sich birgt für den, der affene Augen und das rechte Herz für sie hat. — Wir begleiten das Gemälde mit zwei Erntestudien desselben Künstlers (S. 677 und S. 684), die recht deullich Zeugnis ablegen van seinem sich in alle Einzelheiten vertiefenden Schaffen. —

Das Bildwerk „Die Patricierin" (zwischen S. 704 und S. 705) van Friedrich Kühn ist besonders interessant als sorgfältige Kostümarbeit. Es gehört einer Folge ähnlicher Werke an, welche für ein graßes Münchener Kaufhaus bestimml sind. Man muß es als ein erfreuliches Zeichen der Zeit ansehen, daß unsere bedeutenden Geschäftshäuser mehr und mehr die bildende Kunst zu ihrem Schmuck heranziehen, anstatt sich wie früher mit oft recht elendem, überladenem Ausputz aus der Hand des Dekarateurs zu be-

genügen. — Das kleine Bild „Junge Hühner" (zwischen S. 712 und S. 713) ist das Werk einer talentvollen Tiermalerin G. H. Knobloch und zeichnet sich durch die naturgetreue Durchführung des originellen Motivs aus; die kleinen Küken werden besonders unsere Leserinnen auf dem Lande erfreuen. — Spaniens Töchter sind berühmt durch ihre Schönheit und, noch mehr vielleicht, durch ihre Grazie. Fr. Masriera gibt in seiner Andalusierin (zwischen S. 656 und S. 657) den Typ seiner schönen Landsmänninnen wieder mit dem scharfgeschnittenen Profil, den dunklen Augen und Haaren, der schmiegsamen Gestalt, umhüllt von der unvermeidlichen Mantilla, die sie mit so außerordentlicher Anmut zu tragen wissen. — Das Gemälde „Ein guter Trapsen" (zwischen S. 672 und 673) kommt von der Staffelei eines der bedeutendsten französischen Künstler aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts und befindet sich jetzt, als ein Werk von anerkannter Bedeutung, in dem berühmten Museum der Vaterstadt des Meisters, in Besançan. Jean-François Gigoux wurde dort im Jahre 1806 geboren, studierte in Paris, dann in Italien und errang sich zuerst durch kirchliche Gemälde (die Flucht nach Ägypten, eine Grablegung, die büßende Magdalena) Anerkennung, um dann mehr und mehr zum Porträt überzugehen. Feste charakteristische Formengebung, ein für seine Epoche ungewöhnliches Streben nach kräftigen Wirkungen zeichnen ihn aus. Für die Freunde der Lithagraphie und die Sammler älterer Steindrucke unter unseren Lesern dürfte der Hinweis van Interesse sein, daß Gigoux' Partrātzeichnungen auf den Stein zu den besten seiner Zeit zählen und sehr viel zu dem Aufschwung der Lithographie in Frankreich beigetragen haben. —

Auf der diesjährigen großen Berliner Kunstausstellung, die gerade auf dem Gebiet der Plastik hervorragend Schönes bietet, erregt die zwischen S. 640 und S. 641 von uns wiedergegebene „Grabfigur" von Ald. Moritz Walff berechtigtes Aufsehen als ein Werk von ergreifender, schlichter Größe. Das Monument ziert das Grab eines vor Jahresfrist verstorbenen Bochumer Großindustriellen, des Geheimen Kommerzienrat Baare; auf den besonderen Wunsch des Künstlers wiederhalen wir es noch einmal auf S. 633, um die Situatian auf dem Friedhof selbst zur Darstellung zu bringen. —

Unser buntes Titelbild gibt ein frisches junges Mädchen, kurz vor der Siesta, wieder; das anmutige Bild ist nach einer flotten Ölstudie von Hans Pleß-Berlin reproduziert. —

Drei der dem Text unmittelbar eingefügten Bilder verdanken wir photographischen Aufnahmen: auf S. 645 eine allerliebste Schwarzwälderin, auf S. 669 den charakteristischen vielfaltigen Kapf einer alten Bäuerin aus dem Salzkammergut, auf S. 681 endlich einen ungemein interessanten Versuch, eine photographische Landschaftsaufnahme mit einer Staffage in Kostüm zu verschmelzen. Die „alten Germanen" mit ihrem Nachen sind nämlich ohne Zweifel von dem geschickten Photographen vor der Aufnahme in die Landschaft „hineingestellt" worden. —

Einem jüngst verstorbenen Freunde und vielbewährten Mitarbeiter unserer Hefte sei an diesee Stelle ein kurzer dankbarer Nachruf gewidmet: dem trefflichen Jagd- und Tiermaler, dem nie versagenden Illustrator Albert Richter, der nach für dies Heft die Bilder zu dem Artikel über die Shetlandsinseln zeichnete. Albert Richter war 1845 in Dresden geboren, besuchte die Akademie seiner Heimatstadt, machte aber zugleich, schon als angehender Künstler seine Sonderbegabung richtig erkennend, umfassende Studien im Tiergarten des nahen Moritzburg. Weitausgedehnte Reisen führten ihn dann erst in die deutschen Hochgebirge und in die ungarischen Ebenen, später nach Tunis und Algier, ja tief in die Sahara hinein. Es folgte ein längerer Aufenthalt in Amerika, ehe er — nun ein gereifter, in sich gefestigter Künstler — ins Vaterland heimkehrte, um sich in Langebrück bei Dresden ein eignes reizendes Heim zu begründen. Hier hat er auf Grund seiner reichen, in drei Weltteilen gesammelten Studien und in steter enger Fühlung mit der Natur seine besten Werke geschaffen, besonders Jagd- und Sportzeichnungen von packender Lebensfrische, Bilder aus den Prärien Amerikas, Scenen aus dem Leben der Cow-Boys oder der Indianer, Pferdebilder aus den ungarischen Ebenen u. s. w. Er war ein Künstler von reger Phantasie, van unermüdlichem Fleiß, großer Vielseitigkeit und außerordentlicher Geschicklichkeit, aber auch von strenger Gewissenhaftigkeit. Wir werden ihn und seine Mithilfe schwer entbehren, denn es gibt Gebiete der Illustration, auf denen er in der That kaum zu ersetzen ist. Sein Andenken aber bleibt bei uns in hohen Ehren. H. v. Z.





Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 58.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

